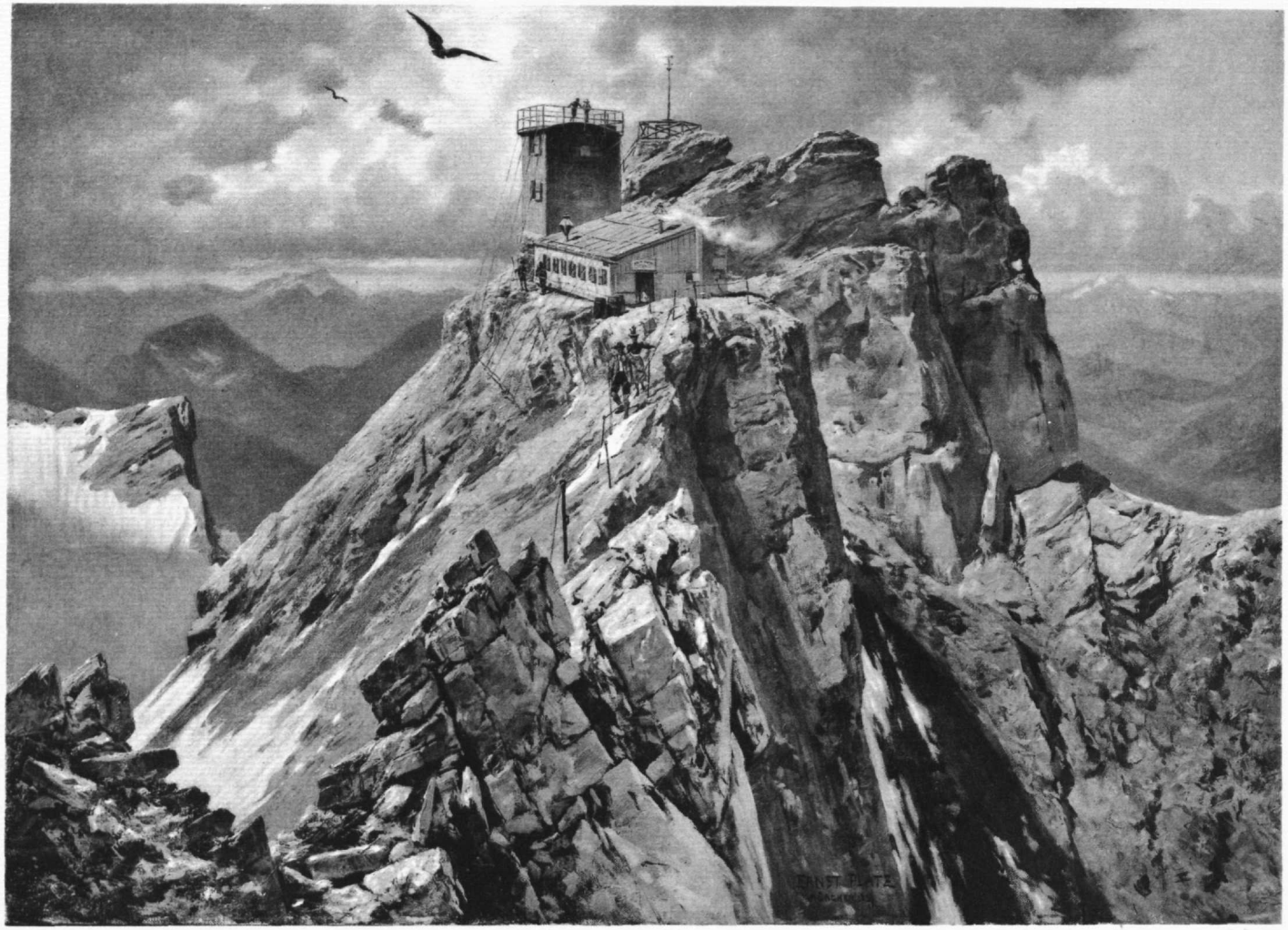


Ernst Platz pinx. Verlagsanstalt Bruckmann repr.

METEOROLOGISCHE HOCHSTATION AUF DER ZUGSPITZE

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

H. HESS.

JAHRGANG 1900. — BAND XXXI.

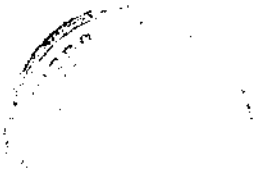
UB INNSBRUCK
+C142114304

MÜNCHEN 1900
VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN COMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.



BRUCKMANN'SCHE KUNST- UND BUCHDRUCKEREI, MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichniss.

		Seit
1.	Wilhelm Burkhard: Das Observatorium auf der Zugspitze	1
2.	Prof. Dr. R. v. Wettstein: Die wissenschaftlichen Aufgaben alpiner Versuchsgärten	8
3.	Anton E. Schönbach: Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen	15
4.	Albrecht Penck: Geomorphologische Studien aus der Herzegowina	25
5.	A. Rothpletz: Geologische Wanderungen im Rhätikon	42
6.	Dr. Max Eckert: Das Gottesackerplateau (ein Karrenfeld) in der Gebirgsgruppe des Hohen Ifen	52
7.	Dr. Robert Klein: Der Nordföhn zu Tragöss	61
8.	Dr. Emil Hogenauer: Der Alpinismus als Element der Culturgeschichte	80
9.	Friedrich Müller: Die Kačna jama im Karst bei Divača	97
10.	R. Schucht: Das Pitzthal	110
11.	Jean Habel: Aus den Alpen Nordamerikas	137
12.	Willy Rickmer-Rickmers: Der Kartsch-Chal in Transkaukasien	156
13.	Dr. Hans Lorenz: Über den Zmuttgrat auf das Matterhorn	179
14.	Leutnant W. Lohmüller: Die Aiguille de Grépon	193
15.	H. Cranz: Der Loferer Steinberg	211
16.	Frido Kordon: Streifzüge durch die Reisseckgruppe	227
17.	Fritz Benesch: Neun Tage im Gebirge der Rieserferner	261
18.	Dr. Karl Blodig: Wanderungen im Rhätikon	280
19.	Dr. Th. Christomannos: Die Latemargruppe	300
20.	Dr. Karl Bindel: Die Sellagruppe (II. Theil)	324
21.	H. Steinitzer: Die Carnischen Voralpen (I. Theil)	362
22.	A. Gstirner: Julische Alpen (Westlicher Theil)	395

Vollbilder.

		Zu Seite
1.	Meteorologische Hochstation auf der Zugspitze. Nach einem Gemälde von Ernst Platz. Lichtdruck von F. Bruckmann	Titelbild
2.	Matterhorn von der Dent d'Hérens. Nach einer Aufnahme von Vittorio Sella. Autotypie von C. Angerer & Göschl	184
3.	Loferer Steinberge: Ochsenhörner von Nordwest. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl	216
4.	„ „ Mitterhorn vom Lasthale. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	224
5.	Reisseckgruppe: Die Mühldorfer Seen mit der Hohen und Kleinen Leier. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	240
6.	„ Der Hohe See mit dem Reisseck. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann	256
7.	Rieserfernergruppe: Rauch- und Fensterlekofel. Nach einer Aufnahme von F. Benesch Autotypie von C. Angerer & Göschl	264
8.	„ Maria Rein gegen den Hochgall. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl	268

Zu Seite

9. Rieserfernergruppe: Hochgall vom Lenkstein. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 272
10. „ Ohrenspitzen gegen die Dolomiten. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 274
11. Rhätikon: Drei Thürme und Drusenfluh. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 288
12. „ Falknisgruppe mit Ruine Wartenstein. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 296
13. Latemar: Diamantidithurm vom Ostgipfel. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 312
14. „ Latemarthürme von der Rothlahn. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 320
15. Sellagruppe: Die Sellagruppe von den Tschierspitzen. Nach einer Aufnahme von E. Terschak. Autotypie von C. Angerer & Göschl 328
16. „ Die Pordoiwand vom Val Lasties. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 336
17. „ Auf dem Hochplateau. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 344
18. „ Eingang in das Val Culea. Nach einer Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 352
19. „ Val Lasties. Photographie von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 360
20. Claut gegen Westen. Gezeichnet von R. Reschreiter. Autotypie von C. Angerer & Göschl 368
21. Monfalcone-Gruppe vom Col dell' Agnel. Gezeichnet von R. Reschreiter. Autotypie von C. Angerer & Göschl 384
22. Gruppe des Monte Duranno. Gezeichnet von R. Reschreiter. Autotypie von C. Angerer & Göschl 392
23 Wischberg und Montasch. Gezeichnet von E. T Compton. Autotypie von C Angerer & Göschl 400

Bilder im Texte:

Seite

1. Dolinenreihe auf dem Mokrilogipfel . . . . Nach einer Aufnahme von Dr. A. E. Forster 26
2. Karstlandschaft an der Strasse von Trebinje nach Grab . . . . . „ „ „ „ „ 28
3. Abgeebneter Hochboden bei der Gjogjina gomila am Gacko Polje . . . . . „ „ „ „ „ 29
4. Geknickte Schichtmulde am Abfalle des Hadži begovo brdo bei Bilek . . . . . „ „ „ „ „ 32
5. Abradierte Schichtköpfe bei Ponikve östlich von Gacko . . . . . „ „ „ „ „ 32
6. Vlastica Planina östlich von Ragusa . . . . „ „ „ „ „ 33
7. Das Fatničko Polje von Orahovica gegen Nordwest . . . . . „ „ „ „ „ 34
8. Oberort in Tragöss . . . . . „ „ „ „ Max Helff in Judenburg 63
9. Dorf Wenns mit Burg Hirschberg 116
10. Lichtkamin in einem alten Pitzthaler Hause . Nach einer Zeichnung von Prof. Herm. Pfeiffer 118
11. Bemaltes Haus in Wenns . . . . . „ „ Aufnahme „ Prof. Dr. Miethe 119
12. Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern . . „ einem Bilde „ Prof. Alois Gabl 125
13. Bittgang zum Mittelbergferner . . . . . „ „ „ „ H. B. Wieland 128
14. Die alte Pitzthaler Tracht 129
15. Bearbeitung eines Ackerfeldes im Pitzthale . Nach einem Bilde von Prof. H. Pfeiffer 133
16. Hermit Range von Glacier House . . . . . „ einer Aufnahme „ J. Habel 138
17. Lawinentrümmer am Wege zum Illecillewaetgletscher . . . . . „ „ „ „ „ 139
18. Das Asulkanthal vom Wege zum Illecillewaetgletscher . . . . . „ „ „ „ „ 141
19. Blick in das North Fork-Thal . . . . . „ „ „ „ „ 143
20. Landschaft am Wapta (Kicking Horse-River) . „ „ „ „ „ 144
21. Die Nordseite der Emerald Range . . . . . „ „ „ „ „ 145

		Seite
22. Mount Wapta mit dem Lager	Nach einer Aufnahme von J. Habel	147
23. Ende des Waptagletschers	„ „ „ „ „	147
24. Kette der Rocky Mountains	„ „ „ „ „	149
25. Blick gegen den Waptagletscher	„ „ „ „ „	150
26. Mount Victoria	„ „ „ „ „	151
27. Mount Lefroy	„ „ „ „ „	153
28. Artwin	„ „ „ „ W. Rickmer-Rickmers	159
29. Djassim Aga's-Haus	„ „ „ „ „	161
30. Kapelle bei Sunati	„ „ „ „ „	163
31. Urwaldpartie bei Otingo	„ „ „ „ „	165
32. Centralpik	„ „ „ „ „	169
33. „ (Ostgrat)	„ „ „ „ „	170
34 u. 35. Aussicht von der Batumspitze I.	„ „ Skizze von Al. Hacker, gez. von A. Heilmann	172 u. 173
36. III. und II. Batumspitze	Nach einer Aufnahme von W. Rickmer-Rickmers	175
37. Fünffingerspitze	„ „ „ „ „	176
38. Matterhorn vom Obergabelhorn	„ „ „ „ Dr. Hans Brun	180
39. Zeltdach auf dem Schönbühl	„ „ „ „ „	181
40. Matterhorn vom oberen Grenzgletscher	„ „ „ „ „	183
41. Schweizer Gipfel des Matterhorns	„ „ „ „ „	185
42. Italienischer „ „ „	„ „ „ „ „	188
43. Aussicht vom Matterhorn gegen Westen	„ „ „ „ „	189
44. Aiguilles des Charmoz und de Grépon	„ „ „ „ † Alex. Brault	197
45. Aiguille de Grépon von der Grand Charmoz	„ „ „ „ „	199
46. „ „ (Wegskizze)	„ „ „ „ „	199
47. Abstieg vom Nordgipfel der Grépon	„ „ „ „ „	202
48. Hauptgipfel „ „	„ „ „ „ „	203
49. Aussicht vom Hauptgipfel nach den Grandes Jorasses	„ „ „ „ „	205
50. Erste Abseilstelle beim Abstiege	„ „ „ „ „	206
51. Zweite „ „ „	„ „ „ „ „	207
52. Dritte „ „ „	„ „ „ „ „	208
53. Dent du Requin vom Col des Nantillons	„ „ „ „ „	209
54. Schmidt-Zabierow-Hütte	„ „ Zeichnung von E. T. Compton	221
55. Blick von der Waidringer Nieder gegen die Glocknergruppe	„ „ Aufnahme von Jos. Schmidt in Lofer	223
56. Schloss Müllenstein in Radl	„ „ Zeichnung von E. T. Compton	229
57. Gipfel des Gmeinecks gegen Westen	„ „ „ „ „	231
58. Die Bösen Nasen und die Gurglitzen	„ „ „ „ „	234
59. Der teuflische Thorwart in der Rossalmscharte	„ „ „ „ „	239
60. Rickenfall mit Grüblwand	„ „ „ „ „	243
61. Ritterspitzen und Zauberernock	„ „ „ „ „	245
62. Ausblick vom „	„ „ „ „ „	245
63. Reisseck vom Stapnick	„ „ „ „ „	247
64. Auf dem Möselskamp	„ „ „ „ „	251
65. Winkelnock und Bärennock	„ „ „ „ „	253
66. Tomanbauernalm und Tristenspitze	„ „ „ „ „	255
67. Dössener See und -Scharte	„ „ „ „ „	257
68. In der Klinzerschlucht	„ „ „ „ „	260
69. Fensterlekofel von der Scharte	„ „ Aufnahme von F. Benesch	263
70. Morgenkofel und Wasserkopf	„ „ „ „ „	265
71. Elferscharte	„ „ „ „ „	267
72. Morgendämmerung auf dem Rieserferner	„ „ „ „ „	271
73. Hochgall und Wildgall	„ „ „ „ „	273
74. Wildgall von Osten	„ „ „ „ „	277
75. Am Antholzersee	„ „ „ „ „	278
76. Scesaplana von Osten	„ „ Zeichnung von E. T. Compton	282
77. Zimbaspitze aus dem Rellsthale	„ „ Aufnahme von Immler in Bregenz	286
78. „ vom Valbonakopf	„ „ „ „ „ „ „	287
79. Lindauerhütte mit den „Drei Thürmen"	„ „ Zeichnung von E. T. Compton	289
80. Dreischwesternberg von Übersaxen	„ „ „ „ „	293
81. Weissplatte vom Karrenfeld der Sulzfluh	„ „ Aufnahme von Immler in Bregenz	297

		Seite
82. Latemar vom Zaneihof	Nach einer Zeichnung von E. T. Compton	309
83. Diamantidi-Rinne von oben	„ „ „ „ „	313
84. Latemarstock von Gummer	„ „ „ „ „	315
85. Erzlahnscharte und Eggenthalerhorn	„ „ „ „ „	319
86. Im Vallon	„ „ Aufnahme von F. Benesch	331
87. Kamin am Südwestweg auf den Sas dal Lec	„ „ „ „ „	341
88. Der »Hammer« am Sas dal Lec	„ „ „ „ „	342
89. Unter dem Grat des Sas dal Lec	„ „ „ „ „	343
90. Blick von der Gamsscharte zur Marmolata	„ „ „ „ „	345
91. Der Sellastock von den Tschierspitzen	„ „ „ „ Dr K. Bindel	349
92. Im Val Setus	„ „ „ „ „	353
93. Bambergerspitze und Mittagszahn	„ „ „ „ „	355
94. Einstiegskamin am Dent de Mesdi	„ „ „ „ F. Benesch	355
95. Das schwierige Band am Dent de Mesdi	„ „ „ „ „	357
96. Casera Meluzzo	„ „ Zeichnung von R. Reschreiter	369
97. Monfalconegruppe	„ „ „ „ „	379
98. Cridolagruppe	„ „ „ „ „	383
99 Duranno und Cima dei Preti	„ „ „ „ „	386
100. Pregajanegruppe	„ „ „ „ „	387
101. Campanile di Val Montinaia	„ „ „ „ „	389

Kärtchen und Figuren im Text:

	Seite
1. Graphische Darstellung der Kosten der Hoch-Observatorien	3
2. Grundriss des Zugspitz-Observatoriums	5
3. Höhenübersicht der Meteorol. Observatorien	6
4 u. 5. Mosor-Querschnitte	39
6. Geologische Kartenskizze des Rhätikons	43
7. Profil durch den Dreischwesternkamm	44
8. „ „ „ Pilatus	45
9—11. Profil durch den Heupielkamm, Rothen Tschuggen und Pilatus	46
12. Profil durch das Mittagshorn	47
13 u. 14. Profil durch die Wasenspitze und Mittagspitze	48
15—17. „ „ „ Scesaplana, Kirchlispitzen und den Kessikopf	49
18—20. „ „ „ Gaisspitze, den Grubenpass und die Scheienfluh	50
21—33. Querschnitte etc. von Karrenformen	55—60
34. Föhnkarte des Hochschwabstockes	69
35. Plan und Schnitte der Kačna jama	98
36. Kartenskizze des North Fork-Thales	140
37. „ „ Centralen Kartsch-Chal	167
38. „ „ Loferer Steinberges	213
39. „ der Latemargruppe	307
40. „ „ Clautanischen Voralpen und der Gruppe des Monte Cavallo	376

Beilage:

Übersichtskarte der Ostalpen, westliches Blatt. Maassstab 1 : 500,000. Ausführung und Verlag von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M.

Das Observatorium auf der Zugspitze.

Von

Wilhelm Burkhard.

Seit Beginn des Jahres 1900 überragt die höchste Spitze des Deutschen Reiches und von Bayern ein meteorologischer Thurm um ungefähr einen Meter und seit Juni dieses Jahres wird dort, 2965 *m* hoch, ein wissenschaftlicher Beobachter im Dienste der meteorologischen Centralanstalt in München walten, und zwar nicht nur im Sommer, während Tausende von Alpinisten sich der grossartigen Aussicht auf dieser exponierten Hochwarte erfreuen oder im Gewittersturm die Majestät der Elemente schaudernd bewundern, den Dank im Herzen tragend für das gemüthliche Obdach, das im Münchner Haus Idealismus, alpine Begeisterung und Thatkraft geschaffen hat, sondern auch im Winter, wenn die Gipfel ringsumher in Schnee und Eis blitzen, und überall, wo sonst das Auge auf grünen Thälern und üppigen Matten, auf den silberglänzenden Wellen des Sees weilte, das Leben im kalten Winterschlummer erstarrt ist, und er hier oben im hellsten Sonnenglanze oder im dichtesten Nebelschleier oder auch im wilden Schneegestöber, abgeschieden von der Welt, die Wucht und Schnelligkeit des Sturmes oder den Zug der Wolken oder die glitzernden Blumen des Frostes oder den Wandel der funkelnden Sterne beobachtet.

Es mochte vielleicht ein kühner Gedanke geschienen haben, hier in diesen unwirthlichen Höhen ein wissenschaftliches Observatorium erster Ordnung zu errichten, mit einem Beobachter, der Sommer wie Winter auf seiner hohen Warte treu auf seinem Posten harrt. Allein in dem Land der wissenschaftlichen Begeisterung, in dem Lande eines Humboldt, Schaubach, Schlagintweit, in einem Verein, in dem Barth und Hofmann Vorkämpfer waren, in dem Lande mit einer studentischen Jugend, um die uns die Welt beneidet, war man sicher, nicht bloss einen, sondern mehrere junge wissenschaftliche Kräfte zu finden, die sich unter allerdings nicht geringen Entbehrungen, jedoch freiwillig und freudig in den Dienst der Wissenschaft stellen. War es denn nicht auch eine Aufgabe würdig des grossen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, der, getragen von idealer Begeisterung und beispielloser Hingebung und Opferwilligkeit, schon so vieles für Wissenschaft und Forschung geleistet hat, dieses kühne Unternehmen zu fördern und ins Werk zu setzen? Und wieder war es die treue Hingabe an die idealen Ziele unseres Vereins, die dem Gedanken Leben verlieh!

Bald war in der Person des Erbauers des Münchner Hauses, des Commerzienrathes Adolf Wenz, der technische Leiter des beabsichtigten Baues gefunden; die meteorologische Centrale in München und deren Direktor Dr. Erk, ergriffen mit Begeisterung die Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Aufgaben, die bayerische Staatsregierung und insbesondere die betheiligten Staatsminister Dr. Frhr. von Riedel und Dr. Ritter von Landmann erkannten die unzweifelhaft grosse Bedeutung, welche dem beabsichtigten Unternehmen der Errichtung eines staatlichen meteorologischen Observatoriums I. Classe auf der Zugspitze in wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Beziehung überhaupt, und insbesondere

auch für Bayern zukommt, sofort an, und verliehen dem Projekte ihre thatkräftige Förderung und Unterstützung; der bayerische Landtag bewilligte in dankenswerther Weise Zuschüsse zum Bau und zur Einrichtung der Staatsanstalt und der Prinzregent von Bayern, der dem Alpenverein schon wiederholt deutliche Beweise seines huldvollsten Wohlwollens gegeben hat, genehmigte das Uebereinkommen mit dem Alpenverein, die Errichtung eines staatlichen Observatoriums und die Einstellung der nöthigen Mittel in das Budget.

So konnte im Zusammenwirken aller betheiligten Kräfte der ideale Gedanke, auf dem höchsten Berge Deutschlands eine Wetterwarte zu errichten, zur That werden. In Ausführung des Beschlusses der Generalversammlung des Alpenvereins in Nürnberg, welche unter begeisterter Zustimmung den Centralausschuss ermächtigte, sofort, also noch vor der budgetmässigen Erledigung der Sache, den Bau zu beginnen und die Gesammtkosten vorschussweise den Kassenbeständen des Vereins zu entnehmen, wurde sofort im Herbste des Jahres 1898 mit der Einleitung des Baues, nach dem von Commerzienrath Wenz entworfenen Bauplan, der auch die Anerkennung in anderen Staaten gefunden hat, begonnen, es wurden die Materialien bestellt und die Bauarbeiten vergeben.

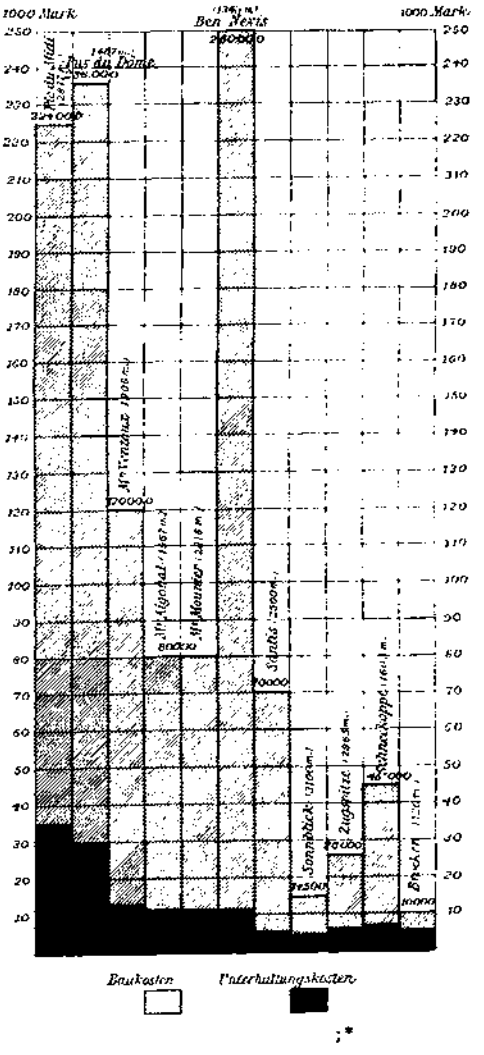
Der Thurm ist an den westlichen Giebel des Münchner Hauses, unmittelbar neben dem Westgipfel der Zugspitze, angebaut. Der Bauplatz war bereits bei Erbauung des Münchner Hauses für einen meteorologischen Thurm abgesprengt und von der Section München vertragsmässig zur Erbauung des Thurmes von der bayerischen Staatsregierung, der der Grund und Boden gehört, erworben worden. Er ruht auf einem Steinsockel von 3 *m* lichter Höhe, misst innen 4 *m* im Quadrat und ist 5,45 *m* hoch, die Plattform hat eine Meereshöhe von 2965 *m* und überragt um etwa 1 *m* den Westgipfel der Zugspitze, so dass dadurch die Aussicht vom Gipfel nicht beeinträchtigt wird. Das war eine der Voraussetzungen zum Bau. Anderseits musste aber die Plattform über den Westgipfel emporragen, um die Richtung, Stärke und Schnelligkeit des Windes unbehindert beobachten zu können. Auf Grund der Erfahrungen mit alpinen Hütten, besonders auch mit dem Münchner Haus, musste man zu dem Schlusse kommen, dass Wohn- und Arbeitsräume in Holzconstruction ausgeführt werden müssen, da nur zwischen abgedichteten Holzwänden auf einen trockenen und leicht zu heizenden Raum gerechnet werden konnte. Das Erdgeschoss des Thurmes wurde dagegen gemauert, weil es zum Theil direct an den Fels anliegt, an den gemauerten Giebel des Münchner Hauses stösst und weil es als kellerartige Vorrathskammer dient. Ein Hauptgrund für den gemauerten Sockel ist aber der Umstand, dass das Mauerwerk eine Beschwerung der Thurmverankerung bietet.

Die Mauer hat eine Dicke von 1 *m*. Auf dieser Mauer ruht die Holzconstruction des Thurmes. Derselbe hat zwei Stockwerke, das erste dient als Wohnraum, das zweite als Arbeitsraum sowie für die Instrumente und zum Photographieren, zu welchem Zwecke die inneren Fenster roth eingeglast sind. Jeder dieser Räume hat 4 auf 4 *m* im Lichten und eine Höhe von 2,20 *m*. Abgedeckt ist der Thurm mit einer bombierten Plattform, welche mit einem starken eisernen Geländer versehen ist. Eine Treppe führt durch diese drei Räume zur Plattform. Das Treppenhaus ist in jedem Raume abgeschlossen. Bei der Berechnung der Construction wurde die auf dem Sonnblick vor acht Jahren gemessene, bisher bekannte grösste Orkan-Geschwindigkeit von 60 *m* per Secunde und dementsprechend ein Druck auf den Thurm von ca. 500 *kg* per Quadratmeter zu Grunde gelegt. Dementsprechend wurden zu grösstmöglicher Sicherheit 16 Anker, jeder von 6—7 *qcm* Querschnitt angebracht. Diese Anker sind 1½ *m* tief in den Felsen eingelassen, sie sind mit dem Parterre-Mauerwerk durch Querstäbe aus Eisen innig verbunden und gehen durch die Mitte der Holz-Construction bis zur Plattform. Zur weiteren Sicherung gegen den Winddruck sind wie beim Münchner Haus vier 2 *cm*

starke Stahlseile über den Thurm gelegt, welche Seile ebenfalls wieder mittelst Anker an den Fels befestigt sind. Alle diese schweren Eisentheile, Anker und Seile, sind metallisch mit dem Seilsystem des Münchner Hauses und dadurch mit dem $5^1/_2$ *km* in das Höllenthal hinabreichenden Blitzkabel verbunden.

Die Holzconstruction des Thurmes ist Fachwerk von 20 *cm* Dicke mit möglichst vielen Diagonalen. Zur leichteren Montage wurde der Holzthurm der Höhe nach in vier selbstständige Constructionen getheilt und sind die Holzbalken in zwei nach der Dicke gespaltenen Theilen ausgeführt, damit die Stossfugen immer wieder überdeckt werden konnten. Wegen des schwierigen Transportes ist kein Stück länger als $2^1/_2$ *m*.

Ein Hauptaugenmerk wurde auf die gute Abdichtung der Wände gerichtet und zwar wurde nach dem Prinzip der Abdichtung mittelst stagnierender Luft verfahren. Die zwischen den Hölzern gebildeten Lufträume von 20 *cm* Breite sind mittelst in der Mitte dieser Breite eingenagelten Pappendeckeln in zwei getrennte Lufträume von 10 *cm* Breite getheilt. Die äussere Abdichtung ist gebildet durch eine gefalzte Bretterverschalung und einen Theerpappenüberzug, auf dem eine Verkleidung aus verzinktem Eisenrippenblech angebracht ist. Die innere Abdichtung ist hergestellt mittelst einer gefalzten Verschalung, einer Theerpappenlage, einer Schichte in Gyps verlegter 4 *cm* dicker Korksteine, einer Lage besten Packpapieres, und darauf ruht eine Verkleidung von Steigfilz, der von Papierfabriken abgelegt ist. Die Fussböden haben an Stelle des Fehlbodens eine Lage Korkstein und sind oben und unten mit gefalzten Brettern beschlagen, worauf wieder oben und unten Papierfilz befestigt ist. Die Plattform ist ausser den verschiedenen Brettern und Theerpappenlagen noch mit Rippenblech überdeckt. Die Fensteröffnungen können mit Doppelfenstern und Läden geschlossen werden. Die Beheizung erfolgt durch einen im ersten Stock aufgestellten Briquet-Dauerbrandofen. Das Rauchrohr durchzieht den zweiten Stock und muss den Instrumentenraum mässig temperiert erhalten. Mit dem Münchner Haus ist der Thurm durch zwei im Sockel angebrachte und während des Sommers verschlossene eiserne Thüren verbunden.



Die Kosten des ganzen, allerdings mit Rücksicht auf die Lage ganz einfach gehaltenen und ohne jeden äusseren Schmuck gelassenen Baues belaufen sich auf rund nur 20000 M., wovon etwa ein Dritttheil auf den Ankauf der Materialien franco Partenkirchen, ein Dritttheil auf den Transport und ein Dritttheil auf die Bauarbeiten entfallen. Die Transportkosten von Partenkirchen bis zur Spitze betrugen 26 Mark per 100 *kg*. Von den Baukosten deckt der Staat 12000 M., während der

Rest vom Alpenverein getragen wird. Dieser niedere Kostenpreis konnte nur dadurch erzielt werden, dass alle betheiligten Firmen mit Rücksicht auf das gemeinnützige Unternehmen die niedersten Preise begehrten und — die Bauleitung im Interesse der Sache und des Vereines selbst mannigfache Opfer brachte. Allen sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen!

Und wie stechen diese Kosten weit ab von den von anderen Ländern aufgewendeten Baukosten. So kosteten die Observatorien auf dem Ben Nevis, 1343 *m* (England), 250000 M., Puy de Dom, 1462 *m* (Frankreich), 236000 M., Pic du Midi, 2877 *m* (Frankreich), 224000 M., Mont Ventoux, 1908 *m* (Frankreich), 120000 M., Mt. Aigoual, 1567 *m* (Frankreich) und Mt. Mounier, 2808 *m* (Frankreich), je 80000 M., Säntis, 2500 *m* (Schweiz), 70000 M., Sonnblick, 3100 *m* (Österreich), 14500 M., Schneekope, 1600 *m* (Preussen), 45000 M., Brocken, 1140 *m* (Preussen), 10000 M.[1])

Die ganze Holzconstruction des Thurmes wurde vom Commerzienrath O. Steinbeiss in Brannenburg geliefert und konnte dort bereits im November 1898 besichtigt werden; die Eisenlieferung übernahm F. S. Kustermann in München; die Blechwaaren Fr. Schörg & Sohn in München; den Transport der Materialien und die ganze Arbeit auf der Zugspitze Kaufmann Thomas Sailer in Garmisch. Sie alle haben ihre Schuldigkeit gethan und ihr Wort in glänzender Weise eingelöst! Mit dem Transport wurde schon im Winter 1898 begonnen und nach den Schneeverhältnissen etappenweise vorgegangen. Die eigentliche Bauarbeit auf der Spitze begann im Juli 1899.

Anfangs September desselben Jahres war das Erdgeschoss aufgemauert. Das mit Schneefall verbundene Unwetter um Mitte September, das die Wasserkatastrophe in Bayern und Österreich zur Folge hatte, gebot schon wegen der drohenden Lawinengefahr die Einstellung der Arbeiten, was umsomehr bedauert wurde, als der bayerische Cultusminister, Dr. von Landmann, in Begleitung des Präsidenten des Centralausschusses und des Bauleiters, des Commerzienrathes Adolf Wenz, den Fortschritt der Arbeiten auf der Zugspitze selbst besichtigen und damit sein hohes Interesse für das entstehende Werk bekunden wollte!

Nach langem schlechten Wetter konnte erst im November 1899 der Thurm montiert und unter Dach gebracht werden. Am 11. November meldete der Bauleiter dem Cultusminister und dem Centralpräsidenten mittelst Telephon die Vollendung seines Werkes. Eine kleine Gesellschaft feierte mit ihm den denkwürdigen Tag. Ein brausendes Hoch drang von einer Höhe von fast 3000 *m* an das Ohr der in München im Bureau ihres Dienstes Waltenden. An der Feier nahmen auch der künftige wissenschaftliche Beobachter, Assistent Ehrhardt, sowie Photograph Beckert (Johannes) theil, der das erste Bild des vollendeten Thurmes nach der Hauptstadt entsandte.

An der Südseite des Thurmes ist eine Gedenktafel angebracht.

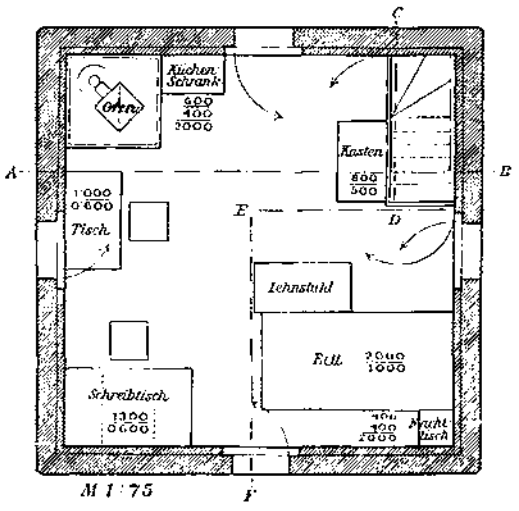
Im Sommer 1900 wurde dann die innere Einrichtung vollendet. Dieselbe ist natürlich möglichst einfach, der hohen Lage und dem Zwecke angepasst. Im Wohnzimmer befinden sich das Bett, ein Tisch, ein Fauteuil, ein Schreibtisch, ein Nachttisch, ein Schrank, ein Ofen, ein Küchenschrank und ein Küchentisch. Das Instrumentenzimmer enthält einen Tisch mit zwei Bänken, zwei Stühle, zwei Seiten-Schränke, ausserdem in der Vorrathskammer weitere Schränke.

Das Instrumentenzimmer ist, Dank dem Entgegenkommen der k. b. Staatsregierung und des Landtages, dem Zwecke entsprechend reich ausgestattet.

Das Hochobservatorium auf der Zugspitze muss im Stande sein, nicht nur zu den fixen Beobachtungsterminen, sondern zu jeder Zeit die Werthe der meteorologischen Ele-

[1]) Eine von Herrn Director Dr. Erk der meteorologischen Centralanstalt in München gefertigte und freundlichst zur Verfügung gestellte graphische Darstellung (Seite 3) giebt einen schnellen Überblick über das Verhältniss der Bau- und Unterhaltungskosten der bezeichneten Observatorien. Herrn Dr. Erk verdanke ich auch die sonstigen wissenschaftlichen Materialien zu diesem Aufsatze.

mente anzugeben, also Druck, Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, ferner Niederschlag, Richtung und Stärke des Windes, Grad, Form und Zug der Bewölkung zu beobachten. Es hat nicht nur die Aufgabe, zu den festen Terminen Beobachtungen zu machen, sondern es muss durch Aufstellung und Bedienung der Registrierinstrumente die Mittel liefern, die tägliche und jährliche Periode des Luftdruckes, die Temperatur und Luftfeuchtigkeit zu untersuchen, es müssen durch Anbringung der veränderlichen Correctionen die nach den Registrierstreifen abgelesenen Werthe auf die Angaben der Normalinstrumente reduziert werden und schliesslich müssen aus diesen reduzierten Werthen die Tages- und Jahresperioden berechnet werden.



Für diese Aufgabe sind ein Aspirationspsychometer, ein Haarhygrometer und Condensationshygrometer aufgestellt, welche neben den Normalinstrumenten, Quecksilberbarometer, beziehungsweise Thermometer und Psychometer, registrierendes Quecksilber- und Aneroidbarometer, Minimal- und Maximalthermometer, Registrierthermometer mit Taguhr und mit Uhrwerk im Innern, die obigen Functionen zu versehen haben. Um eine der wichtigsten Aufgaben zu erfüllen, nämlich die Bewölkung nach Form und Zug zu beobachten, welche Aufgabe bei der Zugspitze, die einen der weitesten Umblicke gewährt, besonders von Werth sein wird, dient ein Nephoskop und Wolkenspiegel.

Ausserdem wird die Windbeobachtung an einer Windfahne gemacht, die auf dem Dache aufgestellt ist, deren Achse durch das Dach geht und die Registrierung im Instrumentenzimmer abnehmen lässt; die Windgeschwindigkeit wird durch einen Richard'schen Windgeschwindigkeitsmesser auf der gleichen Windfahne, sowie durch ein Crelle'sches Pneumometer gemessen. Schnee- und Regenmesser sind an verschiedenen Punkten des Wettersteingebirges aufgestellt und um den Sonnenschein in den Bereich der Beobachtung zu ziehen, dient ein Sonnenscheinautograph.

Zur besonderen Gewitterbeobachtung dienen ein Statoskop und ein Theodolith, eine besondere Visiervorrichtung steht zur Orientierung zur Verfügung. Endlich schafft ein werthvoller photographischer Apparat dem Beobachter die Möglichkeit, Wolkenbildungen und besondere Naturerscheinungen jederzeit in einem Bilde für alle Zeiten zu fixieren.

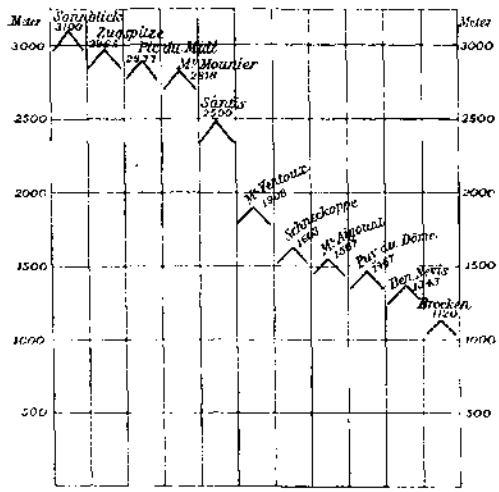
Das Münchener Haus war bisher schon durch ein von der Section München unter Leitung des Telegraphen-Oberingenieurs Behringer erbautes Telephon mit Garmisch verbunden und so an das bayerische Telephonnetz angeschlossen. Seit Juli 1899 hat der Staat das Telephon übernommen, so dass das Observatorium durch ein staatliches Telephon direct mit der meteorologischen Centralstation in München verbunden ist.

Neben dieser telephonischen Verbindung wird ein geistiger Verkehr durch Versuche mit der Telegraphie ohne Draht hergestellt, wie ja auch ein werthvoller wissenschaftlicher Contact mit den Luftballonfahrten der k. Luftschifferabtheilung und des Münchener Vereins für Luftschifffahrt besteht.

Im Juli 1900 fand die feierliche Übergabe des Thurmes an die k. Staatsregierung statt,[1]) womit das Observatorium auf der Zugspitze für eröffnet erklärt wurde.

Damit ist wohl eine der schönsten Schöpfungen des Alpenvereins, ein Werk von europäischer Bedeutung, vollendet worden. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Hochwarte wurde auch von den hervorragendsten Gelehrten und Fachmännern auf dem Gebiete der Meteorologie anerkannt.[2]) Die Lage der Zugspitze als markanter Eckpfeiler gegen das vorliegende Flachland, die Steilheit des Aufbaues des höchsten Wettersteingipfels, die Einschaltung des Observatoriums zwischen den bewährten Stationen auf dem Säntis (Schweiz) und Sonnblick (Hohe Tauern) bieten in solchem Maasse den Vortheil einer meteorologischen Hochstation, dass wir mit Stolz auf unser Werk blicken und die schönsten wissenschaftlichen Erfolge erwarten können. Wenn das Gebirge schon oft als der Experimentiertisch des Meteorologen bezeichnet wurde, so unterstützt das nun mit reichen technischen Hilfsmitteln ausgestattete Hochobservatorium diesen natürlichen Experimentiertisch in hohem Maasse. Wie nicht sogleich wieder bietet hier die meteorologische Station an der Zugstrasse für kleinere Theildepressionen, welche hier dem Gebirge entlang im bayerischen Alpenvorlande verläuft, Gelegenheit, im telephonischen Verkehr mit der Centralstation München und damit mit sämmtlichen europäischen Stationen, den Luftstrom und die Entwicklung und Wirkungen der Theildepressionen, die Föhnerscheinungen, welche für die klimatischen Verhältnisse Süddeutschlands geradezu charakteristisch sind, zu studieren, und die Erfolge der wissenschaftlichen Untersuchung, welche im innigsten Zusammenhange mit der Untersuchung über die Vertheilung der Hagelschläge und Gewitter steht, praktisch der hochentwickelten Landwirthschaft zuzuführen.

Auch für die hygienischen Verhältnisse der Hauptstadt Bayerns kann das Observatorium von eminenter Bedeutung werden, wenn die klimatologischen Untersuchungen für die Gesundheitsverhältnisse Münchens verwerthet werden können.



Noch darf ein glücklicher Umstand nicht vergessen werden. Durch das einträchtige Zusammenwirken der meteorologischen Centralstation mit der k. Luftschifferabtheilung und dem Münchener Verein für Luftschifffahrt wird es möglich sein, die aëronautischen Untersuchungen durch den wissenschaftlichen Beobachter an der höchsten Spitze des deutschen Reiches unterstützen zu lassen.

Österreich, Frankreich, Italien, die Schweiz, Amerika, sind uns in Deutschland in der Anlage von Observatorien weit voran;[3]) auf deutschem Boden hatten wir bis jetzt nur die Station auf dem Grossen Belchen (1394 *m*), auf dem Brocken (1140 *m*) und auf der Schneekoppe (1603 *m*), welch letztere Station, mit

[1]) Siehe hierüber den ausführlichen Bericht in den »Mittheilungen« des Jahres 1900.

[2]) Siehe den Aufsatz von Direktor F. Erk »Ein meteorologisches Observatorium auf der Zugspitze« in Nr. 10 und 11 der »Mittheilungen«, Jahrgang 1898.

[3]) Siehe Zeitschrift Bd. XXX (1899) »Die wichtigsten Bergobservatorien« von Friedr. Erk.

einem Bauaufwande von 45 000 M. seitens des preussischen Staates errichtet, im November 1899 eröffnet wurde.[1])

Mit der Eröffnung des Observatoriums auf der Zugspitze ist Bayern und Deutschland in die Reihe der Länder mit Hochstationen erster Ordnung gerückt und hat einen Beobachtungsposten erhalten, der nach Anschauung hervorragendster Autoritäten nicht bloss keinen Rivalen hat, sondern auch den Säntis durch die Seehöhe übertrifft, da dieser um ein halbes tausend Meter unter dem Observatorium auf der Zugspitze liegt und gegenüber dem Sonnblick, der nicht in gleicher Weise die Kette, der er angehört, dominiert, Manches voraus hat, dagegen im Verein mit diesen beiden Gipfelstationen eine ausserordentlich wichtige Kette von Beobachtungsstationen bildet.

Möge diese neue Schöpfung des Alpenvereins im Zusammenwirken mit dem bayerischen Staate der gesammten Wissenschaft zum Nutzen, dem Vaterlande aber zum Stolze gereichen!

[1]) Siehe Centralblatt der preussischen Bauverwaltung XIX. Jahrgang, Berlin 1899, S. 578 »Das meteorologische Observatorium auf der Schneekoppe« von Saal.

Die wissenschaftlichen Aufgaben alpiner Versuchsgärten.

Von

Professor Dr. R. v. Wettstein.

Durch den im Herbste 1899 von der Generalversammlung des D. u. Ö. A.-V. in Passau gefassten Beschluss, zunächst den Betrag von 1000 M. für die Subventionierung von alpinen Versuchsgärten zu widmen, hat der Kreis wissenschaftlicher Unternehmungen des Vereins abermals eine Erweiterung erfahren und es dürfte in diesem Moment nicht überflüssig erscheinen, die Zwecke derartiger Versuchsgärten einer kurzen Erörterung zu unterziehen.

Der Gedanke, in bedeutender Meereshöhe Gärten anzulegen, ist nicht neu. Sehr verschiedene Motive haben zur Anlage solcher Gärten geführt, die infolgedessen auch den verschiedensten Aufgaben dienten und zum Theile noch dienen. Im Gebiete der Ostalpen haben zwei Botaniker, Naegeli und A. Kerner, die ersten Versuchsgärten angelegt, die ausschliesslich wissenschaftlichen Zwecken dienten, jedoch kurze Zeit nach ihrer Begründung aus verschiedenen Gründen aufgelassen wurden. Naegeli[1]) legte 1884 einen sehr einfach eingerichteten Versuchsgarten auf dem Wendelstein an, Kerner hatte schon vorher (1875) mit grösseren, aber immerhin noch bescheidenen Mitteln einen solchen in einer Seehöhe von 2095 *m* auf dem Blaser bei Matrei in Tirol angelegt. Ein Theil der Resultate, welche in diesem Garten erzielt wurden, gelangte dann später in Kerner's Pflanzenleben[2]) zur Veröffentlichung. Nach fünfjährigem Betriebe wurde 1880 der Garten aufgelassen; die grossen Schwierigkeiten, welche die constante Überwachung des von jedem Gebäude entfernt liegenden Gartens bereitete, trugen wesentlich zu seiner Auflassung bei. Mit Rücksicht auf die Frage der Raschheit der Wiederbesiedlung pflanzenarm gewordener Strecken im Hochgebirge dürfte es nicht ohne Interesse sein, wenn ich darauf aufmerksam mache, dass heute, nach 20 Jahren, die aufgelassenen Versuchsbeete noch durch ihren spärlichen Pflanzenwuchs auffallen. 1889 konnte ich noch zwei der ehemaligen Versuchspflanzen auf den Beeten finden, nämlich Geum urbanum und Saponaria ocymoides, die sich ohne jedwede Unterstützung hier gehalten hatten; 1899 waren auch diese beiden Arten verschwunden. Vom historischen Standpunkte aus mag es nicht unerwünscht sein, wenn ich die Bemerkung einschalte, dass Kerner schon viel früher (1869—74) Versuchsbeete auf Bergen in der Umgebung von Innsbruck anlegte und zu Experimenten benützte (Nockspitze bei 1700 *m*, Seegrubenspitze bei 2000 *m*, Patscherkofel bei 2300 *m*).

Während die beiden erwähnten Versuchsgärten ausschliesslich der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen dienten, jedoch nur von kurzer Dauer waren, entwickelte der von Dr. Th. v. Weinzierl 1890 auf der Vorderen Sandlingalpe bei Aussee, 1440 *m* über dem Meere, zur Cultur verschiedener Alpenfutterpflanzen und Grassamenmischungen

[1]) Vergl. Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. VI. 1875.
[2]) 1. Aufl., S. 501 ff.

für Alpenwiesen und -Weiden, sowie zur Samencultur angelegte und in Verbindung mit einer Unterkunftshütte, »Julius-Hütte«, gebrachte landwirthschaftliche alpine Versuchsgarten eine praktische, überaus erspriessliche und andauernde Thätigkeit; er diente auch gelegentlich zur Ausführung wissenschaftlicher Untersuchungen.

Im Anschlusse an diese alpinen Versuchsgärten der Ostalpen sei hier eines Versuchsbeetes gedacht, das der derzeitige Director des Berliner botanischen Gartens, Prof. Dr. A. Engler, am Westgehänge der Schneekoppe im Riesengebirge anlegte, das aber heute gleichfalls nicht mehr in Benützung steht.

Viel grösser ist die Zahl analoger Gründungen in den westlichen Alpen. 1883 bildete sich in Genf die »Association pour la protection des plantes«, der es gelang, in Verbindung mit mehreren alpinen Vereinen den »Jardin botanique alpin de la Linnaea« in Bourg-Saint-Pierre bei 1680 *m* Höhe ins Leben zu rufen, der unter der Leitung H. Correvon's vortrefflich gedeiht. In Pont de Nant, oberhalb Bex, im Canton Waadt, wurde ein alpiner Garten gegründet, der mit dem botanischen Garten der Universität Lausanne (Director: Prof. E. Wilczek) in Verbindung steht. Andere alpine Gärten bestehen in der Schweiz auf dem Grossen St. Bernhard in der Nähe des Hospizes und von den Geistlichen desselben erhalten, die »Chanousia« auf dem Kleinen St. Bernhard bei 2200 *m* Höhe, die »Rambertia« in der Nähe von Montreux (2000 *m*), auf dem Majolapass im Engadin bei 1800 *m*, in Sion (Sitten) im Wallis u. s. w. Alpine Versuchsfelder stehen in Verbindung mit der schweizerischen Samenstation in Zürich. Im Bereiche der französischen Alpen wurden bei St. Martin-Vèsubie und auf der Alpe Chamrousse in der Dauphiné Gärten errichtet. Besondere Bedeutung erlangten aber die Versuchsstationen, welche der Pariser Botaniker G. Bonnier in den westlichen Alpen (Chamonix bei 1050 *m* Höhe, Aiguille de la Tour bei 2300 *m* u. a.) und in den Pyrenäen (Piz d'Arbizon bei 2400 *m*, Hourquette d'Areau bei 1520 *m* u. a.) errichtete. Ein botanischer Garten besteht auf dem Ballon d'Alsace in den Südvogesen und in neuerer Zeit hat sich die italienische Gesellschaft zum Schutze der Alpenpflanzen und des Waldes »Pro montibus« u. a. die Aufgabe der Errichtung alpiner Gärten gestellt.

Das vorstehende Verzeichniss bestehender und ehedem bestandener alpiner Gärten macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit;[1]) es soll nur zeigen, dass die Zahl derartiger Schöpfungen keineswegs eine geringe ist und dass einige Erfahrungen bereits verwerthet werden können, wenn der D. u. Ö. A.-V. heute an die Subventionierung von alpinen Versuchsgärten schreitet.

Treten wir der Frage nach den Zielen dieser Gärten näher, so finden wir, wenn wir diesbezüglich zunächst die schon bestehenden Gärten ins Auge fassen, grosse Verschiedenheiten. Nur vereinzelte derselben dienen zielbewussten wissenschaftlichen Untersuchungen, einige haben bestimmte praktische, land- und forstwirthschaftliche Aufgaben, mehrere haben den Charakter von Depots alpiner Pflanzen für den gärtnerischen Vertrieb, die meisten haben wohl den Zweck, eine anregende und belehrende Sehenswürdigkeit des betreffenden Ortes zu bilden. Auch die Aufgabe des »Pflanzenschutzes« ist in neuerer Zeit diesen Gärten gestellt worden.[2])

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die wissenschaftlichen Zwecke solcher Gärten zu erläutern. Darin ist es begründet, wenn ich im Folgenden nur diese ausführlicher behandeln will. Doch dürfte es immerhin am Platze sein, vorher auch die übrigen erwähnten Ziele hier kurz zu streifen. Unbesprochen mögen nur die landwirthschaftlich alpinen Versuchsgärten resp. Versuchsfelder bleiben; dieselben haben

[1]) Vergl. auch C. Schmolz, Botanische Versuchsgärten im Alpengebiete. Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, No. 24.

[2]) Vergl. Sacher E., Ein alpiner Pflanzenhort. Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, Nr. 22.

ihre bestimmten Ziele, sie können hier umso eher unbesprochen bleiben, als die Einrichtung solcher Anlagen nicht die Aufgabe alpiner Vereine sein kann.

Die Anlage kleiner Alpenpflanzen-Culturen in der Nähe der Schutzhütten zu ausschliesslich touristischen Zwecken wäre etwas, was gewiss der grösseren Beachtung seitens der Alpenvereine, respective der einzelnen Sectionen derselben werth wäre. Jeder Freund der Alpen weiss, welch' grossen Antheil an dem Genusse einer alpinen Wanderung die Pflanzenwelt nimmt, wie sehr gerade sie durch Schönheit der Formen und Auffälligkeit der Farben im Hochgebirge hervortritt und Manche zu Pflanzenfreunden macht, welche drunten im Thale achtlos an den Elementen der Wiesen- und Waldflora vorübergehen. Nur zu begreiflich ist daher das allgemeine Streben, die Namen der Alpenpflanzen zu erfahren und über sie Aufklärung verschiedener Art zu erhalten. Diesem berechtigten Streben könnte relativ leicht dadurch entgegengekommen werden, dass man in der Nähe der Schutzhäuser in entsprechender Weise die wichtigsten Arten des betreffenden Gebietes cultiviert und die Pflanzen mit Angaben über Benennung, geographische Verbreitung und dergl. versieht. Solche Anlagen könnten ohne bedeutende Schwierigkeit hergestellt, ihre Pflege könnte dem die Hüttenverwaltung besorgenden Personale anvertraut werden. Sie würden ebenso der Umgebung der betreffenden Hütte zur Zierde, wie den dieselbe besuchenden Touristen zur Quelle von Anregung und Belehrung gereichen. Es kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen, die allgemeine Errichtung solcher Anlagen zu befürworten, doch möchte ich glauben, dass in manchen Fällen dieselbe mit wenig Mühe und Kosten durchführbar wäre.

Verhältnissmässig wenig Bedeutung möchte ich dagegen solchen Pflanzungen in Bezug auf den Pflanzenschutz zusprechen. Wer das Hochgebirge und seine Verhältnisse kennt, der weiss, wie gering der Einfluss des Menschen auf die Pflanzenwelt doch eigentlich ist. Wenn eine Pflanze wirklich im Aussterben ist, dann ist sie es infolge allgemein klimatischer oder biologischer Verhältnisse, dann hilft ihr kein Pflanzenhort und kein Gesetz; wenn aber eine Pflanze an einer Stelle durch den Menschen ausgerottet wird, so ist das vielleicht an und für sich recht bedauerlich, hat aber doch mit Rücksicht auf die Gesammtverbreitung der Pflanze zumeist keine Bedeutung. Vor Allem halte ich aber jede Gegenmaassregel für wirkungslos.[1]) Wenn wir in einem alpinen Garten eine zu »schützende« Pflanze cultivieren, um ihr Ausreissen am natürlichen Standorte zu verhindern, so wird das wohl zur Folge haben, dass der vorbeigehende Tourist sie ganz gerne dem Beete entnimmt, er wird aber kaum dem Drange widerstehen, die Pflanze sich auch vom natürlichen Standorte zu holen, wenn er ihrer ansichtig wird. Ja solche Pflanzenhorte könnten sogar insoferne schädlich wirken, als sie den mit ihrer Pflege Betrauten dazu veranlassen könnten, manchmal eine an ihrem natürlichen Standorte schwer zugängliche und somit recht geschützte Pflanze in den Pflanzenhort zu tragen und dort viel mehr Gefahren auszusetzen.

Gegen die »Bereicherung« der alpinen Flora einzelner Gebirgsstöcke durch künstliche Besiedlung mit Pflanzen anderer Gegenden möchte ich vom pflanzengeographischen Standpunkte aus geradezu Verwahrung einlegen. Der sonderbare Schwärmer, der vor etwa 15 Jahren auf der Raxalpe in Niederösterreich ganze Düten voll Samen verschiedenster Provenienz ausstreute, hat zur Verschönerung der herrlichen Flora dieses Berges wenig beigetragen; seine Thätigkeit kann aber in wissenschaftlicher Hinsicht noch recht unangenehme Consequenzen haben.

Wenn ich nun zur Besprechung der wissenschaftlichen Aufgaben alpiner

[1]) Wer viel in unseren Alpen lebt, weiss, wie wenig Beachtung die bestehenden Verordnungen betreffend die Schonung der Edelweiss- und Enzian-Pflanzen finden, in welch' mannigfacher, oft grotesker Weise sie umgangen werden.

Versuchsgärten übergehe, so möchte ich vor Allem betonen, dass diese wissenschaftlichen Aufgaben nicht derart sind, dass sie auf Grund eines allgemein gültigen Programmes durchgeführt werden können, wie etwa meteorologische Aufgaben, Gletscherforschungen u. dergl., sondern dass sie eine Person voraussetzen, welche diese Aufgaben zu formulieren und zugleich auch zu lösen im Stande ist. Daraus folgt aber schon, dass man an die Errichtung einer grösseren Zahl von solchen Gärten nicht wird denken können. Man wird »touristische Alpengärten« und »wissenschaftliche Versuchsstationen« am besten streng auseinanderhalten; man wird erstere mit dem früher angedeuteten, in mannigfacher Hinsicht ja noch erweiterungsfähigem Programm[1]) überall, wo das Verständniss, die Mittel und die geeigneten Personen vorhanden sind, leicht anlegen können; man wird an die Gründung letzterer nur in einzelnen Fällen an besonders geeigneten Orten schreiten können. Diese subjective Färbung, welche das Programm jeder wissenschaftlichen Station annehmen muss, bedingt es auch, dass ich in den folgenden Zeilen nur jene Aufgaben andeuten will, welche nach meiner Auffassung derzeit in erster Linie stehen und in deren Dienst ich zunächst die von mir mit Subventionierung des D. u. Ö. A.-V. und speciell unter Mitwirkung der Section Bremen gegründete Versuchsstation im Gschnitzthale (Tirol) nächst der Bremerhütte (2274 *m*) stellen möchte.

Eine der allerwichtigsten Fragen, welche das Gebiet der biologischen Wissenschaften beherrschen und mit zahlreichen anderen Fragen in innigstem Zusammenhange stehen, ist die nach den Vorgängen, welche bei der Neubildung von Organismen die entscheidende Rolle spielen. Es ist das jene Frage, welche gemeinverständlich als die Frage nach dem »Entstehen neuer Arten« bezeichnet wird. Die Möglichkeit der Neubildung von Thier- und Pflanzenformen ist die Voraussetzung der die Naturwissenschaften heute beherrschenden Descendenztheorie, und seit dem Momente, als diese zur allgemeinen Geltung kam, datieren die Versuche, jene Frage zu beantworten. Es ist bekannt, dass diese Versuche zu verschiedenen Zeiten zu sehr verschiedenen Ergebnissen führten. Es ist noch nicht lange her, dass die Ansicht nahezu allgemein verbreitet war, dass in erster Linie individuelle Variation und Auslese im Kampf ums Dasein Neubildung von Formen und deren zweckmässige Beschaffenheit bedingt; eine Ansicht, die bekanntlich in wirkungsvollster Weise durch den englischen Naturforscher Ch. Darwin vertreten wurde. Eine Lehre, die gerade in den letzten Jahren mehrfach Verfechter fand (Weismann, Kerner) sieht in der geschlechtlichen Kreuzung der Organismen den Ausgangspunkt für jene Variationen; während ein grosser Theil der heute lebenden Naturforscher der Pflanze und dem Thiere die Fähigkeit zuschreibt, sich direct den obwaltenden Verhältnissen anzupassen und die zweckmässigste Gestaltung anzunehmen. Noch ist der Kampf der Meinungen nicht ausgekämpft, wenn auch immer mehr die Ansicht an Verbreitung gewinnt, dass es ein vergebliches Streben ist, alle bei Neubildung von Organismen zu beobachtenden Erscheinungen auf eine Ursache zurückzuführen, dass es vielmehr den natürlichen Verhältnissen besser entspricht, verschiedene Modalitäten der Artbildung anzunehmen. Vor Allem aber bricht sich die Überzeugung Bahn, dass auf dem skizzierten Wissensgebiete dem Experimente in höherem Maasse noch als bisher Bedeutung eingeräumt werden muss. Experimenten im angedeuteten Sinne sollen nun die alpinen Versuchsstationen in erster Linie dienen.

Diese Bedeutung alpiner Beobachtungsstationen geht auf folgende Thatsachen zurück. Wir sehen, dass die Pflanzen und Thiere in höherem oder geringerem Maasse an die Verhältnisse, unter denen sie leben, angepasst sind. Dieses Angepasstsein bedingt jene Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die verschiedenen nahe verwandten Arten von einander unterscheiden. Wenn sich beispielsweise das jedem Alpenwanderer wohl-

[1]) Vergl. diesbezüglich eine Reihe von Anregungen in Sachers oben citierter Schrift.

bekannte Alpenvergissmeinnicht (Myosotis alpestris) durch den niedrigen buschigen Wuchs, durch die Blattrosetten, durch die grösseren, intensiver gefärbten Blüthen von dem ihm so nahestehenden Waldvergissmeinnicht (M. silvatica) der Niederungen unterscheidet, so drückt sich in jenen Merkmalen die Anpassung an das alpine Klima — das Wort hierbei im weitesten Sinne genommen — aus. Wir können also annehmen, dass das Alpenvergissmeinnicht aus dem Waldvergissmeinnicht entstanden ist dadurch, dass es jene Anpassungsmerkmale annahm oder umgekehrt, oder dass beide Arten aus einer dritten entstanden dadurch, dass sie die jeweilig unter den ihnen zur Verfügung stehenden Standortsbedingungen günstigsten Eigenschaften annahmen. Die Frage nach der Entstehung dieser neuen Arten ist also identisch mit der Frage nach der Art und Weise, wie eine Pflanze solche neue Eigenschaften annimmt. Wenn wir das erkennen wollen, ist es wohl am zweckmässigsten, Pflanzen, deren Eigenthümlichkeiten und Abhängigkeit von bestimmten Factoren wir genau kennen, unter neue Lebensverhältnisse zu bringen und nun nachzusehen, ob und wie sie sich ändern. Die Aufgabe sieht leichter aus, als sie ist. Es handelt sich dabei darum, dass der Grad der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse so gross sei, dass wir mit unseren groben Sinnen eine Veränderung des Pflanzenkörpers wahrzunehmen vermögen, dass er aber dennoch nicht jenes Maass überschreite, bis zu dem die Pflanze überhaupt sich anzupassen vermag. Wir werden also trachten müssen, ein Gebiet mit stark verschiedenen, aber verschieden abgestuften Lebensbedingungen zu finden und hiefür eignen sich nun Hochgebirge in hohem Maasse. Alpengegenden weisen bekanntlich bei geringer horizontaler Entfernung grosse klimatische Verschiedenheiten auf; wir sind hier in der Lage, im Verlaufe von wenigen Stunden eine Pflanze unter wesentlich andere Lebensbedingungen zu bringen. Diese Möglichkeit bewirkt, dass in den Hochgebirgen die Verhältnisse für Experimente der angedeuteten Art viel günstigere sind, als sonst irgendwo auf der Erde.

Im Wesentlichen wird unsere Aufgabe also darin bestehen, Pflanzen aus Niederungen, und zwar solche von ganz bestimmtem, uns wohlbekanntem Bau unter die Verhältnisse der alpinen Region zu bringen und nun zu beobachten, ob und welche Veränderungen an ihnen vorgehen, ob diese Veränderungen nur das Individuum betreffen oder ob sie auch von dessen Nachkommen festgehalten werden. Ist letzteres der Fall und sind die Veränderungen Anpassungen, d. h. zweckmässig, dann können wir wenigstens für den betreffenden Fall sagen, dass eine Formenbildung durch directe Anpassung erfolgt sei.

Der praktischen Durchführung dieses anscheinend so einfachen Experimentes stellen sich nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen. Diese Schwierigkeiten haben sich erst im Laufe der Zeit herausgestellt und sie sind die Ursache der negativen Resultate vieler bisher gemachter Versuche; darin, dass wir heute diese Schwierigkeiten zum guten Theile kennen, liegt die Ursache dessen, dass wir gegenwärtig mit mehr Aussicht auf Erfolg Experimente in alpinen Untersuchungsgärten vornehmen können.

Die Schwierigkeiten dürften, zum Theil wenigstens, aus Folgendem klar werden. Wenn wir Pflanzen aus Niederungen in alpine Lagen versetzen, so werden sich entweder diese Individuen den neuen Verhältnissen durch entsprechende Veränderung anpassen oder sie werden zu Grunde gehen. Es wird sich also zunächst um eine entsprechende Auswahl der Versuchspflanzen handeln. Wir werden Pflanzen wählen müssen, welche nicht nur an und für sich normaler Weise unter Lebensbedingungen vorkommen, die es wenigstens wahrscheinlich machen, dass sie unter den neuen Bedingungen in der alpinen Lage überhaupt fortkommen können, sondern solche, welche überhaupt eine gewisse Anpassungsfähigkeit schon bekunden. Diese Fähigkeit ist nämlich bei den Pflanzen sehr verschieden. Es giebt Pflanzen, welche auf die geringsten Verschiedenheiten der Lebensbedingungen durch Annahme einer geänderten Gestalt reagieren, es giebt aber auch solche, die sich in dieser Hinsicht merkwürdig constant erweisen. An

einem Beispiele will ich dies erläutern: Die meisten Arten der Gattung Hieracium, Habichtskraut, sind so sehr befähigt, auf geringe Verschiedenheit der Lebensbedingungen formverändernd zu reagieren, dass sie eine unerschöpfliche Fülle von Formen darstellen, die den geübtesten Botaniker in Verlegenheit bringen, wenn es sich darum handelt, eine solche Pflanze unzweifelhaft zu erkennen und zu benennen. Das europäische Haidekraut, Calluna vulgaris, findet sich dagegen unter den allerverschiedensten Lebensbedingungen in nicht oder kaum geänderter Form. Es ist klar, dass Pflanzen der ersterwähnten Kategorie für unsere Versuche viel geeigneter sein müssen. Schon die Nichtbeachtung dieser Umstände hat bisher manchen Versuch resultatlos erscheinen lassen.

Nehmen wir nun eine geeignete Pflanze und bringen sie unter die Verhältnisse unseres alpinen Versuchsgartens, so werden wir zunächst die Veränderungen an dem betreffenden Individuum, seine individuellen Anpassungen studieren können. In der That sind solche Studien bisher in grossem Ausmaasse gemacht worden und zwar in erster Linie von Bonnier und Kerner in ihren früher erwähnten Versuchsgärten. Kerner hat hiebei Parallelculturen mit Pflanzen derselben Samenherkunft im Wiener botanischen Garten vorgenommen. Bonnier ist in der Genauigkeit der Versuche noch um einen Schritt weiter gegangen; er hat einzelne Individuen getheilt (durch Theilung der Wurzelstöcke) und die eine Hälfte im alpinen Versuchsgarten, die andere Hälfte im Thale gezogen, so dass die Culturresultate absolut vergleichbar waren. Die Untersuchungen der beiden Verfasser haben höchst werthvolle Ergebnisse betreffend die directe Anpassungsfähigkeit der Pflanzenindividuen an neue Lebensbedingungen ergeben;[1]) aber sie haben die Frage, ob auf dem Wege dieser directen Anpassung Neubildung von Arten möglich ist, nicht beantwortet. Um diese Frage zu beantworten, müsste der Nachweis hinzutreten, dass die Eigenthümlichkeiten, welche das Individuum durch directe Anpassung erwirbt, erblich festgehalten werden.

Das ist nun der Punkt, an dem neue umfassende Versuche einzusetzen haben! Diese Versuche haben aber neue Schwierigkeiten zu überwinden. Handelt es sich doch darum, die Erhaltung erworbener Eigenthümlichkeiten in aufeinanderfolgenden Generationen zu prüfen. Die Pflanzen, welche zu den Versuchen verwendet werden, müssen also nicht bloss den oben dargelegten Anforderungen entsprechen, sie müssen auch die Möglichkeit bieten, in thunlichst kurzer Zeit thunlichst zahlreiche Generationen aus Samen zu erzielen. Das ist nun gar nicht so leicht. Die allermeisten Pflanzen, mit denen bisher in alpinen Versuchsgärten experimentiert wurde, waren ausdauernde Pflanzen, die, selbst wenn sie zur Blüthe und Fruchtreife gelangten, erst nach Jahren wieder ein erwachsenes vergleichsfähiges Individuum lieferten. Es liegt auf der Hand, dass solche Pflanzen zur Beantwortung der gestellten Frage wenig geeignet sind. Es wird sich also darum handeln, in erster Linie einjährige Pflanzen zu den Versuchen zu wählen, welche die Möglichkeit bieten, in einer Reihe aufeinanderfolgender Jahre ebensoviele Generationen zu erzielen. Aber auch unter den einjährigen Pflanzen wird eine Auswahl zu treffen sein, da viele in der kurzen Vegetationsperiode der alpinen Region nicht zur Blüthe und Fruchtreife gelangen. Es wird bei der Auswahl das oben über den Grad der Anpassungsfähigkeit der Pflanzen überhaupt Gesagte in Betracht zu ziehen sein.

So zeigt sich denn, dass Experimente in alpinen Versuchsgärten für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung neuer Arten im Pflanzenreiche von ausschlaggebender Bedeutung werden können, dass aber ihr Gelingen abhängig ist von einer

[1]) Vergl. Kerner A. Pflanzenleben. I. Aufl. II. Bd. S. 501. — Bonnier in Bull. de la Soc. bot. de France 1888. — Revue général de Botanique. Tom. VI u. II. — Ann. d. sc. naturelles. Bot. 7. Ser. Tom. XX. — Vergl. auch Goebel C. Über Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen im Pflanzenreiche. München 1898.

sehr sorgfältigen, nur nach genauen Studien möglichen Auswahl der Versuchspflanzen. Darin liegt ja auch der Grund, warum ich oben behaupten konnte, dass alpine Versuchsgärten nicht nach allgemeinen Programmen angelegt, sondern nur im Anschlusse an die Forscherthätigkeit bestimmter Personen eingerichtet werden können. Es wird Aufgabe derselben sein, Pflanzen für den Versuch zu wählen, welche Artengruppen von bekannter hoher Anpassungsfähigkeit angehören, die in möglichst kurzer Zeit zur Samenreife gelangen. Es wird streng darauf geachtet werden müssen, dass die Herkunft der für den ersten Anbau verwendeten Samen die Möglichkeit von stattgehabten Kreuzungen ausschliesse. Als Gattungsgruppen, welche den ersterwähnten Anforderungen entsprechen, nenne ich beispielsweise: Gentiana Sect. Endotricha, Viola ex aff. V. tricoloris, Capsella, Lamium purpureum, Stellaria ex aff. mediae etc.

Dass in entsprechender Weise durchgeführte Versuche werthvolle Resultate ergeben werden, ist zweifellos; dafür sprechen schon die Ergebnisse analoger Versuche mit niederen Organismen,[1]) mit Forstbäumen verschiedenener Samenabkunft[2]) etc.

Aber schon die angeführten Beispiele ergeben, dass es sich dabei nicht um Experimente mit schönen, allgemein interessierenden Pflanzen handelt, was ebenfalls für die Trennung der alpinen Versuchsgärten von den touristischen Alpenpflanzenanlagen spricht.

Die dargelegte Aufgabe alpiner Versuchsgärten halte ich derzeit für eine der allerwichtigsten, aber durchaus nicht für die einzige.

Das Leben der Hochgebirgspflanzen birgt noch manches Räthsel, dessen Lösung uns an der Hand todten oder in den Niederungen gezogenen Materiales nicht oder nur unvollkommen gelingt. Hieher gehört beispielsweise die Abhängigkeit der Verbreitung der Pflanze von der chemischen Zusammensetzung des Bodens, die Abhängigkeit der Keimung von Samen der Hochgebirgspflanzen von äusseren Factoren, die Beeinflussung gewisser Lebensvorgänge durch niedere Temperaturen, die Analogie zwischen Hochgebirgs- und polaren Pflanzen, u. dgl. m.

Alle diese Aufgaben können aber nur unter einer Voraussetzung mit Erfolg gelöst werden, und gerade durch volle Würdigung dieser Voraussetzung sollten sich ja die vom D. u. Ö. A.-V. geförderten Unternehmungen von den meisten der früher aufgezählten unterscheiden. Diese Voraussetzung besteht in der räumlichen Verbindung des Versuchsgartens mit einem wenn auch kleinen und bescheidenen Laboratorium, das, in entsprechender Weise eingerichtet, die Gelegenheit bieten wird, an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen. Diese Voraussetzung kann erfüllt werden durch Anschluss des Versuchsgartens an ein Schutzhaus, in dem das Laboratorium leicht untergebracht werden kann, dessen Personale Gartenarbeiten und die nöthige Überwachung der Versuchsbeete übernehmen kann, in dem der Forscher Unterkunft und Verpflegung findet. Bei Anlage des von mir im Gschnitzthale gegründeten Versuchsgartens war durch das überaus freundliche Entgegenkommen der Section Bremen des D. u. Ö. A.-V. ein derartiger Anschluss an die »Bremerhütte« möglich. Schon im heurigen Sommer hoffe ich die Anlage der Versuchsbeete, einer touristischen Zwecken dienenden Alpenpflanzengruppe, sowie die Einrichtung des Laboratoriums vollenden zu können. Der gewählte Punkt dürfte sich nicht bloss für Culturversuche, sondern auch für biologische Untersuchungen verschiedener Art als sehr günstig erweisen, da in nächster Nähe des Laboratoriums sich z. B. ein hochalpiner kleiner See befindet, den die Section Bremen durch einen eigenen Wegbau leicht zugänglich macht. Und so hoffe ich denn, in nicht zu ferner Zeit über werthvolle Ergebnisse dieses Unternehmens berichten zu können.

[1]) Vergl. Goebel a. a. O. — Errera L. in Bull. d. l'Acad. roy. de Belg. 1899, Nr. 2.

[2]) Vergl. Ciesla r A. Neues aus dem Gebiete der forstlichen Zuchtwahl. Centralbl. f. d. ges. Forstw. 1899.

Über den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen.

Offener Brief an Herrn Professor Dr. Eduard Richter in Graz.

Von

Anton E. Schönbach.

Lieber Freund!

In einem der sachlichen Gespräche, die uns erquicken, indem sie aus der Last und Widerwärtigkeit des Tages uns hinwegleiten zu den stilleren Pfaden wissenschaftlichen Austausches, Gespräche, durch die unser nunmehr über 30 Jahre währendes Bündniss sich immer fester schliesst, kamen wir wieder unlängst darauf zu reden, in welcher Weise am besten und zweckmässigsten der D. u. Ö. A.-V. den Theil seiner Mittel verwenden solle, den er jährlich der Erforschung der Ostalpen und ihres deutschen Volksthums zuwendet. Wir fanden uns darin einig, dass selbstverständlich die begonnenen Arbeiten fortgesetzt und ausgebaut werden müssen: die Gletscherforschungen, in denen der Verein seit so lange führend ist, den modernen Forderungen entsprechende Aufnahmen des Landes zu kartographischen Zwecken, geologische Untersuchungen, und Anderes mehr. Auch die Hoffnung sprachen wir aus, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit den alpinen Mundarten sich gedeihlich entwickeln möge: weit und fruchtbar ist diese Flur, der Pflüger aber sind wenige! Und weil meine eigenen Studien, in einsamer Abgezogenheit am Schreibtische gehegt, mich an der Hand des grössten deutschen Volksredners aller Zeiten, Bertholds von Regensburg, der Überlieferung des volksthümlichen Geisteslebens vergangener Jahrhunderte und ihrem Ausdauern bis auf die Gegenwart zugeführt hatten, warf ich die Frage auf, ob denn nicht in der Förderung des wissenschaftlichen Betriebes der Volkskunde überhaupt, von der das Erforschen der lebenden Mundarten bereits einen Theil bildet, dem Alpenverein sich ein höchst erspriessliches Gebiet aufthun könnte? Was ich davon hielt, gewann Deinen Beifall, und Du fordertest mich auf, meine Ansichten zusammenfassend für einen weiteren Leserkreis darzustellen. Das geschieht hiermit, ich lege Dir diese Blätter vor und erbitte mir für sie Deiner und aller Theilnehmenden freundliche Nachsicht.

In Deutschland verknüpfen sich Interesse und Thätigkeit an der »Volkskunde« — das für Engländer vortreffliche, in deutschem Munde jedoch hässliche Wort »Folklore« mit seinen sprachwidrigen Fortbildungen wollen wir ein für allemal ausschalten — hauptsächlich mit dem Wirken Jakob Grimm's, sofern wir dabei von alten Vorgängern wie Justus Möser absehen und die mannigfachen Berührungen ausser Acht lassen, durch welche die volkskundlichen Bemühungen mit Historie, Landeskunde, Statistik und anderen Disciplinen zusammengrenzen. Des Gründers und Meisters der germanischen Philologie, Jakob Grimm's Werk über deutsche Mythologie hat nicht bloss weite neue Bahnen erschlossen, es ist auch in gewissem Sinne sein populärstes Buch und das geworden,

welches am sichtbarlichsten allerorts und mit erstaunlicher Raschheit Früchte getragen hat. Diese grossartige Wirkung ist schon von einem Punkt aus unschwer zu begreifen: die »Deutsche Mythologie« zeigte, dass wir lebenden Volksgenossen nicht bloss die Nachfahren, sondern die echten, rechten Erben des altgermanischen Wesens sind; eine niemals abreissende Kette bindet das Heidenthum der frühest erkennbaren Vorzeit, dann die Sagenwelt des deutschen Heldenalters, das Jahrtausend des römischen Imperiums deutscher Nation, mit der Volksüberlieferung unserer unmittelbaren Gegenwart in ein festgeschlossenes Eins: aus dem Götterhimmel der Germanen sinken die herrlichsten Gestalten auf die Erde herab und leben, ihres überirdischen Ursprunges vergessend, in Märchen und Sagen fort, begleitet durch einen Chorus von Dämonen, der in Spuk und Aberglauben, in Kinderreimen und Räthseln, in Spielen und Bräuchen, in Festsitte und Sprichwort, sein heimliches Wesen betreibt. Was uns in manchen Lebensgewohnheiten kindisch und läppisch däuchte, erhielt durch Grimm's Zauberstab ehrwürdig tiefen Sinn; was bisher von Schule und Geistlichkeit, Obrigkeit und Polizei als culturfeindlicher Aberglaube war verfolgt worden, erwies sich vielfach als ein beziehungsvolles Überlebsel altheidnischer Tradition — ganz vornehmlich aber wurde unser nationales Selbstgefühl, unser Stolz, ausserordentlich gekräftigt, denn im Besitze dieses neugehobenen Goldhortes heutiger Überlieferung durfte Jedermann, noch lange vor der Glorie des neuen deutschen Reiches, etwas von dem hohen Wesen der alten Germanenrecken in seinem bürgerlichen Leibe spüren. Mit so glänzenden Farben schmückte sich die gelehrte Phantasie das trübe deutsche Leben aus zur Zeit des heute fast schon dem Gedächtniss entschwundenen Bundestages in Frankfurt! Und wer nun da sich alsbald aufmachte und die Wege schritt, die Jakob Grimm's sieghafte Bildkraft vorgezeichnet hatte, der betrieb damit ernste Wissenschaft, arbeitete jedoch auch zugleich fördernd an der Ehre unseres Volkes. Wie sollte es da Wunder nehmen, wenn sich die aufsteigende Begeisterung vor Allem dadurch in gut deutscher Weise bethätigte, dass sie eine schier unermessliche Menge von Büchern und Druckschriften aller Art ans Licht brachte? Die beiden Sammlungen deutscher Sagen und Märchen von den Brüdern Grimm trugen bei, das Gebiet des Stoffes für alle die Eifrigen zu erweitern, die nun in den verschiedensten deutschen Landen sich an die Arbeit machten. Ohne viel darüber zu reden, dehnten sie die Grenzen ihres Erwerbens beinahe so sehr aus, dass sie mit der heutigen Vorstellung von Volkskunde zusammenfielen. Sie sammelten Alles, was ihnen aus der Volksseele zu kommen schien: Märchen und Sagen, Sitten, Bräuche, Spruchweisheit und Schnadahüpfeln, Räthsel, Spielverse, Bastlösereime, Abergläubisches, Segen und Beschwörungen, Volksmedizin und, nicht zuletzt, Volkslieder. Nur die lebende Volksreligion blieb zur Seite, mit Unrecht, wie mir scheint. Denn — so liegt die Sache wenigstens in katholischen Gauen — um den mittelsten, lauteren und hellen Kern der Glaubenslehre bildet sich unter fortwährenden Zugeständnissen an das praktische Leben, an persönliche Bedürfnisse, Standesforderungen, Eigenheiten der Daseinsformen, eine vermittelnde Alltagstheologie, und an diese wiederum schliesst sich ein weit hinausreichender Dunstkreis von Volksglauben, der von der inneren Begründung der Dogmen nichts mehr weiss, sie nicht versteht, ihre Geschichte nicht kennt und Alles in der sinnenfälligen Weise nimmt, die seinem beschränkteren Denken und Empfinden entspricht — ganz ferne draussen hängt dieser dunkle Nebel von Volksreligion auf die Erde herab, aus deren uraltem Aberglauben er seine Kräfte, immer sich erneuend, emporsaugt. Vieles darunter bekämpft die Kirche, Vieles duldet sie und lässt es gewähren, weil sie, und wahrscheinlich hat sie darin Recht, befürchtet, mit den Ausartungen sei die wirkliche Triebkraft des Glaubens im Volksherzen so enge verwachsen, dass jene nicht wohl beschnitten und getilgt werden könnten, ohne diese zu schädigen. Einer wissenschaftlichen Betrachtung dieser Dinge, die nun freilich sehr schwierig und heikel ist, werden wir uns auf die Dauer nicht entziehen dürfen.

Es ist aber ein rührendes Schauspiel, diese Heerschaar von Forschern und Sammlern in deutscher Volkskunde zu überblicken, die als Gefolge Jakob Grimm's, als seine Sendlinge über die deutschen Lande auszogen. Welcher entsagungs- und opfervolle Enthusiasmus hat sich in all den Büchern aufgethan, in denen die Ernte ihres Fleisses aufgehäuft wurde! Und neben Vielem, das uns heute wenig gelungen oder missglückt erscheint, ist doch auch manches Vortreffliche, ja Ausgezeichnetes geleistet worden. Ich denke dabei an die Sammlungen von Kuhn und Schwarz, von Panzer, Meier . . . . , vor Allem aber an das heute noch mustergiltige Buch Karl Müllenhoff's. In den vier ungemein reichhaltigen Bänden der Zeitschrift für deutsche Mythologie hatte Wolf (und Mannhardt) einen zeitweiligen Mittelpunkt dieser Bestrebungen geschaffen. Die da sammelten, stammten zwar aus allen Lebenskreisen, aber in erster Linie betheiligten sich Schulmänner daran, Philologen, Sprachforscher, dann auch Ärzte, Geistliche, etwelche Poeten, die sich durch die dichterische Kraft der Volksüberlieferung angezogen fühlten, und eine ziemliche Zahl wohlwollender Dilettanten, die damals noch nicht durch Ehrgeiz oder Gewinnsucht angetrieben werden konnten, sondern ihre reine Lust an dem wunderlichen Zeug hatten, das bei ihren Wanderungen durch die Dörfer zum Vorschein kam. Welche ungeheure Masse von Material da aufgethürmt wurde, davon mag man sich eine beiläufige Übersicht in John Meier's Bücherlisten verschaffen, die der dritte Band von Paul's Grundriss der germanischen Philologie enthält (jetzt in zweiter Auflage); dort ist aber Vollständigkeit weder beabsichtigt noch erreicht, und z. B. ganz zweckmässig die unendliche Fülle von Artikeln über Volkskunde nicht berücksichtigt, die sich mit schamhafter Selbsterkenntniss in die Spalten der Tagesblätter und die Hefte unterhaltender Zeitschriften geflüchtet hat. Nur wenigen Forschern wird es heute möglich sein, den gesammten Stoff aus jener für uns ersten Epoche des Betriebes der Volkskunde zu benutzen und den Vorrath wissenschaftlich auszuwerthen.

Blickt man von der Gegenwart aus darauf zurück, so wird es klar, dass allmählig tiefgreifende Änderungen in den Ansichten zunächst der gelehrten Kreise über Ziele und Mittel dieser Forschungen und Studien eingetreten sind. Nur Einzelnes davon darf hier berührt werden, es bezieht sich vornehmlich auf den gründlichen Wandel der Anschauungen über deutsche Mythologie. Jene sozusagen naive Freude am Finden und Combinieren, die seinerzeit von dem Werke Jakob Grimm's ausgegangen war, ist grossentheils geschwunden und hat einer nüchternen Kritik den Platz geräumt. Wir sind zur Einsicht gelangt, dass der germanische Götterhimmel lange nicht so reich bevölkert ist, als der Altmeister glaubte; wir wissen, dass wir darauf verzichten müssen, die Dürftigkeit der Nachrichten über die Mythen der Deutschen des Festlandes durch die spät, aber üppig entfaltete Götterlehre des skandinavischen Nordens zu ergänzen; es wird uns gewiss, dass auch die geringe Zahl von deutschen Göttern, deren Namen uns gerettet sind, für uns keinen festen Umriss, kein persönliches Antlitz mehr besitzen, und dass es uns nicht erlaubt ist, die längst verwischten Züge aus einer Volksüberlieferung christlicher Nachkommen aufklärend zu deuten. Die Märchen und Sagen, aus denen wie aus einem unerschöpflichen Born uns immer neue Bestätigung, reichlicher Zufluss quoll an Kunde über den deutschen Götterglauben, sie erweisen sich uns heute theils als Leihgut aus dem Orient, von Indern, Persern, Arabern, auch durch Vermittlung der Griechen lange vor den Kreuzzügen, während ihrer und nach ihnen erborgt, theils als vollständige Neubildungen, in deren einfachen Linien der poetische Trieb der Völker seine ewige Zeugungskraft bewährt. Nur ein ganz kleiner Rest wird vielleicht als Überlebsel germanischer Mythen beansprucht werden dürfen. Noch vor vierzig Jahren konnte ein emsiger Forscher aus durchwegs ehrlicher Überzeugung eine Darstellung, »aus dem Mythenkreise Wuotan's« überschrieben, mit — dem »Sieveringer Brünndl« anheben, aus der unbeglaubigten, modernen Erfindung der Geschichte von Karl und Agnes Einzelnheiten für uralt mythisches Gut erklären, und

damit für das Nummernsuchen der Wiener Lotterieschwestern einen würdevollen Hintergrund schaffen; heute wäre das nicht mehr möglich. Denn durch die Forschungen, die wir ganz vorzugsweise Wilhelm Mannhardt zu danken haben, ist es sicher gestellt, dass die festesten, der Vernutzung durch die Zeit am meisten widerstehenden Bestandtheile der Volksüberlieferung die sind, welche auf die Welt des Seelenglaubens, des Cultus von Dämonen, Gespenstern und Kobolden, Geistern aus Wald und Feld, Alpdruck und Traumspiel, mit einem Worte, auf die sogenannte »niedere Mythologie« sich beziehen, die man ehemals gegen ein »System« der grossen und hohen Götter mit geringer Achtung beiseite geschoben hatte. Diese »Götter« sind von den alten Germanen, soweit wir das zu erkennen vermögen, nur gefürchtet und infolge dessen durch festliche Sühnopfer und Menschenschlachtung besänftigt worden, wie der böse und kriegerische Lokalgott Jahve des Priestercodex von den Israeliten, wie die blutdürstigen Thonklötze der Gottheiten von den Aztekenvölkern Nordamerikas. Der humane und deutungsreiche Cultus, den man noch heute in manchen populären Schriften bei den Germanen vermuthet, stellt sich im Wesentlichen als ein Erzeugniss nachschaffender Gelehrsamkeit heraus, die von dem glänzenden Ideale des griechischen und römischen Cultwesens in ihrer Auffassung beeinflusst ist. Weiters haben wir durch Karl Müllenhoff, der wohl unter Allen am tiefsten mit intuitivem Blick in das Geheimniss des altgermanischen Wesens eingedrungen ist, die Erkenntniss gewonnen, dass gar nicht so sehr der Mythus selbst, als seine Geschichte das Ziel wissenschaftlicher Forschung ausmacht, und dass für jeden Mythus von seiner Verknüpfung mit dem ältest bezeugten Standorte auszugehen ist, eine Lehre, die durch Usener's bahnweisende Untersuchungen über Götternamen und ihre Schicksale in der epischen Dichtung nachdrücklich erhärtet wird. In Wirklichkeit kennen wir, auch wenn wir die Heldensage der Völkerwanderungszeit heranziehen, überhaupt nur ein paar bedeutsame Thatsachen aus der Geschichte der germanischen Götterwelt, das heisst, aus der Poesie, in welche der Gestaltungstrieb unserer ältesten Vorfahren das Gefühl der menschlichen Abhängigkeit von den elementaren Mächten umgesetzt hat. Ferner ist, und das gilt für uns hier vielleicht als das Wichtigste, auf allen Gebieten der mythologischen Forschung eine grössere Strenge in der Beurtheilung der Quellen unseres Wissens eingetreten, oder vielmehr, es hat die richtige Strenge darin überall erst begonnen. Jede Kunde, stamme sie aus gelehrter oder aus volksthümlicher Überlieferung, muss auf ihren Ursprung hin, auf ihre Zuverlässigkeit, gewissenhaft und ohne Voreingenommenheit geprüft werden, bevor sie als ein neuer Werth unserer Kenntniss einzuordnen ist. Diese Arbeit steht noch in ihren Anfängen und doch ist heute bereits sehr Vieles von dem liebgewordenen Mythengut aus der deutschen Volksüberlieferung ausgeschieden worden; wir sind jetzt viel ärmer, als noch vor zwanzig Jahren, nur ist, was uns erübrigt, gesicherter und darum kostbarer. Der Prozess kritischer Sichtung ist jedoch, wenn ich Recht habe, noch lange nicht vorbei: meinem Ermessen nach wird Vieles von dem für ursprünglich germanisch gehaltenen Volksglauben, selbst aus der heute lebendigen Volksüberlieferung, den Cultureinflüssen anderer Völker zugerechnet werden müssen. So erweist sich z. B. bei genauerem Zusehen ein guter Theil des volksthümlichen Aberglaubens, der noch gegenwärtig an Kräutern und Steinen haftet, ebenso als übermittelt aus der antiken Literatur der Naturforscher und Mediziner, wie von dem Thierglauben Vieles auf das alte Buch »Physiologus« zurückgeht und wie zahlreiche Beschwörungsformeln in Krankheitsfällen, deren sich heute das Volk noch bedient, mit denen der jüngst entdeckten altägyptischen Zauberpapyri durch ein paar Jahrtausende hin mittelbar verbunden sind. Auch die Studien in der vergleichenden Geschichte der poetischen Stoffe, wie man sie heute anstellt, kommen der Sagen- und Märchenforschung zu gute: allerorts strebt man darnach, zu den älteren Überlieferungen emporzusteigen, historische Voraussetzungen aufzudecken, Bezüge klar zu legen; was das Volkslied anlangt, so genügt es, Johannes

Bolte und John Meier zu nennen, um die Richtungen zu kennzeichnen, in denen wir vorwärts streben.

Demnach leidet es keinen Zweifel, dass das Urtheil, welches die Wissenschaft über die volksthümlichen Traditionen Deutschlands fällt, die wesentlich zum Bestande der Volkskunde gehören, sich seit einem bis zwei Menschenaltern sehr stark verändert hat. Scheint es uns, als ob hier durch die wissenschaftliche Kritik das geistige Eigenthum unseres Volkes eine Minderung erfahren hätte, so ist andererseits der Volkskunde, wie sie einst in der Lebensarbeit der Brüder Grimm beschlossen lag, auch eine ansehnliche Erweiterung zu Theil geworden, indem ihr die Beschäftigung mit den Realien des Volkslebens einverleibt wurde. Anknüpfend an das lebhaft aufstrebende Interesse für Kunstgeschichte, verbunden mit der steigenden Theilnahme für das Kunstgewerbe, das auf der Suche nach guten und bewährten Motiven sich um die Leistungen der häuslichen Volkskunst, der alten Tracht, Möbel und Geräth bemühte, hat man Museen begründet, in denen aufgespeichert wird nicht bloss, was dem Leben der früheren Jahrhunderte auf dem Schlosse, im Bauernhofe, im Bürgerhause zum Schmuck gedient hatte, sondern auch die Stücke des gemeinen und täglichen Gebrauches. Künstlerische und historische Neigungen greifen bei solchem Bestreben fördernd in einander, und mit freudigem Staunen begrüssen wir die Fülle dessen, was aus dem Dasein unserer Vorfahren in den Sammlungen zu Basel und Nürnberg, Berlin, München, Wien, aber auch an kleineren Orten (bei uns in Salzburg und Graz) vereinigt den Beschauern sich darbietet. So ist der Volkskunde ein neuer lebensvoller Zweig entsprossen.

Wie verhält sich nun zu diesen schönen Errungenschaften der eigentliche Betrieb des Sammelns und Forschens auf dem Gebiete der Volkskunde in der Gegenwart? Da sollte man wohl zunächst meinen, dass heute die Epoche, wo ein vergnüglicher, mit gutem Willen und geringer Kenntniss ausgerüsteter Dilettantismus sich ans Sammeln machen konnte, endgiltig hinter uns liege; dass die Forderung, man dürfe an eine ernste Beschäftigung mit volkskundlichen Dingen nur ernst vorbereitet herantreten, durchgedrungen und zur allgemeinen Anerkennung gelangt sei. Muss doch am Ende unseres Jahrhunderts überall der Liebhaber dem Fachmanne weichen, und sogar der Politik und Diplomatie, die ehemals den Sport des Adels bildete, hat Fürst Bismarck den Charakter eines Berufes aufgeprägt, der nur nach sachgemässer Vorbildung und als ernste Lebensarbeit ergriffen werden kann. Auf den ersten Blick möchte es nun scheinen, als ob auch in der Volkskunde diesem modernen Standpunkte genügend Rechnung getragen würde. Und, soweit es die Realien anlangt, scheint es nicht nur so. Denn hier liegt es zu sehr in der Natur der Sache selbst, dass man nicht ohne Schulung von Auge und Hand und ohne eigentliches Fachwissen mit den Dingen sich befasse. Um den Werth und die Bedeutung der einzelnen Stücke richtig zu beurtheilen, bedarf es da nicht bloss eines künstlerischen Blickes, der zwar angeboren sein kann, aber auch ausgebildet werden muss: es braucht wirkliche Kennerschaft, damit beim Erwerb für Staatssammlungen und Museen Fälschung und Täuschung vermieden bleibe; laienhafte Unwissenheit oder Mangel an Verständniss strafen sich alsbald und zwar sehr empfindlich; jeden Irrthum büsst man dabei mit barem Gelde. Diese Gefahr besteht nicht unmittelbar für den Sammeltrieb, der sich auf die mündliche und schriftliche Überlieferung des volksthümlichen Geisteslebens geworfen hat, und darum nimmt man es dort auch leichter und lässt die Zügel lockerer hängen. Zwar gebricht es durchaus nicht an Eifer, der auch keineswegs unfruchtbar bleibt: hier und da steigen die Zeitschriften aus dem Boden, Vereine bilden sich und es breitet sich eine ansehnliche Geschäftigkeit aus. Es will mir aber vorkommen, als ob das Wollen und das Vollbringen dabei nicht ganz im rechten Verhältniss stünden. Diesen Eindruck gewinne ich z. B., wenn ich die Bände der verschiedenen Zeitschriften durchblättere. Neben manchem Guten und dauernd Werthvollem viel schales, unnützes Zeug, neben

brauchbarem Rohstoff auch Material, das ganz zwecklos gehäuft wird, und wieder daneben, was am schlimmsten ist, anscheinend gelehrte Untersuchungen, in denen der blutigste Dilettantismus und eine zuweilen haarsträubende Unkenntniss ihre Gaukeleien aufführen. Ich verkenne nun gar nicht, dass die Leitung einer solchen Zeitschrift ein dornenvolles Amt ist. Es gehört viel Glück dazu, damit so stoffreiche und sachlich wohlgeführte Arbeiten zusammentreffen, wie sie sich in den bisher erschienenen beiden Bänden des Archives für schweizerische Volkskunde finden. Und dem Ansehen eines würdigen Hauptes der Wissenschaft, wie Weinhold es ist, der um die Gründung und Entwicklung der Volkskunde sich die grössten Verdienste erworben hat, mag es gelingen, die bösesten Streber, die männlichen und weiblichen »Lehrkinder«, die sich vorzeitig auf den Meister spielen wollen, von der Pforte fern zu halten. Aber — im Allgemeinen gesprochen — viel zu Vieles an Stoff und Darstellung dringt in diese Zeitschriften, was besser draussen bliebe; Aufwand und Ergebniss entsprechen sich nicht, vielfach werden die Kräfte verzettelt und verschwendet, statt zusammen gehalten, und die ernste wissenschaftliche Arbeit wird dadurch eher gehemmt als unterstützt. Nun könnte man ja sagen, und hat es gesagt: »Was wir brauchen, ist zuvörderst das im Volke noch vorhandene Material an aller Art Überlieferung; woher es auch einlaufe und in welcher Gestalt, immer heissen wir es willkommen, denn jetzt handelt es sich darum, das zu retten, was unter dem Drucke der modernen Lebensmächte stündlich verloren geht — das Sondern und Wählen, Ausbeuten oder Verwerfen muss der Zukunft vorbehalten bleiben, die nichts mehr zu sammeln findet«. Dieser Standpunkt ist sehr wohl begreiflich, ohne dass er desshalb rückhaltslos gebilligt zu werden braucht. Es giebt schon jetzt meines Erachtens einzelne Gebiete der Volkskunde, in denen thatsächlich gar nichts Neues mehr oder höchst selten zum Vorschein gelangt, so z. B. in dem Fache der Märchen und Sagen. Nun weiss ich allerdings ganz gut, dass es auch von Werth ist, zu wissen, wo überall ein bestimmtes, sonst bereits vielfach bekanntes Märchen verbreitet ist. Wir werden allmählig dazu gelangen, eine Statistik der Ausbreitung volksthümlicher Erzählungsstoffe zu entwerfen, und dann können wir keine Angabe missen. Freilich genügte es für einen solchen Zweck, nur den Standort eines Märchens anzugeben, wir brauchten nicht die ganze Überlieferung stets von Neuem abzudrucken; doch giebt es auch da wieder wissenschaftliche Pläne, z. B. das Studium der Märchenentwicklung aus den Varianten der verschiedenen Fassungen, denen vollständige Aufzeichnungen unentbehrlich wären.

Aber ich wende mich überhaupt gar nicht dagegen, dass der Rohstoff der Volksüberlieferungen gesammelt und veröffentlicht wird: mag auch manches Überflüssige mit unterlaufen, diese Ballen bedruckten Papieres wird das deutsche Volk noch zu bezahlen und werden seine Bibliotheken noch aufzunehmen vermögen. Meine Bedenken kehren sich dawider, wie dieses Material zu Stande gebracht wird, wie es beschaffen ist, denn ich fürchte, ein ziemliches Quantum dieser zum Druck gebrachten Volksüberlieferungen ist für die wissenschaftliche Benutzung unbrauchbar. Wer kontrolliert die Treue der Wiedergabe? In Wahrheit Niemand. Die Leute, welche dem Sammler die Dinge erzählen, über die er berichtet, lesen seine Bücher und Aufsätze nicht, und im übrigen giebt es Niemand, der das vermöchte, soferne nicht etwa ein Konkurrent Jemandem in die Quere läuft. Was dann herauskommt, klingt freilich recht seltsam; man erinnere sich der Berichtigungen, die Ulrich Jahn bei seinen Pommer'schen Volksüberlieferungen durch Knoop sich gefallen lassen musste. In der ungeheuren Mehrheit der Fälle ist der wissenschaftliche Forscher darauf angewiesen, dem Sammler rückhaltlos zu vertrauen, er ist ihm in Bezug auf den Werth des veröffentlichten Rohstoffes sozusagen ausgeliefert. Nun darf ja zur Ehre des deutschen Namens gerne zugestanden werden, dass an Irrthümern und Ungenauigkeiten selten der üble Wille des Sammlers die Schuld trägt; ganz fehlt es selbst dafür nicht an Beispielen, und mir

ist ein Buchmacher bekannt, der sehr einfach die für ein bestimmtes Alpenland bereits vorhandene Sammlung von Volksüberlieferungen auf ein anderes Alpenland überschrieben und dabei nur etliches nach Bedürfniss und Ortsgelegenheit umgemodelt hat. Viel grösseren Schaden stiften, ihrer Häufigkeit wegen, das sachliche Unvermögen der Sammler und ihre ganz mangelhafte Ausrüstung. Es ist noch das Geringste, dass sie als zu täppische Stadtfräcke von pfiffigen Bauern sich allerhand Bären aufbinden lassen, denn die wird der Kundige meistens bald erkennen. Bedenklicher ist es, wenn halbgebildete Sammler die unvollkommene oder ihnen unvollkommen scheinende Überlieferung ergänzen, verbessern und ihrem zweifelhaften Geschmacke zu Liebe umstilisieren. Das widerfährt ihnen natürlich beim besten Willen, etwas Brauchbares zu leisten: sie haben etliche ältere Sammlungen durchgenommen, sich Verschiedenes daraus gemerkt und, ohne dass sie selbst darum wissen, schnitzeln sie die ihnen mitgetheilte Überlieferung nach diesem Vorbilde zurecht. Das Bedürfniss, etwas Hübsches zu liefern, der Ehrgeiz, der eigene poetische Trieb, treten noch hinzu, und gar bald ist das Kunstwerklein fertig, mit dem der wissenschaftliche Forscher nachmals hantieren soll. Es versteht sich von selbst, dass Sammler dieser Gattungen eine Überlieferung niemals auf ihre Provenienz hin zu prüfen vermögen: ob ein Stück Erzählung altes Erbgut ist oder nur der Nachklang einer Aufführung von Schiller's Maria Stuart, die im vorigen Sommer durch eine halb zu Grunde gegangene Komödiantenbande auf dem Dorf verbrochen wurde, das vermögen solche volkskundliche Berichterstatter nicht zu unterscheiden (dieses Beispiel ist nicht erfunden). Im langjährigen Verkehr mit meinem alten Freunde, Ludwig von Hörmann, dem besten Kenner des Tiroler Volkslebens, habe ich die wunderlichsten Dinge über den gelegentlich vorkommenden Betrieb der Volkskunde erfahren und zugleich die ganz ungemeine Vorsicht und Sorgsamkeit bewundert, mit der dieser Forscher, der in seinen seit nahezu 50 Jahren gepflegten Arbeiten ergraut ist, bei der Aufnahme und Festlegung von Volksüberlieferungen vorgeht.

Was ich somit verlange, ist nicht, dass der Betrieb volkskundlicher Forschungen im Geringsten irgendwie beschränkt, dass weniger oder minder eifrig gesammelt und veröffentlicht werde; doch aber, dass man behutsamer arbeite und dass eine gewisse Bürgschaft für Richtigkeit und Treue dessen verlangt und geleistet werde, dem in der Volkskunde die Ehre und Geltung einer Publikation widerfährt. Denn zur Zeit bildet die Volkskunde noch einen ziemlich freien Tummelplatz für allerlei Gesellschaft. Eine Menge Leute interessieren sich bloss desshalb dafür, weil sie einen bei vieler Musse sich regenden Trieb nach gebildeter Zerstreuung als wissenschaftlich ansehen. Nun mag man sich freilich hüten, diese oft ganz vortrefflichen Menschen schärfer anzufassen, denn sie machen den grössten Theil der Abnehmer unserer volkskundlichen Zeitschriften aus und die Redakteure sind gar oft dadurch gezwungen, den Wünschen dieser Gruppen mit dem Inhalte ihrer Blätter entgegenzukommen. Es muss häufig leichtere Ware geliefert werden, damit die bessere, die auf ernste Leser zählt, überhaupt Unterschlupf finde. Diesem Übel wird nur abzuhelfen sein, sofern es gelingt, weitere Kreise davon zu überzeugen, dass es sich hier um eine wichtige Angelegenheit unserer Cultur handelt; wenn Geldkräfte herangezogen, der Staat und seine Organe dafür interessiert werden können. Hier ist auch der Punkt, wo meines Erachtens dem D. u. Ö. A.-V. die Möglichkeit eines überaus nützlichen und fördersamen Eingreifens geboten wird.

Dass die Übelstände vorhanden sind, darf Niemand leugnen, der den Dingen etwas näher getreten ist. Wenn ich hier Etliches von auffälligen Erscheinungen vorbringe, so nenne ich keine Namen und wünsche auch nicht, dass man sich mit Rathen plage, denn es ist mir um die Sache zu thun, die Persönlichkeiten sind mir, der ich nicht zu den Mitwerbern gehöre, vollkommen gleichgiltig. Blättert man die Bände verschiedener Zeitschriften durch, so begegnet man mehrmals Aufsätzen, die nur deshalb entstanden sind, weil ihre Verfasser die Volkskunde für das literarische

Gebiet halten, innerhalb dessen man auf die leichteste Art zu einem gewissen Ruf als Schriftsteller gelangen kann. In der That giebt es kaum eine bequemere Weise, etwas Druckbares zu erzeugen, als wenn man, was doch ohnedies der Gesundheit halber geschehen wäre, im Sommer durch ein paar Monate Berg und Thal abläuft, ein Notizbuch anfüllt oder zwei, und dann daheim in winterlicher Gemüthsruhe eine Flasche Tinte über mehrere Buch Papier ausgiesst. Was krabbelt dann Alles ans Licht, sobald die Studien unter den Pressbengel gerathen! Da schreibt Jemand, unter dem Vorwande, eine Gespenstererscheinung — also auch ein Stück Volkskunde — zu schildern, einen niedlichen Liebesroman. Ein Anderer füllt Bogen auf Bogen mit Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben und ziert seine ungelenke Prosa mit Vierzeilern, die er halb oder ganz erfindet, denn sie tragen den Stempel der Unechtheit als Brandmal auf der Stirne. Ein Anderer lernt alte Anekdotensammlungen auswendig, liest die »Postbücheln« der letzten Jahrzehnte und serviert diesen abgestandenen Kram als volksthümliche Überlieferungen irgend einer Gegend. Wieder Einer giebt Volksdichtungen in Druck aus Handschriften des 17. und 18. Jahrhunderts, versteht sich aber nicht auf die alten Schriftzüge und liest daher entweder falsch oder lässt kurzer Hand, was *er* nicht lesen kann, als »unlesbar« fort. Gar Manche veröffentlichen Geschichten oder Lieder aus dem Volksmund in einer Mundart, die sie eigentlich gar nicht kennen, schöpfen dann Anmerkungen aus dem Bayerischen Wörterbuche Andreas Schmeller's, dem Jakob Grimm den wohlverdienten Ehrennamen des »Allwissenden« einst scherzhaft verliehen hatte, und gerathen infolge dessen auf die Abwege der possierlichsten Missverständnisse. Wieder Einer leidet am pathoformen Lügen (Hanns Gross, Kriminalpsychologie, S. 267 ff.), wirkt aber ungemein nützlich als Berichterstatter über volkskundliche Dinge. Da beschäftigt sich Einer, und steckt dabei die Miene tiefsinnigen Grübelns auf, mit der Doktorfrage nach der wahren Natur des Volksliedes, und sucht endlich zu ermitteln, welches denn die untrüglichen Zeichen eines »echten« Volksliedes sein möchten, um dann ein paar Hefte später aus John Meier's Liederlisten zu seiner angenehmen Überraschung zu lernen, dass eine lange Reihe der mit den edelsten Merkmalen ausgestatteten Volkslieder armseligen Kunstdichtern ihre Entstehung danken. Nebenbei: mir scheint diese Art von Lucubration eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Spiel des Knäbleins in der schönen Legende von Sanct Augustin zu besitzen, das am Meeresufer Wasser durch ein Siebchen laufen lässt; denn für mich giebt es nur eine Poesie auf Erden, die allerdings in verschiedenen, dem Zwecke und den Umständen angemessenen Stilformen sich ausprägt: einen theoretisch scharf festzustellenden Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung vermag ich nicht als berechtigt anzuerkennen.

Und so liesse sich noch eine Weile forterzählen und dadurch bis zum Überdruss nachweisen, dass wirklich beim heutigen Betrieb der Volkskunde Manches im Argen liegt und viel gute Kraft und theures Geld verzettelt und unerspriesslich aufgewendet wird. Sollte das nicht von denen bereits wahrgenommen worden sein, die zum Lebensberuf sich die Volkskunde gewählt haben? Oh doch, und ich bin keineswegs der Erste, der diese Schäden sieht, ganz gewiss nicht derjenige, der sie wirklich gut und genau kennt — Andere wissen darüber viel besser Bescheid — ich bin höchstens Einer, der den Muth hat, über solche Dinge zu sagen, was er sich denkt, und ihn auch leicht haben mag, weil er nicht mitten im Betriebe steht und daher weder die Interessen der Nachbarn verletzen noch selbst in den seinen dabei verletzt werden kann, zumal ihm, wie schon versichert wurde, jegliche Absicht, Jemand zu kränken, ganz fern liegt. — Ist das aber so, weshalb hat man denn nicht daran gedacht, Abhilfe zu schaffen? Auch das ist geschehen, und zwar durch die besten und sachkundigsten Männer, unter denen ich — von Weinhold's Wirken in Berlin und Preussen, von Vogt's Thätigkeit in Breslau abgesehen — nur Elard Hugo Meyer, den Autor der trefflichen »Deutschen Volkskunde«, in Freiburg im Breisgau, und Eugen Mogk

in Leipzig nennen will. Diese Gelehrten haben die Arbeit an der Volkskunde für einzelne deutsche Länder organisiert, in ein System gebracht, das auch alle nöthigen Cautelen gegen falsche oder geschwärzte Ware in sich schliesst. Selbst in der lieben Heimath Österreich ist man nicht müssig geblieben, für Deutschböhmen hat Adolf Hauffen, dem wir das vorzügliche Buch über Gottschee verdanken, die Leitung der volkskundlichen Forschungen in der Hand, die von der »Deutschen Gesellschaft« in Prag, wie wir sie kurzweg heissen wollen, subventioniert werden und vielversprechend gedeihen.

Nichts aber, was der Rede werth wäre, geschieht für unsere östereichisch-deutschen Alpengebiete, und gerade hier, wo der Fremdenverkehr so viel von der alten Eigenart des Volkes täglich und stündlich abschleift, sollte etwas Durchgreifendes gethan werden. Noch sind unsere Alpenländer das Gebiet, wo der Volkskunde vielleicht die reichste Ernte geboten wird; wie lange werden sie es noch sein? Für die Realien hat man schon Vieles geleistet und strebt nach Mehrerem: Graz hat ein prächtiges Landesmuseum und in Wien schafft hingebungsvoll und unermüdlich Michael Haberlandt, der dieses Feld mit feurigem Eifer und bester Sachkenntniss bebaut. Ähnliches muss aber auch in Bezug auf die Seelenkunde des deutschen Alpenvolkes ins Werk gesetzt werden. Es ist eine Organisation einzurichten, in der jemand Berufener das Ganze leitet und zusammenhält, wo die Arbeit getheilt und so die Arbeiter herangebildet werden.

Auf dieses Letzte lege ich besonderes Gewicht. Die Anlage, mit dem Volk in der ihm zukommenden Weise zu verkehren, ist eine unbedingte Voraussetzung für Jeden, der auf diesem Boden sich rühren will. Aber sie allein genügt nicht, es muss eine wissenschaftliche Ausbildung sich hinzugesellen, die zur Lösung bestimmter Aufgaben befähigt. Diese Ausbildung kann — und daraus entnehme ich das Recht, hier mitzusprechen — nur im Bereiche der deutschen Philologie sich vollziehen, weil hier alle die Kenntnisse angeeignet werden können, die auf den Brennpunkt des Betriebes der Volkskunde ihr Absehen vereinigen müssen. Sendet heute eine Regierung oder eine gelehrte Gesellschaft wissenschaftliche Missionen in Länder ausserhalb des Kreises europäischer Cultur, in die Tropen oder sonst wohin, so sorgt sie dafür, dass die Forscher in der ihren Fächern entsprechenden Weise für ihre besonderen Aufgaben sich vorbereiten. Man schickt keinen jungen Gelehrten nach Südamerika zum Studium der Indianersprachen, der davon nicht schon ein Ziemliches versteht. Und so muss auch, in sachgemässem Abstande, bei der alpinen Volkskunde vorgegangen werden. Junge Leute, dem Lande durch Geburt und Sprache zugehörig, müssen im Zusammenhange ihrer Universitätsstudien die Gegenstände betreiben, deren sie nachmals vorzugsweise bedürfen: sie müssen die altdeutsche Volksüberlieferung gründlich kennen lernen, denn sie sollen nicht bloss suchen, sondern gut suchen, was nur möglich ist, wenn sie Beides wissen: was sie zu suchen haben und was schon gefunden worden ist. Offenen Blick, nüchternes Urtheil werden sie gleichermaassen brauchen, für phantastisches Umschweifen und ein idealistisches Reconstruieren, bei dem wir den geschichtlichen Boden unter den Füssen verlieren, haben wir heute keine Zeit mehr. Wie vielen Einbildungen und Spielereien macht, wenn man sich's recht überlegt, Karl Müllenhoff's (des Sohnes) feines Büchlein »Die Natur im Volksmunde« (Berlin 1898) ein Ende, in dem gezeigt wird (S. 22—42), dass eine Menge von abergläubisch scheinenden Gebräuchen nur verkleidete Regeln der Sittlichkeit und Lebensführung in sich befassen, wieder andere nichtige und falsche Naturbeobachtungen darstellen. (Diese Auffassung hat schon in vortrefflicher Weise angedeutet L. Strackerjan im ersten Bande seines Werkes »Aberglauben und Sagen aus Oldenburg«, 1867, S. 33—56.)

Bei all diesen Forschungen wünschen wir den höchst möglichen Grad von Zuverlässigkeit zu erreichen. Finden wir nur die Schüler, die Lehrer besitzen wir glücklicherweise schon. Adolf Hauffen in Prag wäre einer darunter, für die Realien

erbäte man sich die Hilfe von Michael Haberlandt in Wien. Ganz vorzugsweise wäre die Universität Innsbruck zum Betriebe solcher Studien geeignet, an der zur Zeit Prof. Josef Seemüller, ein ausgezeichneter Lehrer des Altdeutschen, und Dr. Josef Schatz, ein vortrefflich geschulter Forscher auf dem Gebiete der deutschen Mundarten, wirken. Von der grössten Wichtigkeit erschiene es mir, Ludwig von Hörmann's Unterstützung der Sache zu gewinnen, denn seine wahrhaft ungeheure praktische Erfahrung in der Volkskunde möchte den jungen Leuten kostspieliges Lehrgeld sparen. Der Rath von Elard Hugo Meyer, Mogk und Anderen wäre einzuholen und würde sicher bereitwillig gespendet werden.

Dass die Schüler ausbleiben möchten, darum ist mir gar nicht bange. An Lust fehlt es nicht, wie ich zu wissen glaube, wenn nur die Mittel in Aussicht stünden, deren eine solche Vorbildung und die Bethätigung beim Ausführen eines guten, innerhalb des Erreichbaren gehaltenen Programmes bedarf. Sollte nicht der D. u. Ö. A.-V. aus seinem Fond für wissenschaftliche Zwecke solche Mittel darreichen können?

Ob er es wollen wird, weiss ich nicht; Du, lieber Freund, dem ich diese Zeilen übersende, kennst die Wege, auf denen solche sachfördernde Hilfe zu gewinnen ist. Darin aber sind wir Beide wenigstens sicherlich einig, dass es eine schöne und ruhmvolle Aufgabe für diesen grössten und mächtigsten Verein wäre, in dem Deutsche jenseits und diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle sich zu einträchtig brüderlichem Wirken die Hand reichen, wenn er dazu beitrüge, das Seelenleben der Stammesgenossen in unseren Bergen, aus alter und neuer Zeit, zu erforschen durch einen ernsten, strengen, wissenschaftlichen Betrieb der deutschen Volkskunde auf dem Boden der Ostalpen.

Darauf drücke ich Dir die Hand und bleibe in alter Treue

Dein

Anton E. Schönbach.

Graz, am Tage des grossen Volksapostels Andreas, 1899.

Geomorphologische Studien aus der Herzegowina.

Von

Albrecht Penck in Wien.

I. Lage. Wasserlosigkeit. Wannencharakter der Oberfläche. Schuttmangel. Schichtbau.

Die breite Einsattelung des Krainer Karst, die mit Recht als eine wichtige Marke in der Umgrenzung der Alpen gilt, bezeichnet keineswegs das Ende des Gebirges. Ähnlich wie im Nordwesten die Julischen Alpen mit dem stolzen Triglav, erheben sich im Südosten neue Höhen, deren erster Gipfel der Krainer Schneeberg ist. Sie schwenken von den Alpen ab, aber in Bezug auf ihre Zusammensetzung schliessen sie sich auf das engste deren südlicher Zone an. Die dinarischen Ketten im Nordosten der Adria sind in geologischem Sinne die Fortsetzung der südlichen Kalkalpen. Anfänglich stehen sie an Höhe weit hinter diesen zurück. Der Krainer Schneeberg, das in die Adria abfallende Velebitgebirge, die Kette der Dinara an der Grenze von Dalmatien gegen Bosnien, die ihr parallelen Ketten von Glamoč im Innern — sie alle bleiben unter 2000 *m*. Erst weiter südlich treffen wir im Quellgebiet der Bosna und Narenta an der Grenze von Bosnien und der Herzegowina auf ein Gebirge grösserer Erhebung, von echt alpinem Charakter, das als Reiseziel mehr und mehr in Aufnahme kommende bosnisch-herzegowinische Hochgebirge. Zwischen ihm und der Adria erstreckt sich eine breite, stufenförmig seewärts fallende, wasserlose Hochfläche, dann und wann unterbrochen von tiefen, eingesenkten Feldern oder einzelnen Aufragungen. Das ist die eigentliche Herzegowina, ein Land, das aus mancherlei Ursachen mannigfache Probleme für die Lehre von der Gestaltung der Erdoberfläche, die Geomorphologie, darbietet.

Die Herzegowina ist ein Karstland von seltener Grossartigkeit. Wer ihre trockenen Höhen durchwandert, ahnt kaum, dass er sich in einem der regenreichsten Striche Europas befindet. Fallen doch hier im Laufe des Jahres rund 1600 *mm* Regen, im Durchschnitte also mehr wie zu Salzburg. Aber kaum zu Boden gefallen, wird das Wasser von den zahlreichen Klüften des Gesteins aufgenommen und sickert in die Tiefe; da fliesst es anfänglich in schmalen Fugen, dann in grösseren Höhlen weiter, unsichtbar, ohne das Land zu netzen, ohne an seiner Oberflächengestalt kräftiger zu arbeiten. Nur hie und da, an besonders tiefen Stellen, kommt es wieder zum Vorschein. So im einzigen normal ausgebildeten Thale des ganzen Landes, dem der Narenta. Diese empfängt nur ganz wenige Nebenflüsse, aber in ihrem Engthale sprudelt Quelle neben Quelle auf. Ist ihr Wasser nach heftigen Regengüssen roth, so werden jene sichtbar, sie gesellen ihr tiefblaues Wasser zu. Viele Quellen liegen unten im Flussbette, andere etwas höher, sie kommen flussgleich aus Höhlen heraus und stürzen sich in schönem Falle herab. Auch in den in das höhere Land eingesenkten tieferen Feldern, den Poljen, treten mächtige Quellen auf; sie speisen kleine Flüsse, die ihrerseits nach kurzem Laufe durch das Feld wieder in ein Felsenthor eintreten und einen neuen unterirdischen Pfad einschlagen, der sie dann und wann wieder

zu Tage bringt. Nur ein einziger Fluss des Landes, die Narenta, erreicht in normaler Weise das benachbarte Meer, alle anderen treten nur streckenweise zu Tage und fliessen unterirdisch zur Adria. So verschwindet die Mušica im Gacko Polje, wenige Kilometer weiter tritt sie als Jasovica bei Kluč für einige hundert Meter wieder zu Tage, um dann bei Hochwasser als Obodbach im Fatničko-Polje wieder zu erscheinen, während sie zur Zeit der Dürre daselbst nur in der Tiefe in einem Schlundloche angetroffen wird. Erst unfern Bilek kommt sie regelmässig wieder zum Vorschein und fliesst von hier an als Trebinjčica eine längere Strecke oberirdisch. Sie bespült die Stadt Trebinje und tritt in das weite Pfaffenfeld oder Popovo Polje, auf dessen siebartigem Boden sie sich wieder verliert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die mächtige Omblaquelle, die sich unfern Ragusa ins Meer ergiesst, einen Theil der Wasser der Trebinjčica und damit auch der Mušica enthält, die 55 *km* weiter im Norden von der Erdoberfläche verschwand.

Der Grund für dieses eigenthümliche Verhalten der Flüsse liegt vor Allem in der Zusammensetzung des Landes. Es besteht vornehmlich aus reinem Kalke, welcher bekanntlich in Wasser, das etwas Kohlensäure enthält, leicht löslich ist. Während sonst das in klüftigen Felsboden einsickernde Wasser seine Bahnen durch den mitgeführten Verwitterungslehm bald verschmiert, greift es in Kalkstein die Wandungen an und erweitert sich seine Wege zur Tiefe. Es verwandelt dadurch die Gesteinsoberfläche in ein Sieb, in welchem alles Wasser in den Boden wandert, um sich dann unterirdisch auf den sich selbst geschaffenen Bahnen weiter zu bewegen. Damit verschwindet eine gestaltende Kraft. In unsern Ländern mit oberirdischen Flüssen dacht sich die Oberfläche an diesen hin und längs ihnen zum Meere ab. Wir können von jedem beliebigen Punkte unserer Lande ununterbrochen bergab wandern und kommen zur See. Wir folgen dem Wege, den sich das abrinnende Wasser gebahnt hat und offen hält. Anders in der Herzegowina. Die Oberfläche des Landes zeigt hier ringsum geschlossene Vertiefungen, also W a n n e n, aus denen man nicht herausgelangen kann, ohne einen Anstieg zu machen; will man von irgend einem Punkte zum Meere wandern, so findet man keinen Weg, der ununterbrochen abwärts führt, sondern es geht bergauf und bergab in unregelmässiger Weise. Man wird dessen auf den Strassen gewahr; trotzdem diese seit der Occupation in ausgezeichneter Weise unter thunlichster Vermeidung verlorener Steigungen gebaut sind, können sie nicht das bergauf und bergab vermeiden, selbst wenn sie, wie zwischen Gacko und Ragusa, der Richtung der Entwässerung folgen, denn diese geschieht unterirdisch und schafft keine oberflächliche Abdachung zum Meere. Jene wannenförmigen, ringsum geschlossenen Vertiefungen treten in allen möglichen Grössen auf, von einigen Metern bis zu vielen Kilometern im Durchmesser, bald mit sanft geneigten Lehnen, bald

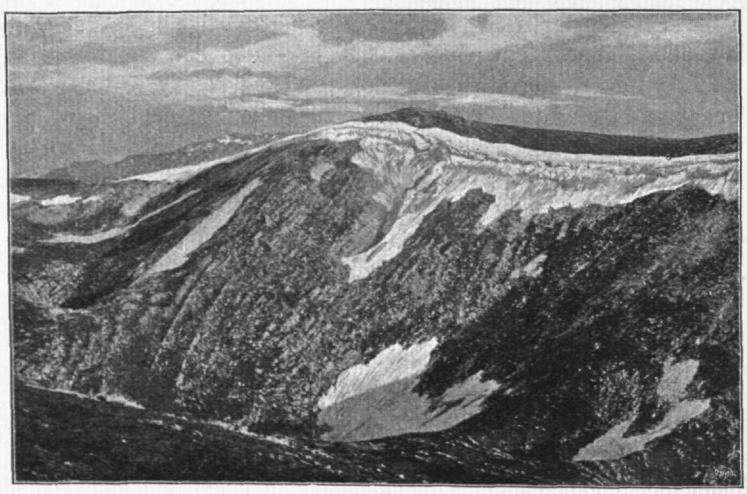


Abbildung 1. Dolinenreihe auf dem Mokrilogipfel (2027 m) auf der Bjelašnica.

mit steilen Wänden; zwischen recht extreme Formen schalten sich so zahlreiche Übergänge ein, dass es schwer hält, einzelne Typen lediglich der Form nach gegeneinander abzugrenzen. Dagegen gelingt es, der Funktion nach eine Trennung durchzuführen: die einen sind nichts anderes als Sammeltrichter für das eine kurze Strecke oberirdisch abrinnende Regenwasser, gleichsam Miniaturausgaben von Flussgebieten, die nach unten hin entwässert werden und nach der Versitzstelle des Wassers hin sich ebenso regelmässig abdachen wie unsere gewöhnlichen Flussgebiete zum Meere. Alle solchen Sammeltrichter, mögen sie gross oder klein, so oder so entstanden sein, nennen wir Dolinen. Abbildung 1 zeigt uns eine Reihe von solchen einer photographischen Aufnahme von Dr. A. E. Forster, welche gleich den folgenden den Photographien aus Österreich-Ungarn des geographischen Institutes der Wiener Universität entnommen ist. Andere Karstwannen haben eine wesentlich andere Funktion. Sie sammeln nicht die oberirdischen Wasser, um sie zur Tiefe zu führen, sondern ermöglichen den unterirdischen Wässern zu Tage zu treten. Es sind Theile der Oberfläche, die bis in das Niveau der Quellstränge eingesenkt sind, die aber durch die Wasser nicht zum Meere geöffnet worden sind, weil jene unterirdisch weiter fliessen. Auf derartige Gebilde beschränkt die Wissenschaft den Namen »Polje« oder Feld, mit welchem der Bosniake jede grössere Thalweitung, jede breitere Ebene längs der Flüsse bezeichnet, die ja auch in Steiermark als Feld (Grazer Feld u. s. w.) benannt wird. Abbildung 7 führt uns das Fatničko Polje mit seinem temporären Flusse vor Augen. Dolinen und Poljen haben verschiedene Funktionen und damit geht in der Regel auch ein Gegensatz in den Dimensionen und in den Einzelheiten der Gestaltung Hand in Hand. Im Durchschnitte sind die Dolinen weit kleiner als die Poljen, doch giebt es auch zahlreiche Formen, von denen man nach ihren Maassen schwerlich zu entscheiden vermöchte, ob sie sehr grosse Dolinen oder recht kleine Poljen sind. Wesentlich erscheint daher, dass sich die Dolinen infolge ihrer Funktion nach einem bestimmten Punkte, der Wasserschwinde hin senken, während die Poljen von den Flüssen, die in ihnen ans Tageslicht treten, mehr oder weniger zugeschüttet werden. Sie erhalten dadurch eine ebene Bodenfläche von Sand oder Lehm, seltener von Geröll, die sich von der Umrahmung ähnlich deutlich absetzt, wie die Thalsohle von Thalgehängen. Doch ist auch die hierauf beruhende Unterscheidung von Dolinen und Poljen nicht allenthalben streng durchführbar. Es giebt hier und da, namentlich im Gebiete des Orjen nahe der Bocche di Cattaro, Dolinen, deren Boden zeitweise, während der Eiszeit, verschüttet worden ist, so dass sie damals wie Poljen fungierten und das Aussehen von solchen erhielten, während umgekehrt manche Poljen, wie z. B. das grosse von Nevesinje, nicht mehr von Flüssen quer durchmessen und eingeebnet werden, sondern nunmehr nach den zahlreichen Schlundlöchern hin abgeböscht werden, durch welche sie ihre Gewässer in die Tiefe verlieren, wobei sie in einzelne flache Wannen zerfallen.

Wenn nun auch ein Wechsel in der Funktion der Wannenform die scharfe Grenze zwischen Dolinen und Poljen stellenweise verwischt, so ist doch in der Regel zu erkennen, worin ihre ursprüngliche Rolle bestand. Die Dolinen zeigen gewöhnlich auch dort, wo sie zeitweilig zugeschüttet worden sind, die Form eines mehr oder weniger grossen Sammeltrichters, und jene Poljen, welche über das Niveau der unterirdischen Gewässer gerathen sind, bewahren in mächtigen Anschwemmungen die Spuren früherer Zuschüttung. Während nun aber die Dolinen überall dort entstehen, wo lösliche Kalk- oder Gipsgesteine an die Oberfläche treten, und nicht bloss zu Tausenden und Abertausenden in der Herzegowina vorkommen, sondern auch auf den Plateaus der Nördlichen Kalkalpen überaus häufig sind, und auf dem Zahmen Kaiser bei Kufstein einen eigenen Namen: Durlöcher, Löcher des Donnergottes Thor, erhalten haben, — sind die Poljen weit seltener. Sie gehören nicht zum nothwendigsten Inventar von Karstländern. Sie finden sich nur dort, wo die Entwicklung des Karstphänomens auf

beweglichem Boden stattgefunden hat, wo schmale Ketten gehoben oder schmale Streifen Landes versenkt wurden. Sie bilden einen auffälligen Sonderzug in der Oberflächengestaltung der Herzegowina und der unmittelbar angrenzenden Gebiete.

Die Poljen stehen in unverkennbarer Beziehung zum Gebirgsbaue des Landes. Wie dessen Bergrücken und Ketten streichen sie in südöstlicher Richtung, und eingesenkt in die meist sterile, trockene, verkarstete Hochfläche des Landes bilden sie in derselben wahre Oasen von recht wechselnder Erscheinungsweise. Angewiesen auf eine Entwässerung durch die Schlundlöcher, welche die ihnen zugeführten Wassermengen aufzunehmen haben, sind sie häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Dieselben treten ein, wenn sich die Entwässerungsrohre als zu eng erweisen; dann staut sich das überschüssige Wasser in ihnen auf und sammelt sich an ihrem Boden in einem See. Das geschieht regelmässig im Frühjahre; dann ist die Herzegowina eines der seenreichsten Länder der Erde. Der Sumpf (Blato) von Mostar, die Poljen von Livno,

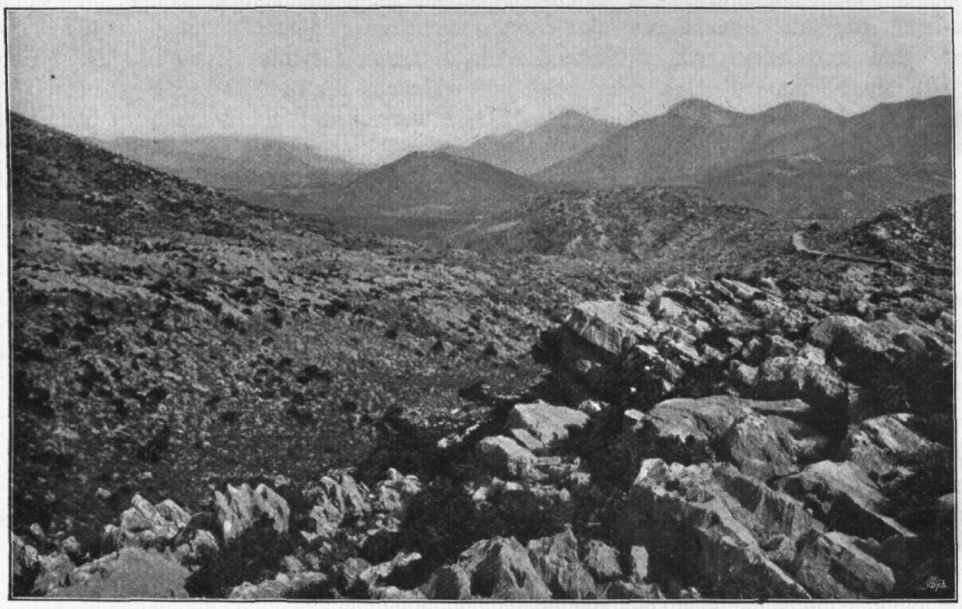


Abbildung 2. Karstlandschaft an der Strasse von Trebinje nach Grab.

Gacko und das Pfaffenfeld (Popovo Polje) von Trebinje stehen unter Wasser. Im regenarmen Sommer, wenn die Zuflüsse spärlicher werden, laufen die Seen ab. Der Pflug bemächtigt sich des durchfeuchteten und natürlich gedüngten Bodens, ja hier und da, wie z. B. im Gacko Polje wird er zu trocken, weswegen man dort eine grosse Stauanlage errichtet hat, um für die weite Fläche das nöthige Wasser aufzusparen. So haben wir es in der Herzegowina ganz regelmässig mit jenem Wechsel vom See zum Ackergrunde zu thun, welcher seit langem vom Zirknitzer See in Krain bekannt ist; dieser ist das nördlichste der grossen Poljen, der Lauf der Laibach ferner, welche als Poik bei Adelsberg verschwindet, als Unz das Polje von Planina durchmisst und im Frühjahre überschwemmt, um dann abermals unterirdisch weiter bis in die Gegend von Laibach zu strömen, wo sie als Laibach wieder erscheint, der nördlichste der grossen Karstflüsse von der Art der Mušica—Trebinjčica—Ombla.

Der geschilderte Wannencharakter der Oberfläche ist nicht die einzige morphologische Besonderheit der Herzegowina. Es ist noch eine ganze Zahl einschlägiger Thatsachen zu erwähnen, die weniger oft genannt, aber kaum minder auffällig sind. In

erster Linie ist des Mangels an Gebirgsschutt zu gedenken. Solche Schutthalden, wie sie sich am Fusse der Wände in den Kalkalpen, besonders in den Dolomiten Südtirols so regelmässig finden und wie sie auch in der Enge wiederkehren, in welcher die Narenta das Hochgebirge durchbricht, fehlen fast gänzlich an den Hängen jener Gebirge, die sich aus der herzegowinischen Hochfläche erheben, und letztere selbst entbehrt der Schutthülle, die sonst regelmässig das Land deckt. Nackt und kahl liegt es da, der anstehende Fels geht auf grossen Flächen unmittelbar zu Tage, seine Oberfläche ist zernagt und zerfressen, als wäre Säure darüber ausgegossen gewesen. Kein Wunder, wenn der Pflanzenwuchs nur dürftig Wurzel fasst und durch sein Grün nicht das Grau der Felsen lindert, wenn das Land öde und kahl aussieht. Die Felsenmeere der Herzegowina und des angrenzenden Dalmatiens sind kaum geschildert worden, ohne dass zugleich des subjektiven Eindruckes gedacht wäre, den das Zurücktreten der Vegetation auf ein an grünendes Land gewöhntes Auge macht; die Besonderheiten, die jene Felsenwüsten darbieten, sind dabei aber selten näher beschrieben worden. Lassen

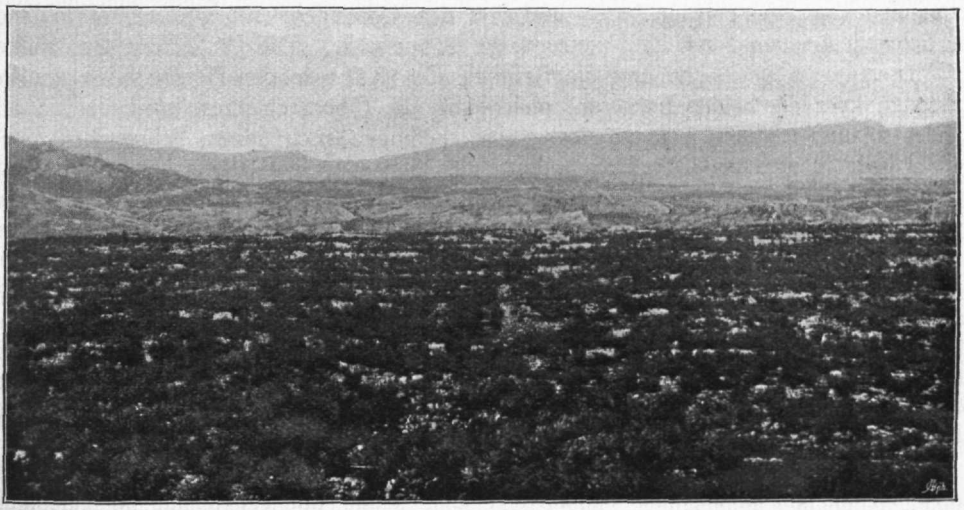


Abbildung 3. Abgeebneter Hochboden bei der Gjogjina gomila am Gacko Polje.

wir darum Forster's Bild sprechen (Abbildung 2), das Gelände am Wege von Trebinje nach Grab. Wir blicken nach Nordwesten auf die weite ebene Fläche des Popovo Polje und seiner gebirgigen Umgrenzung. Im Vordergrunde kahler Fels in mächtigen Bänken zu Tage tretend, die jeweils nach Südwesten mit ihren Köpfen abbrechen, während sie nach Südosten unter die jüngeren einfallen. Zahlreiche Spalten und Klüfte zerlegen oberflächlich die Bänke in einzelne, fest in der Tiefe wurzelnde Blöcke, an deren Seiten das abrinnende Regenwasser senkrecht verlaufende Rillen ausgewaschen hat, die von einzelnen scharfen Graten der Blockoberfläche ausgehen. Sie gleichen den zarten Kannellierungen an den Flanken der tieferen Karren in den Alpen, doch begegnet man nicht eigentlichen schmalfirstigen Karrenfeldern mit tiefen Furchen. Man kann nur von karrigen oder schrattigen Felsoberflächen sprechen. Das Wandern über sie abseits der gebahnten Wege ist aber kaum minder beschwerlich wie das Überschreiten eines Karrenfeldes auf dem Dachsteinplateau oder dem Steinernen Meere. Solche nackte Felspartien treten aber nicht allein an den Berghängen auf, sondern auch in ganz ebenem Lande. Abbildung 3 zeigt uns einen hochgelegenen, fast ebenen Boden neben dem Gacko Polje. Auf einem solchen möchte man meinen unbedingt Trümmerwerk und Schutt zu finden, aber auch hier streicht der nackte Fels durch; man sieht

dessen einzelne Schichtköpfe quer durch das Bild, mitten durch das schüttere Eichengebüsch laufen, das sich seit der Occupation der vordem ganz kahlen Fläche bemächtigt hat.

Dieser auffällige Mangel an Schutt erheischt eine besondere Erklärung. Erscheint es doch eigentlich als eine Nothwendigkeit, dass sich auf ebenem Gelände der Fels in ein Trümmerkleid hüllt; sprengen doch Temperaturwechsel, in höheren Lagen auch Frostwirkungen fortwährend Splitter oder Brocken von ihm los; warum fehlen sie hier? Die Richtung, in welcher die Beantwortung dieser Frage zu suchen ist, scheint mir durch die Beschaffenheit des Felsen angedeutet zu sein: er ist zerfressen von den abrinnenden Regenwassern. Sie lösen den Kalkstein offenbar schneller, als seine Zertrümmerung durch Temperaturwechsel geschieht. Die chemische Verwitterung wirkt kräftiger als die mechanische; ist irgendwo ein Felsstücklein losgesprengt, so wird es ebenso abgenagt und angefressen wie der feste Fels, bis es ganz zerstört ist. In der That sind die Scherben, die man da und dort findet, sichtlich angewittert, nicht selten sind sie von Löchern durchbohrt; man sieht, dass sie ihrer Weglösung entgegengehen. Sie verschwinden von dem ebenen Boden und von den Gehängen, auf ersterem fehlt daher die Schuttdecke, am Fusse der letzteren die Schutthalde. Die Löslichkeit des Kalkes in Wasser im Allgemeinen und die Reinheit der Kalke in der Herzegowina im Besonderen, kurz die beiden Faktoren, welche für die Oberflächengestaltung des ganzen Landes so ausserordentlich maassgebend sind, bedingen auch dessen Schuttmangel.

Dieser Mangel an Oberflächenschutt, der sich sonst auf ebenen Stellen anhäuft und auf Gehängen schneckenartig herabkriecht, welcher das Wurzeln des Pflanzenwuchses hindert, bringt etwas zum Vorschein, was man sonst in ähnlich gestaltetem Lande keineswegs oft sieht, nämlich dessen Schichtbau. Wie uns Abbildung 1 zeigt, dass oben auf einem Nebengipfel der Bjelašnica in der Alpenregion die einzelnen Schichtbänke durch das dürftige Gras hindurchschimmern, so lehrt uns Abbildung 2, dass auch in geringer Meereshöhe von etwa 400—1000 *m*, wo bei uns dichter Wald den Einblick in die Struktur der Erdoberfläche so sehr erschwert, dieselbe klar und deutlich dem Beschauer sich aufdrängt. Meilenweit kann man an den Bergflanken der Herzegowina und Dalmatiens einzelne Schichten verfolgen. Der Geologe sieht sich in seiner Arbeit ganz ausserordentlich gefördert; er hat nicht in zahllosen Gruben und Wasserrissen umherzusteigen, um ein bestimmtes Gestein bei aller Mühe nur lückenhaft zu verfolgen. Eine Anzahl von Problemen allgemeinerer Bedeutung, für deren Lösung eine eingehende nähere Kenntniss vom Schichtbau der Erdkruste unerlässlich ist, wird man daher in der Herzegowina zur Lösung bringen können. Man hat hier mit denselben Vortheilen wie im fernen Westen Nordamerikas zu rechnen, dessen Erforschung durch eine Anzahl erlesener Fachleute von so grossem Einflusse auf den Ausbau der allgemeinen Erdkunde geworden ist.

Schon der erste Einblick, welcher in den geologischen Aufbau des Landes durch die hingebende Arbeit A. Bittner's gewonnen worden ist, lässt erkennen, dass hier für Specialuntersuchungen ein ergiebiges Feld ist. Wir haben es mit einem mächtigen Complexe von ziemlich festen Kalken des Kreidesystems zu thun, welcher längs bestimmter Linien Z-förmig gebogen oder gebrochen ist, dabei ist regelmässig der Nordostflügel gehoben und über den gesenkten Südwestflügel ein Stück weit in der Richtung zur Adria hinweggeschoben. An solchen Stellen ist in Dalmatien hier und da älteres Gestein emporgepresst (im oberen Winkel des Z), in der Herzegowina aber (im unteren Winkel des Z) jüngeres eingeklemmt. Der Umstand, dass wir es bald mit einer blossen Schichtbiegung, bald jedoch mit einem Zerreissen der Schichten und einer Überschiebung der südwestlichen durch die nordöstlichen zu thun haben, lässt erwarten, dass eine genauere Verfolgung der einschlägigen Erscheinungen wesentlich zur Aufklärung der auch jetzt wieder vielfach erörterten Frage nach dem gegenseitigen Ver-

hältnisse von Schichtfaltung und Überschiebung beitragen wird. Es kann nach neueren Untersuchungen keinem Zweifel unterliegen, dass die Starrheit der Gesteine hierbei eine nicht unwichtige Rolle spielt. In der Herzegowina herrschen im Allgemeinen feste Kalke, daneben treten aber auch mergelige Schichten auf, man wird ein und dieselbe Störungslinie aus dem Gebiete der starren in die biegsamen Schichten verfolgen und dabei die Veränderungen der Schichten an der Störungslinie durch Auswalzung und Verschleppung im Einzelnen beobachten können. Das ist der grosse Vortheil, den das Land bietet, dass man die Stellen, an welchen man von weitem eine interessante Schichtbiegung sieht, auch betreten kann, während die grossartigeren Schichtwindungen in den Schweizer Alpen vielfach nur an unzugänglichen Felswänden und von der Ferne her betrachtet werden können.

Ganz besondere Förderung aber werden durch eine genauere Untersuchung der Herzegowina unsere Anschauungen über die Entstehung des Formenschatzes der Erdoberfläche erhalten. Schon hat die Untersuchung des einen einschlägigen Problems durch Jovan Cvijić eine grundlegende Behandlung erfahren. Seine schöne Monographie des Karstphänomens, Wien 1893, beruht zum grossen Theile auf Forschungen in der Herzegowina, die er neuerlich fortgesetzt hat. Wichtige Thatsachen über die Poljen und das Flussnetz des Landes brachte Philipp Ballif in seinen beiden Werken über die Wasserbauten in Bosnien und der Herzegowina bei (Wien 1896 und 1899). Neben dem Einflusse, welchen das Kalkgestein auf die Oberflächengestaltung nimmt, kommt ein zweites Problem sehr in Betracht. Die Nacktheit des Landes ladet geradezu ein, die gegenseitigen Beziehungen zwischen Oberflächengestaltung und geologischem Bau, welche nicht häufig so klar zu erkennen sind, näher zu untersuchen. In welcher Beziehung hier die Probleme liegen, will ich im Folgenden zeigen, indem ich zugleich den Versuch einer Lösung des einen unternehme. Dies geschieht im Wesentlichen in der Absicht, die Aufmerksamkeit auf die zu lösenden Aufgaben zu lenken. Meine Kenntniss des Landes reicht nicht hin, um mehr zu bieten als eine Summe von Anregungen für eingehendere Forschung.

II. Verhältniss des Schichtbaues zur Oberflächengestalt. Abtragung. Nachahmung der Aufschüttungsformen durch Abtragungsformen. Die grosse Einebnung. Alter derselben. Die Mosore. Vererbung von Formen. Die Poljen. Trockenthäler.

Dass in grossen Zügen eine Beziehung zwischen Schichtbau und Oberflächengestalt der Herzegowina vorhanden ist, ist unverkennbar. Die Bergrücken, welche der Hochfläche aufgesetzt sind, die Poljen, die in sie eingesenkt sind, sie streichen insgesammt, gleichwie die Schichten von Südosten nach Nordwesten, und wenn eine Ausnahme vorhanden ist, so liegt es nahe, an eine Störung im geologischen Bau zu denken. So läuft beispielsweise eine höchst auffällige Tiefenlinie von Mrcine unweit Castelnuovo über Grab nach der alten Brücke von Arslan Agić most über die Trebinjčica oberhalb Trebinje und ist noch rechts derselben im Sattel von Jasen deutlich zu erkennen. Sie ermöglicht eine bequeme Verbindung zwischen Trebinje und der Bocche di Cattaro einerseits, sowie der Gegend von Bilek andererseits. Das Land zu ihren beiden Seiten hat sichtlich verschiedene Oberflächenformen und verschiedenen geologischen Bau. Wahrscheinlich liegt in dieser Linie von Grab eine grosse Querstörung vor, ähnlich derjenigen, welche zwischen Mollens und Pontarlier den Schweizer Jura durchsetzt. Aber im Einzelnen treten die Beziehungen zwischen Schichtbau und Oberflächengestaltung keineswegs immer entgegen. Da sieht man z. B. nördlich Bilek bei Prjevor eine Schichtmulde von seltener Deutlichkeit. Sie zeichnet sich durch hervorstehende Kalkbänke durch das Gehänge hindurch, selbst auf einer Photographie, die in Abbildung 4 wiedergegeben ist, erkennt man sie mit allen Einzelheiten, aber in der Oberflächengestaltung kommt sie nicht im mindesten zur Geltung. An Stelle der Mulde,

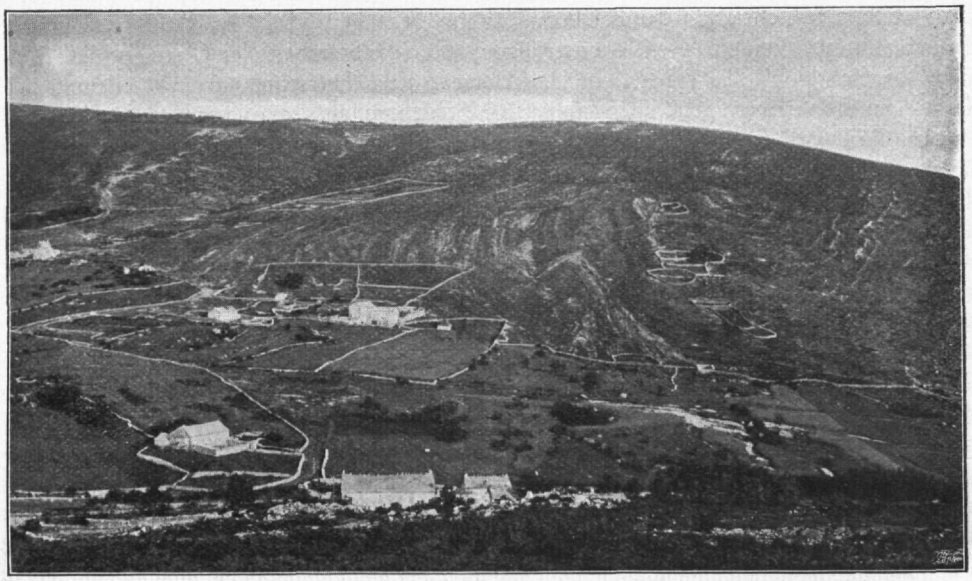


Abbildung 4. Geknickte Schichtmulde am Abfalle des Hadži begovo brdo bei Bilek.

die man oberflächlich erwarten möchte, trifft man den Höhenrücken von Hadži begovo brdo, der mit 888 *m* über Bilek gipfelt. Ganz regelmässig findet man ferner ebene Theile der Landoberfläche an geneigte Schichtstellung geknüpft. In dieser Hinsicht ist namentlich die Hochfläche von Ponikve nordöstlich von Gacko bemerkenswerth. Sie ist streckenweise, wie unsere Abbildung 5 lehrt, fast eben, während die Schichten ziemlich steil fallen und durch sie schräg abgeschnitten werden. Die Oberfläche des Landes läuft nicht parallel zu den Schichten, wie es sein müsste, wenn sie unmittelbar durch deren Aufrichtung gebildet worden wäre, sondern sie schneidet gewöhnlich schräg durch die Schichten hindurch. Das gilt für die der Hochfläche aufgesetzten Bergrücken ebenso wie für ihre Ebenheiten. Sichtlich ist seit der Schichtstauung im Lande ungemein viel abgetragen worden. Man muss sich auf den Hadži begovo brdo noch einen ganzen Berg aufgesetzt denken, man muss sich die Schichten von Ponikve noch nach links oben unseres Bildes in die Luft hinein fortgesetzt vorstellen, um das Fehlende zu ergänzen. Man muss zur Annahme einer sehr bedeutenden Abtragung greifen, um die Oberfläche der Herzegowina zu verstehen.

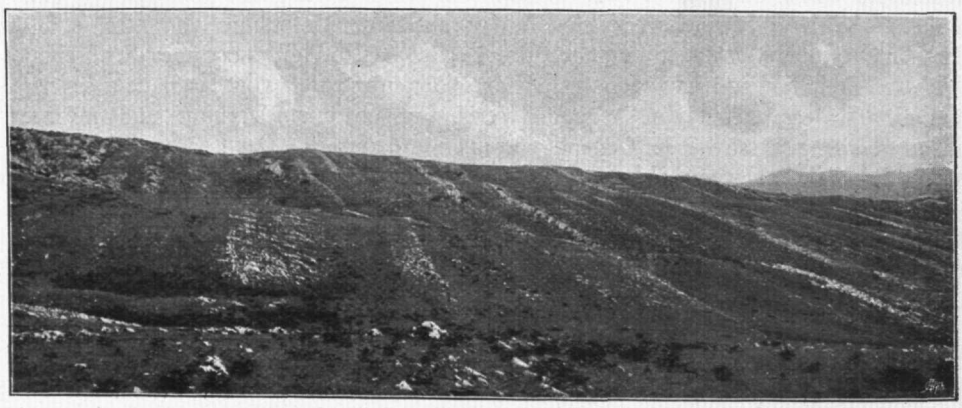


Abbildung 5. Abradierte Schichtköpfe bei Ponikve östlich Gacko.

Welche Kräfte diese Abtragung bewirkt haben, können wir der geologischen Geschichte des Landes entnehmen, deren grosse Züge Bittner aufgestellt hat. Die letzte Meeresbedeckung war bei Beginn der Tertiärperiode zur Eocänepoche. Die damals abgelagerten Schichten sind, wie wir bereits gesehen haben, mit den übrigen gefaltet, sie sind älter als die Zusammenpressung der Schichten in einzelne Falten; sie sind weit älter als die Zerstörung der letzteren; das Meer hat sich aus der Herzegowina vor der grossen Abtragung zurückgezogen und kann für dieselbe nicht verantwortlich gemacht werden. Lediglich die auf dem Lande wirkenden Kräfte, die Verwitterung des Gesteins, die Fortführung seiner Trümmer durch das rinnende Wasser, haben hier wie vielfach auch sonst die Abtragung bewirkt. Diese Folgerung wird durch die Natur jener Ablagerungen bekräftigt, welche seit Aufrichtung der Schichten gebildet worden sind. Da sieht man gelegentlich, z. B. an der Nordseite des Gacko-Polje bei Rudopolje

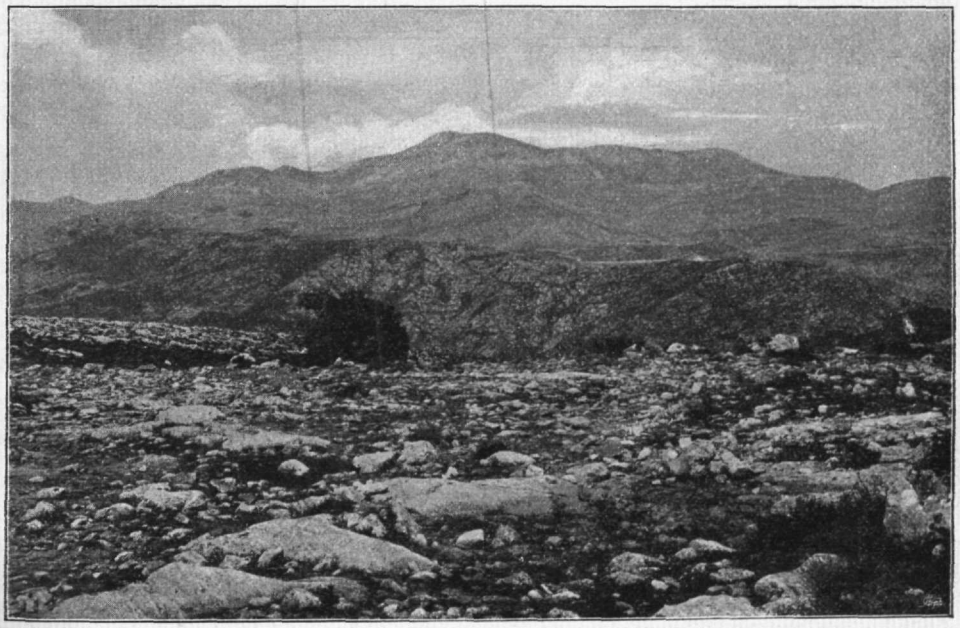


Abbildung 6. Vlastica Planina östlich von Ragusa.

Conglomerate von grossen Blöcken, oder wie bei Nevesinje, solche von faustgrossen Rollsteinen; man erkennt in ihnen die Ablagerungen von Wildbächen. Oder man findet Mergelschichten, wie z. B. westlich von Mostar, gelegentlich reich an kohligen Resten (zwischen Gacko und Avtovac), die man auf Grund ihrer Versteinerungen als Absätze aus süssem Wasser, in Sümpfen oder flachen Seen ansehen muss. Alle diese Ablagerungen, die man der jüngeren Tertiärperiode zurechnet, sind auf dem Lande entstanden, und zwar auf Kosten ihrer Umgebung, die eine starke Abtragung erfuhr.

Sehen wir uns nun die Ergebnisse dieser Abtragung näher an, nämlich die Bergrücken des Landes, welche seiner Hochfläche aufsitzen, und diese selbst. Da fällt uns zunächst auf, dass die abtragende Kraft des rinnenden Wassers so wenige ihrer uns aus den Alpen geläufigen Spuren hinterlassen hat. Selbst so hohe Berge, wie die Vlastica Planina, die sich bei Ragusa unfern des Meeres auf 909 *m* erhebt, zeigen an ihren Flanken keine Thaleinschnitte, es fehlen selbst namhaftere Wasserrisse, nirgends eine Schlucht, wie aus unserer Abbildung 6 entnommen werden kann. Lediglich breite und flache Einbuchtungen sowie stumpfe, gerundete Vorsprünge charakterisieren den Berg, und wiewohl er durchaus

felsig ist, so fehlen ihm doch die steileren Felswände. Ganz ähnlich erscheint die Mosor Planina, die in Dalmatien östlich Spalato 1330 *m* Höhe erreicht. Wiederum ein breitschulteriger Berg, dessen in sanft geschwungenen Linien verlaufende Oberfläche nicht im mindesten seinen ausserordentlich verwickelten inneren Bau verräth, nur nach der Seeseite hin zeigt er wie sehr viele Berge Dalmatiens, einen wandförmigen Abfall. Dem gleichen Typus ungegliederter Bergformen gehören die Rücken unfern Trebinje an. Es haben die Berge der Herzegowina westlich vom Hochgebirge und die meisten Dalmatiens typische Mittelgebirgsformen, man möchte sie am liebsten mit den Rücken des Böhmerwaldes und der Sudeten vergleichen, welche etwa gleiche Höhe haben. Wir haben dieselben sanft gewölbten Gipfelhauben, umrandet von steiler abfallenden Gehängen, die nach unten hin sanfter werden und sich allmählig in das umgebende Land verflössen. Diese Fussregion nimmt gelegentlich Formen an, die uns aus dem deutschen Mittelgebirge nicht bekannt sind. Hier und da scheinen ihnen Schuttkegel

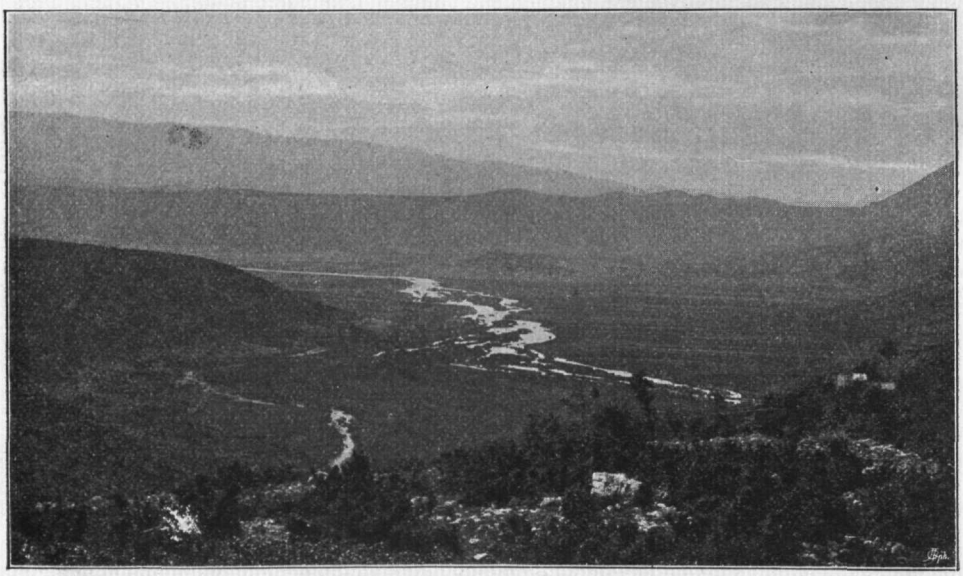


Abbildung 7. Das Fatničko Polje von Orahovica gegen Nordwest.

angelagert zu sein, und zwar gerade unter Gehängefalten, wo man solche Schuttanhäufungen erwarten möchte. In Wirklichkeit aber liegen dieselben nicht vor; fester Fels ahmt ihre Formen nach. Man meint z. B. in der Thalung von Suhidol, welcher in Dalmatien die Eisenbahn von Spalato nach Knin folgt, wiederholt solche Schuttformen zu sehen, aber immer wieder zeigt sich, dass Schichtbänke quer über den flachen Kegel laufen. So auch am Fusse des Leotar (1229 *m*) bei Trebinje; von Jasen kommend, glaubt man bei Podgliva Schuttkegel zu passieren, in Wirklichkeit ist es Fels. Man nimmt wahr, das Abtragungsgebilde die Formen von Aufschüttungsgebilden nachahmen. Dies erinnert einigermaassen an die Erscheinungen, welche Mc Gee aus dem Staate Sonora in Mexico berichtet hat, und die ich selbst am Fusse der Sierra de Guadarrama nördlich von Madrid beobachtete, nämlich dass sich vor dem Gebirge ein aus festem Gesteine bestehendes Flachland erstreckt, dessen Formen denen ihrer Aufschüttung gleichen, die wir häufig am Gebirgsfusse begegnen.

Ganz ebendieselbe Unabhängigkeit von den Schichtflächen, welche die Berghänge zeigen, weisen auch die ebenen Strecken des Landes auf. Es giebt ihrer nicht wenige; sie bilden die Hochflächen, aus welchen sich die Berge erheben, sie umrahmen die

Poljen, bald sind sie weit ausgedehnt, bald schmäler und dann wie die Stufenflächen einer Treppe angeordnet, die eine höher als die andere, durch Steilabfälle von ihr geschieden. Letzteres sieht man recht gut in der Gegend des Fatničko- und Dabar-Poljes zwischen Bilek und Stolac. Das allgemeine Niveau der Hochfläche, aus welcher sich die Berge erheben, ist dort rund 1000 *m*. In sie erscheint ein schmaler, nordwestlich streichender Streifen eingesunken, der sich von Plana zum Dabar-Polje zieht und dieser seinerseits umrahmt die ebenen Bodenflächen der genannten beiden Poljen. Abbildung 7 zeigt uns diese Situation. Links oben der Abfall der Hochfläche, darunter die des schmalen Streifens, in welchem das Fatničko-Polje förmlich eingebrochen ist. Wo sie auch auftreten mögen, alle ebenen Flächen der Herzegowina, mit Ausnahme der Polje- und Thalböden, schneiden schräg gestellte Schichten ab, so wie wir es durch unsere Bilder 3 und 5 für die ebenen Hochflächen, welche das Gacko-Polje umgeben, illustriert haben. Immer handelt es sich um Ebenen, welche durch Abhobelung oder Abradieren der Schichten entstanden sind, um Abrasionsebenen, nie um die uns geläufigen Ebenen, die durch Aufschüttung gebildet sind; wieder ahmt die Abtragung den Formenschatz der Aufschüttung nach. Halten wir uns vor Augen, dass die Thätigkeit der Gewässer auf dem Lande einen enormen Böschungsvorgang darstellt, welcher hier Vertiefungen aufböscht, dort Erhebungen abböscht, so können wir auch sagen, dass in der Herzegowina die Abböschungsgebilde häufig den Aufböschungsformen gleichen, dass die Abebnung zu Formen der Aufebnung führte.

Das grosse Flachland der Herzegowina, das sich rechts der Narenta unterhalb Mostar bis gegen Ljubuški hin erstreckt, ist eine solche Abböschungsebene. Seine Höhe senkt sich mit sanftem Gefälle von 330 *m* auf unter 200 *m* herab, dabei aber erfährt nach Bittner sein Schichtbau eine jener Z förmigen Knickungen, deren wir oben gedachten; sie macht sich oberflächlich nur noch ganz unbedeutend geltend. Ein weiteres Beispiel liefert das Flachland Dalmatiens, nordwestlich der Kerkamündung. Man berührt seinen südlichsten Ausläufer beim Besuche der Kerkafälle. Es geht von Sebenico aus zunächst über unebenes Gelände, bis man das Nordende des Monte Tartaro erreicht. Da liegt ein weites ebenes Gefilde vor dem Wanderer, das mit sanftem Anstiege sich bis weit über den Prominaberg hinauszieht. In cañonähnlichem Thale ist die Kerka darein eingeschnitten. Auf den ersten Blick möchte man meinen, eine regelmässige Aufschüttungsebene vor sich zu sehen, aber sobald man weiter geht, wird man der regelmässig nordwestlich streichenden Schichtköpfe gewahr, welche über die Ebene wie die Kämme zwischen den Ackerfurchen eines regelmässig gepflügten Feldes entlang laufen. Nähere Untersuchungen durch F. v. Kerner haben ergeben, dass der Schichtbau unter dieser Ebene sehr stark gestört ist; sie schneidet mehrere Gesteinsfalten quer durch.

Gerade hier, angesichts dieser Ebene, welche durch ihre Ausdehnung besonders bemerkenswerth ist, drängt sich die Frage nach der Entstehung solcher Abrasionsebenen besonders lebhaft auf. Hier in der Nähe des Meeres möchte man zunächst wohl daran denken, dass die Brandung das Land abgehobelt habe, so wie es einer weitverbreiteten Theorie entspricht. Aber es fehlt auch hier in Dalmatien jeder Anhalt für eine Meeresbedeckung des Landes seit der Zusammenstauung seiner Schichten. Auch hier können nur die unter der Luft wirkenden Kräfte für die Ausgestaltung des Landes verantwortlich gemacht werden, vor allem die Flüsse. Gerade hier erinnert man sich, wie mächtige Ströme, dort wo sie das Meer erreichen, nicht mehr in die Tiefe einschneiden können, sondern ihre reichliche Kraft vergeuden, hin und her pendeln, bald dies bald jenes Ufer angreifen und dadurch weite und breite Flächen Landes abebnen. Die grosse Ebenheit an der Kerka erscheint in der That wie ein riesengrosser alter, so entstandener Thalboden.

Heute ist seine Bildung abgeschlossen. Die Kerka schneidet in ihn ein. Die

Seitenerosion eines älteren Flusses ist durch die Tiefenerosion eines jüngeren abgelöst worden, und das ist begreiflich, denn die alte Bodenfläche liegt jetzt unweit des Meeres, bei den untersten Kerkafällen in einer Höhe von fast 200 *m*. Sie ist gehoben worden über jene Höhe, in welcher die Flüsse nicht mehr einzuschneiden vermögen und in die Breite arbeiten müssen, aus dem alten Tiefboden des Thales, unweit des Meeres, ist ein Hochboden geworden. Diese Erkenntniss wirft Licht auf die Abrasionsflächen der Herzegowina; auch ihre Bildung scheint nur denkbar unter Annahme einer Abebnung des Landes durch Flüsse zu einer Zeit, als letztere nicht mehr in die Tiefe zu arbeiten vermochten. Sie werden uns verständlich, wenn wir annehmen, dass das Land einmal so tief abgetragen wurde als irgend möglich, nämlich fast bis zum Meeresniveau. Am nächsten liegt diese Auffassung für das grosse Flachland zwischen Mostar und Ljubuški; die Narenta ist darein ähnlich wie die Kerka in das dalmatische, in cañonähnlichem Thale eingeschnitten. Schwieriger wird die Frage betreffs der höher gelegenen Partien des Landes. Wenn uns hier alte Abböschungsebenen als Hochböden erscheinen, die von tiefeingesenkten Poljen unterbrochen werden, so müssen wir folgern, dass hier auf die Zeit der Abebnung eine neuerliche der Erhebung und zwar recht regelmässiger Art gefolgt ist.

Dieses Ergebniss rollt neue Fragen auf. Es gilt das Verhältniss der früher erwähnten jungtertiären Ablagerungen, der Berge und Poljen zur Zeit der Einebnung, um damit deren Alter aufzuklären. Was die jungtertiären Ablagerungen anbelangt, so stellen sie unzweifelhafte Massen dar, welche die Vertiefungen ausfüllten, während Erhebungen abgetragen wurden. Sie setzen also Unebenheiten voraus. Wurden dieselben schon durch die Zusammenpressung der Kalkschichten und deren Faltung gebildet oder entstammen sie erst der unregelmässigen Erhebung nach der Abebnung? Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob letzteres der Fall wäre, denn die jungtertiären Schichten der Herzegowina finden sich zu einem guten Theile in den Poljen, welche in die Hochböden eingesenkt sind, weswegen sie auch gelegentlich als specifische Poljenablagerungen angesehen worden sind. Aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass sie keineswegs immer auf die Poljen beschränkt sind, sie greifen aus denselben heraus auf die Hochflächen und hier werden sie ganz ebenso durch deren ebene Oberfläche schräg abgeschnitten, wie die älteren Gesteine. In dieser Hinsicht ist die Gegend von Nevesinje lehrreich. An die Südseite der Velež Planina sind hier mächtige, jungtertiäre Konglomeratmassen gelagert. Sie bilden die Hochfläche von Podvelež, welche die Sohle des Polje beträchlich überragt. Die sanft südlich fallenden Schichten des Konglomerates überlagern ungleichförmig die des herrschenden Kreidekalkes und füllen Vertiefungen in demselben aus, oben aber werden sie schräg abgeschnitten von der ziemlich ebenen, durchschnittlich 1100 *m* hohen Hochfläche von Podvelež. Es ist ein Stück Geschichte des Landes, welche man von den nördlichsten Häusern Nevesinje's aus überblicken kann. In der verhältnissmässig steilen Schichtenstellung der Kreide erkennt man das Werk der Zusammenstauung der Kalke, in den Konglomeraten darüber den Zeugen eines mächtigen Zerstörungsvorganges, welcher die gebildeten Erhebungen abtrug und die Vertiefungen ausfüllte, nachdem auch in letzteren die Oberfläche der Kreideschichten abgetragen worden war. Dann erst, nach Ablagerung des Konglomerates, erfolgte die Abebnung des Landes und ihr folgte das Einsinken des Poljes. Zu ganz ähnlichen Folgerungen dürfte man, nach den Angaben Bittner's zu urtheilen, in der Gegend südlich vom Duvanjsko Polje kommen.

Es mag vielleicht überraschen, dass die Abebnung erst nach Ablagerung des Konglomerates erfolgte, wo doch letzteres selbst als das Werk eines Abtragungsvorganges erscheint, der an den Höhen nagte und die Vertiefungen aufschüttete. Aber es ist klar, dass in einer Zeit, in welcher die Flüsse noch ungeheure Geröllmassen verfrachten und hier und da, wie am Gacko-Polje, grosse Blöcke verschleppen konnten,

das Land noch weit davon entfernt war, eine Ebene zu bilden, denn noch mussten die Flüsse über genügendes Gefälle verfügen, um den Geschiebetransport leisten zu können. Es war damals noch nicht abgetragen, der Vorgang hatte eben erst begonnen. Kein Wunder, wenn ihm schliesslich Ablagerungen zum Opfer fielen, die durch ihn mit gebildet wurden. Dagegen können die anderen jungtertiären Schichten mergeliger Art recht wohl während der Abebnung entstanden sein; man hat sie in der Regel als Seebildungen aufgefasst, und deswegen von ihrer Entstehungszeit als einer limnischen Periode gesprochen; das häufige Vorkommen von Kohlenflözen oder kohligen Partien in ihnen macht aber wahrscheinlich, dass sie zu einem guten Theile in Sümpfen entstanden, die von seichten Wasserflächen unterbrochen gewesen sein mögen. Man muss an weite, theils, sumpfige, theils vom Wasser überflutete Niederungen denken, wenn man sich die äusseren Zustände ihrer Umgebung zur Zeit ihrer Entstehung vorstellen möchte; dieses geographische Bild ist wohl vereinbar mit der Abebnung ausgedehnter Landstrecken, die wir nachweisen konnten. Wir sehen da zwei Vorgänge neben einander, welche beide zum gleichen Ziele der Einebnung eines Stückes Landes führen: die allmählige Aufebnung der Vertiefungen durch die mergeligen Tertiärablagerungen, die langsame Abebnung der Berge durch die Atmosphärilien. Dürfen wir beide Vorgänge in der That als geichzeitig erachten und daher von einer Einebnung des Ganzen sprechen, so haben wir einen Anhaltspunkt gewonnen, die Abebnungszeit mit grösserer Schärfe, als wir bisher konnten, in die geologische Chronologie einzuordnen; denn im nördlichen Bosnien, bei Derbent, tauchen Ablagerungen vom Alter der jungtertiären der Herzegowina unter altmiocäne marine Schichten unter. Man könnte darnach aussprechen, dass die Abebnung der Herzegowina im Wesentlichen bei Beginn der Miocänepoche vollendet war.

Eine weitere Frage bezieht sich auf das Verhältniss der Berge unseres Landes zur Abebnung. Auch hier ist von vornherein eine doppelte Beantwortung denkbar. Man kann sich ebensowohl vorstellen, dass sie die letzten Überreste jener Rücken sind, welche bei der Schichtfaltung entstanden, wie dass sie erst zur zweiten Periode der Erhebung geschaffen wurden. Die oben hervorgehobene allmählige Verflössung ihrer Hänge in die Abebnungsflächen erscheint uns für die Entscheidung wichtig; denn wenn sich die Oberfläche unserer Hochböden in jene der Bergflanken fortsetzt, ohne dass wir eine Gefällsknickung wahrnehmen, so können wir nur schliessen, dass beide Flächen ein und derselben Abtragung ihr Dasein danken. Unsere Berge erscheinen uns daher am ehesten als die Überreste ursprünglicher, bei der Zusammenstauung der Schichten gebildeter Erhebungen, sie bezeugen in unseren Augen, dass die Abebnung des Landes keine allgemeine war, sondern nicht gerade wenige Rücken nicht zu entfernen vermochte. Hiermit steht ihre Form in bestem Einklange. Wir verglichen sie mit den Rücken des Böhmerwaldes und der Sudeten. Gleich diesen sind sie alt. Die Abtragung hat schon so viel von ihnen entfernt, dass sie nur wenig mehr fortzunehmen im Stande ist, daher der Mangel an Wasserrissen und Schluchten, an steilen Wänden und Felsformen. So wie sie müssen die Berge aussehen, welche sich aus Abebnungsflächen erheben. Damit vervollständigt sich das Bild vom geographischen Zustande des Landes während der jüngeren Tertiärperiode; wir haben es uns nicht als eine vollständige Ebene vorzustellen, sondern als sanft wellig; zwischen breiteren, theils durch Aufschüttung, theils durch Abtragung geschaffenen Ebenen schalteten sich sanft ansteigende Höhenrücken ein. Dieser Zustand ist noch ziemlich weit entfernt von dem der Rumpffläche, in welche die am Lande nagenden Kräfte ein Gebirge schliesslich überzuführen trachten, wenn auch in ihr hier und da besonders widerstandsfähige Gesteine sanfte Anschwellungen, von William M. Davis Monadnocks genannt, bilden mögen. Denn noch hat die Abtragung keine grösseren zusammenhängenden ebenen Flächen geschaffen, noch ist es nicht allein sie, welche für die Oberflächengestalt maassgebend wird, sondern wir haben es auch mit aus-

gedehnten Aufschüttungen zu thun, noch sind die hier und da stehen gebliebenen Berge nicht, wie die Monadnocks, an besonders feste Gesteine geknüpft, sondern sie erscheinen als die Überreste der ursprünglichen Höhen. Wir möchten sie daher von den Monadnocks durch eine eigene Bezeichnung trennen und wollen sie nach einem am dalmatinischen Gestade mehrfach wiederkehrenden Bergnamen Mosore nennen.

Dass diese Mosore wirklich die Überbleibsel der ursprünglichen Erhebungen sind, möchten wir nicht bloss daraus schliessen, dass sie keineswegs, so weit sich sehen lässt, bloss an besonders feste Gesteine geknüpft sind, sondern wir wollen dies namentlich aus den schuttkegelähnlichen Formen entnehmen, die ihre Fusspartie aufweist. Wir möchten glauben, dass derartige Abböschungsformen, welche durchaus den Charakter von Aufböschungsgebilden tragen, aus solchen hervorgegangen sind. Einen solchen Werdegang können wir uns wie folgt vorstellen: Bei der lebhaften Zerstörung eines Gebirges sei ein Schuttkegel gebildet, schliesslich hat seine Anhäufung aufgehört, so wie wir dies vielfach in den Alpen sehen. Nunmehr beginnt wieder seine Zerstörung. Gewöhnlich schneidet der Bach, der ihn aufgehäuft, wieder in ihn ein und trägt ihn schliesslich ab. Haben wir es aber mit Gesteinen zu thun, die wie der Kalkstein der Herzegowina, Wasser aufschlucken, weil sie leicht löslich sind, so hört der Wildbach, nachdem er das ihm zusagende Gefälle erreicht hat, auf zu fliessen und das Land erfährt nunmehr jene bedeutende chemische Abtragung, die wir kennen gelernt haben. Sie schreitet ziemlich gleichmässig nach der Tiefe hin fort, die Formen der Oberfläche ungefähr bewahrend, von welcher sie ausgegangen ist; dabei verschwinden zwar nothwendigerweise alle die markanten ein- und ausspringenden Winkel, die steilwandigen Schluchten und Zacken, aber es ist wohl denkbar, dass so breite Formen wie Schuttkegel während des ganzen Abtragungsprozesses sich in ihren grossen Zügen erhalten und allmählig, indem Schicht für Schicht weggelöst wird, auf tiefere Gesteinspartien übertragen werden. Dies würde eine Vererbung von Aufschüttungsformen auf Abtragungsformen darstellen. Nach diesem Erklärungsversuche müssten wir von den vererbten Schuttkegelformen auf früher vorhandene Schuttkegel schliessen, und hätten uns an Stelle der Mosore ursprünglich anders geformte Berge mit lebhafter Wildbachthätigkeit zu denken. Dass eine solche trotz der Durchlässigkeit des Kalkes einst vorhanden war, haben wir ja schon aus den groben Wildbachablagerungen des jüngeren Tertiär entnehmen müssen. Sie musste einsetzen, als die Schichtfaltung sehr jähe Erhebungen zeitigte, sie hörte auf, als letztere zum guten Theile abgetragen waren; dass dabei die Mosore entstanden, verräth ihr Erbe an Schuttkegelformen, das sie besitzen.

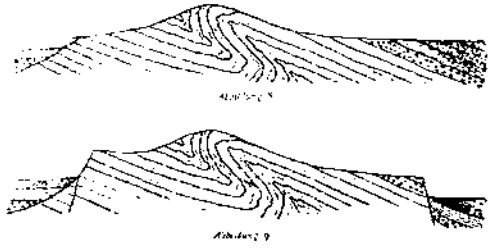
Wenn wir die Mosore der Herzegowina als Überreste der ursprünglichen Erhebungen ansehen, so möchten wir doch damit keineswegs sagen, dass alle Berge unseres Landes solche seien. Es darf vielmehr erwartet werden, dass jener letzte Erhebungsvorgang, bei welchem die Abebnungsfläche zerbrochen ward, auch zur Bildung von Bergen führte, und zwar von solchen, die durch Verwerfungen begrenzt werden, nämlich Horsten, deren Gehänge eine Unterbrechung der grossen miocänen Abtragungsfläche bedeutet. Jene stufenförmigen Absätze, die wir am Fatničko Polje kennen lernten, dürften solche jüngere Abfälle, echte Bruchstufen sein; gleiches dürfte auch von der Biokova planina gelten, welche sich wallförmig vor das Flachland der Herzegowina legt und dieses vom Meere absperrt. Sie zeigt nach der Küste hin ziemlich fortlaufend Wände, die wir als Zeichen jugendlicher Erhebung deuten. Es wird eine anregende Aufgabe späterer Specialuntersuchungen sein, von Fall zu Fall zu untersuchen, ob ein älterer Mosor oder ein jüngerer Horst vorliegt, oder auch ob beide Typen sich vereinigen, nämlich dass ein Mosor bei der mehrfach vorkommenden Tendenz der Krustenbewegung, an derselben Stelle in gleichem Sinne zu wirken, bei der späteren Erhebung neuerlich emporgehoben oder wenigstens schräg gestellt wurde.

Die dritte der aufgeworfenen Fragen, die sich auf das Verhältniss der

Poljen zur grossen Abebnung bezieht, haben wir bereits beantwortet. Wir haben bereits gesehen, dass jene jünger sind als diese, denn sie sind in die Abebnungsfläche eingebrochen. Ihre Ränder müssen wir daher als Bruchstufen bezeichnen. Wir hoben dies vom Nevesinjsko-Polje hervor; unsere Abbildung 7 zeigt, wie das Fatničko Polje in einen Hochboden eingebrochen ist; die Abbildungen 3 und 5 stellen die abradierten Hochböden im Norden und Süden des Gacko-Polje dar, von denen der nördliche steil gegen letzteres abfällt. Wo aber, wie im Mostarsko Blato, die steile Umrandung des Poljes fehlt und sich das Gelände sanft gegen dessen Boden hin abdacht, da schneidet seine Oberfläche die Schichtausstriche schräg ab: Man erhält den Eindruck, dass das Polje eine muldenförmige Einbiegung der Abebnungsfläche darstelle. Dass in der That im Gebiete der Poljen noch jugendliche Krustenbewegungen stattgefunden haben, bezeugt die Lagerung der jungtertiären Schichten in ihnen. Sie ist im allgemeinen wohl eine flache, aber an den Poljerändern finden sich vielfach Störungen, die am Duvno- und Livno-Polje sehr beträchtlich werden. Wir verstehen nunmehr auch, warum das Jungtertiär sich vielfach, wenn auch keineswegs allenthalben, auf die Poljen beschränkt. Es hat sich hier erhalten, weil es hier in die Tiefe gesunken ist. Von den Höhen ringsum ist es grösstentheils abgewaschen. Ganz unbedeutende Geröllvorkommnisse unweit des Han Žovnica auf der Höhe zwischen Mostar und dem Blato verrathen z. B. hier die frühere, nunmehr fast gänzlich verschwundene Tertiärbedeckung.

III. Vervollständigung der Entwicklungsgeschichte des Landes. Die spätere Hebung. Horste und Poljen. Umänderung der Entwässerung. Alter des Karstphänomens. Andere Beispiele doppelter Erhebungen. Theoretische Wichtigkeit der Herzegowina. Ostalpines.

Ermöglichten uns die Mosore, unsere Vorstellungen über die geographischen Verhältnisse zur Zeit der grossen Abebnung wesentlich zu ergänzen, so liefern uns die eben gewürdigten Altersbeziehungen der Poljen Material zur Würdigung der später erfolgten Hebung und ermöglichen die Entwicklungsgeschichte des Landes zu vervollständigen. Das auf grosse Strecken fast bis zum Meeresspiegel abgetragene Land ist seither im Innern zu beträchtlichen Höhen angestiegen, während es sich an der Küste nur wenig gehoben hat, aber diese Aufwölbung geschah nicht gleichmässig, sondern einzelne, meist schmale Streifen brachen dabei als Poljen ein längs der Richtungen, die der frühere Zusammenschub geschaffen, und wie es scheint, an Stellen, an welchen früher schon Vertiefungen bestanden, während andere Streifen sich als Horste hoben. Um uns den Vorgang vorzustellen, wollen wir uns an einen, aus losen Steinen gewölbten Bogen erinnern, den wir zusammenschieben: Dabei vermindert sich seine Spannung und vergrössert sich seine Wölbung. Zugleich verrücken sich die Steine, die ihn zusammensetzen; die einen rücken mehr voran, die andern bleiben zurück, und beides geschieht an Stellen, wo schon bei Anlage des Bogens eine Tendenz einer Aufwärts- oder Abwärtsbewegung gegeben war. Wir haben es hier wie vielfach auch sonst mit einer wahren Tendenz einzelner Stücke der Erdkruste zu thun, den Sinn der Bewegung durch lange Zeit, auch nach Pausen beizubehalten. Bei solchen Verschiebungen musste naturgemäss die Entwässerung beeinflusst werden. Letztere geschah zur grossen Einebnungsperiode oberflächlich. Unsere Abbildungen 8 und 9 sollen uns diese Entwicklung veranschaulichen. Die obere zeigt uns Auf- und Abebnungen und Mosore am Ende der grossen Abtragungen, die untere die damals geschaffenen Flächen zerbrochen. Auf beiden Seiten sind Poljen entstanden. Der Mosor bildet die Höhe eines Horstes in der Mitte.



Bei der tiefen Lage des Landes war der Grundwasserstand sehr hoch, ein Versiegen der Flüsse war ausgeschlossen. Als dann die Erhebung eintrat, begannen sie einzuschneiden und suchten sich selbst durch jene Partien, welche sich quer zu ihrem Laufe erhoben und ihnen den Weg zum Meere abzusperren drohten, denselben offen zu halten. Als aber das Land höher und höher stieg, mussten sie schliesslich auf dem ungemein durchlässigen Boden versiegen. Es muss sich also zwischen der Entwässerung während der grossen Einebnung und der heutigen unterirdischen eine Periode der Thalbildung eingeschaltet haben. Sie lässt sich in der That nachweisen. Zwischen dem Gacko- und Nevesinjsko-Polje verräth ein Trockenthal, dass beide Senkungsfelder ehedem durch einen Wasserlauf verbunden waren. Heute ist letzterer verschwunden; nur zeitweilig, im Frühjahre, fliesst noch in den westlichen Partien jenes Thales ein Fluss, die Zalomska, sonst liegt es hoch über dem Stande des Wassers in der Tiefe: 40 *m* tief muss man östlich Kifino Selo im Sommer herab steigen, um das Nass zu erreichen. Ein zweites Trockenthal führt aus dem in der Fortsetzung des Fatničko-Polje gelegenen Dabarpolje zur Bregova, ein drittes aus dem Popovo-Polje nach Slano zum Meere, während ein viertes von den untersten Partien des letztgenannten Polje gegen die Narenta zieht und die Vermuthung eines früheren Wasserweges von dieser nach Slano erweckt. Wie dem auch sei, als gesichert muss gelten, dass das Gacko-, Dabar- und Popovo-Polje einst oberflächlich durch Thäler entwässert wurden und zwar in der Richtung nach Westen, während wir heute vom Gacko-Polje dicht am Dabar-Polje vorbei durch das obere Popovo-Polje eine direkte Verbindung zum Meere durch die Musica—Trebinjčica—Ombla in südlicher Richtung zum Meere haben. Es folgt die heutige unterirdische Entwässerung nicht mehr der Richtung der uralten Kanäle, sondern schlägt rechtwinklig zu ihnen den direkten Weg zum Meere ein. Sie wird nicht mehr durch die uralten oberflächlichen Abdachungen, sondern durch die seither gebildeten Höhenunterschiede bestimmt. Sie gehört auch zu den Folgeerscheinungen der zweiten, nachmiocänen Erhebung des Landes, durch welche die während der Einebnung vielfach erst an die Oberfläche gebrachten Kreidekalke so hoch empor gefördert wurden, bis das Wasser den unterirdischen Abfluss dem oberirdischen vorzog. Erst von diesem Augenblicke an begann die grossartige Entwicklung des Karstphänomens, das sohin auch — gleich den Poljen — erst seit der Miocänzeit entstanden ist. Aber wir dürfen es deswegen doch nicht für gerade sehr jung erachten, denn die Gletscher, welche während der grossen Eiszeit sich im Hochgebirge an der bosnisch-herzegowinischen Grenze entfalteten und sich selbst an die Flanken des Orjen (1895 *m*) unweit der Bocche di Cattaro lehnten, fanden hier wie da schon grosse Dolinen vor, welche ihre Entwicklung bestimmten. Dauert zweifellos die Vertiefung der Dolinen auch heute noch fort, so müssen wir doch ihre Herausbildung ebenso wie die der unterirdischen Flussläufe im Wesentlichen in die Epoche verlegen, welche der grossen Eiszeit vorangieng und dem Miocän folgte. Das Pliocän ist die Bildungszeit des Karstphänomens in der Herzegowina, ebenso wie die letzten grossen Krustenbewegungen in die Miocänepoche fallen, wenn schon sie heute noch, wie aus der Senkung der dalmatischen Küste hervorgeht, noch keineswegs erloschen sind.

Wir überblicken nunmehr die Hauptphasen in der Entwicklungsgeschichte unseres Landes. Wir haben es mit zwei verschiedenen Erhebungen zu thun, die durch eine Einebnungsepoche getrennt sind. Die gebirgsbildenden Kräfte ruhten, nachdem die marinen Schichten zusammengestaut, eine Zeit lang und entfalteten sich dann neuerlich. Es ist dies eine Aufeinanderfolge der Ereignisse, die wir gar nicht selten antreffen. In Mitteldeutschland war am Schlusse der paläozoischen Aera ein alpenähnliches Gebirge entstanden, das bald gänzlich abgetragen wurde, worauf sich mächtige Schichten über den abgeebneten Rumpf breiteten. Dann trat eine neuerliche Erhebung ein, und es entstanden unsere deutschen Mittelgebirge. Beide Erhebungszeiten liegen sehr

weit auseinander, man kann daher ihre Wirkungen gut unterscheiden, namentlich weil die jüngere andere Schichten betraf als die alte. Es ist ferner bekannt, dass der südlichste Theil der Balkanhalbinsel, besonders Griechenland, zwei Zeiten der Gebirgserhebung erfahren hat, die zwar weit weniger auseinanderliegen als die mitteldeutschen, weswegen hier, wie in der Herzegowina, in der Zwischenzeit keine Schichten zur Ablagerung kamen, aber die jüngere Erhebung geschah hier längs anderer Linien als die ältere; diese bestimmt den inneren Gebirgsbau, jene regelt die Vertheilung der Höhen, so dass man auch hier eine Trennung beider unschwer durchführen konnte. In der Herzegowina ist die Zeit zwischen beiden Erhebungen gleichfalls kurz, während ihr kamen nur lokale Schichten zur Ablagerung, die zum Theile wieder verschwunden sind, die jüngere Hebung benutzte die Leitlinien der älteren; es sind daher die Werke beider weniger leicht von einander zu trennen, als weiter im Süden auf der Balkanhalbinsel oder in Mitteleuropa; erst wenn man sich die geographischen Zustände der Zwischenperiode veranschaulicht, gelingt es, sie zu sondern. Was nun aber unser Gebiet vor den beiden anderen auszeichnet, das ist der Umstand, dass von der zweiten Erhebung im wesentlichen Kalkmassen verschoben wurden, auf welchen, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hatten, die oberirdische Entwässerung aussetzte, so dass das gehobene Land bei weitem nicht in dem Umfange durch die Flüsse zerschnitten worden ist, als sonst. Besser als sonst kann man daher die Art und Weise studieren, in welcher sich die Krustenbewegung oberflächlich geltend machte; so dass auch in dieser Richtung die genauere Erforschung der Herzegowina Ergebnisse allgemeinerer Bedeutung verspricht, und diese Ergebnisse dürften vielleicht auch zur Lösung des wichtigsten und grössten Problems, das dem Geomorphologen in Europa geboten wird, beitragen, nämlich der Entstehung der Oberflächengestaltung der Alpen.

Wir haben in den östlichen Thälern des grossen Hochgebirges ganz ähnliche Ablagerungen wie in den Poljen der Herzegowina. Namentlich im Mur- und Mürzthale treffen wir auf jungtertiäre Landbildungen, die vielfach aus so feinem Materiale bestehen, dass man zur Zeit ihrer Entstehung sich unmöglich ringsum so hohe Gebirgszüge vorstellen kann, wie heute vorhanden sind. Versucht man, sich die geographischen Zustände zur Zeit ihrer Entstehung auszumalen, so gelangt man zu einem ähnlichen Bilde, wie wir es uns von der Zeit der grossen Einebnung der Herzegowina machten, und in der That trifft man auch in den angrenzenden Alpentheilen Anzeichen von weit ausgedehnten Abebnungsflächen. Allerdings hindert das dichte Pflanzenkleid, dass man die Schichten so auffällig von der Landoberfläche durchschnitten sieht, wie wir es in der Herzegowina wahrnehmen konnten, und deswegen macht sich das Phänomen nicht so aufdringlich geltend. Aber wenn wir in den Voralpen nördlich Mariazell oder um Gaming das Land überschauen, so erblicken wir eine weitgedehnte, von Thälern allerdings tief durchfurchte, nach Norden sich senkende Plateaufläche, während die ziemlich steil aufgerichteten Schichten allenthalben südwärts fallen. Es muss daher hier die Hochfläche in ähnlicher Weise die Schichten schräg durchschneiden, wie wir es in der Herzegowina so häufig und so deutlich sahen. Vielleicht lenken die dortigen Verhältnisse den Blick auf diese noch wenig gewürdigten alpinen und helfen sie verstehen. Sollte unsere Muthmaassung zutreffen, dass hier wie da die gleiche Entwicklung vorliegt, so hätten wir auch in einigen Theilen der nördlichen Ostalpen eine miocäne Einebnungsperiode anzunehmen und würden hier wie da auf denselben Gang der Gebirgsbildung zu folgern haben. Dann würde sich ein neues entwicklungsgeschichtliches Band zwischen den Ostalpen und dem dinarischen Gebirge schlingen.

Geologische Wanderungen im Rhätikon.

Von A. Rothpletz.

Wer die Alpen durchwandert, dem werden ihre Höhen und Tiefen, ihre Farbenpracht, der Pflanzenschmuck, die Hochfelder ewigen Schnees, das blaue Eis der Gletscher, die stillen Seen und die rauschenden Gewässer stets eine unversiegbare Quelle des Genusses und unerschöpflicher Freude sein, aber bei alledem bleiben ihm die Berge selbst doch etwas Fremdartiges. Erst wenn er auf ihre Gesteine und deren Anordnung achtet und einen Einblick in ihren geologischen Bau erlangt, hören die Berge für ihn auf, aus nur zufällig geformten und aneinander gereihten Höhen zu bestehen; jeder Berg erhält seine bestimmte Individualität und Geschichte; sie fangen an mit ihm zu sprechen und werden jetzt erst seine wahrhaftigen Freunde.

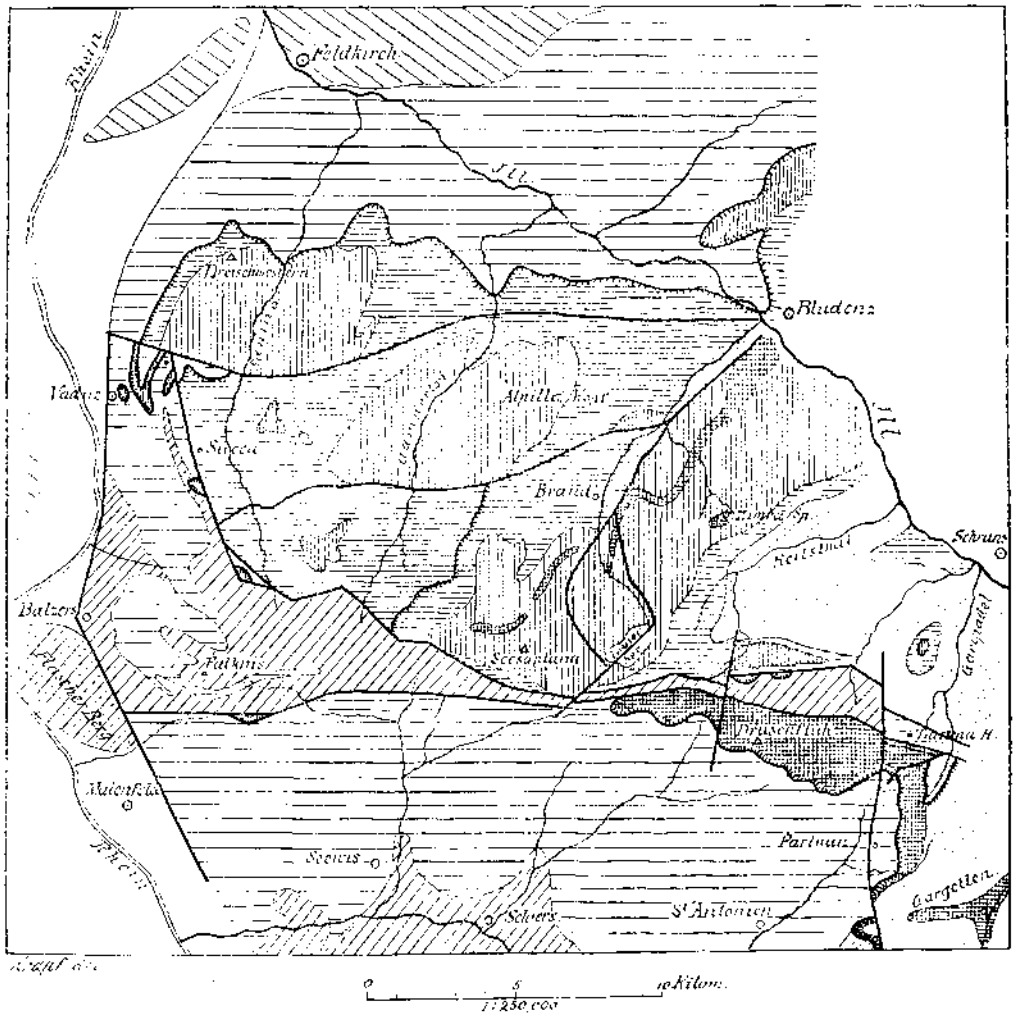
Freilich ist es schwierig, ihre Sprache zu erlernen, dies erfordert langer Jahre Studien. Der eilige Wanderer hat dazu keine Zeit, doch wird er von dem Geologen, zu dessen Aufgabe dieses Sprachstudium gehört, sich gerne erzählen lassen, was er den Bergen ablauschen konnte, und so möge denn, wer Lust dazu empfindet, sich unseren geologischen Streifzügen anschliessen.

I. Von Feldkirch über den Dreischwesternweg und die Gaflei zur Sücca.

Eng ist das Thor, durch welches die Ill den breiten seebeckenartigen Thalboden des Inner-Walgaus verlässt, um sich in das noch breitere Rheinthal zu ergiessen. Es ist in die festen Wände des zur Kreideformation gehörigen Schrattenkalkes gebrochen, der sich von Norden her als ein Felswall quer über das ganze Thal legt, und so eine natürliche Brücke zwischen dem Bregenzer Wald und dem Rhätikon bildet. Auf diesem Felsriegel über Mariagrün nach Fellengatter hinschreitend, sehen wir mächtige Schotter und Moränen abgelagert, welche der alte Montafuner Gletscher zur grossen Eiszeit hierher geschafft hat. Selbst weiter herauf über Amerlügen bis zum Frastanzer Sand (1400 *m* über Meer) stossen wir auf viele vereinzelte, grosse erratische Gneissblöcke, die beweisen, dass der Eisstrom jenes Gletschers eine Dicke von mindestens 1000 *m* gehabt hat. Wir können uns lebhaft vorstellen, welche Kämpfe es dem von Ost nach West ziehenden Gletscher gekostet hat, bis er sich einen Eingang in das Rheinthal erzwang, das selbst von einem noch gewaltigeren, von Süd nach Nord ziehenden Gletscher erfüllt war, der seinem schwächeren Nachbar freiwillig keinen Platz machte. So wurde der Montafuner Gletscher zurückgestaut und wuchs in die Dicke und Breite, bis seine Eismassen zuletzt ein solches Gewicht erlangt hatten, dass sie den Rheingletscher zur Seite schoben und sich einen Ausweg schufen. Aus diesem zeitweiligen Anschwellen des Gletschers erklärt sich die hohe Lage der erratischen Blöcke auf dem Frastanzer Sand.

Von Fallengatter bis zum Frastanzer Sand besteht die Unterlage dieser Blöcke überall aus Flysch, einer Wechsellagerung von dünnbankigem Sandstein und grauem

Geologische Skizze des Rhätikons.



Die breiten schwarzen Linien zeigen Verwerfungsspalten an, und wenn sie gezahnt sind, Überschiebungen.

Mergelschiefer, welcher jene zierlichen Meeresalgen einschliesst, die man als Flyschfucoiden bezeichnet. Der Flysch ist also eine Meeresablagerung, die in die ältere Tertiärzeit fiel und die wir dementsprechend über den älteren Kreidekalken von Feldkirch angetroffen haben.

Berge, die nur aus solchem Flysch aufgebaut sind, zeigen stets abgerundete Formen und tragen dichten Wald und fruchtbare Almen. Doch neigen sie sehr zur Vermurung und sind deshalb auf der Wetterseite häufig von wilden Rüfen durchfurcht. Da unser Weg über den langsam ansteigenden Rücken aufwärts führt, so erreichen wir mühelos den Nordfuss der Dreischwestern.

Hier aber ändert sich mit einem Mal die Scenerie. Harte Kalkbänke ragen in steilen Wänden und Zacken in die Höhe und verlegen uns den Kammweg. Es sind Gebilde der Triasperiode (Muschelkalk und Arlbergkalk) und man möchte gerne vermuthen, dass sie bei Entstehung des Rhätikons von unten heraufgehoben wurden und dabei den jüngeren Flysch auf die Seite schoben. Wenn wir aber dem Weg zur Garsellenalp, der den Felskamm auf der Ostseite umgeht, folgen, dann sehen wir zu unserem Erstaunen, dass nicht der jüngere Flysch auf dem älteren Kalk, sondern umgekehrt dieser auf jenem liegt. Die Grenzlinie zwischen beiden senkt sich vom Kamme aus (ca. 1600 *m*) gleichmässig an dem Gehänge herab gegen Süden bis auf den Boden des Saninathales (ca. 800 *m*), steigt von dort aber an dem jenseitigen Gehänge nach Norden wieder aufwärts bis zum Fusse der Gurtisspitze (ca. 1400 *m*). Man übersieht das mit einem Blick von unserem Weg aus und erkennt, dass die Kalkfelsen mit einer etwa 25° geneigten Basisfläche auf der Masse des Flysches ruhen, und wer das jugendliche Alter des letzteren nicht kennte, der würde ohne Zweifel zu der Vermuthung kommen, dass der Flysch älter als die Triaskalke sei und den Untergrund des Triasmeeres gebildet habe.



Fig. 1. Profil durch den Dreischwesternkamm und den Triesnerberg.
1 : 130000.

Trias: *b* Buntsandstein, *m* Muschelkalk, *a* Arlbergkalk, *r* Raiblerschichten, *k* Hauptdolomit. Jura: *l* Lias, *t* Tithon. Kreide: c_1 untere, c_2 obere. Tertiär: *f* Flysch. *mor.* Moränen der Eiszeit. v_1 Verwerfungsspalte Vaduz-Bludenz.

Damit haben wir den Schlüssel zum Verständniss des ganzen Gebirgsbaues im Rhätikon gewonnen, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, dass über die aufgerichteten und in Falten gelegten Meeresablagerungen der Jura-, Kreide- und Tertiärperiode, welche den Sockel des Gebirges bilden, eine zweite Gebirgsmasse von Osten her herübergeschoben worden ist, deren Schichtfalten aus Gneiss, Sernifit, Röthidolomit, Trias-, Jura- und Flysch-Sedimenten bestehen. Daher kommt es, dass, wo die obere Gebirgsmasse auf der unteren aufliegend angetroffen wird, fast immer ältere Ablagerungen auf jüngeren ruhen.

Unser Weg führt uns nun von der Garsellenalp auf den Gipfel der Dreischwestern und von da über den Garsellenkopf und Kühgrat zur Gaflei. Wir bewegen uns dabei immerfort nur in der oberen Gebirgsmasse, und zum Muschelkalk und Arlbergkalk gesellen sich noch als jüngere Triasglieder gipsführende Rauhwacken (Raiblerschichten) und der monotone, aber mächtige Hauptdolomit, der ausschliesslich die Grathöhen aufbaut. Wie auf einer Riesenmauer schreiten wir dahin, rechts tief unter uns das breite und liebliche Rheinthal und jenseits desselben die grünen Schweizerberge überblickend. Aber immer sehen wir am Fusse unserer steilen Mauer einen breiten, dicht bewaldeten Sockel buckelförmig gegen den Rhein vorspringen. Es ist das Flyschgebirge, welches die Triasdecke trägt und auch hier auf der Westseite unter derselben hervorschaut. Während aber die Höhe dieses Sockels am Frastanzer Sand 1600 *m* betrug, senkt sie sich rheinaufwärts bis zum Liechtensteiner Wildschlössl um 700 *m*, so dass sie dort den Boden des Rheinthales nur noch um 400 *m* überragt.

Durch die wilden Dolomitrunsen des Gipsberges, die in grossartiger Weise die Gewalt der Erosion veranschaulichen, führt in kunstvollen Serpentinen der Weg herab

zum gastlichen Kurhaus Gaflei. Wie mit einem Zauberschlag sind die unersteiglichen rauhen Felswände verschwunden. Auf breiten, nur sanft geneigten Terrassen liegen freundliche Häuser und weithinblickende Kirchen und staffeltörmig stuft sich so das Gehänge ab, herab bis Vaduz im Rheinthal.

Dieser so auffällige Scenerie wechsel ist durch zwei grossartige Störungen im Gebirgsbaue verursacht. Die eine dieser Störungen ist dadurch hervorgerufen worden, dass längs einer Linie Gaflei — Gargellenjoch — Guschgfieljoch — Forkla Alp — Bludenz eine grosse, annähernd senkrecht gestellte Spalte entstand, welche das ganze Gebirge in ein nördliches und ein südliches Stück zerrissen hat. Das südliche Stück ist dann stärker gehoben worden als das nördliche und infolgedessen erreicht der Flyschsockel, statt nur 900 *m* wie im nördlichen, im südlichen Theile an jener Verwerfungsspalte eine Meereshöhe von 1700 *m*. Die Triasdecke liegt dementsprechend ebenfalls höher und bildet die Krönung des Gebirgssattels, welcher das Saninathal vom Rheinthal trennt und auf welchem das Kurhaus Sücca liegt. Es ist ein gar lieblicher Weg, auf ihr vom Pilatus (verstümmeltes Wort aus By den Latten) über die Sücca südwärts bis zum Heupiel zu wandern, wobei man bald gewahr wird, dass sich auch hier, wie bei den Dreischwestern, diese obere Gebirgsdecke mit ihrer Unterlage langsam gegen Süden senkt und infolge dessen am Heupiel bereits um mehr als 500 *m* stärker geworden ist als am Pilatus. Hier besteht sie aus Muschelkalk und den schiefrigen Mergeln (Partnachmergel) der unteren Arlbergschichten mit südlicher Neigung; an der Sücca, wo aus den blauen Muschelkalkbänken die Versteinerungen in Menge hervorschauen, biegen die Schichten muldenförmig um und nehmen eine nördliche Neigung an. Die weitere Folge ist, dass am Heupiel die noch älteren Ablagerungen, nämlich der Buntsandstein, darunter zum Vorschein kommen. Das Auftreten dieses rothen Quarzsandsteines macht sich auch dem Laien leicht bemerkbar in dem Wechsel des Waldbestandes: der Laubwald verschwindet und wird durch reinen Kiefernbestand ersetzt, dessen grüne Bodendecke fast nur aus Haidekraut und Heidelbeeren besteht.

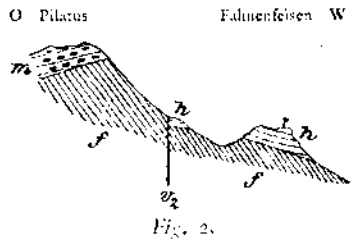


Fig. 2.
m Muschelkalk, *h* Hauptdolomit, *f* Flysch, v_2 Verwerfung Gargellen-Heupiel.

Neben dieser einen grossen Verwerfung ist, wie schon erwähnt, noch eine andere von bedeutsamem Einfluss auf die Ausgestaltung der heutigen Bergformen gewesen. Sie war schon beim Aufstieg von der Gaflei zum Pilatus zu erkennen. Der zur Sücca hinüber markierte Fussweg führt nämlich über einen grösseren Felsvorsprung, der eine Fahne trägt. Er besteht aus einem mächtigen Klotz von Hauptdolomit, der auf Flyschschiefern ruht und mithin ein Stück der oberen Triasdecke darstellt. Aber bis zur Triasdecke des Pilatus steigt vom höchsten Punkte dieses Felsens das Gelände noch recht erheblich und besteht nochmals aus Flysch. Die Triasdecke im Osten liegt also erheblich höher als im Westen (Fig. 2) infolge von Verschiebung auf einer von Nord nach Süd verlaufenden Bruchspalte. Diese Verwerfungspalte lässt sich ganz vorzüglich auch am Heupiel beobachten, wenn wir vom Gipfel erst südwärts bis zum Aelplejoch gegangen sind und dann westwärts in die »Wang« absteigen.

In dem Augenblicke, wo wir das Westgehänge betreten, verlassen uns die Ablagerungen der Triasdecke und wir schreiten über graue, röthliche und weisse Kalkbänke und -Schiefer mit östlichem Einfallen (Fig. 3) abwärts. Es sind oberjurassische (tithonische) Schichten und wer Glück hat, der findet in dem dickbankigen weissen Kalke grosse, thurmartige Schnecken (Nerineen). Eingefaltet in diesen Jura treffen wir alsbald auch wieder den Flysch und so gelangen wir endlich zu dem einsamen Häuschen am Farrenboden oberhalb Wangenberg am Fusse des »rothen Tschuggen«. Ein vorspringender Hügel besteht zu unterst aus jurassischen Schiefern, trägt aber obenauf eine

mächtige schiefe Kappe von Hauptdolomit. Er ist ein Gegenstück zum Fahnen-Felsen ob der Gaflei. Wir klettern diesen steilen Hügel hinan und erreichen so die Steilwände des »rothen Tschuggen«, dem der Hügel nur als Vorsprung angelagert ist (Fig. 4). Da sehen wir, dass der Dolomit jählings abschneidet und an den rothen Buntsandstein anstösst, just auf der südlichen Fortsetzung jener Verwerfungsspalte, die wir ganz ebenso deutlich noch weiter nach Süden über die Gapfalalp, das Bettlerjoch und die Guflalpe bis zur Grossen Furka am Tschingel verfolgen könnten.

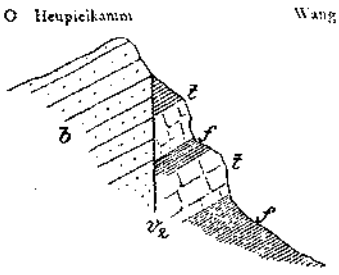


Fig. 3.

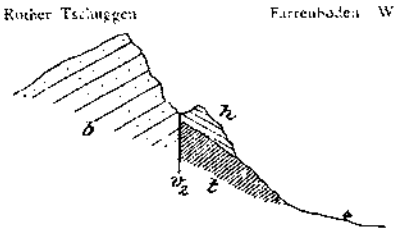


Fig. 4.

b Buntsandstein, *h* Hauptdolomit, *t* Tithon, *f* Flysch. v_2 Verwerfung Gargellen-Heupiel.

Der Hauptunterschied der Gebirgsmassen im Osten und Westen dieser Spalte liegt darin, dass die Triasdecke dort aus ältesten Gliedern besteht und nach Osten geneigt ist, während sie im Westen aus ihren jüngeren Gliedern (Hauptdolomit und dem Gips der Raiblerschichten von Maseschen) besteht und entschiedene Neigung nach Westen besitzt. Im Osten ist ferner diese Decke so mächtig, dass die Flyschunterlage nur an einer Stelle unter ihr hervorschaut, während im Westen umgekehrt die Decke nur ganz lückenhaft ist, so dass Flysch und Jura allerorten zu Tage liegt und die ehemalige Decke nur noch in Form kleiner Kappen und Lappen (Fig. 5) daraufsitzt.

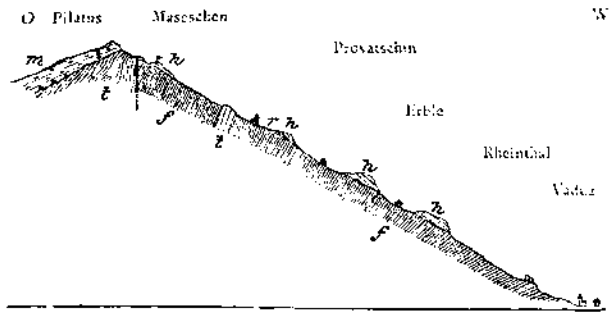


Fig. 5.

Buchstaben wie bei Fig. 3. r Raiblerschichten.
1 : 30 000.

Es ist einleuchtend, dass diese zwei grossen Verschiebungen auf Bruchspalten erst eingetreten sein können, nachdem sich bereits die Triasdecke über den Flysch geschoben hatte, und so bleibt uns als Hauptergebniss dieses Spazierganges, den man bequem in zwei Tagen, wenn es sein muss aber auch in einem Tag ausführen kann, die Feststellung der Thatsache, dass am Westrande des Rhätikons zwei ganz verschiedenartige Gebirgsmassen übereinander liegen. Die Gesteinsschichten dieser beiden Massen sind nicht ursprünglich am gleichen Ort übereinander, sondern in weit getrennten Bezirken zur Ablagerung gelangt und erst in viel späterer Zeit kamen sie aufeinander zu liegen infolge eines gewaltigen horizontalen Schubes, der bei Aufrichtung der Alpen thätig war und der sehr alte Ablagerungen im Osten erfasste und auf die jüngeren Ablagerungen im Westen hinaufschob.

II. Von Bludenz durch das Brandnerthal auf die Scesaplana.

Wir fahren von Feldkirch mit der Eisenbahn nach Bludenz. Leicht erkennen wir vom Wagen aus hoch oben an den Wänden der Dreischwestern und der Gurtisspitze

jene felsige Triasdecke, die auf dem bewaldeten Flyschsockel liegt. Sie setzt sich nach Osten weiter fort in den Steilwänden des Gampberges, der Klamperschrofen und des Tschalengenberges, senkt sich aber langsam herab und erreicht kurz vor Bludenz mit ihrer Basis den Thalboden, aus dem sie sich jedoch auf der nördlichen Thalseite am Madonnakopf wieder heraushebt. Auf eine Längserstreckung von nicht weniger als 20 *km* sind hier also die alten Triaskalke und Dolomite über den jugendlichen Flysch heraufgeschoben worden und ihre Auflagerung über demselben ist auch für den Laien leicht erkennbar.

In Bludenz angekommen, befinden wir uns bereits ganz in der Triasdecke, und um deren Beschaffenheit zu studieren, wählen wir den allbekannten Weg nach Brand. In dem Steinbruche von Bürs sehen wir die grau-schwarzen Bänke des Muschelkalkes senkrecht aufgerichtet. Sie bilden ein Riff, das auf den Seiten und obenauf von jener merkwürdigen diluvialen Nagelfluh umlagert wird, die sich wie ein grosses Delta an der Ausmündung des Alvierbaches ausbreitet und selbst wieder von mächtigem Moränenschutt überlagert wird, den man schon von ferne in den wilden Abrissen des gefährlichen Scesatobels erblickt. Es sind Ablagerungen desselben Montafuner Gletschers, dessen Spuren wir bei unserer ersten Tour in der Nähe von Feldkirch bereits gewürdigt haben.

Der Muschelkalk von Bürs ist der Kern eines Gewölbes, dessen südöstliche Flanke wir im Bürsertobel aufwärts gehend durchqueren. Sie besteht aus Partnach- und Arlbergschichten, deren schwarze Mergelschiefer, schiefrige Sandsteine, Kalk- und Dolomitbänke in wiederholter Wechsellagerung durch den vor drei Jahren von der Section Bludenz angelegten Fussweg vortrefflich aufgeschlossen worden sind. Oben an der Brandner Fahrstrasse stellen sich kurz vor dem Talenberg auch die Raiblerschichten ein, die weiter im Westen ein mächtiges Gipslager einschliessen; dann folgt der Hauptdolomit. Gleichzeitig eröffnet sich ein Blick ins Sarotlathal und auf die stolze Zimbaspitze im Hintergrund. Wir widerstehen der Versuchung zu einem Abstecher nicht und durchschreiten dabei zunächst die steil aufgerichteten Kössenerschichten, deren hellgraue Kalke häufig Muscheln und Korallen (Thamnasträen und Thecosmilien) als Einschlüsse erkennen lassen.

Hinter den Hütten der unteren Sarotlaalp, beim Überschreiten eines Seitenbächleins, fallen uns schwärzliche Mergelschiefer mit Flyschfucoiden auf, die sich auch am nördlichen Gehänge (Fig. 6) fast vertikal hinaufziehen und von da über die Nonnenalp bis zum Selumwald bei Bludenz als breites wiesenreiches Band bemerkbar machen. Im Sarotlathal werden sie gegen Osten von rothen und weissen Liaskalkbänken eingefasst, denen alsbald die mächtigen Kössenerschichten und dann der Hauptdolomit folgen.

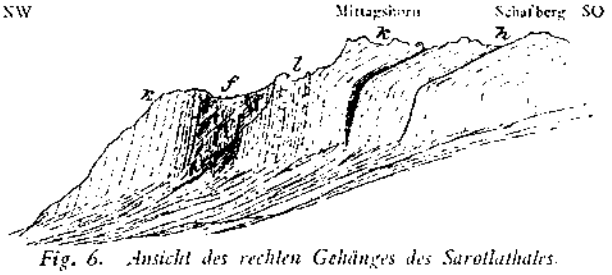


Fig. 6. Ansicht des rechten Gehänges des Sarotlathales.
h Hauptdolomit, *k* Kössener Schichten, *l* Lias, *f* Flysch.

Alle diese Schichten stehen annähernd senkrecht, aber zu oberst am Mittagshorn und Schafberg biegen sie sich knieförmig um, nehmen fast die horizontale Lagerung an und erlangen erst an der Zimbaspitze wieder ihre Steilstellung. Dort ist es auch, wo man in rothem Liaskalk nicht allzuselten Belemniten und durch den Gebirgsdruck eigenthümlich deformierte Ammoniten finden kann.

Im Sarotlathal haben wir also eine lange steile Mulde kennen gelernt, die sich an das Bürsergewölbe unmittelbar anschliesst. Aber dieser Anschluss erfolgt nicht ganz regelmässig, wie wir sofort erkennen, nachdem wir wieder auf die Brandner Strasse

zurückgekehrt sind und auf derselben gegen Brand wandern. Zur Linken ragen die Steilwände der Wasenspitze auf (Fig. 7), die das Sarotlathal an seiner Ausmündung linksseitig flankiert und infolgedessen aus den steil aufgerichteten Bänken der Kössenerschichten aufgebaut wird. Aber wir bemerken eine eigenthümliche Linie, welche diesen Berg von links unten nach rechts oben durchquert. Über derselben stehen die Kössener-, unter derselben die Arlbergschichten an, die sich noch weiter rechts normal auf Partnachmergel, Muschelkalk und Buntsandstein legen. Längs jener Linie selbst besteht eine auffällige Ungleichförmigkeit der Lagerung, auch fehlen die Raiblerschichten und der Hauptdolomit gänzlich, welche bei normalen Verhältnissen dort zu erwarten wären. Die Linie bedeutet eben eine Verwerfungsspalte, auf welcher das Buntsandsteingewölbe von rechts gegen die Sarotlamulde links verschoben worden ist. Diese Verwerfung begleitet das rechte Gehänge des Brandnerthales bis herauf zum Lünersee und macht sich bereits oberhalb Brand dadurch bemerkbar, dass kurz nachdem man den dortigen Gewölbekern von Buntsandstein durchschritten hat, neuerdings Lias und Flysch — die südwestliche Fortsetzung der Sarotlamulde — am rechten Thalgehänge in hohen Felsen ansteht. Aber auch dem Unerfahrensten kann sie nicht verborgen bleiben, wenn man ihn auf die Schichtstellungen der Ostseite zwischen Schattenlagant und dem Bösen Tritt aufmerksam macht. (Fig. 8).

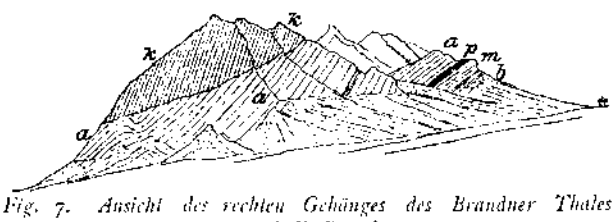


Fig. 7. Ansicht des rechten Gehänges des Brandner Thales unterhalb Brand.

a Arlbergschichten, *p* Partnachmergel, *m* Muschelkalk, *b* Buntsandstein.

Den Hintergrund des Thales schliesst eine hohe »senkrechte« Wand von Hauptdolomit. Man ersteigt sie leicht auf wohlgebautem Fussweg und steht dann plötzlich vor der über 1 *km*² grossen Wasserfläche des so herrlichen Lünersees in einer Meereshöhe von über 1900 *m*.

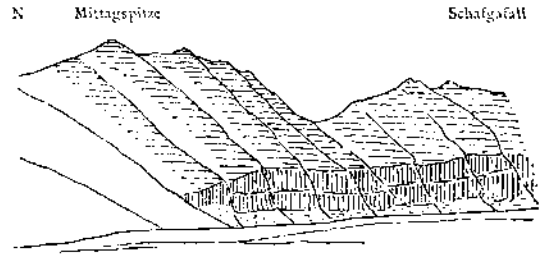


Fig. 8. Östliches Gehänge des oberen Brandner Thales bei Schattenlagant: vorn unten Kössener Schichten, oben hinten Hauptdolomit.

Wie ist dieser See entstanden? Gletscher können ihn nicht ausgehobelt haben, dagegen spricht die Steilböschung des nördlichen Felsriegels. Man hat angenommen, das mächtige Gipslager vom nahen Rellsthalsattel setze sich bis in den See hinein fort, und dessen Auslaugung habe das jetzt mit Wasser ausgefüllte Loch erzeugt. In Wirklichkeit streicht jenes Gipslager aber gar nicht in den See, sondern zieht südlich an demselben vorbei, und die Uferfelsen bestehen ringsum aus Hauptdolomit. Dahingegen läuft die von uns erkannte Verwerfungsspalte des Brandnerthales an der Nordostecke des Sees in denselben aus und kommt an der entgegengesetzten Südwestecke wieder aus dem Wasserspiegel hervor, um den südlichen Grenzkamm der Scesaplana westlich vom Kanzelkopf zu durchschneiden. Es genügte eine Senkung der westlich von dieser Spalte gelegenen Gebirgsscholle, um einen obersten Seitenzweig des Rellsthales in ein Seebecken zu verwandeln, dessen Wasser sich allmählig durch die Klüfte des Hauptdolomites einen unterirdischen Abfluss in das Brandnerthal verschaffen konnten.

Der Aufstieg zum Gipfel der Scesaplana mit seiner grossartigen Fernsicht führt uns über die steil aufgerichteten Bänke des Hauptdolomites bis zur sog. Klamm, wo

die Kössenerschichten (Fig. 9) sich einstellen. Sie sind hier viel thonreicher entwickelt als im Sarotlathal und auch viel reicher an Versteinerungen und auf ihren Schichtköpfen steht die Signalfahne des Gipfels. Tief unter uns liegt der Brandner Ferner in einer Mulde zwischen dem Scesaplanakamm, dem Panüler Schrofen und dem Wildberg, und verdeckt zum grössten Theil den Flysch (?) und die rothen Liaskalke, welche auch hier wie im Sarotlathal eine tektonische Mulde bilden.

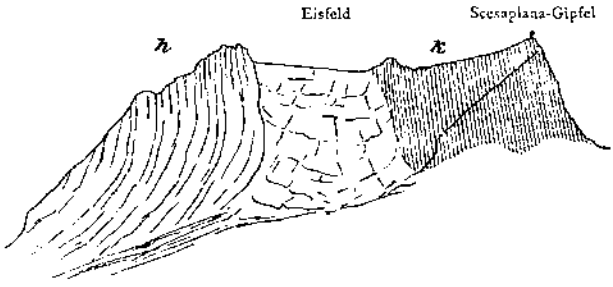


Fig. 9. Anblick der Scesaplana von der Klamm aus.

Dieser Ausflug hat uns also über den Bau der grossen Triasdecke, welche über das basale Gebirge des Rhätikons herübergeschoben ist, die Aufklärung gebracht, dass die mächtigen Triasablagerungen zusammen mit ihrer Auflagerung von Lias und Flysch zu Gewölben und Mulden gefaltet, nachträglich aber von einer Spalte der ganzen Breite nach zerrissen worden sind, wobei die einzelnen Theile nicht unerhebliche Verwerfungen erlitten haben.

III. Vom Lünersee zur Tilisunaalp.

Wir verlassen den See in südlicher Richtung gegen das Cavelljoch hin und schreiten dabei zunächst quer durch die senkrecht aufgerichteten Bänke des Hauptdolomites, der Raibler- und der Arlbergschichten. Dann hören die steilen Felsen plötzlich auf und machen sanften Grashängen Platz. Wir stehen auf Flyschboden, der langsam bis zum Fusse der Kirchlispitzen ansteigt, und damit sind wir wieder auf dem basalen Gebirge angelangt, das wir bei unserem ersten Ausfluge kennen gelernt haben. Freilich sieht man hier nicht, dass die Triasdecke darüber liegt. Sie liegt vielmehr daneben, weil der Flysch auf einer Verwerfungsspalte in die Höhe gehoben worden ist und so neben der Triasdecke zu liegen gekommen ist. Wohl aber befinden sich die gewaltigen weissen und röthlich geflammten Kalkmassen der Kirchlispitzen über dem Flysch. Sie gehören jedoch nicht der Trias, sondern wie ihre Versteinerungen lehren, dem oberen Jura an. Mit welcher Gewalt diese über 300 *m* dicke Kalkdecke über den weichen Flysch herübergeschoben wurde, erkennt man an den Einpressungen des letzteren in erstere am Nordfuss dieser Berge (Fig. 10).

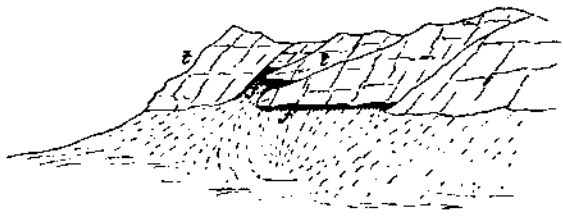


Fig. 10. Anblick der Kirchlispitzen von Norden.
t weisser und rother Jurakalk, *f* Flyschschichten.

Wir überschreiten nun in östlicher Richtung das Verrajöchl, wobei wir zur rechten Hand die Juradecke, zur linken die Triasdecke behalten, mit dem Fuss aber auf dem basalen Gebirge hinschreiten, das von einigen Serpentingängen durch-

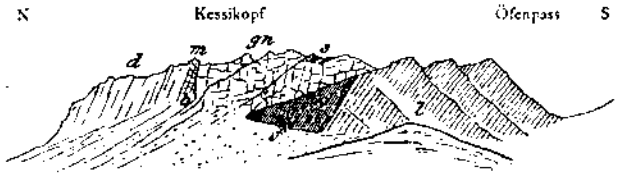


Fig. 11. Anblick der Überschiebung vom Öfenpass aus.
gn Gneiss, *s* rother Sernifit, *δ* Buntsandstein, *m* Muschelkalk, *d* Dolomit, *l* Lias, *f* Flysch.

setzt ist und aus Flysch und Liasschiefern mit deren Conglomeratbänken besteht. Vom Joche aus erblicken wir den Kessikopf (Fig. 11) und rechts davon die gewaltige Drusenfluh, welche als Fortsetzung der Kirchlispitzen aus weissem Jurakalk aufgebaut ist. Der Kessikopf besteht aus zwei Stücken, die durch eine Verwerfungsspalte von einander geschieden sind. Links Trias, rechts Gneiss, der mit schwach geneigter Unterfläche auf Flysch und Lias liegt. Also wiederum die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Rhätikons: ein unteres Gebirge und ein oberes, das darüber geschoben ist! Hier ruht sogar der Gneiss auf dem Tertiär. Aber die obere Gebirgsdecke zeigt nicht mehr den einfachen Bau, wie ihn uns die zwei ersten Touren gezeigt hatten, sie ist von Verwerfungsspalten durchschnitten und die gegenwärtig durch diese Verschiebungen aneinander geschobenen Theile sind aus sehr verschiedenartigen und verschiedenalterigen Gesteinen zusammengesetzt.

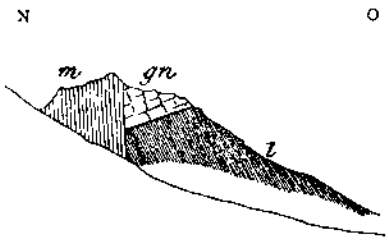


Fig. 12. Der Gneiss an der Gaisspitze (gn) den Lias überlagernd.

m triasische Kalkbänke.

Ähnliches wie am Kessikopf sehen wir an der Gaisspitze, sobald wir den Öfenpass erreicht haben (Fig. 12). Es ist so seltsam, das älteste Gestein unserer Erdkruste, den Gneiss, kappenartig auf den jüngsten, den tertiären Ablagerungen liegend zu sehen, dass dieses Verhältniss bisher sogar von Geologen übersehen worden ist. Und doch ist es so, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man rings um diese isolierten Bergspitzen herumklettert.

Bergab geht es nun zur neuen Lindauerhütte, dann wieder hinauf zum Verspalenjoch, wo der Flysch einen grossen Reichthum an Fucoiden aufweisst, und endlich erreichen wir unser Endziel, die Tilisunahütte. Tour II und III kann man in zwei Tagen machen, wer aber mehr Zeit zur Verfügung hat, der wird sie vortheilhaft anwenden können, um sich die geologischen Bilder genauer und überzeugender einzuprägen. Sehr lohnend wäre es auch, von der Tilisunahütte aus über den Plaseggenpass nach Partnun und von da über den Grubenpass zurück zu wandern. Oberhalb der Tilisuna-Alphütten wird man dabei beobachten können, wie der Gneiss des Platinakopfes, über dem Sernifit und oberen Jura der Scheienfluh liegend, mit diesen über den von Serpentingängen durchsetzten Flysch des obersten Gampadel-Thales auf schwach von Ost nach West ansteigender Fläche hinübergeschoben ist; man fände Gelegenheit, am Plaseggenpass eine Aufsammlung der nicht allzu seltenen Nerineen im weissen Kalk der Scheienfluh zu machen und endlich könnte man am Grubenpass sich davon überzeugen, dass dieser Kalk dort von Granit unterlagert und ganz nahe der Tilisunahütte von Sernifit und Gneiss überlagert wird, also eine liegende Mulde bildet, die als solche über den Flysch des Prätigaus hinübergeschoben worden ist.

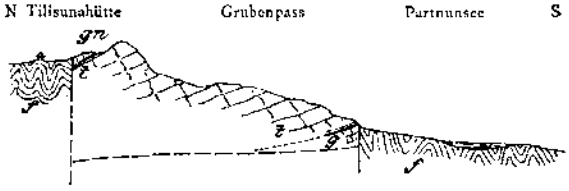


Fig. 13. Profil durch die Jurakalke des Grubenpasses.

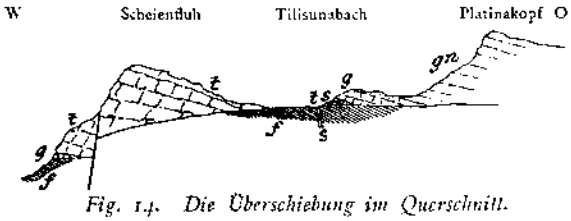


Fig. 14. Die Überschiebung im Querschnitt.

gn Gneiss, *g* Granit, *s* Sernifit, *t* weisser Jurakalk, *f* Flysch, *s* Serpentingang.

Rückblick.

Betrachten wir nach den Erfahrungen, die uns die drei Ausflüge gebracht haben, noch einmal die beigegebene tektonische Skizze des Rhätikons, so wird sie uns jetzt verständlicher sein als vorher. Wir erkennen auf ihr sofort in den Linien, welche vorwiegend von Ost nach West und von Nord nach Süd verlaufen, jene Verwerfungsspalten wieder, die das ganze Gebirge in einzelne Stücke oder Schollen zerschnitten und diesen Gebirgsschollen Veranlassung zu bedeutsamen Verschiebungen, Hebungen und Senkungen gegeben haben.

Sehr deutlich tritt uns ferner das obere Deckgebirge mit seinem Gneiss, Perm, der unteren und oberen Trias und dem Jura nebst Flysch entgegen. Es nimmt ungefähr die Mitte der Kartenskizze ein, verbreitert sich aber nach Osten und setzt dort über den Kartenrand hinaus fort, während es gegen Norden, Westen und Süden scharfe Begrenzung zeigt, jenseits welcher das basale, untere Gebirge frei und ohne Bedeckung zu Tage geht. Letzterem gehören nicht nur die minder hohen Berge im Norden, sondern auch das eigentliche Prätigau und die wilde Falkniskette an, wo der Flysch nicht mehr wie im Norden auf der Kreide, sondern direct auf der Juraformation gelagert und mit dieser zu grossen horizontalen Falten zusammengestaucht erscheint. Das Hervortreten der mächtigen liasischen Kieselkalke und der so merkwürdigen polygenen Conglomerate ist Ursache für die Schroffheit der Falkniskette, deren verworrene Schichtenverbiegungen besonders an der hohen Gyrenwand und am Gleckhorn schon von der Ferne in die Augen fallen.

Weitaus die meisten der höheren Gebirgskämme des Rhätikons sind Theile jenes Deckgebirges, das ursprünglich landesfremd von Osten her eingewandert ist und sich dauernd zum Herrscher über das alteinsässige Gebirge gemacht hat. Es ist um mehr als 30 *km* nach Westen vorgerückt und hat sich als schwere Last auf das unterjochte Land gelegt, das vergebens Wind, Wetter und Wasser zu Hilfe gerufen hat, um sich wieder zu befreien. Die aus zerstörten Theilen des Deckgebirges bestehenden grossen Schutthalden besonders am Fusse der Scheien-, Sulz- und Drusenfluh, sowie der Scesaplana zeigen uns die Erfolge dieses Befreiungskampfes, aber zugleich auch seine Aussichtslosigkeit. Denn die Masse des auflastenden Deckgebirges misst auch heute noch mindestens 300 km^3 und wiegt mehr als 600000 Millionen Doppelcentner.

Diese ungeheure Masse ist auf schwach ansteigender Fläche bei Aufrichtung der Alpen um 30 *km* weit fortgeschoben worden. Wir können uns keine eigentliche Vorstellung von der enormen Grösse der Kraft, die das bewirkt hat, machen, aber wir begreifen, dass ihr gegenüber alle mechanischen Vorgänge, die sich vor unseren Augen auf der Erdoberfläche abspielen oder in historischer Zeit abgespielt haben, nur ein Kinderspiel sind.

Das Gottesackerplateau (ein Karrenfeld) in der Gebirgsgruppe des Hohen Ifen.

Von

Dr. Max Eckert.

Die centrale Alpenzone mit ihren mächtigen Gipfeln und ihren zahlreichen Gletschern ist das interessanteste und anregendste Gebiet sowohl für den Touristen wie für den wissenschaftlichen Forscher. Diesen Vorzug wird den Hochalpen Niemand abstreiten können. Und doch haben auch die Mittel- und Voralpen eine Menge Vorzüge, bieten auch sie touristische wie wissenschaftliche Genüsse, von denen sich der, der nur auf der allgemeinen Touristenstrasse reist, kaum träumen lässt. Eine Fülle neuer Eindrücke und von Beobachtenswerthem drängt sich dem mit etlichem Natursinn begabten Wanderer auf, die ihn immer wieder zu der Erkenntniss zwingt, »wir kennen die Alpen noch lange nicht genug«. »Man lege nur den Schwerpunkt einer Gebirgswanderung nicht einzig und allein auf Gipfelbesteigungen, deren hohen Werth wir damit ebenso wenig wie die auf rein touristische Zwecke gerichteten Schilderungen unterschätzen wollen. Man suche vielmehr das Bergmassiv in seinem ganzen Aufbau und gesammten Relief aufzufassen, alle Terrainverhältnisse unter möglichster Bezugnahme auf inneren Bau darzulegen und die gewonnenen Resultate mit den Beobachtungen der Oberfläche hinsichtlich Pflanzendecke, Thierwelt und allen übrigen Beziehungen in ein Bild zusammenzufassen, dann werden auch verhältnissmässig niedrige Gipfel und die einfachste Berggruppe unerschöpflich reiches Material bieten. Unerschöpflich ist dieser Reichthum schon deshalb, weil die Bergwelt als Bestandtheil der Erde ebenso immerwährenden und ewigen Veränderungen unterworfen ist, wie diese selbst.« So schreibt Waltenberger schon 1877 in seiner Abhandlung über die Gebirgsgruppe des Hohen Ifen. Bis heute bewahren diese Worte vollste Geltung.

Hat Waltenberger den Segen einer alpinen Arbeit in der genauesten Durchforschung eines eng begrenzten Gebietes gesucht und in der Beschreibung der Allgäuer Alpen im Allgemeinen und des Hohen Ifengebietes im Besonderen gefunden, so hat sich unser Untersuchungsfeld noch mehr verengt, da es nur einen kleinen Theil aus dem Waltenberger'schen Forschungsgebiet zur Basis eingehender Beobachtungen hat. Wir sind nicht die ersten, die sich einem charakteristischen, alpinen Specialgebiet zuwenden, ein Blick in jeden Jahrgang unserer Zeitschrift unterrichtet bereits von den mannigfachsten Einzelstudien, und doch hat ein alpines Problem noch keine ausführlichere Würdigung in unserer Zeitschrift gefunden: das Karrenproblem. Wer nur je Gelegenheit gehabt hat, das Tennengebirge, das Todte Gebirge, das Dachsteinmassiv, das Steinerne Meer, den Hohen Ifen oder die Silbern in der Schweiz zu betreten, dem sind die Karren oder Schratten (franz. Lapies) nichts Fremdes. In den Ostalpen ist ihr typisches Auftreten an die nördliche Kalkalpenzone gebunden, wo sie in Folge ihres gesellschaftlichen Auftretens den Namen »Karrenfelder« führen. Das Karrenfeld des Hohen Ifengebietes, das Gottesackerplateau oder Gottesackerplattert,

das Gümbel »das grossartigste bis zum fernen Osten« nennt, erreicht nicht die Flächenausdehnung der Karrenfelder des Dachsteins, des Tennengebirges, des Steinernen Meeres, aber sein Vorzug gegenüber diesen besteht darin, dass es viel abgeschlossener ist, auf kürzerer Strecke grösseren Formenreichthum besitzt und in der Orographie seiner Umgebung eine völlig dominierende Stellung innehat.

Zweimal habe ich mich mit Specialuntersuchungen und der topographischen Aufnahme des Gottesackerplateaus beschäftigt, im Juli 1894 und im August 1899. Ohne jeglichen Beistand vollführte ich 1894 meine Aufzeichnungen. Mein Nachtlager waren bald die Ifenalphäuser (zu den Auenalpen gehörig), bald die armseligen Alphütten der Gottesackeralpe und der Hochrubachalpe, selbst einmal eine verfallene Schafhütte ungefähr in der Mitte des Gottesackerplateaus. Mein Standquartier auf der zweiten Reise hatte ich auf der Grafenküren-Alpe an den oberen Gottesackerwänden, wo ich beim fürstlichen Jäger Paul ein für die Verhältnisse entsprechend gutes Unterkommen fand. Paul war vielfach mein Begleiter und meine Hilfskraft auf den Streifzügen durch das Gottesackerplateau, dessen örtliche Verhältnisse er beinahe 20 Jahre kennt; und keine Woche vergeht, da er nicht ein- oder zweimal oben ist, auch der strengste Winter sieht ihn dort. Für die Zeit, da mich Paul nicht begleiten konnte, engagierte ich den Bergführer Wüstner aus Riezlern. Beide zeigten sich sehr geschickt beim Transportieren und Postieren der Apparate; sie haben mir manchen Handgriff erleichtert, so dass ich Zeit für Notizen und Skizzen finden konnte.

Von den Strapazen und Entbehrungen will ich weiter nichts berichten. Nur das eine sei offen gesagt, dass ich mehr als einmal abends das bange Gefühl hatte: Wirst du morgen noch gehen, wirst du überhaupt deine Glieder bewegen können? Denn infolge des anhaltend prächtigen Wetters im Monat August 1899 gab es keinen besonderen Rasttag, und 14 bis 16 Stunden wurde Tag für Tag in diesem Steingewirr herumgeklettert. Eine kurze Ruhepause trat nur ein, wenn der leere Magen an das trockene Brod, den kalten Kaffee und an die unvermeidliche Cervelatwurst oder an ein Ei appellierte. Höchst frugal waren also die Mahlzeiten. Es lebt sich indess auch so einmal ganz gut unter klarblauem Himmel! Und jetzt, wo einem ausser dem Beobachtungsmaterial nichts weiter als die Erinnerung geblieben ist, bekennt man sich offen: Es war doch schön dort oben auf dem Gottesacker!

Das Gottesackerplateau, das sich vom Walserthal als ein mächtiges Gewölbe zwischen dem Nordabfall des Hohen Ifen und dem Südabfall der Oberen Gottesackerwände repräsentiert, nimmt einen Flächenraum von nahezu 5 km^2 ein. Im Norden wie im Süden ist das Plateau scharf abgegrenzt, dort durch das Gottesackerloch und die Einbruchzone im Westen von der Gottesackeralpe, hier durch die eingebrochene Gewölbedecke am Nordabfall des Ifengipfels. Nach Osten zu verliert sich das Plateau bei den unteren Schafalpen im Kürenwald und nach Westen zu in das Hochrubachalpengebiet. Auch in grösserer Nähe, sobald es dem beobachtenden Blick nur erlaubt ist, einen umfassenderen Theil des Plattert zu umspannen, bekundet sich der gewölbeförmige Aufbau der wohl nach der Mitte als seinem Gipfel zustrebt, im Südosten jedoch seine höchsten Erhebungen hat (dritte Spitzeck 2084 *m*, Hahnenkopf 2144 *m*).

Das Gottesackerplateau, das sich aus Schrattenkalk und darunter liegenden Neocomschichten aufbaut, hat eine mittlere Erhebung von 1935 *m*. Seinen Karrenfeldcharakter bewahrt es nach dem Laublisbach und den Hochrubachalpen bis 1650 *m* im Westen und nordöstlich und östlich auf der Abdachung nach dem Schwarzwasserbachthal bis 1550 *m*. Das gesammte Plattert, das den Eindruck eines in höchster Erregtheit und Aufwühlung plötzlich erstarrten Meeres erweckt, zeigt nicht durchgängig gleichen Formencharakter. Thal- und schluchtähnliche Gebilde herrschen im Nordwest- und Südost-Zipfel vor. Den Nordosten beherrscht das Schluchtensystem des Gottesackerloches. Der Südwesten ist augenscheinlich in der Ifenplatte etwas ruhiger gestaltet. Öde und trostloser ist

das Westgebiet, vegetationsreicher der Osttheil. Düster und romantisch zugleich ist der Grenzgürtel nach dem Kürenwalde; denn die üppigste Vegetation drängt sich in und über die Karrenrisse und Karrenbrunnen, so dass zuweilen vom Gestein nicht viel zu sehen ist, und der Eindruck wird erweckt, als stünden wir in den Trümmern, Thurm- und Brunnenresten alter Zwingburgen. Gemahnt die Durchquerung des oberen Gottesackers schon an Vorsicht, so ist sie hier erst recht am Platze, denn trügerische Humus- und Pflanzendecken verhüllen Schluchten und Löcher von 5—16 *m* Tiefe. Ja, es mögen weit tiefere Löcher hier vorkommen, denn es reiht sich in buntem Wirrwarr ein Schluchtensystem an das andere.

Bei der Durchquerung des Plattert von der Gottesackeralpe bis zum Hohen Ifen (die am wenigsten mühevolle und kürzeste Durchquerung: knapp drei Stunden) lassen sich nicht unschwer drei grosse Thalungen wahrnehmen. Diese werden durchbrochen und umsäumt von zahllosen grösseren und kleineren Gipfeln, sowie grösseren und kleineren gewölbeartigen Erhebungen. Es gehört viel Ortssinn und touristische Übung dazu, sich in diesem Labyrinthe von Berg- und Thalsystemen zurecht zu finden.

Der Alpentourist, der schon einmal das Gottesackerplateau oder ein ähnlich gestaltetes Karrenterrain durchwandert hat, kennt den schnellen Wechsel von breiten und schmalen, von tiefen und weniger tiefen Spalten, die auffällige Abwechslung zwischen den scheinbar willkürlich gestalteten Kalkblöcken und dem weichen huminösen Boden, er kennt auch die Gefahr, die ein solch eigenthümlich gestaltetes Felsterrain für ihn hat. Kaum ist man mit grösster Vorsicht auf einer Kalkplatte vorwärts gegangen, so hindert plötzlich ein breiter Schlund das Vorwärtsdringen. Die Kluft ist zu breit, um übersprungen werden zu können, zu tief, als dass man in sie hinabzuklettern vermöchte. Wir sind gezwungen, oft einen halbstündigen Umweg zu machen. Bald sind wir genöthigt, wieder in eine schmale Felsspalte hinabzuklettern, bald balancieren wir auf Felsgraten weiter und gehen behutsam über leicht gewellte Flächen, wo nägelbeschlagene Schuhe schwer sicheren Halt finden. Nur wer den Versuch macht, ein derartiges Karrengebiet auch einmal in nicht durch das Reisehandbuch vorgeschriebener Richtung zu durchqueren, kann sich eine richtige Vorstellung von dem überwältigenden Eindruck machen, den eine solche gigantische Entfaltung der Natur selbst auf den nüchternsten Menschen auszuüben im Stande ist.

Am auffälligsten sind neben den spitzen Karrenformen die zahlreichen Klüfte und Spalten. Die Durchschnittstiefe dieser Furchen beträgt 1—1½ *m*. Die grössten Karrenklüfte im Gottesacker mass ich zu 20 und 22 *m*. Solche Tiefen lassen sich allenthalben im Nordosten, Norden und Westen des Plattert nachweisen. Überblickt man von irgend einem Hügel aus das Karrenfeld, so ist man erstaunt, in dieser scheinbaren capriciösen Unregelmässigkeit eine gewisse Gesetzmässigkeit zu entdecken und wahrzunehmen. Die Spalten, besonders die grossen Bruchspalten, ziehen nach bestimmter Richtung und zwar auf unserem Beobachtungsgebiet in der Hauptsache von Südosten nach Nordwesten. Diese Risse bezeichnen wir als Haupt- oder Grundfurchen eines Karrenfeldes. Wie diese Spalten ihre Tiefe wechseln, von ½ *m* bis 20 *m* und mehr, so wechseln sie auch ihre Breite, von Millimeterbreite an bis 3 *m* und mehr. Die sich zu Bruchthälern ausweitenden Spalten erreichen eine Breite von 20—100 *m*. Die grossen Spalten sind von zahlreichen kleineren Nebenspalten in parallelen Abständen begleitet. Die trennende Fläche der einzelnen parallelen Spalten schwankt zwischen Centimeter- und Meterbreite. Die Hauptspalten lassen sich oft auf hunderte von Metern weit verfolgen. Sie verlieren sich nach tieferen Regionen zu in der Vegetationsschicht, zuweilen enden sie auch in brunnenartigen Erweiterungen.

Auch Risse in anderer Richtung kommen zum Ausdruck, vorwiegend solche, die senkrecht zur Hauptspaltenrichtung einfallen oder unter einem Winkel von 30 bis 35°. Diese Querspalten sind im Allgemeinen schwächer als die Grundfurchen ausgebildet.

Ehe wir uns mit der Entstehung dieser Gebilde beschäftigen, wollen wir noch auf charakteristische Detailformen unseres Karrenfeldes hinweisen. Hin und wieder begegnet man in den Spalten dünnen, 20—150 *cm* emporragenden Kalksteinplatten. Stösst man mit dem Bergstock an solche Platten, so geben sie einen hellen Ton wie Klingstein; auch lassen sie sich leicht abbrechen (vergl. Fig. 1).

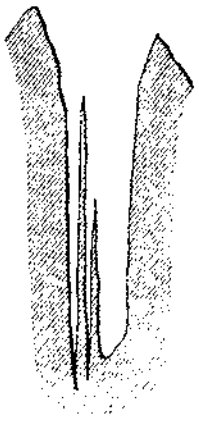


Fig. 1.

Neben den bizarren Formen, die oft mehrere Meter emporstarren, ragen aus dem Humusboden Karren hervor, die abgerundete Firste haben und ganz ausnahmsweise zur Höhe von 1/2 *m* gelangen. Sie sind bis jetzt neben den Karrensteinen immer noch das Räthselhafteste bei dem Karrenphänomen gewesen, ihretwegen stossen heute noch die Meinungen über die Karrenbildung aufeinander. In der Gesammtausbreitung des Gottesackerplateaus kommen Karren mit runden Firsten neben solchen mit schroffen Firsten nur da vor, wo reiche Humusbildung in den Furchen zu beobachten ist; nach tieferen Regionen zu, wo der Humus immer mehr Oberhand gewinnt, verschwinden die Schratten mit scharfen Graten, bis endlich auch die mit runden Rücken vom Humusboden mit seiner Vegetation ganz bedeckt werden. Entblösst man Karrenfirste auf niederen oder auch höheren Stufen von der Pflanzendecke und der Erdschicht, so findet man sie alle abgerundet.

Neben den Firsten erheischen ein ebensolches Interesse die Risse, die die Firste von einander trennen Auf dem oberen Gottesackerplateau dokumentieren sie sich als echte Gesteinsspalten, die nach der Tiefe zu meistens sich verengen und zusammenlaufen. Runde Böden der grösseren Furchen und Spalten gehören zur Seltenheit. Rinnen von geringerer Länge und Tiefe zeigten runde Böden, die fast durchgängig mit Humuspolstern angefüllt waren. Runde Böden sind aber bei den Karren mit runden Firsten die Regel, also vorwiegend bei denen auf niederen Stufen. Will man von dem Gesammtrelief eines Karrenfeldes eine richtige Vorstellung haben, so muss man dessen Durchschnitt etwa so zeichnen, wie Fig. 2 angiebt.

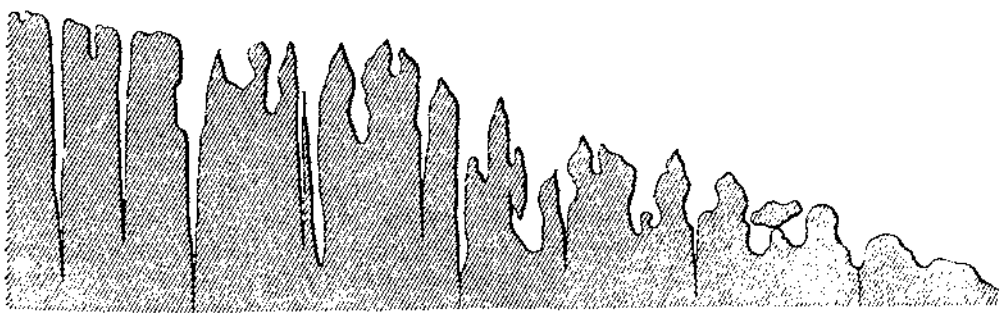


Fig. 2.

Zu den eigenartigsten Formen unseres Karrenterrains gehören die Löcher, denen man nicht selten auf eben ausgebreiteten Platten begegnet. Länglichrunde Formen sind vorherrschend. Wie Holz von Insekten, so scheinen diese Schrattenplatten von riesigen Bohrwürmern angebohrt, zernagt und zerstört zu sein. Mitunter haben sie das Aussehen von riesigen Honigwaben; der Hirt spricht dann von »Steinwaben«.

Nicht zu verwechseln mit diesen mehr kleinen Löchern sind die grossen, tiefen Löcher, die Karrenbrunnen. Ihr Auftreten bemerkt man deutlich auf dem Ostheil des Gottesackerplateaus. Der Durchmesser der Brunnenöffnung beträgt 1/2 bis 3 *m*. Unter gleichbleibenden Dimensionen ziehen sich die Löcher nach der Tiefe. Ihr

Boden ist mit Geröll oder mit Humusschichten bedeckt. Die Form eines Brunnenloches schwankt zwischen Kreis und Ellipse; dabei sind die kleineren und grösseren Ausbuchtungen sehr charakteristisch (vergl. Fig. 3). Als grösste Brunnentiefe mass ich in der Mitte des Gottesackerplattert 20 *m* 70 *cm*. Karrenbrunnen von 10—12 *m* Tiefe sind keine Seltenheiten. Welche Tiefe solche Löcher und Höhlungen erreichen können, beweist das Hölloch im Mahdthal. Mit meiner 70 *m* langen Messschnur konnte ich keinen Grund finden. Hinuntergeworfene Steine ergaben, dass sie nach dreimaligem Felsaufschlag innerhalb 12—14 Sekunden in das Wasser eines grösseren Hohlraumes fielen.

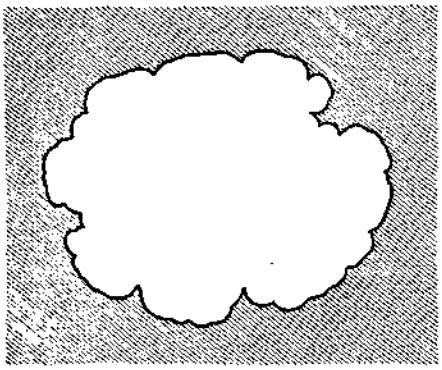


Fig. 3.

Aber noch andere Formen nehmen unsere Aufmerksamkeit gefangen; es sind Formen, die die Natur im launenhaften Spiel geschaffen zu haben scheint, indem sie die bestehende Gesetzmässigkeit der geradlinigen und ebenflächigen Gestaltung im Mineralreiche verlassen hat. Es sind die locker in den Karrenfeldern liegenden Karrensteine, Kalksteinfragmente mit dem Stempel einer scheinbar launenhaften, gewaltsamen Formenbildung. Die Karrensteine treten entweder zusammengehäuft übereinanderliegend auf, wie in den grösseren Karrenthälern und auf dem Gipfel des Hohen Ifen, oder sie ragen einzeln aus dem Humusboden heraus, wie man dies in dem gesammten Karrenterrain beobachten kann, am besten auf niederen Stufen.

Die eben besprochenen Formen bezeichnen wir als Hauptformen oder primäre Formen eines Karrenfeldes. Ausgenommen davon sind die Karrensteine, die als besondere Formengattung gelten. Als Karren hat man vielfach Gebilde bezeichnet, die wir aber nur als Nebenformen oder sekundäre Formen betrachten müssen. Diese sind an die Wand schon ausgebildeter oder sich bildender Schratten oder an die Karrenfirste mit ihrer nächsten Abdachung gebunden. Auf jedem grösseren Karrenfelde sind diese Nebenformen zu beobachten. An den höheren Firsten nimmt unter Umständen ein ganzes System von parallelen kleinen Rinnen seinen Anfang, das sich nach der Tiefe allmählig verliert. Steht der Karrengrat frei, so erstrecken sich diese Rinnen, die wir als Riefelung oder Kannelierung bezeichnen, auf beide Karrengratseiten; ist aber der First auf der einen Seite zu sehr von einem höheren Grate geschützt, so zeigt nur die der Witterung mehr zugängliche Seite die Riefelung (vergl. Fig. 4). Eine zweite Abart dieser Riefelung besteht darin, dass die kleinen Rinnen, deren weiteste Öffnung kaum über 3 *cm* hinausgeht, oben an der Spitze der Karrenplatte zusammengeschnürt sind (vergl. Fig. 5). Die ganze Rinnenbildung erinnert an die Riefelung dorischer Säulen (vergl. Fig. 6). Es kommen auch Rinnen vor, die an die Kannelüren jonischer und korinthischer Säulen erinnern (vergl. Fig. 7). Diese Rinnen können im Gegensatz zu den ersteren ansehnliche Dimensionen erreichen. Die Rinnenbreite schwankt zwischen 2 *cm* bis 30 *cm* und ihre Länge von 1 *m* bis 5 und 8 *m*. Solche enorm lange Rinnen habe ich im Gebiet des Gottesackerplateaus nicht beobachtet, wohl aber an den Ostgehängen des Gjaidkopfes und der Hirsch-

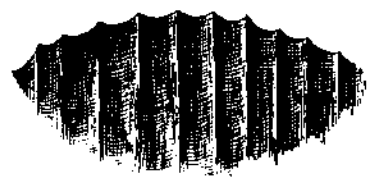


Fig. 4.



Fig. 5.

wiese in den Berchtesgadener Alpen. Die besten Beobachtungsstellen für diese Kannelüren findet man auf dem Plattert in den unteren Kessellöchern und am oberen Eingang des Gottesackerloches. Die dorische Riefelung lässt sich allgemeinhin auf dem oberen Gottesacker beobachten, am besten bei der Schattengebung der aufgehenden oder untergehenden Sonne. Hervorheben will ich noch einmal, dass diese Nebenformen, diese zwei letzten karrigen Gebilde, nicht mit der ursprünglichen Spaltengebung zu verwechseln sind.



Fig. 6.

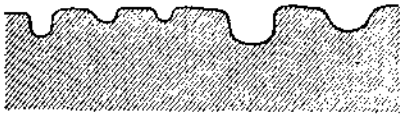


Fig. 7.

Die typischen Karrenformen, die ich beobachtete, liegen in einer Höhenregion von 1500 bis 2300 *m*, und in dieser Zone scheint wiederum der Gürtel von 1700 *m* bis 2200 *m* am ausgezeichnetsten zu sein. Bei den in unserer Zeit herrschenden klimatischen Verhältnissen zeigt sich die grösste und beste Karrenentfaltung in der Zone, die man als die Region des erbittertsten Kampfes sämmtlicher Verwitterungskräfte auf der Erdoberfläche bezeichnen kann. Der Charakter dieser Zone ergiebt schon, dass man bei der Karrenbildung, wenn die Darstellung derselben nicht auf Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit hinauslaufen soll, nicht bloss einen Faktor anzunehmen hat, sondern alle möglichen Urwitterungseinflüsse. Nach solcher Methode wird man auch zu einem befriedigenden Resultat über die Entstehung dieses alpinen Problems gelangen.

Das Auffälligste neben der Einzelform der Karren ist die Parallelität der Spalten. Schon die ganze Gesetzmässigkeit der Anordnung dieser Spalten spricht gegen eine Entstehung durch Gletscher oder durch die chemische Erosion durch Schnee und Regen. Sie ist durch nichts anderes als durch Gebirgsdruck zu erklären. Ein kleines Experiment im Laboratorium kommt dieser Anschauung zu Hilfe. Werden Glas- oder Porzellanplatten der Compression und Torsion ausgesetzt, so zerspringen sie in Risse, die sich rechtwinkelig oder unter sonst einem bestimmten Winkel schneiden. Es offenbaren sich immer zwei Hauptrichtungen der Risse; die Risse einer einzelnen Richtung laufen unter sich annähernd parallel (vergl. Fig. 8). Gewiss begegnen wir in den Schrattenrissen einem ähnlichen Spaltensystem. Der Schrattenkalk ist bankförmig, plattenförmig horizontal über den gesammten Ifenstock ausgebreitet gewesen. Die parallele Furchung von Südost nach Nordwest ist durch den von Süden nach Norden wirkenden Gebirgsdruck leicht erklärbar, Torsionsbewegungen sind vor sich gegangen zwischen der höchsten Erhebung des Hohen Ifen und zwischen den Gottesackerwänden, in der Richtung nach dem Rosskopf und nach der Scharte. In diesem speciellen Gebiet ist die kreuzweise aufeinanderstossende Spaltung typisch ausgeprägt (vorzüglich zu beobachten auf der Ifenplatte). Nach Osten zu, wo das Gestein den Druckbewegungen durch Torsion weniger ausgesetzt war — infolge günstiger Raumverhältnisse —, verlieren sich die Querspalten allmählig. Mithin sind durch diese geologischen Vorgänge Charakter und Physiognomie des Karrenfeldes bedingt.

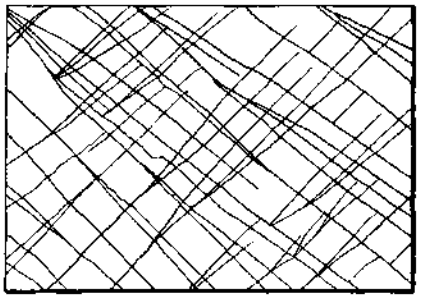


Fig 8.

Andere geologische Faktoren liegen in der Reinheit des Kalkgesteins und in seiner Inhomogenität. Nicht jeder Kalkstein ist geeignet zur Karrenbildung. Vorzüglich muss es ein reiner sein, d. h. er muss wenig erdige, thonige Gemengtheile enthalten.

Mehr denn zehn quantitative Analysen haben ergeben, dass wir in dem karrenbildenden Kalk thatsächlich einen sehr reinen Kalkstein vor uns haben, der nur geringe Spuren organischer Substanz aufweist.

Die Löcher eines Karrenterrains lassen sich fast durchwegs auf die Inhomogenität des Kalksteins zurückführen. Sieht man im Kalkstein von den Versteinerungen ab, so wechseln doch in ein- und derselben Gesteinsmasse härtere und weichere Schichten. Die weicheren Bestandtheile werden von den Verwitterungseinflüssen schneller angegriffen als die härteren. Eine ursprünglich ebene Fläche wird sich daher bei genügend langer Zeit des Einwirkens der Atmosphärilien in eine unebene umwandeln. Jetzt ist der Anfang zu weiterer Vertiefung gegeben; denn von den erhöhten Punkten eilt das Wasser nach der Tiefe, wobei es seine Kraft, seine mechanische und chemische Thätigkeit nach der Tiefe zu concentriert.

Diese geologischen Momente bezeichnen wir als die grundangebenden Faktoren der Karrenbildung; sie sind die Leitlinien zur Herausbildung des allgemeinen Charakters eines Schrattenfeldes, zur Herausbildung der grossen Formen. Durch sie werden aber nicht die kleinen typischen Karrenformen geschaffen, die scharfen Grate, die runden Karrenböden, die sich an den Karrenwänden herabziehenden Rinnen, die gerade ein Karrenterrain neben seiner Wildheit so ungemein interessant in Bezug auf Formengebung erscheinen lassen. Andere Kräfte sind es, die das Antlitz des Karrenfeldes erst interessant gestalten, die die wunderbaren Detailformen herausmodeln. Mit Recht können wir diese Kräfte als Modifikationsfaktoren bezeichnen. Sie sind die künstlerischen Hände, die aus dem roh zugehauenen Kalkblock, aus der roh zubereiteten Kalkplatte die wundersamen Formen bilden, die zur Bezeichnung »Karren« oder »Schratten« geführt haben. Diese künstlerischen, formgebenden Hände sind nichts anderes, als das gesammte Heer der Atmosphärilien. Regen, Nebel, Schnee, Hagel, Eis, Frost, in Verbindung mit Wind und den Wirkungen des Humus und der Pflanzenwelt sind unablässig thätig, die Kalksteine zu bearbeiten; einer oder mehrere Faktoren können manchmal bei der Arbeit mehr zurück- oder hervortreten, je nachdem klimatische oder orographische Verhältnisse für ihre Einwirkung sich günstig oder ungünstig gestalten. Einer dieser Faktoren ist nie allein thätig, stets wird er von anderen mehr oder minder unterstützt. Das Zusammenwirken all dieser Kräfte nennen wir gemeinhin Erosion. Diese Bezeichnung umfasst ungetrennt sowohl die chemische als auch die mechanische Einwirknng; denn manche Faktoren wirken nur chemisch, andere nur mechanisch, die dritten wirken chemisch und mechanisch.

Der Regen wirkt theils chemisch, theils mechanisch. Im Allgemeinen ist seiner Erosionsthätigkeit die Zuschärfung der Karrengräte zuzuschreiben, wie zum grössten Theil auch das Zustandekommen der Riefelung an den Karrenwänden.

Durch Nebel-, Thau- und Reifbildung wird dem Kalkstein Feuchtigkeit zugeführt und dadurch zugleich die für seine Zersetzung sorgende Kohlensäure. Diese Faktoren wirken nach dieser Richtung geringer als der

Schnee. Seine Aufgabe besteht nicht darin, die schön gerundeten oder die zugeschärften Karrenfirsten zu schaffen, sondern lediglich darin, seine Kalksteinunterlage feucht zu halten und mit der ihr dadurch zugeführten Kohlensäure die Karrenspalten an ihren Böden ausrunden zu helfen.

Frost und Sonnenhitze tragen zur Spaltbarkeit des Karrenfelsens bei, vorzüglich zur Spaltung des Karrenkalksteins in Platten und zur Abspaltung der Karrensteine.

Die Thätigkeit der Gletscher ist eine untergeordnete; sie kann nur schon vorhandene Karrenformen abrunden helfen. Alte Karren im unteren Gottesackerloch, im Mahderthale, bei der Gatteralpe scheinen mit auf Gletscherwirkung hinzudeuten.

Fast ganz ausser Acht hat man bei der Karrenbildung die Pflanzen und ihre Zersetzungsprodukte gelassen. Ich konnte keine grössere Spalte auf dem gesammten

Gottesackerplateau entdecken, in der ich nicht Anhäufungen von Humus gefunden hätte. — Auf dem emporstarrenden Karrengrat sieht man feine Grübchen; diese können unmöglich durch auffallende Regentropfen oder durch Schnee allein entstanden sein, sondern vorwiegend durch die winzigen Flechten, die den Kalkstein angeätzt haben. Die Wirkung der Moose in Verbindung mit der der Huminsäuren geht dahin, das Gestein aus- und abzurunden. Während die andern Modifikationsfaktoren die Oberfläche einer Karrenplatte rauh machen, wirkt der Humusboden mehr glättend und seine Huminsäuren greifen die ganze von ihm bedeckte Fläche allgemein an; dabei werden natürlich die weniger dicht gefügten Stellen des Kalksteins schneller abgeätzt. Als allgemeine Regel kann hingestellt werden: Niemals finden sich im Humusboden rauhe und zackige Formen.

Die letzteren Beobachtungen führen zugleich zur Lösung der Fragen: Warum kommen runde und zugeschärfte Formen nebeneinander vor? Warum kommen erstere nur auf tieferen Stufen vor? Finden sich runde Formen neben zackigen, so sind erstere die niedrigeren und fast ganz im Humus begraben. Die runden Karren auf tieferen Terrainstufen mögen in früheren Erdperioden auch einmal zugeschärft gewesen sein, aber in dem Kampf mit den Atmosphärilien, den Organismen und dem Humus unterlagen sie, so dass sie ihrer Grösse und ihrer bizarren Form beraubt wurden, was zuletzt auch bei günstigen Verhältnissen mit denen auf den höheren Gebirgstufen geschehen wird. Die grossen, im Humusboden begrabenen Karrenfelder tieferer Regionen lassen die Annahme ziemlich sicher erscheinen, dass die Vegetationsgrenze früher viel tiefer lag und andere klimatische Verhältnisse herrschten, als heute. Die gesammte Karrenentwicklung ist zuletzt also auch nichts anderes als ein Erosionsprozess mit der Tendenz der Niveauverschiebung auf tiefere Stufen.

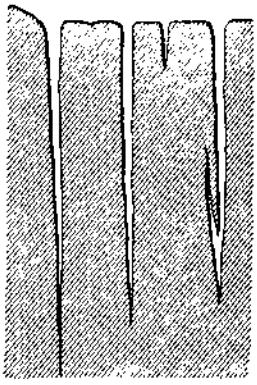


Fig. 9.

Das Fortschreiten der specifischen Karrenbildung nach der Tiefe hört auf, wenn der karrenbildende Kalk auf anders gefügtes Gestein gelagert ist. Manchmal verstopfen sich auch die Spalten. Kleine Moore entwickeln sich. Zwischen den Oberen und Unteren Gottesackerwänden am Windeck befindet sich eine der höchst gelegenen Moorflächen in den nördlichen Kalkalpen (1740 *m*). Moore finden sich überall in der Grenzregion des Gottesackerplattert nach den tieferen Regionen zu. Man würde ihnen oft gar nicht den Karrenuntergrund zutrauen, wenn nicht hervorragende Karrensteine zum Verräther würden.

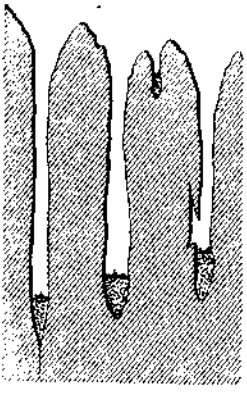


Fig. 10.

Das Zusammenhalten und Vergleichen aller Beobachtungen und Bildungsfaktoren ermöglicht, uns ein Bild von dem merkwürdigen Entwicklungsprozess der Schratten zu machen, die einzelnen Bildungsphasen bildlich festzuhalten und eine der Wirklichkeit so viel wie möglich entsprechende Metamorphose eines Karren vom allgemeinsten Typus zu konstruieren. Die sich hierauf beziehenden Figuren 9, 10, 11, 12 und 13 sprechen eigentlich für sich selbst.

Mit der Bildungsweise der Karren berührt sich sehr eng die Frage nach ihrem Alter. Wie wir sahen, ist das Herausbilden der Karrenformen von den mannigfachsten Verhältnissen abhängig, vorwiegend von geologischen, orographischen und klimatischen. Letztere beide sind besonders keine konstanten auf der Erdoberfläche, mithin ergiebt schon ein mehr allgemeiner

Schluss: Keine konstante Karrenbildung. Die Karrenbildung ist eine periodische. Natürlich hat man dabei nicht mit Perioden von je 100 Jahren zu rechnen, sondern mit viel, viel längeren Zeiträumen. Diese Zeiträume abzugrenzen, wird eine Aufgabe der fernen Zukunft sein, nachdem gewissenhafteste zeitliche Beobachtungen über Veränderungen des Karrenterrains vorliegen. Für heute müssen wir noch sagen, dass es ein vergebliches Bemühen ist, mit allerhand Exempeln über den chemischen und mechanischen Abtrag der Gesteinsmasse das Alter der Karren zu berechnen, wenn sie auch Methode haben.

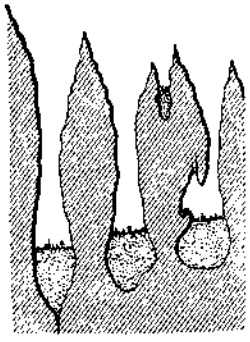


Fig. 11.

Zurückblickend sehen wir in dem Karren- und Schrattenfeld eine Oberflächenerscheinung in den Kalkgebirgen, die infolge ihrer Formen auf das Recht, als besonderer Typus zu gelten, Anspruch erhebt. Jeder aufmerksame Beobachter unserer Alpenwelt wird mir zuerkennen, dass die Karrenfelder nicht den Wüsten gleichen, als die man sie gewöhnlich hinzustellen versucht. Sie liegen durchaus nicht in ewig starrer Resignation da. Die Lebenspulse der Erde durchzittern auch diese scheinbaren Einöden in regelmässigen Schlägen. Hier arbeitet ein stillgeschäftiges Treiben, kaum erkennbar, aber stetig. Jeder Tourist, der Herz und Auge auch für die kleinen Schönheiten der Alpenwelt offen hat, wird auf einem Karrenfeld des Interessanten übergenug finden; und eine Wanderung in der Grenzregion zwischen Schneeablagerung oder Gletscher und Waldgürtel, in jenen Höhen, wo die Fessel eines scheinbaren Todes den Ton gefangen hält, wo das lastende Schweigen der erstarrten Natur eines Kalkgebirges nur selten unterbrochen wird, also da, wo sich die Schrattenfelder in ihrer typischen Form dem Beschauer darbieten, ist nach jeder Hinsicht lohnend; dort stehen wir unermesslichen Epochen der Erdgeschichte mit ihren Ketten von Entstehung, Bildung und Umgestaltung gegenüber, dort stehen wir über berghoch gelagerten Resten zahllos erneuter Thierwelten und werden vom Staunen in diesen abgedeckten, erschlossenen Katakomben untergegangener Schöpfungen ergriffen (Simony).

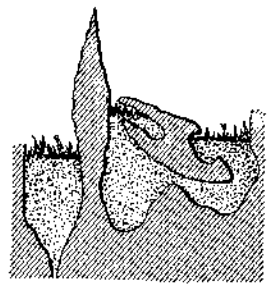


Fig. 12.

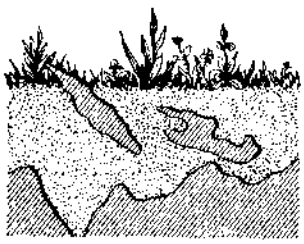


Fig. 13.

Indem ich ein tieferes Interesse für das so eigenthümliche und meistens nicht richtig beurtheilte Karrenphänomen zu erwecken, sowie manche dunkle Punkte des Karrenproblems aufzuhellen und zur völligen Klarheit über die gesammte Oberflächenerscheinung vorzudringen mich bemühte, fordere ich dich nun, lieber Alpenfreund, zu einer recht genussreichen Karrenwanderung auf, um nachzuforschen, ob ich auch Recht habe, wenn ich die Karren so definiere:

Die Karren oder Schratten sind eine in verhältnissmässig reinem Kalkstein vorkommende typische Oberflächenerscheinung, die sich in Furchen und dazwischen liegenden Firsten äussert und deren Entstehung ausser an die Inhomogenität des Kalksteins vorzüglich an die durch Gebirgsdruck entstandene Klüftungsfähigkeit des Kalksteins im Allgemeinen und an die Wirkung der Atmosphärilien und pflanzlichen Organismen im Besonderen gebunden ist.

Der Nordföhn zu Tragöss.

Ein Beitrag zur Wetterkunde der Ostalpen.

Von

Dr. Robert Klein.

Gar mancher Alpenfreund mag schon im Eisenbahnwagen das Mürzthal durcheilt und, behaglich zurückgelehnt, ausruhend von dem Genusse der Semmeringfahrt, es kaum der Mühe werth gefunden haben, auch nur einen Blick auf all' die schmucken Dörfer zu werfen, die in freundlichen Gruppen das liebliche Thal beleben. Wer achtet viel der bescheidenen Schönheit Obersteiers, wenn bei jedem Stosse der Maschine die Steigeisen im Rucksacke klirren und der Pickel in Ungeduld auf dem Boden scharrt? Doch gäbe es auch hier genug des Sehenswerthen: wird nicht die ruhige Wellenlinie dieser dunklen Waldberge durch freundliche Querthäler unterbrochen, auf deren Grund ein übermüthiger Bach seine in tollen Sprüngen spielenden Wellen zwischen erlenbestandenen Uferböschungen der stattlichen Mürz zuführt, grüsst nicht freundlich von den Thalterrassen manch' weissgetünchtes Bauerngehöft mit Stall und Scheuer, glänzen nicht hoch oben die silbergrauen Dächer der Schwaighütten aus den grünen Alpentriften? Ganz im Hintergrunde aber leuchtet im Rahmen der auseinanderweichenden Waldberge ein wuchtiges Schneehaupt auf, um in der nächsten Minute wieder vom Mittelgebirgskamm verdeckt zu werden und zu verschwinden. Wer sich die kindliche Freude an allem Schönen in der Welt gewahrt hat, ohne den klügelnden Maassstab der Vernunft daranzulegen, wem Berge eines Besuches werth erscheinen, wiewohl sie nicht 3000 *m* Seehöhe erreichen oder die Lorbeeren einer Erstersteigung verheissen, den erfasst die Sehnsucht nach diesen, wie flüchtige Wolken den Gesichtskreis abschliessenden Kuppen und er verlässt gerne den dumpfen Eisenbahnwagen, um fröhlich thaleinzuwandern an den Fuss des hohen Schwaben, des vornehmsten Vertreters der österreichisch-steirischen Kalkalpen.

Da wo die Mürz ihr flinkes Wasser mit der mächtigen Mur vereinigt, liegt die Stadt Bruck. Einst hatte der Ort eine grössere Bedeutung als Knotenpuukt der alten Eisenstrasse mit dem Jochweg über den Semmering. Heute ist Leoben, als Vorort der Innerberger Gewerkschaft, die unbestrittene Hauptstadt Obersteiers. Die letzten 100 Jahre scheinen spurlos an Bruck vorübergegangen zu sein. Wenn man das behäbige Städtlein durchwandert, kann man sich wohl in die Zeiten versetzt fühlen, da die Kriegsvölker des korsischen Heerführers unter Massena die guten Brucker quälten und brandschatzten. Etwa 2 *km* nördlich von Bruck zweigt ein Strässlein zur Linken des Wanderers ab, der mürzaufwärts dem Semmering zustrebt. Eine hölzerne Tafel sagt in dürren Worten: Nach Kathrein 10,8 *km*, nach Tragöss 23,5 *km*. Der Graben, welcher hier von Westen her ins Mürzthal mündet, heisst die Laming. Er gewährt ein anspruchsloses Bild: eine 5—600 Schritte breite Thalsohle von 900—1000 *m* hohen Bergkegeln eingerahmt, im Norden die Silhouette von Kapfenberg mit seinen rauchenden Hochöfen, dahinter der breite Rücken der Zebereralpe. Fern im Nordwesten aber schiebt sich über die zusammengeschlossenen Vorberge trotzig ein weisses Hoch-

gebirg, wie ein Stierhaupt, das drohend hinter dem Weidenzaun hervorblickt. Am Himmel blinkt die goldene Lenzessonne, die Wälder ringsum erklingen von Finkenschlag und Amselruf, an den Rainen blüht das duftende Veilchen, der Himmelsschlüssel auf den feuchten Wiesen. Selbst der Löwenzahn wird freudig begrüsst, denn nicht lange währt noch die Herrschaft Balders, und dankbar lauscht der Mensch den Athemzügen der erwachenden Erde. So lade ich denn den wegtüchtigen Wanderer ein, mit mir die Strasse nach Westen zu ziehen, wo ferne der weisse Gipfel glänzt und lockt. Wohlan denn, auf nach Tragöss!

Tragöss — sonderlich klingt der Name, fast muthet er nordisch an. Lassen wir uns die Romantik des Klanges nicht durch Umlauft's unangenehme Ableitung von einem slavischen drago verkümmern. Der Ort ist — zum Troste sei es gesagt — gut deutsch, und wünschen wir uns nur, dass anderenorts in der steirischen Mark das begehrliche Slaventhum keine schädlicheren Spuren hinterlassen hätte, als versteinerte Namen. Eine andere Ableitung will es als das trans — nämlich transmontes gelegene — Göss erklären, weil es vor Alters zum Stifte Göss gehört hatte, eine Etymologie, über die auch der minder berufene Sprachforscher zur Tagesordnung übergehen dürfte. Mit diesen Gedanken sind wir fürbass geschritten. Der Weg bietet nichts Bemerkenswerthes: ein liebliches Gelände mit freundlichen Dörfern, fichten- und lärchenbestockten, ziemlich steilen Hängen im Charakter der Grauwacke. Bärndorf, Arndorf, Schörgendorf und Steg bleiben hinter uns. Das Thal verengt sich schluchtartig, die Hänge werden steiler und nur einzelne Höfe beleben die Landschaft. Weiterhin folgt Unterthal mit seinem schmucken Hammerwerk, welches dicht unter der steilen Lehne des Kirchkogels liegt. Eine Viertelstunde thaleinwärts biegt die Strasse, die bisher nordwestlich führte, nach Westen aus und das Kirchdorf Kathrein thut sich recht ansehnlich in breiter Mulde vor unseren Blicken auf. Die Hammerwerke mit ihren spitz zulaufenden, russigen Schlöten und ihrem rhythmischen Poch-poch bleiben hinter uns, wir schreiten nun eine kleine Stunde lang in einem gut bewirthschafteten, freundlichen Thale rein westlich fort. Vor uns erhebt sich, als Abschluss gegen Westen der abgestutzte, schneebedeckte Kegel des Thalerkogels, hier als der einzige Vertreter alpiner Art, über einer kleinen Felswand aufragend. Doch wieder verengt sich das Thal auf 80—100 Schritte, wir durcheilen Niederdorf und Oberdorf, wo das von Süden her mündende Oberthal den Kleinverkehr mit Leoben vermittelt. Obstbäume — die letzten in dieser Menge und Anordnung — fassen die Strasse zeilenartig ein und bieten dem Auge angenehme Abwechslung. Noch wenige Schritte, und die Neugierde meines Begleiters wird gestillt werden. An vier Stunden sind wir nun schon wacker ausgeschritten, doch haben wir seit der Abzweigung der Tragösser Strasse nichts mehr vom Hochgebirge gesehen, auch nicht mehr jenen Schneegipfel, der uns zu dem Abstecher herein veranlasste. Der Marsch in einem solchen Thale, das sich langgedehnt und eintönig durch die Voralpen schlängelt, wirkt abspannend auf den Wanderer, dem die Zeit knapp zugemessen ist. Ihm rathe ich den Übergang von Vordernberg über das Hieseleck, vom Prähbichl her über das Lamingeck oder von Thörl aus über das Grubeck. Endlich, endlich tritt der Bergriegel, der zur Linken die weitere Aussicht verhinderte, zurück und nun erscheint zum Greifen nahe im Thalschlusse ein mächtiges Hochgebirge, bis tief in die Baumgrenze herab verschneit. Ein prächtiges Bild, zu dem der stattliche Einödhof, umragt von hochstämmigen Fichten, den stimmungsvollen Vordergrund bildet. Der langgedehnte Felsrücken ist der 2084 *m* hohe Trenchtling. Der Waldgürtel des Berges ist deutlich zu sehen, doch erscheint die Höhe des Krummholzes schon wie hinter einem Nebelschleier. Die Kammlinie vollends ist von weissen Wolkenschwaden umlagert, so dass nur der rohe Umriss des mächtigen Rückens kenntlich ist.

Das Wetter hat sich nämlich verschlechtert. Dem aufmerksamen Beobachter ist es schon in Bruck nicht entgangen, dass hoch oben in den Luftschichten des ewigen

Eises langgedehnte, an den Rändern aufgefaserte und federartig aufwärts gekrümmte Wolken eifrig aus Nord-West über unseren Köpfen hinsegelten. Doch konnte man darin nichts Bedrohliches erblicken, da sonst kein Wölkchen das Blau trübte und ein leichter Süd thalaufwärts wehte. Je weiter wir ins Gebirge vordrangen, umso mehr nahm die Bewölkung zu, und in Kathrein machte sich bereits ein frischer Nordwest fühlbar. Vom Einödhofe thalein biegt die Strasse wieder nach Nordwesten um. Der Trenchtling verschwindet allmählig hinter den vorgeschobenen Thallehnen, die steil abfallend den Bach in sein enges Bett zwängen, wo er in starkem Gefälle gischtend am steinigen Ufer zerschellt. Vor uns im Norden sind dräuende Wolken gethürmt, von denen sich andere zu Hauf lösen und wie zum Angriff gegen die westlich hinter den Nebelschleier sinkende Sonne sich rüsten. Das Brausen des Wassers vermengt sich nun mit einem eigenthümlichen Rauschen zu unseren Häupten, die Lärchen droben



Oberort in Tragöss.

am Kamme schwanken im Sturme. Leichter Sprühregen netzt unsere Wangen und in heftigeren Stössen weht der Nordwest. Noch wenige hundert Schritte im wasserdurchtosten Engthale, dann weichen die Berge zurück, in sanftem Bogen nordwestlich und nördlich ausbauchend, um den freien Blick auf den Stock des Hochschwabs zu gestatten — so lehrt uns die Karte, die wir gerne wieder versorgen, um den Rock über der Brust zu schliessen, denn stets gewaltiger wogt uns die Luft entgegen, der Himmel ist ganz umzogen, und anstatt der Berge baut sich im nördlichen Halbrund eine Wolkenmauer vor uns auf, missgünstig die Ausschau verhindernd. Vor uns weitet sich im Norden das Thalbecken von Tragöss, erfüllt von wallenden Nebeln und dem Brausen des Sturmes. Fest in den Wettermantel gehüllt durchschreiten wir das armselige Unterort mit seinen braungebeizten, malerischen Keuschen, überwinden eine Wegsteile und erreichen das kleine Kirchdorf Pichel mit seiner fünf Jahrhunderte alten, schmucklosen gothischen Kirche und dem rothbraunen, über steilem Dach emporragenden hölzernen Thurme. Bei Unterort hat die Strasse die Thalsohle verlassen, welche hier völlig versumpft ist, und führt am orographisch rechten (westlichen) Thalgehänge nordwärts fort. In Pichl verlässt sie wieder die Berglehne, um scharf nach Osten biegend

zur Sohle abzusteigen. Kaum haben wir die schützenden Mauern des Kirchdorfs hinter uns, da erhalten wir die erste Ladung mit Graupelkörnern untermischten Regens voll ins Gesicht, und wer nicht bodenfest ist, kann kaum des stützenden Stockes entrathen im Kampfe wider den entfesselten Nord. Durch den dünnen Nebel leuchten riesenhaft die Umrisse der winterlichen Felsberge, an deren Fusse, hingeschmiegt an einen westwärts vorspringenden Bergast, das Juwel des Thales und unser heutiges Ziel, Oberort, gebettet liegt. Doch müssen wir vorerst im Regensturme das Thal queren. In Grossdorf überschreiten wir auf roh gezimmertem Stege die Laming und folgen nun der weiterhin stets am linken Ufer des Baches sich dem Hange anschmiegenden Strasse. Endlich, nachdem wir einige Schuttkegel der westlich herabrauschenden Bergbäche geduldig überschritten, langen wir abends nach fast sechsstündigem Marsche im gastlichen Oberort an. Bald vereinigt die qualmige Gaststube uns wegmüde Wanderer mit den Bauern, die hinter ihrem Stoff hocken und ungeheure Rauchwolken aus ihren alterthümlichen Pfeifen blasen. Ein rauhes und starkes Geschlecht, mit nicht gewöhnlichen Gesichtszügen, die hageren Gestalten in grauen Loden und Wildleder gekleidet, das sind die Nachkommen der schwergeprüften Gösser Zinsbauern und Hörigen, die jahrhundertelang geduldig das schwere Joch getragen haben, bis sie in ohnmächtigem Trotze sich gegen die »von Gott und dem Kaiser eingesetzte« Obrigkeit aufgelehnt haben. Der Erste, welcher als Opfer der Volksrache fiel, war der — Pfarrer Melchior Lang, der auf dem Wege von der Kirche in den Pfarrhof von den Bauern ereilt und mit dem Beile erschlagen wurde. Das war im Jahre 1493. Tragöss stak dazumal noch im finstersten Mittelalter. Des Pfarrers Schädel ist in einer Mauernische hinter dem Hauptaltare der Kirche eingelassen. Mag es sein Schädel sein oder nicht, der Gerichtsarzt wird nicht leicht in seiner Sammlung ein derart gründlich verhauenes Stück aufzuweisen haben. Ein auf die Ermordung bezügliches Weihebild hängt noch heute in der Tragösser Pfarrkirche und trägt folgende Inschrift:

Clausus in hoc tumulo, si vis cognoscere, quis sit
Melchior is nomen, Longus cognomen habebat.
Sacra, quam spectas, fecit ista Pastor in aede,
Australis quondam fuit et regionis alumnus,
Eloquii fervens divini semina sparsit.
Corripuit crimen scelerati forte coloni,
Proh scelus! horrenda caput huic secat ille securi
Qui precans et . . . . . (unleserlich) . . . . . 1493.

Acht Rädelsführer wurden hingerichtet und der Gemeinde wurden schwere Bussen auferlegt. So meldet die Chronik. Rosegger hat das Ereigniss in dichterischer Freiheit bearbeitet und dieser Pfarrermord bildet die Grundlage seines bekannten Romanes »Der Gottsucher«. Der Mord blieb aber nicht vereinzelt; die Bauern scheinen dazumal planmässig gequält und ausgesogen worden zu sein. Nur die verzweifelte Lage kann das sonst so friedfertige und leicht lenkbare deutsche Alpenbauernvolk zu der entsetzlichen That geführt haben. Wie die Chronik des weiteren erzählt, waren anno 1708 »die Tragösser Pauern wider selbigen Herrn Pfarrer rebellisch, erschlugen den dortigen Hoff Jäger, waren so erbittert, dass die von der gnädigen Frauen Frauen dahin abgeordnete Commissarien sambt selbigen Herrn Pfarrer kimmerlich ihr Leben salviren kennen, nach abgefihrter Commission undt scharffer Untersuchung wurden die Rädelfihrer nacher Graetz zur Abstraffung geliffert.« — »Anno 1713 erschluegen die muthwilligen Tragösser Knecht den altortigen Diener midt sein Weib, von welchen einer alhier zu Göss bey den Ziegl Stadl Blaz mit dem Schwert zu dem Tot hingerichtet, die andern aber auf die Galeern verschickt worden.« (Chronik des Stiftes Göss.) Es lässt sich denken, dass diese Vergehen furchtbar geahndet wurden. Das ums Jahr 1650 in Tragöss eingesetzte Landgericht muss einen guten Ertrag abgeworfen haben

und der Freimann war vielbeschäftigt: heute noch ragen als düstere Male jener rauhen Zeit drei Säulen, unweit von Pichl im Walde, roh aus behauenen Steinen gefügt, 5—6 *m* hoch, 1½ *m* im Durchmesser — die alte Richtstätte. Der Platz heisst im Volksmunde das Galgenwaldl. Die Geschichten, welche uns die Bauern da auftischen, sind Gemeingut des Volkes, die Überlieferung von Mund zu Mund wahrt ihnen die Unvergesslichkeit.

Draussen tobt der Sturm in unverminderter Heftigkeit, doch blinkt zwischen den zerzausten Wolken da und dort ein Stern. »Der Barometer«, so erklärt der Wirth, »ist seit gestern Abend um 8 Minuten vorgegangen«, er rechnet nämlich der Bequemlichkeit halber die Eintheilung des Aneroids nach Stunden und Minuten, so las er den Barometerstand abends mit 3/4 6 oder in ähnlicher Weise ab. Uns bleibt die Hoffnung auf den morgigen schönen Tag. Doch weht der Wind die ganze Nacht hindurch, und des Morgens ist das Heulen und Pfeifen im Ofen nicht gerade willkommene Musik für uns. Der Regen hat zwar aufgehört, doch hängen die Sturmwolken tief herab auf die Wächter des Thales, so dass an einen Ausflug nicht zu denken ist. Ein kleiner Spaziergang ist aber unbedenklich zu wagen. So gehen wir an der malerischen Steigeisenschmiede vorüber dem Bach entlang, der von Osten her in 4½ *km* langem Laufe von den Grenzbergen des St. Ilgener Thales uns entgegen eilt. Sein tief eingerissenes Bett und die auf den umliegenden Äckern und Wiesen aufgeschwemmten Steine, Rasenstücke, Wurzelstrünke und Baumleichen geben eine Vorstellung von der Wasserfülle, die der kleine Bach bei plötzlicher Schneeschmelze oder nach länger dauerndem sommerlichen Regenwetter führt. Unweit von Oberort übersetzt der Fluder einer Mühle in hölzerner Rinne auf hölzernen Ständern den Graben. In diese Bergfalte scheint den ganzen Winter nicht die Sonne, und selbst jetzt, wo die Wiesen von Oberort zu grünen beginnen, ist's hier noch tiefer Winter. Fusshoch liegt der Schnee in Wehen gehäuft und der Fluder ist über und über vereist. Längs den Ständern rinnt das durchsickernde Wasser zu Boden, und der Frost hat glitzernde Fesseln daraus geschmiedet. Von dem Rinnsal oben traufft das Wasser herab und bildet Spitzen, Vorhänge und Säulen aus flimmerndem blauen Eise. Wer zur Zeit des Sonnenunterganges an einem schönen Märzabend westwärts nach Oberort geht, der geniesst einen märchenhaft wunderlichen Anblick: die in den Farben des Regenbogens glitzernden Eiszapfen und -Säulen, opalisierend im auffallenden rothen Lichte der Abendsonne, die blauen Bergschatten auf dem rothschimmernden Schnee und drüben im Westen die herrliche Linie des Trenchtlings, der Griesmauer und der Pribitz, die der Sonne zugewandten Hänge wie glühendes Eisen, die violetten Schatten in den schneeerfüllten Schluchten und Runsen, — sie klingen aus in eine brausende und begeisternde Farbensymphonie. Das ganze kleine Thal ist reich an kleinen Schönheiten, bedingt durch das harmonische Zusammenwirken zerstörender und aufbauender Kräfte, wie des Wassers und der Luft: hier schöne Sinterbildungen, dort wieder durch Auflösung und Verwitterung hervorgerufene Zerstörung. Auch eine wirkliche Klamm in kleinem Maassstabe bildet der Haringgraben. An 20 *m* tief und 500 Schritt lang ist diese durch keinen Verschönerungsverein wegbar gemachte Schlucht, wo zu unseren Häupten die Felsen überhangen und ein seltsam begrenztes Stück blauen Himmels in die dämmerige Tiefe blickt. — Als wir am Nachmittag unsere Schritte in entgegengesetzter Richtung gegen Westen dem Hochthale der Jassing zulenken, hat die Bewölkung abgenommen, im Süden lacht blauer Himmel über dem hier pyramidenförmig breit ausladenden Gipfel des Thalerkogels und seiner Trabanten. Ueber den Kämmen des Hochgebirges aber, im Westen, Nord-Westen, Norden und Nord-Osten lagert eine schwere, weissgraue Wolkenmauer, die sich nach oben und unten fast gradlinig abgrenzt. Diese Mauer ist in steter scheinbar tangentialer Bewegung gegen den Gesichtskreis begriffen und doch liegt die Ruhe des Bestehens über diesen bewegten Wasserdampfmengen. In ungeschwächter Kraft stürmt die Windsbraut durch die Niederung. Wir durchschreiten das hier über 1 *km* breite, sanft gegen die Sohle ab-

fallende Thal und gehen dann am rechten Ufer der jungen Laming ihrem Ursprunge entgegen. Zu unserer Linken fällt in steiler Lehne der Trenchtling ab, hier reicht das Krummholz bis zum Ufer des Baches, bis zu 740 *m* herab, und eigenartig nehmen sich die vom Wasser umrauschten Felsblöcke aus, in denen die Legföhren wurzeln, ein Bild, welches nicht leicht in den Alpen wieder gesehen werden dürfte.

Am Kreuzteiche und dem sehenswerthen Bildstöckel vorbei führt der Weg mit geringer Steigung in die Jassing. Hier entfaltet sich in mässiger Seehöhe die ganze leuchtende Pracht der hochalpinen Blumenflur. Zur Zeit der Sonnenwende bis Ende Juli flammen da die riesigen Schutthalden im rothen Lichte der Alpenrose und der Rhodothamnus chamaecistus, auf den Schütten zunächst den Wänden lockt die duftende Primula auricula, hier Petergstamm genannt, zu gewagtem Pflücken, und unten, wo das Wasser des Sees so räthselhaft grün und blau schimmernd im Sonnenlichte gleisst, schillernd wie eine Riesenechse ihre Glieder in die spangrünen Buchten reckt und in geheimnissvollem Perlmutterglanze die prächtigen Abstürze der Pribitz und des Trenchtlings wiederspiegelt, da giebt es Orchideen und Gentianen aller Arten, da bilden die rosigen Büschel der Loiseleuria procumbens, des »Gamsnagerls«, eine wahre Augenweide, und in den Trichterlöchern rings um den See giebt es noch manche seltsame Pflanze, ich erwähne nur den sonderbaren Frauenschuh. Der grüne See ist ja das Endziel von Hunderten schaulustiger Reisender, sein Anblick ist unbeschreiblich, überwältigend schön. Freilich soll die Wasserfülle doch mindestens den mittleren Stand erreichen, sonst fehlt das Schönste im Bilde. Schön bleibt die Örtlichkeit aber immer, auch so wie sie ist: im Norden die zierlich zerklüftete, hochragende Pribitz, mit einem Neigungswinkel von 45° zur Jassing abstürzend, im Süden die Flucht des Trenchtlings mit seinen mächtigen Schichtenlagern und fast völlig fehlendem Pflanzenwuchs, und im Westen der zackige Grat der Griesmauer, dies Alles v o r dem Beschauer; nordöstlich hinter ihm die prallen Abstürze der Messnerin und im Osten die sanftgeschwungene Welle der Schieferberge. Das ist das Gerippe, das Gerüst des Landschaftsbildes. Blut und Leben bringt erst das flüssige Gold des grünen Sees in diesen Rahmen. Wir sind lange am Ufer des grünen Sees verweilt, schon steigt hinter dem Pfarrerkogel der bleiche Mond empor, der Wind hat nach einigem Zögern endgiltig seine Thätigkeit eingestellt, die Wolkenmauer im Norden über den Alpengipfeln löst sich auf, und im Silberlichte des Mondes tauchen geisterbleich die höchsten Spitzen unseres Bergrundes in den stahlblauen Nachthimmel. Heilige Ruhe liegt nun über Berg und Thal. Über den Wassern der Jassing schweben die ersten Schleier des Bodennebels, der — sich ausbreitend und wieder zerfliessend — im Laufe der Nacht die Thalsohle ganz erfüllt. Der nächste Morgen verheisst den ersehnten schönen Tag, der tausendfach in den Krystallen des glitzernden Reifes das Licht der Morgensonne widerspiegelt.

Der Witterungswechsel, den wir auf der 25 *km* langen Wegstrecke vom Brucker Bahnhof bis nach Oberort an unserer eigenen Haut empfunden haben, ist aber nicht etwa auf allgemeine, sondern auf rein örtliche Ursachen zurückzuführen. Ist es schon von vorneherein höchst unwahrscheinlich, dass wir auf Schusters Rappen schneller gewesen sein sollten, als ein auf Sturmesfittigen nahender Cyklon, so ergiebt ein Vergleich der meteorologischen Aufzeichnungen der zwei zunächst in Frage kommenden Wetterwarten Bruck und Tragöss die Richtigkeit meiner Behauptung. In Bruck ist in diesen zwei Tagen nichts Besonderes verzeichnet worden. Wer die Sprache der Ziffern versteht, wird allerdings finden, dass auch in Bruck der Wärmegang ein etwas gestörter gewesen ist, dass die Luftfeuchtigkeit in den Morgen- und Abendstunden dem Sättigungspunkte nicht so nahe gekommen ist, wie dies gewöhnlich der Fall ist, doch wird man vergeblich nach einer stärkeren Luftströmung unten im Mürz- und Murthale fahnden

und wird sehr darob erstaunen, dass es im Lande draussen halbheiteres Wetter ohne jeden messbaren Niederschlag gegeben hat. Der Luftdruck hat auch dort zugenommen, doch weist der tägliche Gang keine Besonderheiten auf, wie hier in Tragöss, wo das Barometer von Früh bis Mittag und von da, bei nur angedeuteter Verflachung in den ersten Nachmittagsstunden, bis zum Abend und wieder zum nächsten Morgen fortwährend gestiegen ist. Erst der zweite Tag lässt die Wiederkehr geordneter Verhältnisse in der gedoppelten Welle erkennen. Wir haben das mitgemacht, was der Tragösser sein Almwetter nennt, und den Wind nennt er bezeichnend den Almwind, wie wir gleich sehen werden, mit vollem Recht. Der wilde Geselle kann seinen Ursprung nicht verleugnen, und er gehört zu Tragöss so unlösbar, als Tragöss am Südfusse des Hochschwabs liegt. Der Wind, den meine stumpfe Feder zu schildern versucht hat, ist ein echter und rechter Föhn gewesen. Manchem freundlichen Leser, der bis hierher meinen Ausführungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird die Sache nun zu bunt und er fragt, sich an die Stirn greifend: »Der Föhn?? Das kann denn doch nicht sein! Der Föhn ist, soviel ich bisher davon gelesen, ein warmer Wind, der Scirocco der Alpen, der die warme Luft der Sahara bringt, ein Südwind, ganz bestimmt ein Süd, Südwest oder Südost. Dass er von Norden kommt, habe ich bis heute noch nicht gehört. Ich bin auf den Beweis schon neugierig«. Nichts fällt mir leichter, als das. Vermag ich mich doch auf niemand geringeren zu berufen, als auf Hann, den Klassiker der Meteorologen, den die Leser dieser Zeitschrift des öfteren schon, wenn nicht selbst gehört, so doch vom Hörensagen kennen oder gelesen haben. Der Föhn im Allgemeinen ist ein örtlicher Wind, ein Fallwind, es ist die Luft, die vom Gebirge ins Thal sinkt. Wird aus irgend einer Ursache ein feuchter Luftstrom zum Aufsteigen längs einer Bergkette gezwungen, so sinkt erstlich seine Temperatur um etwa $^1/_2$° C. für je 100 *m* und er scheidet den grössten Theil seines Wasserdampfes als Niederschlag ab. Auf dem Bergkamme ist er noch feucht und abgekühlt angelangt. Bietet sich nun auf der entgegengesetzten Seite die Gelegenheit, abzufliessen, so erwärmt er sich auf Grund allgemein anerkannter physikalischer Gesetze um fast 1° C. für je 100 *m* Fall und kommt unten im Thale als verhältnissmässig warmer und trockener Wind an. Das ist, ganz allgemein gesprochen, die Theorie des Fallwindes. Ich führe das Beispiel aus Mohn's Meteorologie an:

	An der Südseite des Gebirges	Auf der Höhe von 2500 *m*	An der Nordseite des Gebirges
Luftdruck	760 *mm*	564,3 *mm*	755,2 *mm*
Temperatur	20°	5,9°	30,5°
Dunstdruck	15,0 *mm*	7,0 *mm*	9,4 *mm*
Relative Feuchtigkeit	86 %	100 %	29 %

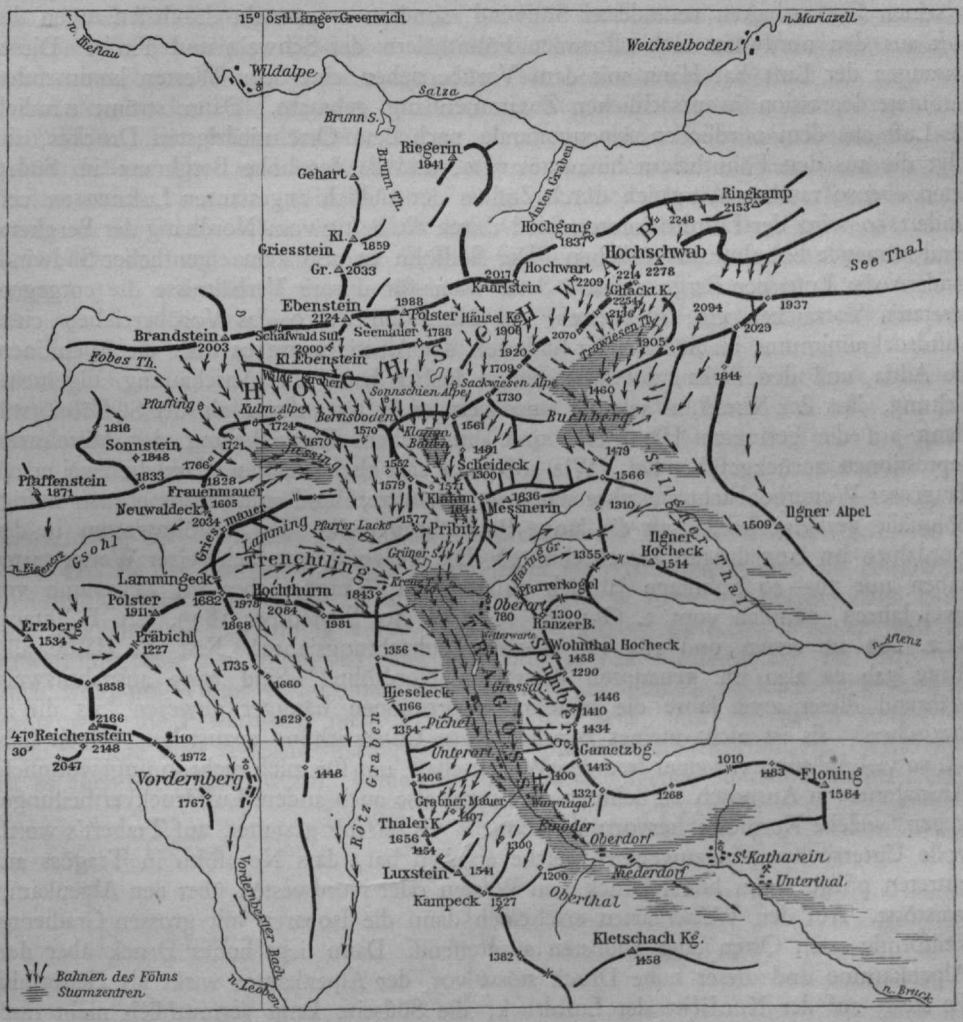
Der Südwind also, der auf der Südseite des Gebirges ein feuchter Wind war, ist auf der Nordseite ein vom Gebirge niederstürzender, sehr heisser und trockener Wind geworden. Dieser trockene, heisse Wind heisst in der Schweiz, wo er zuerst und am öftesten beobachtet wurde, Föhn. Heute aber ist es bekannt, dass ein Föhn überall entstehen kann, wo die obenerwähnten Bedingungen vorhanden sind. Wir brauchen bloss für Südseite und Nordseite im Mohn'schen Beispiele Vorder- oder Luvseite und Rück- oder Leeseite einzuführen, und es gilt für alle Oertlichkeiten. Weil der Föhn in der Schweiz und Westtirol als heisser Wind auftrat, glaubte man ihn eben als Wind der Wüste erkennen zu sollen. Es ist das unbestreitbare Verdienst Hann's, die wahre Ursache der Föhnerscheinung erkannt und begründet zu haben. Von wo der Föhn kommt, ist nebensächlich, heute ist der Nordföhn oder Ostföhn theoretisch ebenso bekannt, als der Südföhn. Um nur Beispiele von Nordföhnen anzuführen, erwähne ich den Mistral des Rhonethales, die Bora des Küstenlandes. Föhn wird ausserdem in den amerikanischen Felsenbergen von Texas, in Grönland und an anderen Orten beobachtet. Übrigens giebt es auch in der Schweiz einen Nordföhn, der jedoch viel

seltener beobachtet wird, als der Südföhn. Die südlichen Alpenthäler der Schweiz, das Tessin mit dem Schweizer Antheile des Langensees, das Mesoccothal, das Bergell mit dem nördlichen Drittel des Luganersees und die inneren Antheile des Veltlin sind die Thalrinnen, durch welche der von den Höhen der Tessiner Alpen, der Adula-Gruppe, der Albula-Alpen und des Berninastockes kommende Nordföhn abfliesst.

Fragt man nach den örtlichen Verhältnissen, welche das Zustandekommen des Föhns bedingen, so ist die vornehmste Bedingung eine entsprechend hohe Bergkette, deren Längenausdehnung durch Thaldurchbrüche nicht gestört ist, und mit dem westöstlichen Zuge der Alpen gleichläuft, sowie eine Thalrichtung, welche der herabstürzenden Luft den geringsten Widerstand entgegensetzt. Als günstigste Richtung muss nach dem oben Gesagten die auf die Bergkette senkrechte, also meridional nordsüdlich oder umgekehrt verlaufende Thalrinne angesehen werden. Der Erhebungswinkel des Gebirgskammes braucht nicht gerade beträchtlich zu sein. Die Schweizer Föhnwarten erster Ordnung, wie Altdorf, Engelberg, Glarus u. a. m. schliessen mit den Berggipfeln, von welchen der Südföhn oft als Orkan herabstürzt, Winkel von nur 10—15° ein. Und der Erhebungswinkel Tragöss-Hochschwabkamm beträgt annähernd nur 8 Bogengrade! Die Föhnluft schlägt stets den gleichen Weg ein. So verdanken wir Berndt eine lehrreiche Karte des schweizerischen Föhngebietes, auf der Quelle[1]), Stromlauf und Versickern der Föhnströme anschaulich zur Darstellung gelangen. Der Föhn sucht nach dem Überwehen der Bergkämme oder richtiger nach dem Herabsinken von den Bergkämmen stets den Weg des geringsten Widerstandes, zwängt sich durch Einsattelungen und Jochlücken bis er unten im Thale seine bisher gebundenen Kräfte frei entfalten kann. Gleich dem Flusse, der in die Enge der Thalschlucht gedrängt, seine Wassermassen an vorspringenden Felsen und Bergnasen in wüthendem Anpralle zerschellt, staut, und in wirbelnde Löcher ergiesst, prallt der Föhn an die senkrecht sich ihm gegenüberstellenden Seitenäste des Thalgehänges, wird von ihnen zurückgeworfen und in die entgegengesetzte Richtung gedrängt, um in neuerlichem gewaltigem Vorstosse das Hinderniss zu nehmen. So beobachtet man auch in den Seitengräben des Tragösser Thales bei heftigem Nordföhn mitunter südliche Luftströmung und die Luft brandet an den Bergflanken bis in die tiefsten Buchten hinein. Auf dem beigegebenen Kartenentwurfe sieht man den meridionalen Verlauf der Tragösser Thalrinne, die in fast rechtem Winkel auf den westöstlich streichenden Stock des hohen Schwaben nach Süden abdacht. In die Thalweite von Oberort münden die Querthäler der Jassing und des Haringgrabens ein. Im ganzen nördlichen Halbkreise erheben sich Berge über 2000 *m* Seehöhe. Der an 35 *km* lange und 5—10 *km* breite Gebirgsstock des Hochschwab's ist im ganzen Verlaufe durch keine erwähnenswerthe Passlücke unterbrochen. Wenn nun ein von Norden kommender Luftstrom über die Hochflächen des Schwaben weht und an dessen Südabstürzen in die Thäler sinkt, so findet er vor allem zwei Wege, um ins Becken von Tragöss zu fliessen: 1. die Felsschlucht der Klamm, die nördlichste Thalterrasse von Tragöss, oder 2. das nordwest-südöstlich streichende Hochthal der Jassing. Die etwa vom nordöstlich abbiegenden Hauptkamme des Hochschwabs niederstürzenden Luftmassen fliessen durchs Trawiesenthal in die Buchbergeben und versickern im St. Ilgenthale. Die südlich vorgelagerte, 1836 *m* hohe Messnerin und die anschliessenden Schieferberge verhindern den Einbruch des Föhns aus Nordosten. Das Tragössthal wird beiderseits, westlich und östlich, von den meridional verlaufenden Schieferzügen des Thalerkogels und der Sonnbergkette gebildet. Der Zug der Thalerkogelkette knickt sich in spitzem, nach Norden offenem Winkel in der 1400 *m* hohen Grabner Mauer, und weiter südlich beim Kampeck schiebt sich ein gleich hoher Riegel ins Thalprofil, dergestalt das Becken von Tragöss mit dem

[1]) Berndt bezeichnete — allerdings irrthümlich — die jenseits der Bergkämme gelegenen Thäler und Niederungen als Quellgebiet des Föhns. Verfasser hält an der Hann'schen Föhn-Theorie fest und damit die Bergkette für den Anlass der Föhnbildung.

auf der orographisch linken (östlichen) Seite entgegengeschobenen Torfberg und Gametzberg gegen Süden ventilartig abschliessend. Das Thal von Tragöss erstreckt sich also wannenförmig 6—7 *km* lang, von Nord nach Süden sich verengernd, mit einem Gefälle von höchstens 50 *m* bis zur Thalenge beim Warrnagelgehöfte. Die Breite der Thalsohle, deren geringes Gefälle und die jetzt noch stellenweise auftretenden Ausbauchungen der Thalrinne zu Teichen und schilfbewachsenen Tümpeln machen ihre Entstehung



Föhnkarte des Hochschwabstockes.

aus einem Randsee höchst wahrscheinlich. Darauf deutet auch der Name des wallartig vorgebauten linken Ufers zwischen Grossdorf und Unterort, Seeleiten, hin. So wie sich in der diluvialen Zeit die riesigen Niederschläge zu einem See gestaut haben mögen, so staut sich heute noch hier die kalte Winter- und die heisse Sommerluft. Welch grossen klimatischen Einfluss der Föhn hat, ist aus den tiefen Nachttemperaturen bei Strahlungswetter zu entnehmen, das unseren Winter ebenso sibirisch gestalten würde, wie im Kärntner Becken, im Lungau und im oberen Ennsthale, würde eben nicht zeitweise unser Almwind die eisige Nebelhülle lüften, den Sumpf kalter Luft entwässern,

der einem engen, korkzieherartig gewundenen Abzugskanal im Süden seine Entstehung verdankt. Noch viel mehr aber fällt die grosse Sommerhitze an föhnlosen Tagen auf, wo Temperaturen von 27—30° und Wärmegewitter auf der Tagesordnung stehen.

Die Gestaltung des Tragösser Thalbeckens ist also für die Entstehung und Beobachtung des Nordföhns wie geschaffen. Die Frage nach der allgemeinen Wetterlage, bei welcher Nordföhn eintritt, beantwortet sich durch einen Vergleich mit den Bedingungen des Südföhns. Dieser ist nicht etwa bloss ein durch die vorgelagerte Bergkette in seinen Eigenschaften veränderter Südwind, sondern er entsteht durch Ansaugen der Luft aus den nordwärts sich öffnenden Föhnthälern der Schweiz und Tirols. Dieses Ansaugen der Luft hat Hann mit dem Vorüberziehen einer von Westen kommenden Barometerdepression in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Dann strömt nämlich die Luft aus dem nördlichen Alpenvorlande nach dem Orte niedrigsten Druckes, ihr folgt die aus den Föhnthälern hinausgesaugte, und da der hohe Bergkranz im Süden einen ebenso raschen Ausgleich durch Zufluss der südlich angestauten Luftmassen verhindert, so wird der Luftdruckunterschied durch die heftig vom Nordhang der Bergkette herabstürzende Föhnluft ausgeglichen. Der Südföhn ist also kein eigentlicher Südwind, sondern die Luft der Berge selbst. Setzt man für unsere Verhältnisse die entgegengesetzten Vorzeichen ein, so entsteht der Nordföhn durch das Vorüberziehen eines Luftdruckminimums im Süden oder Südosten der Alpen, wenn es über die Apenninen, die Adria und den Balkan ostwärts zieht. Bisher hatte die Anschauung allgemeine Geltung, dass der Nordföhn seltener und weniger heftig auftrete als der Südföhn, was Hann auf die geringere Häufigkeit und die flachere Entwickelung der Mittelmeerdepressionen zurückgeführt hat. Wie soll man sich aber erklären, dass die zwei ersten Tragösser Wetterbeobachtungsjahre schon weit häufigere und mindestens ebenso heftige Föhnfälle gezeitigt haben, als die lange Beobachtungsreihe der Südföhnwarten in den Nordalpen im langjährigen Durchschnitte? Die vielgerühmten Schweizer Wetterwarten haben nur 30—40 Föhntage jährlich aufzuweisen, Tragöss aber im Zeitraume von zwei Jahren, nämlich vom 1. Oktober 1897 bis 30. September 1899, 326 Föhntage, u. z. 162 im ersten und 164 im zweiten Beobachtungsjahre! Fast die Hälfte aller Tage gab es also im genannten Zeitraume Nordföhn! Sind etwa ausnahmsweise während dieser zwei Jahre die Mittelmeerdepressionen häufiger gewesen, als die atlantischen? Es ist nicht meines Berufes, diese Untersuchung anzustellen. Doch habe ich so viel Achtung vor einer fremden Wissenschaft, um für mich nicht so ungewöhnliche Ausnahmen in Anspruch zu nehmen. Es muss also auch andere Luftdruckvertheilungen geben, welche Nordföhn hervorrufen können. Es sei mir gestattet, auf Trabert's werthvolle Untersuchung hinzuweisen, welche ergeben hat, dass Nordföhn in Tragöss aufzutreten pflegt, wenn hoher Druck von Westen oder Nordwesten über den Alpenkamm vorstösst. Auf den Wetterkarten erscheinen dann die Isobaren mit grossen Gradienten keilförmig nach Osten oder Südosten ausgreifend. Dann liegt hoher Druck über dem Alpenkamme und dieser hohe Druck stösst vor, der Alpenkamm wirkt als Hemmniss. Es steigt auf der Nordseite der Luftdruck, die Südseite kann vermuthlich nicht rasch genug nachkommen, weil eben der Alpenkamm eine Stauung bewirkt. Dabei kann nördlich und südlich von diesem Keile hohen Druckes die Druckvertheilung gleichförmig sein und gerade nur an der Grenze ein Luftdruckunterschied bestehen, gross genug, um ein Herabstürzen der Luft von den Alpenkämmen ins Föhnthal zu bedingen. Selbst mit Heranziehung dieser Annahme von Trabert bleibt noch eine Anzahl unaufgeklärter Fälle übrig, die man sich nach den Untersuchungen von Erk, Billwiller und Pernter etwa unter dem Einfluss örtlicher Luftdruckminima entstanden denken könnte. Eine Reihe von durch »Keil« bedingten Föhnfällen ist im Anhang Tafel 3 durch Trabert nachgewiesen.

Wie kommt es nun aber, dass der Föhn in Tragöss ganz in vollem Widerspruche

zum Innsbrucker Sprachgebrauche als »kalter Wind« bezeichnet wird? Das hängt meines Erachtens mit der senkrechten Wärmevertheilung zusammen. Im Winter, wenn die Temperaturabnahme mit der Höhe eine schon unter gewöhnlichen Verhältnissen geringe ist, ja nicht allzu selten — vergl. Tafel IV — in eine Temperaturzunahme mit der Höhe sich verwandelt, ist die Luft oben auf den Bergen verhältnissmässig warm, oft, wie gesagt, wärmer als in der Niederung. Kommt hierzu noch die Erwärmung mit dem Falle, so kann man sich vorstellen, dass der Föhn eine wahre Wärmequelle ist. Die hohe Temperatur — nebst der grossen Trockenheit — ist ja die bekannteste Eigenschaft des Föhns. Sind aber die Höhen sehr kalt, ist die Temperaturabnahme nach oben besonders gross (oft mehr als 1° für 100 *m*), dann kommt die Luft, wiewohl sie sich im Falle erwärmt hat, unten immer noch kälter an, als die im Thale befindliche. Der küstenländische Föhn, die Bora, verdankt diesem Umstande seine grosse Kälte. Dort sind es die verschneiten Hochflächen des Karstes, welche als Eiskeller wirken, hier das wohl ca. 300 km^2 grosse Hochschwabplateau. Doch will ich nicht aus der Schule schwatzen und lasse dem Fachmanne, Herrn Dr. Trabert, das Wort:

»Denken wir uns zunächst die Luft in Ruhe, also normale Verhältnisse, dann sei unten die Temperatur To, oben eine Temperatur T, der Höhenunterschied beider Orte sei h. Wenn die Temperatur um $\alpha°$ für jeden Meter abnimmt, dann ist offenbar $To = T + \alpha h$.

oben T — h — unten To

Lassen wir nun Föhn entstehen, so erwärmt sich die Luft, indem sie herabsinkt, um 1° bei 100 *m*, d. h. um 0,01° für jeden Meter Fall. Ist die Luft unten angelangt, so hat sie jetzt eine andere Temperatur To^1. Aber es ist $To^1 = T + 0{,}01\,h$.

Ziehen wir von $To^1 = T + 0{,}01\,h$

die Gleichung $To = T + \alpha h$ ab, so haben wir $To^1 - To = (0{,}01 - \alpha)\,h$, die Erwärmung der herabgestiegenen Luft ist proportional dem Ausdrucke $(0{,}01 - \alpha)\,h$.«

Das ist des Räthsels Lösung. Ist α kleiner als 0,01, nimmt also die Temperatur ursprünglich um weniger als 1° für 100 *m* ab, dann ist $(0{,}01 - \alpha)$ positiv, dann haben wir wirklich eine Erwärmung unten. Ist aber α grösser als 0,01, dann ist statt der Erwärmung eine Abkühlung da, der gewöhnliche Fall im Sommer. Es kann aber auch wohl im Winter vorkommen, dass die Luft auf dem Hochschwab recht kalt ist, dann wird die Erwärmung nicht besonders gross sein, und wir haben trotz Föhn recht niedrige, aber verhältnissmässig doch noch hohe warme Temperaturen. Gewöhnlich ist es aber entschieden warm. Beide Fälle sind durch folgende Beispiele gekennzeichnet.

	Luvseite (Norden)	Tragöss (Leeseite)
3. Februar 7 Uhr	— 1,9	0,8 Föhn
2 »	— 0,9	0,5 »
9 »	— 3,0	— 2,8 »
11. Februar 7 »	— 10,0	— 8,6 »
2 »	— 3,2	— 3,3 »
9 »	— 5,2	— 6,2 »

In den Sommermonaten ist der Fall $\alpha > 0{,}01$ besonders in den Nachmittagsstunden häufig. Tritt um diese Zeit Föhn ein, so bewirkt er ganz ungeheure Abkühlung. So betrug die Durchschnittstemperatur an 76 Sommernachmittagen mit Föhn 16,0° C., an den übrigen 108 aber 20,6, um 4,6° mehr!! 81 Frühlingsnachmittage mit Föhn hatten 8,0°, die 101 übrigen 12,1° Mittelwärme! Dagegen ist die Erwärmung der Nacht- und frühen Morgenstunden beim Föhn eine beständige Erscheinung, welche im Jahresmittel den Ausschlag in diesem Sinne giebt. Die beigegebene Tafel 1 veranschaulicht diese eigenthümlichen Verhältnisse. Zugleich sei auf Tafel 2, Häufigkeit des Föhns zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, verwiesen. Allgemein giltige Schlüsse aus der Vertheilung des Föhns auf letztere zu ziehen, erschiene nach

zweijähriger Beobachtungsdauer voreilig. So viel ist aber sicher, dass man hier nicht von einem Maximum im Winter oder Frühjahr sprechen kann, die Föhntage sind recht gleichmässig auf das ganze Jahr vertheilt; es fällt höchstens die geringe Häufigkeit in den Herbstmonaten auf, ein Umstand, welcher die Werthung der Temperaturunterschiede zwischen föhnlosen und Föhn-Tagen vermindert. Was nun die Stunden anbelangt, wann der Föhn losbricht, so scheint er am häufigsten vormittags und zwar oft ganz unvermittelt an den schönsten Tagen einzutreten, um mit stets gleichbleibender Heftigkeit bis gegen Sonnenuntergang zu wüthen. Nicht selten zeigt sich da ein Abflauen, sogar ein gänzliches Nachlassen des Föhns. Es kann dann die Nacht hindurch sogar bei völliger Windstille recht tiefe Minima geben, worauf der Wiedereintritt des Föhns am nächsten Morgen noch greller diese klimatische Laune spiegelt. Oder der Föhn weht abgeschwächt, und in längeren Zwischenräumen aussetzend während der ganzen Nacht, um nach Sonnenaufgang wieder kräftig in die Zügel zu schiessen. Oder aber er kehrt sich nicht an die Ordnung der Dinge, sondern heult Tag und Nacht, sich in rasender Wuth ins Thal stürzend. Die längste hygrographisch bisher gezeichnete Föhnkurve beginnt am 4. Juli 1898 gegen Mitternacht: in tollem Zickzack erhält sich die Feuchtigkeit 72 Stunden lang tief unter dem Mittelwerthe, der tägliche Gang ist völlig verwischt, die Nachtstunden sind verhältnissmässig und an sich trockener, als sonst die Mittagsstunden. Am 8. Juli zeigt sich ein Abflauen von 2 Uhr früh an; bis etwa 6 Uhr ist fast der Sättigungspunkt erreicht, doch wieder in noch tolleren Sätzen springt die Feuchtigkeit herab auf weniger als 50%. Nach 8 Uhr abends Abflauen und Ruhe bis zum 9. Juli 1 Uhr nach Mitternacht, dann vier Stunden Föhn und wieder fünf Stunden Ruhe bis 10 Uhr vormittags. Von 10 Uhr ab bis 8 Uhr abends des folgenden Tages wieder die aufgeregte Föhnschrift. Dann endlich eine ganze ruhige Nacht. Das Minimum hat am 11. Juli 2,7° C. betragen, es gab Bodennebel, kurz es war eine unserer herrlichen schönen Sommernächte. Knapp vor 7 Uhr braust der Föhn schon wieder herab. Innerhalb zweier Stunden sinkt die Feuchtigkeit von 96% auf 36% und der Föhn lässt erst am 12. Juli um 3 Uhr morgens ab. Und das geht mit geringer Abwechslung und nur durch einmal 24 Stunden unterbrochen bis zum 18. Juli 6 Uhr früh. Dies ist bisher die längste in Tragöss hygrographisch beobachtete Föhnzeit. Sieht man nämlich von den Unterbrechungen am 4. sowie am 16. ab, so ergiebt sich eine Dauer von 14 Tagen. Von noch längerer Dauer aber geringerer Heftigkeit war der Februarföhn 1898. Soweit er sich aus den auf den Wetterwarten üblichen Stundenbeobachtungen um 7 Uhr früh, 2 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends nachweisen liess, dauerte die Föhnherrschaft vom 28. Januar früh morgens, unterbrochen nur durch den 2. und 7. Februar, bis zum 20. Februar, also über drei Wochen! Wenn man mit dieser Angabe die Untersuchungen Pernter's über den Innsbrucker Föhn vergleicht, welcher nur zweimal im Laufe eines Vierteljahrhunderts eine Dauer von acht Tagen erreicht hat, und die Mittheilungen Hann's über den Montafoner Föhn (Bludenz), sowie Berndt's über den Schweizer Föhn, so wird man ohne weiteres zugeben müssen, dass der Tragösser Nordföhn dem Südföhn der Mittelalpen zumindest ebenbürtig ist. Damit ist die Berndt'sche Behauptung widerlegt, dass die deutschen Ostalpen föhnarm seien. Hann selbst hat ja, ehe er noch Kenntniss von dem Tragösser Föhn hatte, vorauszusehen gewusst, dass mit der Erweiterung der meteorologischen Aufzeichnungen noch vielfach Föhnerscheinungen zur Beobachtung gelangen würden.

Wie grossartig der Gegensatz zwischen föhnlosen und Föhntagen ist, das wolle den zwei Aufzeichnungen vom Januar und Juli 1898 entnommen werden. Ich wähle absichtlich diese zwei Monate, erstlich um den Unterschied zwischen warmem Winter und kaltem Sommerföhn zu zeigen, zweitens um dem Einwande zu begegnen, als wählte ich Angaben von ungleichem Werthe. Der Januar hat fast ebensoviel föhnlose, als der Juni Föhntage aufzuweisen.

Januar 1898.

	Zahl	Luftdruck 7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Temperatur Max.	Min.	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Mittel	Relat. Feuchtigkeit 7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Mittel	Bewölkung 7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	
I	11	701,3	01,2	01,5	4,7	−2,9	0,0	3,9	−0,6	0,7	62	51	73	62	7,1	4,0	5,7	Föhntage
II	20	02,0	02,7	03,9	1,7	−6,9	−6,0	0,3	−3,5	−3,2	92	69	89	83	6,2	4,4	5,5	föhnlose

Juli 1898.

I	19	695,1	95,3	95,9	17,7	8,9	11,2	16,8	12,2	13,1	75	47	69	64	7,9	7,3	6,4	Föhntage
II	12	96,7	95,3	96,5	22,9	10,3	12,3	22,1	13,5	15,3	86	42	91	73	7,0	6,0	6,0	föhnlose

Die Mitteltemperatur dieser elf Januarföhntage entspricht etwa der Januarwärme Merans, die andern 19 hatten annähernd das Innsbrucker Januarmittel. Wer je im Winter über den Brenner zu fahren Gelegenheit hatte und längere Zeit in Südtirol verbracht hat, der wird sich über das Tragösser Klima wundern, welches die Gelegenheit bietet, den einen Tag im strengen Winter der Nordalpen, den anderen in der Wärmeinsel Meran zuzubringen. Was die Temperaturwerthe der 19 Juliföhntage anbelangt, so sind die Morgen- und Abendstunden aus dem Grunde kälter, wie die der föhnlosen Tage, weil die in der Zahl 19 mitinbegriffenen acht föhnlosen kalten Morgen und Abende den Ausschlag geben. Es darf also nur das Maximum und die Nachmittagsbeobachtung herangezogen werden. Da ergiebt sich für die Föhntage ein Wärmeabgang von 5—6 Celsiusgraden. Nimmt man für einen Sommernachmittag eine Temperaturabnahme von durchschnittlich 1,4° C. für je 100 *m* unserer nördlich aufragenden Felsberge an, so wird man mit dieser Ziffer nicht weit fehlgehen. Denn damit angenommen werden könne, die von den Bergen 1200 *m* tief herabstürzende Luft verursache eine Temperaturabnahme von 22 auf 17, also um 5° C., muss vorausgesetzt werden, dass die Luft oben mit einer Temperatur von 1200 (α—0,01), also etwa 5° C. ausgehe. Das entspräche aber der Voraussetzung einer Temperaturabnahme von 1,4 für 100 *m* Steigung. Dann erwärmt sich die Luft im Falle um 12° C. und erscheint unten mit 17°, bringt also eine Abkühlung um volle 5° C. Welche Ursache die mit Nothwendigkeit eingesetzte tiefe Temperatur des mit rund 2000 *m* angenommenen Hochschwabplateaus hat, darüber sind für mich nur Vermuthungen am Platze. Die Mitteltemperatur des Juli 1898 war in Bruck mit 17,0 um 1° unter dem langjährigen Mittel geblieben. Nicht allzu gewagt ist die Annahme derselben Abweichung für Tragöss, viel gewagter, ja bedenklich ist schon die Annahme derselben Abweichung für die 1800 *m* hohe Raxalpe. Doch darf ich manches wagen, was für den wissenschaftlichen Meteorologen Anathema ist. Hiernach hätte die Rax — die einzige brauchbare Vergleichsstation für den Hochschwab — im Juli 1898 9,2° Mittelwärme gehabt, anstatt 10,2. Nehme ich in weiterer Belastung meines meteorologischen Gewissens für die Luftschichten von 1800—2000 *m* eine Temperaturabnahme von 0,4° für je 100 *m* an, so ergiebt sich für unsere Föhnberge in 2000 *m* Höhe eine Mitteltemperatur von 8,4° im Juli 1898. Bei dieser Temperatur ist ein gelegentliches Vorkommen von 5° C. um die Mittagszeit gar wohl denkbar. Man entschuldige meine deduktive Logik, die ich auf der Grundlage meines Föhn-Kartenhauses aufgebaut habe, wenn ich nachträglich die Logik der Thatsachen für mich sprechen lasse: Die zeitweilige Schneegrenze ist im Juli 1898 zu wiederholten Malen auf 1800 *m* herabgerückt, und gerade zu diesen Zeiten hat es bei uns Föhn gegeben. Somit ist — wenigstens für einzelne Fälle — der Beweis ermöglicht, dass das Hochschwabplateau kalt genug ist, um mit seiner Föhnluft das Tragössthal abzukühlen. Sicheres wird man erst dann erfahren, bis ein hochherziger Förderer der Wissenschaft, angeregt durch diesen Aufsatz, den Bau und die Erhaltung einer Wetterwarte auf dem Ebenstein oder Brandstein sichert, oder wenigstens einige

Drachenaufstiege ermöglicht. Das Studium des Nordföhns in Tragöss wäre dann erst wissenschaftlich möglich, denn die Welt will Thatsachen, keine Theorien.

Ein Sommerföhntag bietet also mitunter die Temperatur einer 500—600 *m* höheren Luftschichte, der Seehöhe von 1300—1400 *m* entsprechend. Da dies die mittlere Höhenlage unserer Sommeralpenwirthschaften ist, so kann der Tragösser mit vollstem Rechte die Föhnzeit sein »Almwetter« nennen. Auch der Temperaturgang der Föhntage weicht erheblich von dem der föhnlosen Sommertage ab. Dies kommt im angezogenen Beispiel weniger deutlich zur Anschauung, wie auf Tafel I, er erinnert mit seinem flachen Bogen an den Temperaturgang der Nordseeküsten.

Durch den Föhn erhält das Klima von Tragöss etwas Sprunghaftes, die Athmung und den Blutumlauf im höchsten Grade förderndes. Es darf hier aber auch nicht der ein schonungsbedürftiges Nervensystem schädigenden grossen Trockenheit vergessen werden, welche, sowie die nicht allzuseltenen Temperaturstürze von 5—7° C. im Tagesmittel schwächerer Körperbeschaffenheit entschieden übel bekommen könnten. Noch bedenklicher scheinen mir die Schwankungen der relativen Feuchtigkeit, die häufig ± 30—40% im Tagesmittel betragen. Ja einmal betrug der Unterschied des Mittels der Feuchtigkeitsbeobachtungen von einem Tage zum andern — 50%! Wenn man bedenkt, wie sehr das Wärmegefühl von der relativen Feuchtigkeit, dem Ausdrucke der Verdunstungsfähigkeit, abhängig ist, so nehmen diese Ziffern Blut und Leben an. Schwankungen von wenigen Procenten vermögen schon eine merkliche Änderung der Hautausdünstung hervorzurufen; wie erst so bedeutende Schwankungen! Durch die grössere Hautausdünstung wird der Stoffwechsel gefördert, was besonders durch langwierige Krankheiten geschwächte Leute zunächst in der Steigerung der trägen Esslust wohlthätig verspüren. Doch machen sich, anfangs wenigstens, bei zarteren Menschen Erregungszustände des Nervensystems und Schlaflosigkeit geltend. Wie schon erwähnt, ist die durch den Thaupunkt bestimmte Grenze der Verdunstungsfähigkeit der beste Ausdruck der gefühlten Wärme. Fleischer hält den Thaupunkt unter höchstens 15° R. = 18,8° C. für die Bedingung angenehmer Wärmeempfindung. Bei höherem Thaupunkte trete das Gefühl der Schwüle ein. Nicht die Höhe der Lufttemperatur an sich wirke unangenehm, sondern der Grad der Sättigung mit Wasserdampf. Es herrsche bei einer Temperatur von 21° C. eine relative Feuchtigkeit von 91%, so liegt der Thaupunkt bei 19,4°, jedermann wird diese an sich nicht hohe Temperatur als drückend schwül bezeichnen. Verbindet sich aber mit derselben Luftwärme eine Feuchtigkeit von 20%, so haben wir einen Thaupunkt von — 2,7° C. Steigert nun noch ein heftiger Wind die Schnelligkeit der Wärmeabgabe, so kann man an einem halbheiteren Sommertage das erfrischende Gefühl einer Wintertemperatur geniessen. Da aber auch im Winter, und zwar wie es scheint, viel geringere Feuchtigkeitsgrade vorkommen — ich habe am 28. Januar 1898 bei 0,4° Lufttemperatur 20%, am 30. Januar 1898 bei 10,3° C 15% beobachtet — so begreift man wohl, dass selbst bei hohen Wintertemperaturen kein Wärmegefühl aufkommt. Ich habe es des öfteren erlebt, dass die Leute bei 10° Wärme mitten im Winter über den »kalten Wind« klagten und am nächsten Tage bei Windstille und 10° Kälte sich sehr befriedigt über die angenehme Luft äusserten. Im ersten Falle 10° Luftwärme, 15% Feuchtigkeit — Thaupunkt — 10,6° C.; im zweiten — 10° Luftwärme, 95% Feuchtigkeit — Thaupunkt — 10,5° C.! Im ersten Falle heftiger Wind, der durch rasche Wärmeentziehung erkältend wirkt, im zweiten ein windstiller, sonniger Morgen. Die physiologische Temperatur wird nicht am Thermometer abgelesen, dafür giebt es keinen anderen Ausdruck als das eigene Gefühl. Dass nun der Föhn in Innsbruck doch als warmer Wind empfunden wird, erkläre ich mir durch den vielleicht doppelt so hohen Weg, den die Föhnluft von den Kämmen der Stubaier Alpen bis ins Innthal zurücklegt und den an sich viel wärmeren Winter der Gehängestation. Beide Ursachen summieren sich und geben eine viel

grössere Wärmezufuhr, als der nur 1200 *m* tief ins überaus kalte Kesselthal von Tragöss stürzende Nordföhn bringen kann. Die von Pernter mitgetheilten Temperaturmaxima bei Föhn sind: 16,0 im Dezember, 13,4 im Januar, 16,5 im Februar, die Tragösser Wintermaxima 1897/98 bei Föhn waren: 4,0 am 31. Dezember, 10,8 am 30. Januar und 5° C. am 14. Februar. Winter 98/99: 9,1 am 13. Dezember, 8,1 am 16. Januar, 8,0 am 17. Februar. Doch fanden sich, wie früher erwähnt, auch im Winter Föhnfälle bei an sich tiefen Temperaturen: am 21. Dezember 97, 9 Uhr abends: — 6,3 bei N 7, am 11. Februar 98, abends: — 5,5 bei NW 8.

— 7,4 am 22. Dezember 98 bei N 4 um 7 Uhr früh
— 6,7 » 4. Februar 99 » NW 8 » 7 » »
— 11,0 » 6. März » » NW 6 » 7 » »
— 6,4 » 25. » » » NW 7 » 2 » nachmittag.

Ich wiederhole ausdrücklich, an sich, denn verhältnissmässig sind auch diese Temperaturen höher, als bei hinweggedachtem Föhn. Der auffallendste Gegensatz aber zum Südföhn mit seiner, wenn auch geringfügigen, Temperaturerhöhung im Sommer ist der boraartige Charakter unseres sommerlichen Nordföhns mit seiner gewaltigen Abkühlung. Da ist vielleicht das Verhältniss umgekehrt: Tragöss im Kessel ist wärmer als Innsbruck im offenen Thale, infolgedessen ist die Tragösser sommerliche Föhnluft im selben Maasse kälter, als die Innsbrucker winterliche Föhnluft wärmer ist. So haben die Innsbrucker thatsächlich ihren warmen Wind, und die Tragösser haben Recht, wenn sie ihren Föhn als kalten Wind bezeichnen.

Ich komme zum Schlusse. Welchen Einfluss hat der Föhn auf das Klima von Tragöss? Er mildert die Strenge der Winterkälte, er verhindert das Steigen der Sommerwärme. Rein klimatologisch müsste das ein günstiger Einfluss genannt werden. Wie steht's aber mit der praktischen Seite? Wir sehen im asiatischen Russland unter dem 62. Breitengrade das Getreide zu einem guten Ertrage reifen, trotzdem der Januar in Jakutsk z. B. eine mittlere Temperatur von — 42,8° aufweist, während der milde Winter des ozeanischen Klimas unter demselben Breitengrade keine Gewähr für das Reifen der Kornfrucht bietet. Die Mitteltemperatur des März, d. i. des kältesten Monates, beträgt auf den Faröern 3,0°, die des Juli 10,9. Den kühlsten Sommer vermag kein warmer Winter wettzumachen. Unser Winter in Tragöss dürfte kaum kälter sein, wie der von Nikolajew 50 *km* vom Nordufer des Schwarzen Meeres entfernt. Die Julitemperatur desselben Ortes ist 23°, für Tragöss dürfte 15° noch etwas zu hoch sein. Wie weit müsste man nach Norden vordringen, um dieselbe Juliwärme anzutreffen? Im ozeanischen Klima Nordwesteuropas treffen wir sie erst am 56. Breitengrade in Edinburgh, etwas weiter nördlich an der Westküste Jütlands, im Innern Schwedens nahe am nördlichen Polarkreise, in Westsibirien unter der gleichen Breite. Werchojansk, der kälteste Ort der Erde mit — 51,2° Januartemperatur hat im Juli 15,0! Es ist die nördlichste der von Hann geführten ostsibirischen Wetterwarten. Der Ernteertrag in Jakutsk ergiebt im Durchschnitte das 15fache der Aussaat, in Tragöss sind die Bauern mit dem vier- bis fünffachen ganz zufrieden. Jahre mit sechs- bis achtfachem Ertrage zählen zu den Seltenheiten. Am Schwarzen Meere und in dessen nördlichem Binnenlande mit der Winterkälte von Tragöss reifen edle Trauben, hier nicht einmal die Pflaumen. Überhaupt ist der Obstbau hierzulande fast unbekannt. Unten in der Thalsohle kommen die Kirschen um die Mitte des Maien zur Blüthe und im ersten Drittel August zur Reife. Um dieselbe Zeit wird das Winterkorn geschnitten, der Hafer einen Monat später. Besser sind die Bauern daran, die 100—300 *m* hoch über der Thalsohle windgeschützt in den Seitengräben sitzen. Da sieht man auch Obstbäume bei den Höfen, und die Äpfel werden geniessbar. Die Herrschaft des Föhns als klimatischer Factor grenzt sich genau mit dem Bergwall im Süden ab, in die westlichen und östlichen Thalbuchten findet er seinen Weg nur durch Rückprall und Ablenkung.

Sie sind im grossen Ganzen vom Föhne verschont. Auch hier findet Löwel's Behauptung ihre Bestätigung. Von den vier Ortschaften, die Tragöss bilden, liegen die zwei Kirchdörfer am Berghange. Grossdorf und Unterort aber verdanken ihre Lage in der Thalsohle wohl nur den Bedürfnissen des Verkehres, der Ausnützung der Wasserkraft durch Mühlen, Sägen und Hammerwerke. Von den 119 bestehenden und bestandenen Bauernhöfen und Keuschen haben und hatten bloss 36 ihren Standort im Thale, wovon nur etwa 20 Bauerngehöfte sind. Die übrigen 83 liegen theils zerstreut, theils zusammengeschlossen auf Bergterrassen, an Berglehnen, auf Schuttkegeln oder in Seitenthälern. Hier kommt ausser den von Löwel geltend gemachten klimatischen Vorzügen noch der Windschutz in Betracht, den diese Örtlichkeiten gegenüber den in der Thalrinne offen dem Anprall des Föhnsturmes ausgesetzten Ansiedlungen für sich in Anspruch nehmen. Unverkennbar tragen aber die Anordnung und die Bauart fast aller Häuser demselben Bedürfnisse Rechnung. Wo noch die alte Anordnung der offenen Höfe besteht, bildet stets der mächtige Stall und die übrigen unten gemauerten Wirthschaftsgebäude den nach Norden vorgebauten Schutz für das Wohnhaus. Wo aber Haus und Stall in einer Flucht liegen, da ist die nördliche Hälfte für die Stallung vorbehalten. Diese Anordnung ist eine so gesetzmässige, dass man aus ihrem Fehlen ruhig schliesen kann: entweder ist das Haus erst in späterer Zeit als Wohnhaus verwendet worden, oder der Platz ist dem unmittelbaren Anprall des Föhns entzogen.

Der Bergwanderer, der von Oberort nordwärts durch die Klamm ins Herz des Hochschwabstockes vordringt, um den Ebenstein, Griesstein, Brandstein oder den Schwaben selbst zu besteigen, oder nordwestlich durch die Jassing dem Trenchtling oder der Griesmauer und Frauenmauer an den Leib rückt, wird die Wahrnehmung machen, dass all die Lärchen und Fichten, sowie die spärlichen Tannen und Föhren gleich riesigen Windfahnen ihre breit ausladenden wohlentwickelten Äste gegen Süden zu entfalten. Die Äste, die dem Stamme auf seiner nördlichen Hälfte entspriessen, sind theils abgestorben, vom Sturme geknickt, oder stellen verkümmerte, zerzauste und verkrüppelte Auswüchse dar, deren Rinde von Wind und Wetter gebleicht und zerrissen ist. Der Föhn ist eben ein Feind des Wachsthums, des Gedeihens und des Blühens, er duldet keinen Widerstand, selbstherrlich fegt er sich seine Bahn. Wer aufmerksam beobachtet, dem wird es auffallen, wie dürftig und eintönig unsere Tragösser Ortschaften dem Auge sich darbieten, wenn man von Norden her ins Thal einbricht: Kein blinkendes Fenster, kein Zierrath, kein Söller belebt das Grau der Bretterverschalungen. Wie schmuck lacht ihm aber die ärmlichste Keusche entgegen, wenn er von Süden her die Strasse zieht: Auf gemauertem Unterbau hebt sich das feste Gefüge sattbraun getönter Pfosten, das die zierlichen Fensterlücken durchbrechen, dahinter schimmert wohl da und dort ein weisser Vorhang und hinter'm Gitter wird der duftende Veigel sichtbar, unterm spitz zulaufenden Giebel spannt sich die selten vermisste Altane, der »G'wandnergang«, auf dem sich der alte Ausnehmer sonnt, oder wo auf ungefüger Stange die malerisch geflickten Kittel, Schürzen, Hemden und Tücher zum Trocknen hangen. Vor dem Hause liegt der mit Salat und Rüben wohl bepflanzte Gemüsegarten, auf dem Gesimse unter den Fenstern stehen die ungeheuerlich geformten Bienenkörbe und an Stricken schlingt sich die leuchtende Feuerbohne an der Mauer empor. Wohl nirgends fehlt auf den Rabatten die Lieblingsblume der Älpler, die unter den Felshängen heimische Aurikel. So ist das häusliche Leben des Tragösser Bauern der grossartigen Bergwelt angepasst, in deren Rahmen er seinen Daseinskampf den wilden Kräften der Natur abtrotzt. Er hat von seinem Walde gelernt, wie nutzlos es ist, die beste Kraft im Ringen mit Urgewalten zu opfern, er hat es seinen Lärchen und Fichten, Tannen und Föhren abgelauscht, das Räthsel des Lebens: In der sicheren Ruhe des schirmenden Daches erträgt er die Mühsal des Daseins, in der Liebe zur rauhen Scholle, welcher er entsprossen, findet er Muth und Kraft, auszuharren in der sturmdurchtobten Waldheimath seiner Ahnen.

Tafel I.

Jahresmittel (auf Grundlage der zwei Beobachtungsjahre: 1. Oktober 1897 bis 30. September 1899) der Temperatur und relativen Feuchtigkeit. Die Beobachtungsstunden waren: 7 Uhr früh, 2 Uhr nachmittags, 9 Uhr abends.

A. Mitteltemperaturen der föhnlosen und der Föhntage.

(Als Föhntage werden diejenigen bezeichnet, welche zu mindestens einer der drei Beobachtungsstunden Föhn hatten.)

1. Föhnlose Tage				2. Föhntage			
Jahreszeit	Zahl der Tage	Temperatur in °Celsius	Feuchtigkeit	Jahreszeit	Zahl der Tage	Temperatur in °Celsius	Feuchtigkeit
Winter	50	— 3,2	85	Winter	40	— 0,7	63
Frühling	44	6,3	76	Frühling	48	5,1	65
Sommer	49	14,3	76	Sommer	43	13,1	63
Herbst	59	5,5	80	Herbst	32	7,1	67
Jahr	202	5,6	79	Jahr	163	6,8	64

B. Mitteltemperaturen und Feuchtigkeitsmittel der Beobachtungstermine

7 Uhr früh, 2 Uhr nachmittags, 9 Uhr abends.

1. ohne Föhn									2. mit Föhn								
a) Winter									a) Winter								
Zahl der Fälle			°Celsius Temperatur			Feuchtigkeit			Zahl der Fälle			°Celsius Temperatur			Feuchtigkeit		
7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr
60	56	63	6,0	0,9	3,7	96	69	92	30	34	25	0,0	1,6	0,1	59	51	55
b) Frühling									b) Frühling								
67	52	68	2,1	12,1	2,3	91	47	88	25	40	24	4,5	8,1	4,2	59	47	58
c) Sommer									c) Sommer								
65	54	68	10,8	20,6	12,4	89	47	89	27	38	24	12,4	16,0	12,8	59	48	58
d) Herbst									d) Herbst								
77	61	75	2,8	11,2	4,5	93	57	91	14	30	16	6,6	11,1	7,6	62	49	57
Jahr									Jahr								
269	223	276	2,5	11,1	4,2	92	55	90	96	142	89	3,6	9,4	5,9	59	48	57

Tafel II.

Häufigkeit des Föhns (Mittel aus den zwei Jahren).

A. Föhntage																
	Dezemb.	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septemb.	Oktober	Novemb.
	13	12	15	17	16	15	13	18	12	16	9	7
B. Beobachtungstermine (Zahl der Beobachtungen mit Föhn)												
7 Uhr früh	9	10	11	7	9	9	9	11	7	6	5	3
2 Uhr nachm.	10	9	15	15	12	13	12	15	11	15	9	6
9 Uhr abends	7	8	10	9	8	7	9	10	5	7	6	3

Tafel III.

Temperaturverhältnisse der Luvseite (Nordseite) und Leeseite (Südseite) im Gebiete der steirisch-österreichischen Kalkalpen während der Föhnperiode 1. bis 20. Februar 1898.

Da die k. k. Zentralanstalt für Meteorologie unmittelbar am Nordfusse des Hochschwabs keine Wetterwarte besitzt, so kommen als nächste Orte im Norden Puchenstuben am Nordfusse des Ötschers in 840 *m* Seehöhe und Spital am Pyhrn in 650 *m* Seehöhe in Betracht, deren mittlere Seehöhe von 745 *m* der von Tragöss in 780 *m* nahekommt.

Die erste Reihe enthält die durch Mittelbildung von Puchenstuben und Spital gefundene Temperatur, die zweite Reihe die Temperatur von Tragöss, die dritte Reihe den für jede Einzelbeobachtung gebildeten Temperaturunterschied und besagt, um wie viel Celsiusgrade Tragöss wärmer gewesen ist, als die Nordseite; die vierte Reihe endlich kennzeichnet in Schlagworten die allgemeine Wetterlage. Die Temperaturangaben Puchenstuben—Spital verdanke ich einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dozenten Dr. Wilhelm Trabert von der Hohen Warte, ebenso die Kennzeichnung der Wetterlage. Diesbezüglich vergleiche man die Ausführungen im Aufsatze. Die Temperaturen von Tragöss bei Föhn sind fett gedruckt.

Februar 1898	Nordseite			Südseite			Unterschied			Allgemeine Wetterlage
Tag	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	
1.	— 0,9	4·5	2,5	**— 0,7**	**3,5**	**4,2**	**0,2**	**— 1,0**	**1,7**	Keil über den Alpen.
2.	3,9	6,1	2,0	7·3	5,2	2,7	3,4	— 0,9	0,7	Gleichförmige Druckvertheilung.
3.	— 1,9	— 0·9	— 3,0	**0,8**	**0,5**	**— 2,8**	**2,7**	**1,4**	**0,2**	Keil über den Alpen.
4.	— 4,2	— 2·3	— 3,0	— 8,4	**— 0,7**	— 3,9	— 4,2	**1,6**	— 0,9	Tiefe Depression im südlichen Skandinavien.
5.	— 4,3	— 3,1	— 4,4	**— 3,7**	**— 2,8**	**— 3,8**	**0,6**	**0,3**	**0,6**	Depression über der Adria, Keil in den Alpen.
6.	— 5,0	— 4,3	— 7,0	**— 3,6**	**— 2,7**	— 10,0	**1,4**	**1,6**	— 3,0	Keil über den Alpen.
7.	— 6,3	— 1,1	— 2,4	— 10,8	**— 1,2**	— 4,0	— 4,5	— 0,1	**— 1,6**	Gleichförmige Druckvertheilung.
8.	— 3,1	— 2,0	— 3,7	— 6,7	**— 0,9**	**— 2,4**	— 3,6	**1,1**	**1,3**	Depression über der Adria!!
9.	— 3,7	— 2,0	— 1,7	**— 1,9**	**— 1,1**	**— 0,6**	**1,8**	**3,1**	**1,1**	Depression über dem Balkan!!
10.	— 3,1	— 2,8	— 5,0	— 2,2	**— 1,5**	**— 4,4**	0,9	**1,3**	**0,6**	Depression über dem Balkan!!
11.	— 10,0	— 3,2	— 5,0	— 8,6	**— 3,3**	**— 6,2**	**1,4**	**— 0,1**	**— 1,2**	Maximum über den Alpen!!!
12.	— 5,5	— 1,7	— 4,4	**— 3,8**	**— 0,9**	**— 1,3**	**1,7**	**0,8**	**3,1**	Maximum über den Alpen!!!
13.	— 6,2	1,5	— 4,6	**— 0,6**	**3,2**	— 4,4	**5,6**	**1,7**	0,2	Gleichförmige Druckvertheilung, Keil!
14.	— 4,2	2·5	— 0,7	— 4,8	**4,8**	**1,7**	— 0,6	**2,3**	**2,4**	Ziemlich gleichförmige Druckvertheilung, Keil!!
15.	— 0,8	1,7	— 0,3	**0,8**	**2,9**	1,1	**1,6**	**1,2**	1,4	Ziemlich gleichförmige Druckvertheilung, Keil!
16.	0,3	3,1	2,1	**4,1**	**6,5**	**3,8**	**3,8**	**3,4**	**1,7**	Ziemlich gleichförmige Druckvertheilung, Keil!
17.	— 1,3	— 1,9	— 2,5	— 0,9	**— 0,2**	— 2,9	0,4	**1,7**	— 0,4	Tiefe Depression im Norden, Keil.
18.	— 4,0	— 1,6	— 2,7	**— 2,8**	**1,4**	— 1,9	**1,2**	**3,0**	0,8	Keil über den Alpen.
19.	— 4,2	— 1,8	— 4,9	**— 2,0**	**0,3**	— 3,8	**2.2**	**2,1**	1,1	Ziemlich gleichförmige Druckvertheilung, Keil.
20.	— 8,7	— 0,1	— 2,3	— 11,8	0,4	— 5,5	— 3,1	0,5	— 3,2	Gleichförmige Druckvertheilung.

Die 38 Fälle, wo Tragöss zu den Beobachtungsstunden Föhn hatte, haben ein Temperaturmittel von . . . . . — 0,5 auf der Südseite,
— 2,2 auf der Nordseite.

Die Nordseite war bei Föhn um 1,7° kälter!

Die 22 Fälle, wo Tragöss zu den Beobachtungsstunden keinen Föhn hatte, haben ein Mittel von . . . . . — 3,1 auf der Südseite,
— 2,4 auf der Nordseite.

Die Nordseite war bei Strahlungswetter um 0,7° wärmer!

Spital am Pyhrn hatte in dieser Zeit fast täglich Schnee, zusammen 143 *mm* Niederschlagshöhe.
Puchenstuben hatte in dieser Zeit fast täglich Schnee, zusammen ebensoviel Niederschlagshöhe.
Tragöss hatte an 16 von den 17 Föhntagen Schnee und Regen mit 55 *mm* Niederschlagshöhe, die relative Feuchtigkeit betrug im Mittel der 17 Föhntage 62%.

Tafel IV.

Präbichl (1238 *m*), Pass zwischen Reichenstein und Polster					Tragöss (780 *m* Seehöhe)							
Januar 1898	Temperatur				Temperatur				Unterschied			
Tag	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Tagesmittel	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Tagesmittel	7 Uhr	2 Uhr	9 Uhr	Tagesmittel
15.	— 4,2			— 2,5	-13,1			— 8,4	— 8,9			— 5,9
16.	— 0,8			0,7	-11,9			— 7,0	—11,1			— 7,7
17.	— 2,6			— 0,9	—11,4			— 6,2	— 8,8			— 5,3
18.	— 4,6			— 2,2	- 10,7			- 6,4	— 6,1			— 4,2
19.	— 4,2			— 2,1	-11,9			- 7,2	- 7,7			— 5,1
20.	— 4,0			— 1,7	-12,6			- 7,7	— 8,6			— 6,0
23.	— 3,0	— 4,8	— 2,8	— 3,5	**1,5**	**1,6**	**2,3**	**1,8**	**4,5**	**6,4**	**5,1**	**5,3**
24.	— 4,0	— 3,2	- 4,8	— 4,0	**- 0,2**	**1,2**	**0,4**	**0,5**	**3,8**	**4,4**	**5,2**	**4,5**
25.	— 5,2	— 3,8	— 5,2	- 4,7	**- 1,6**	— 2,4	— 6,8	— 3,6	**3,6**	1,4	— 1,6	1,1
30.	— 1,6	2,6	0,0	0,3	**3,2**	**10,3**	**9,4**	**7,6**	**4,8**	**7,7**	**9,4**	**7,3**
31.	2,6	1,8	- 1,2	1,1	**7,5**	7,1	**2,0**	**5,5**	**4,9**	**5,3**	**3,2**	**4,4**

Bei Strahlungswetter Wärmeumkehr, der Kessel von Tragöss ist ungewöhnlich kalt; bei Föhn ist Tragöss viel wärmer als Präbichl.

Benütztes Schriftthum:

Hann: »Die Temperaturverhältnisse der österreichischen Alpenländer«. III. Theil. Aus dem XCII. Bande der Sitzungsberichte d. kais. Akad. d. Wissenschaft. II. Abth. Juni-Heft. Jahrg. 1885.

— »Handbuch der Klimatologie«. I. und III. Band, Stuttgart, Engelhorn. 1897.

— »Über den Föhn in Bludenz«. LXXXI. Bd. d. Stzb. d. k. Ak. d. W. II. Abth. März-Heft 1882.

Pernter: »Der Föhn in Innsbruck«. CIV. Bd. d. Stzb. d. k. Ak. d. W. II. Abth. Mai-Heft 1895.

Mohn: »Grundzüge der Meteorologie«. Berlin, Reimer, 1887.

Trabert: »Meteorologie«. Leipzig, Göschen, 1896.

— »Temparaturabnahme mit der Höhe in den niederöst. Kalkalpen«. Met. Zeitschr. Juli 1898.

— und Klein; »Nordföhn zu Tragöss«. Met. Zeitschrift. Februar 1898.

Berndt: »Der Föhn«. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1886.

Fleischer: »Gesunde Luft«. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Freytag: »Hochschwab und sein Gebiet«. Blatt IV. d. Wanderkarten. Wien u. Leipzig, Freytag & Berndt.

Der Alpinismus als Element der Culturgeschichte.

Von

Dr. Emil Hogenauer.

Wenn an der Schwelle des kommenden Jahrhunderts der rückschauende Blick jene Erscheinungen suchen wird, die des Menschen Leben und Entwicklung gestaltet haben, so wird er haften bleiben müssen an der Gesammtheit der Bestrebungen und Bethätigungen, welche sich an den Besuch und die Erforschung des Hochgebirges knüpfen und die den Namen Alpinismus behielten, als sie hinausstrebend über ihr erstes Entfaltungsgebiet auch die grossen Erhebungen der fernsten Welttheile zu ergreifen begannen. Zwar der Einzelnerscheinungen des Alpinismus und seines Einflusses in Einzelnrichtungen als Bestandtheil des modernen Lebens sind wir uns unschwer bewusst geworden: welche Bedeutung sein Gesammtinhalt, wie zahlreich seine mittelbaren Wirkungen, wie weitreichend seine letzten Ausstrahlungen sind, ist uns nicht in gleichem Maasse gegenwärtig. Und doch wird schon unsere Zeit, gewiss aber die nächste Zukunft anerkennen, dass der Alpinismus in der Gesammtheit seiner Beziehungen eine culturhistorische Thatsache ist, deren Übersehen eine Lücke in der Erkenntniss der menschlichen Entwicklung im XIX. Jahrhundert zurücklässt. Allerdings ist die Würdigung dieser Thatsache bedingt durch die Auffassung der Geschichte als einer Reihe geistiger Bewegungen in den Völkern, anhebend oft bei den Momenten des Alltagslebens und anknüpfend an die mählige Wandlung allgemeiner Bedürfnisse, durch die Allgemeinheit der Verbreitung aber zur umgestaltenden Kraft und mächtigen Ursache grosser Ereignisse werdend. Vielleicht sind wir noch zu sehr unter dem Banne jener Geschichtsauffassung, welcher die Geschicke der Menschheit, wie Goethe sagt, nichts sind als »ein Kehrichtfass und eine Rumpelkammer, und höchstens eine Haupt- und Staatsaction mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!« Aber jener anderen, vorwiegend culturgeschichtlichen und zugleich völkerpsychologischen Betrachtung, welche überdies auch dem wirthschaftlichen Leben Berücksichtigung zu Theil werden lässt, ist keine kleine Thatsache zu unbedeutend und daher keine grosse Thatsache ganz unverständlich. Diese Betrachtungsweise wird auch dem Alpinismus seine Stelle in der Culturgeschichte des XIX. Jahrhunderts — und wahrlich nicht die letzte - - anweisen.

Die Erfassung des Alpinismus als einer besonderen, eigenartigen Erscheinung unter jenen, welche die mannigfaltigen Verbindungen des Menschen mit der Natur betreffen, ist in hohem Maasse abhängig von der Entwicklung der geistigen Beziehungen des Menschen zur Natur, auch hier die alte Erfahrung bestätigend, dass wir eine Thatsache am besten verstehen, wenn wir wissen, wie sie geworden ist. Nun finden sich die ersten Anfänge des Alpinismus in der Bethätigung des reinen Naturgefühles, das allerdings bald mächtig gestärkt und gehoben wird durch das Streben nach Naturerkenntniss, die Naturforschung. Die Entwicklung des Naturgefühles gelangte sehr spät

zu einer sympathetischen Betrachtung und einem Geniessen des Hochgebirges.[1]) Die Völker des Alterthums, soweit wir ihre Geschichte von den Indern an bis zu den Römern und Germanen kennen, das ganze Mittelalter und ein grosser Theil der Neuzeit standen dem Hochgebirge und seinen Schönheiten fremd, wenn nicht feindlich gegenüber. Die der klassischen Welt gewiss nicht abzusprechende Empfänglichkeit für Naturschönheiten beschränkte sich auf die liebliche Landschaft, die amoenitas loci, sie begeisterte sich für die Schönheit und die Grossartigkeit des Meeres, die Erhabenheit des Hochgebirges hat sie ebensowenig erfasst, wie die Schauer der Waldeinsamkeit. Nur die foeditas alpium, die Schrecknisse und Widerwärtigkeiten des Hochgebirges, werden geschildert, und so blieb es das ganze Mittelalter hindurch und über die ersten Jahrhunderte der Neuzeit hinaus. Die Berichte über Alpenreisen im hortulus des Walahfried aus der Karolingerzeit, wie jene in den Evagatorien des Ulmer Predigermönches Felix Fabri aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und noch die Schilderungen in Grandison von Richardson aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der trotz seiner übergrossen Sentimentalität Savoyen als »eines der scheusslichsten Länder unter dem Himmel« erklärt, heben nur die Schrecknisse und das Furchtbare der Alpennatur ohne die geringste Empfindung für ihre Schönheit und Grossartigkeit hervor. Auch der Kunst jener Zeit haben sich Motive der Hochgebirgswelt noch nicht erschlossen, kaum dass vielleicht Salvator Rosa in seinen grossartigen Landschaften bisweilen Züge aus dem Hochgebirge entnimmt; aber selbst Meister, deren Wiege die Hochzinnen der Alpen umstanden, wie der in Pieve di Cadore geborene Tizian, lassen alpine Momente in ihren Bildern fast gänzlich vermissen.

Das Empfinden für das Hehre der Bergwelt hebt an mit jener Richtung, welche sich gegen den Culturfortschritt als den Feind menschlichen Glückes stellte und in der Rückkehr zur Natur und Hingabe an sie den Weg der Besserung sah. Flammend steht an dieser Stelle der Name Jean Jacques Rousseaus und mit ihm ist das erste Auftreten des modernen Naturempfindens gekennzeichnet, dem nebst der aus früherer Zeit überkommenen Bewunderung für das Meer die Empfänglichkeit für die strengen Reize der Hochgebirgsnatur als ureigenste Merkmale angehören. Vereinzelt hat allerdings Petrarca in seinem Briefe an Dionisio da Borgo San Sepolcro vom 26. April 1335 den Reiz einer Bergfernsicht geschildert und erinnert an Rousseauschen Natursinn: aber dieses Empfinden Petrarca's und dessen lebhafter Ausdruck sind ganz vereinzelt, wie sich auch Petrarca selbst vollkommen bewusst ist, durch seine Besteigung des Ventoux etwas Ungewöhnliches unternommen zu haben; beruft er sich doch auf die Besteigung des Haemus durch Philipp V. von Macedonien als das ihm vorangehende Beispiel einer nicht zu praktischen Zwecken erfolgten Bergbesteigung. Auch lässt Petrarca sein durch die Besteigung angeregtes Naturfühlen nicht in sich ausströmen, sondern er wendet es gewaltsam zurück in das Sinnen mittelalterlicher, asketischer Betrachtung. Ebensowenig wie Petrarca können später Konrad Gessner, Scheuchzer, wenn sie auch ein tieferes Interesse und Gefallen an den Alpen empfanden und kann schliesslich auch Haller, obwohl er in seinen 1729 erschienenen »Alpen« zuerst mit Begeisterung auf die Reize der Hochgebirgswelt hinwies, als Vorläufer Rousseau's im eigentlichen Sinne bezeichnet werden. Er war im Ganzen zu trocken —

[1]) Alfred Biese: Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen u. Römern, 1882—1884. Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit, 1892. Dr. Ferd. Hoffmann: Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit, 1889. Jacob Frey: Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter, 1877. Diese beiden in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff, Heft 274 u. 69.) Dr. Heinr. Wallmann: Über die Wandelbarkeit der Landschaftsanschauung, Jahrb. A.-V. 1869. Alois Egger: Haller's Alpen; Jahrb. A. V. 1865; Goethe und die Alpen, ebend. 1866; Schiller und die Alpen, ebend. 1867; die Alpen in der deutschen Heldensage, ebend. 1870; die Alpen im Zeitalter der Renaissance ebend. 1873. Hermann Ritter: Die Alpen im Lichte der Kunstdichtung, Z. A.-V. 1891. Dr. Ed. Richter: Erschliessung der Ostalpen (Einleitung) und Z. A.-V. 1894.

lehrhaft, er stellte zu sehr den Menschen vor der Gebirgswelt in den Vordergrund, um für das Hochgebirge ein starkes Naturgefühl zu entzünden und eine nachhaltige geistige Bewegung hervorzurufen; viel eher hat da Gessner in seiner Schrift: de admiratione montium (1541) jenen Ton angeschlagen, der unserem heutigen Empfinden bei der Betrachtung der Alpenwelt entspricht. Aber seine Ergüsse bringen nur das Staunen vor dem Grossen, Fremden, viel weniger das Mitfühlen mit der Erhabenheit zum Ausdrucke. Erst der Feuergeist Rousseau's hat aus seiner dem Denken und Fühlen seiner Zeitgenossen entgegengesetzten, umwälzenden Weltanschauung heraus jene moderne, romantische Richtung des Naturgefühles mit flammend-schönen Worten zum Ausdrucke gebracht, welche an die Stelle scheuen Anstaunens und niederdrückenden Empfindens getreten ist: das Geist und Herz erhebende Gefühl der Bewunderung, das freudige Geniessen der grossartigen Einsamkeit, das Verständniss für die ernsten Formen, für die Unnahbarkeit des Hochgebirges. Allerdings wurde das Erstarken und die Weiterentwicklung dieser Richtung durch zwei Umstände gefördert. Vor Allem durch das Auftauchen des wissenschaftlichen Interesses an der Alpenwelt und insbesondere an dem ihr eigenen Gletscherphänomen, dann durch die Erleichterung des Reisens. Die wie Entdeckungsfahrten auf die Mitwelt wirkenden Besteigungen im Montblanc-Gebiet durch Saussure, die Forschungen nach dem Bau des Gebirges und seiner Flora regten das Verlangen nach dem Besuche der Alpen an; die Eindrücke fanden einen durch die Schriften Rousseau's und den Geist der Zeit empfänglich gemachten Boden, und an die Seite wissenschaftlicher Schilderung des Hochgebirges trat seine ästhetische Würdigung.

Aber schon wird das romantisch-stürmische Naturempfinden Rousseau's gerade auch unter dem Einflusse wissenschaftlicher Beobachtung abgelöst durch das ruhig geniessende, die Erhabenheit tief erfassende und bewundernde Fühlen, das wir als das Naturempfinden des 19. Jahrhunderts bezeichnen können und dem vornehmlich in seinen ersten Entwicklungsabschnitten der pantheistische Einschlag, in seinen späteren die Vertiefung durch die gesteigerte Naturerkenntniss eigen ist. Zu allererst und mächtig überragend kommt diese Richtung in Goethe zum Ausdruck. Wie Goethe der erste deutsche Dichter war, welcher die Gebiete des ewigen Firnes voll auf sich wirken liess und meisterlich schilderte, wie in ihm zuerst das dem deutschen Volke ureigne, durch kein Wort einer fremden Sprache wiederzugebende »Gemüth« zur Hochgebirgswelt in innige Beziehungen getreten ist, so war er der Erste, der das ruhige, erhabene Walten der Natur im Hochgebirge zu bewundern und darzustellen wusste. Bei ihm wird das stürmisch-romantische Naturempfinden der Wertherzeit abgelöst durch das pantheistisch-glühende Naturgefühl des jungen Faust, aus welchem sich schliesslich die objectiv-abgeklärte Naturbetrachtung und Würdigung emporringt, welche von antiker Ruhe einerseits, vom Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniss andererseits getragen ist. Und so sehr spiegelt Goethe als Mikrokosmus allgemein menschliche Entwicklung in sich wieder, dass alle Nachfolger nur als Vertreter derselben, bei Goethe zuerst in Erscheinung getretenen Richtungen wiederkehren. Unmittelbar beeinflusst, ja veranlasst war durch ihn die romantisch-poetische Schilderung der Alpennatur durch Schiller, der das Hochgebirge nie gesehen, es aber mit seinem geistigen Auge ahnungsvoll erfasst und als grossartigen Hintergrund einer mächtigen Volksbewegung (Tell), sowie seine gefahrvolle Bezwingung zuerst als Ziel eines unwiderstehlichen menschlichen Dranges (Alpenjäger) hingestellt hat. Aber auch die gelehrt-begeisterten Berichte der Alpenforscher, die kindlich-religiösen Ergüsse der ersten Alpenwanderer, die stimmungmachenden Schildereien der Erzähler der Hochgebirgsgeschichten, schliesslich auch die subjectiv-enthusiastischen Darstellungen der Hochtouristen, sie alle bringen das sympathetische Empfinden für die Hochgebirgsnatur in entwickelteren Einzelngestalten zum Ausdrucke, deren Urformen sich bei Goethe finden. Wie in so vielen Belangen war Goethe auch in diesem der erste moderne Mensch.

Nur ein neuer Einschlag kam seit Goethe in das Verhältniss des Menschen zum Hochgebirge: Das Hervortreten der körperlichen Bethätigung des Menschen im Hochgebirge und deren Rückwirkung auf das seelische Empfinden, oder wenn man es beschränkter, einseitiger bezeichnen will, das sportliche Moment. Mit ihm empfängt die geistige Bewegung, welche mit Rousseau begann, ihr letztes und bezeichnendstes Merkmal, sie wird zu der Erscheinung, wie wir sie in der Gegenwart sehen und der wir als Gesammtheit mit allen ihren Nebenwirkungen den Namen Alpinismus beilegten.[1]) Dieses Moment haben die Engländer hineingebracht, es wurde von den Deutschen übernommen und derart verallgemeinert, dass es nicht mehr die hervorragende Einzelnleistung und durch planmässige Übung erhöhte Kraftäusserung darstellt, sondern die Wiedereinsetzung des Körpers in seine Rechte gegenüber der Anspannung und Bethätigung der geistigen Kräfte und die Reaction gegen die Gefährdung der körperlichen Grundlagen unseres Wohlbefindens durch die gesteigerten geistigen Anforderungen des Culturlebens. Und gerade wie der Anbeginn der Bewegung unter Rousseau anknüpfte an das Bedürfniss nach seelischer Ruhe in der einsamen aber erhabenen Hochgebirgsnatur gegenüber den mannigfaltigen, überfeinerten und doch kleinlichen Genüssen einer krankenden Civilisation, ebenso findet diese Bewegung in unseren Zeitläuften reiche Nahrung an dem gesteigerten Bedürfnisse nach körperlicher Bethätigung gegenüber der stetig sich erhöhenden Geistesarbeit.

Mit einzelnen Erscheinungen, wie etwa in den Ostalpen Thurwieser, beginnend, setzt die Hochtouristik in der Gilde der englischen first-climbers mächtig ein, welche im Sturmlaufe die West- dann die Ostalpen erobern, insbesondere in den letzteren dann abgelöst von jener glänzenden Schaar deutscher Hochtouristen, welche die Hochgebirgswelt in den mannigfaltigsten Richtungen erst erschlossen, deutsche Gründlichkeit und wissenschaftlichen Forschungstrieb — aber auch das Empfinden des deutschen Gemüthes — vereinend mit der körperlichen Tüchtigkeit der englischen sportsmen. Das Sehnen nach der einsamen, erhabenen Hochgebirgsnatur und die Freude an der Bethätigung körperlicher Kräfte im Gebirge wird in den stetigen Dienst der Wissenschaften gestellt, welche sich unmittelbar mit dem Gebirge als Gegenstand der Naturforschung zu beschäftigen haben; die Fülle neuer Gedanken und Anregungen greift auf fernere Wissensgebiete, auf die Kunst über und schliesslich giebt es kaum ein Gebiet menschlicher Bethätigung, auf dem sich der Alpinismus nicht wenigstens in feinen Ausstrahlungen, in zarten Anregungen verfolgen lässt. —

Bevor das Auge an diesem Wirken des Alpinismus in den Einzelnheiten haften bleibt, muss zum Verständniss der Energie und des Umfanges seiner Entwicklung im weiteren Verlauf kurz der Blick auf die Organisation geworfen werden, die die alpinistische Bewegung im Associationswesen gefunden hat. Der Alpine Club wurde im Jahre 1857 gegründet, der Österreichische Alpenverein 1862, der Schweizer Alpenclub 1863, ihnen folgen dann die französischen und italienischen, sowie weitere österreichische und deutsche Vereinigungen. Während aber die Zahl der den touristischen Vereinigungen Europas überhaupt, also nicht den Hochgebirgsvereinen allein, angehörenden Mitglieder sich im Jahre 1883 auf 79365 belief, zählte der Deutsche und Österreichische Alpenverein im Jahre 1899 allein 45429 Mitglieder gegen 12274 im Jahre 1883. Die Payerhütte besuchten im Jahre 1880 nur 127 Touristen, im Jahre 1898 bereits 873. — Bescheiden begannen diese Vereinigungen ihre Thätigkeit mit Schaffung von Sammelpunkten für ihre Mitglieder zwecks gegenseitiger Aussprache über touristische Ziele und Mittel im Hochgebirge, mit der Bezeichnung und Herstellung einfacher Wege, einfacher Unterkunftshütten, mit der Veröffentlichung anspruchsloser Reiseberichte. Immer mehr erweiterten sie ihre Ziele und ihre Thätigkeit, immer zahlreicher wurden

[1]) L. Purtscheller: Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus. Z. A.-V. 1894.

in dem Maasse, als der Alpinismus an Inhalt gewann, ihre Anregungen, immer grösser die von ihnen geschaffenen Werke.[1]) Manche wissenschaftlichen Forschungsgebiete verdanken, wie etwa die Gletscherkunde, ausschliesslich alpinen Vereinen die stetige Pflege, und grosse Gebirgsstrecken die Erschliessung für den Verkehr. Der Reichthum dieses Wachsthums und der Thätigkeit, welcher stets neue Zwecke erblühen, ist aber nicht im Allgemeinen, sondern nur durch das Eingehen auf die Einzelnformen der alpinistischen Bethätigung und ihre Nebenwirkungen zu erfassen. Dort begegnen sie uns von selbst.

Sowie man nun daran geht, den Alpinismus zu zergliedern, seine fernen Einflüsse zu verfolgen, ergiebt sich die beste Anknüpfung dort, wo er seine specifisch moderne Gestalt zuerst empfangen hat, nämlich in der Beziehung des stofflichen Menschen zum Hochgebirge und seiner Bethätigung durch Überwindung der Schwierigkeiten des Hochgebirges als Selbstzweck.

An die Stelle mühelosen Genusses, in welchem man früher die Erholung, falls man überhaupt eine solche in Reisen suchte, zu finden pflegte, tritt die rege, mitunter angestrengte Thätigkeit des Körpers; ja dieselbe wird auf den Alpenreisen als wesentlicher Bestandtheil geradezu gesucht, und zwar, wie es scheint, desto lebhafter, je weniger sonst die Bethätigung des Einzelnen mit körperlicher Arbeit verknüpft ist. Der stoffliche Theil des Menschen sucht seine naturgemässe Reaction gegen die ihm sonst zu Theil werdende Misshandlung. Das Bergsteigen hat aber vor anderen körperlichen Bethätigungen zweierlei voraus: es erfasst den ganzen Körper, nicht einzelne Gliedmassen und vollzieht sich in reiner, freier Luft.[2]) Es bringt, bei Beobachtung des für alles menschliche Thun geltenden »nil nimis«, weder eine Hypertrophie einzelner, noch eine Atrophie anderer Organe hervor, es stärkt die Herzmuskeln ebenso, wie es die Brust weitet und hiedurch die Athmung erleichtert, es kräftigt die Muskeln, Sehnen und Bänder der Gliedmassen ebenso, wie es die Function der Verdauung fördert. Die keimfreie frische Luft lässt die Ansteckung vermeiden, wirkt aber selbst wohlthuend auf den menschlichen Organismus, insbesondere auch anregend auf die Nahrungsaufnahme. Diese besonderen Merkmale des Wanderns im Hochgebirge, sei es der zahme Gang durchs Thal und übers Joch, oder die muthigere Bergfahrt, sichern ihm aber im Zusammenhange mit der Ruhe des Hochgebirges den günstigen Einfluss auf die kostbarsten Organe im Körper des modernen Menschen, die Nerven; es führt die Erstarkung und Erholung dieser stofflichen Unterlagen unseres geistigen Lebens herbei, wie keine andere körperliche Thätigkeit, und nur dem wechselvollen Einerlei der brandenden See scheint eine ähnliche Wirkung auf die Nerven eigen zu sein, wie der erhabenen Stille des Hochgebirges. Diese Wirkung auf die Nerven hängt aber zu innig mit der unmittelbaren Wirkung des Hochgebirges auf unser geistiges und seelisches Befinden zusammen, so dass das Eingehen hierauf in einem anderen Zusammenhange förderlicher erscheint; ein Gleiches gilt von der Wechselwirkung zwischen körperlichem und geistigem Befinden bei der Wanderung im Hochgebirge. Alle diese sich auf das Stoffliche des Menschen bei seiner körperlichen Bethätigung im Hochgebirge äussernden Wirkungen hat die Medicin erkannt und verwerthet. Die Örtel'sche Terrainkur, wie

[1]) Johannes Emmer: Geschichte des Deutschen u. Österreichischen Alpenvereins. Z. A.-V. 1894. Josef Seemüller: Alpenverein und Mundartenforschung, Mitth. 1897, S. 116. Eberhard Graf Zeppelin, ebend. S. 187. Eugen Oberhummer: Alpenverein und Alpenforschung, ebend. 1898, S. 2. Dr. Wilhelm Hein: Zur Pflege des Volksliedes in den Alpenvereinen, ebend. 1899, S. 131. Dr. Rich. Schuster: Neue Aufgaben des Alpenvereins ebend. 1899 S. 121.

[2]) Dr. M. J. Örtel: Handbuch der allgemeinen Therapie der Kreislaufstörungen, besprochen von Dr. L. Stumpf in Mitth. 1884, S. 263, und Örtel selbst ebend. 1885, S. 7. Dr. H. Buchner: Das Bergsteigen als physiologische Leistung, Z. A.-V. 1876. L. Purtscheller: Das Bergsteigen als körperliche Übung und als Beförderungsmittel der Gesundheit, Mitth. 1886, S. 4. Dr. Baumgärtner: Das Bergsteigen in hygienisch-sanitärer Beziehung, ebend. 1893, S. 231. Dr. Max Haushofer: Sport, Z. A.-V. 1899.

das Aufsuchen immuner Orte in den Alpen, das Entstehen von Luftkurorten und der Andrang der zahllosen Erholungsbedürftigen in das Hochgebirge ist ohne Alpinismus undenkbar. Aber hiemit ist die Berührung des Alpinismus mit der Medicin nicht erschöpft. Er bot ihr die Anregung zur Beobachtung und Untersuchung des Verhaltens des menschlichen Organismus im Hochgebirge, den Einfluss der dünnen Luft und des Bergsteigens auf ihn.[1]) Die Feststellung der Vermehrung der rothen Blutkörperchen auf den Höhen und die sich hieraus ergebenden Schlüsse, die Sicherstellung der Witterungseinflüsse und der Schutz hiegegen durch besonderes Verhalten und besondere Kleidung, die Untersuchungen über Bergkrankheit und Schneeblindheit, die Aufnahme der Unfälle und die Erfindung besonderer Maassregeln zur Beseitigung ihrer Folgen im alpinen Rettungswesen, dies alles sind Errungenschaften auf dem Gebiete der Heilkunde im weitesten Sinne des Wortes, welche aus dem Alpinismus heraus ihre Entstehung oder mindestens Anregung empfingen, ihre Bedeutung aber auf seinen Bannkreis nicht beschränken.

Im Zusammenhange mit der Beziehung des Alpinismus zum physischen Menschen steht die sportliche Seite. Der alpine Sport oder die Alpinistik kann als die vornehmste Art körperlichen Sportes bezeichnet werden. Alle die besonderen bereits betonten Eigenschaften, welche das Bergsteigen als körperliche Bethätigung vor anderen auszeichnen, machen es zu einem gesunden Sport, die geistigen Momente aber zu einem besonders edlen. Der die Leidenschaften stachelnde Wettbewerb fehlt ihm, sein Preis sind nur das gesteigerte Selbstgefühl infolge besiegter Schwierigkeit und der Genuss erhöhter Naturschönheit. Blind vorwärts stürmender Elan genügt für ihn nicht, er erfordert ruhige Überlegung, ausdauernde Thatkraft, raschen Entschluss, aber auch entsagende Selbstüberwindung und Niederringen gefährlichen Ehrgeizes, standhaftes Ertragen von Entbehrungen, aufopferungsvolle Hilfsbereitschaft. Welcher Sport wäre eine bessere Schule für das, was wir am besten mit dem Worte der Römer »virtus« bezeichnen? Welcher körperliche Sport giebt wie das Bergsteigen, das dem Instinctiven freieren Raum lässt, den Geist so frei, welcher überlässt der Entfaltung des Gemüthes so viel Raum? Aus dem edelsten der menschlichen Triebe, dem Forschungstriebe, leitet das Bergsteigen seine Entstehung ab und dieser Trieb, er wirkt heute fort in dem Sehnen des Einzelnen, die unbekannten Welten des Hochgebirges zu sehen. Diese Grundlage wird den alpinen Sport auch dort noch adeln, wo seine Ausschreitungen das Unvollkommene jedes menschlichen Beginnens zum Ausdrucke bringen.

Der dem Alpinismus grossen Theiles zum Ausgangspunkt dienende Forschungstrieb, sei er vorerst auch nur die eitle Lust, Neues zu sehen, schlägt die Brücke zu dem im Alpinismus ruhenden, wissenschaftlichen Interesse und seiner Bethätigung in wissenschaftlicher Forschung und Darstellung. Hiemit betritt man ein unübersehbares Gebiet, das in den Einzelnheiten unerschöpflich scheint.[2]) Es giebt nahezu keinen Theil menschlicher Erkenntniss, keine Wissenschaft, die der Alpinismus nicht mit seinen Gedanken erfüllt oder angeregt, die er nicht von besonderen Gesichtspunkten aus in einer eigenen Richtung zur Entwicklung gebracht oder gefördert hätte. Der Reichthum der unmittelbaren Wirkungen und feinen Ausstrahlungen der alpinen Bewegung gestattet hier nur Schlagworte.

Am wenigsten bedarf es einer Ausführung bei den Naturwissenschaften.

[1]) Angelo Mosso: Der Mensch auf den Hochalpen. Dr. Richard Wehmer: Die häufigsten Gesundheitsstörungen des Alpinisten, Z. A.-V. 1889. Dr. Buchheister: Über Höhenschwindel. Mitth. 1895, S. 171. Dr. N. Schläfke: Die Schneeblindheit, ebend., 1896, S. 172. Dr. Lichtenstern: Die Kleidung auf Alpenwanderungen, ebend., 1898, S. 178. C. W. Pfeiffer: Die Ausrüstung des Bergsteigers, ebend. 1895, S. 104.

[2]) Ed. Richter: Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen seit der Gründung des O. u. D. A.-V., Z. A.-V. 1894.

Orographie, Mineralogie, Geologie, Geognosie, Paläontologie haben sich sozusagen pflichtgemäss mit dem Hochgebirge zu befassen, nicht minder die Hydrographie, die Fluss- und Seenforschung; die Gletscherkunde ist geradezu ein Kind des Alpinismus, ihre Entstehung und Entwicklung ist ohne ihn unverständlich, beruht doch noch in der Gegenwart zum allergrössten Theile ihre Förderung auf dem Interesse und den Mitteln, die ihr aus alpinistischen Vereinigungen zukommen. Ein gleiches erfuhr die Meteorologie durch die hochalpinen Wetterwarten und Beobachtungsstationen wie Obir, Sonnblick, Zugspitze, Montblanc, welche ein besonders werthvolles, der Durcharbeitung zum Theil noch harrendes Beobachtungsmaterial ergeben. Eng berührt sich hiemit die physikalische Geographie und die Geographie überhaupt. Oro- und Hydrometrie, die beschreibende Geographie, verdanken zahllose Daten den einzelnen, nicht in berufsmässiger Arbeit forschenden Alpenwanderern, wie der planmässigen Thätigkeit der alpinen Vereinigungen, der unter anderen die Höhlenforschung den Aufschluss meilenweiter Gebiete verdankt. Die Kartographie hat eigentlich erst durch die hohen Anforderungen, die der Hochgebirgsreisende an sie stellte, Veranlassung gefunden, an ihre schwerste Aufgabe, die im Einzelnen genaue, zugleich aber im Ganzen übersichtliche und plastische Darstellung des Hochgebirges, heranzutreten; dass die Hauptarbeit hiebei durch alpine Vereinigungen geleistet wurde, zeigt ein Blick auf die Veröffentlichungen.

Wie schon Rousseau durch die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt seinen Genuss der Hochgebirgswelt gesteigert zu haben sich rühmt, so zieht mit jedem zehnten Alpenreisenden ein Botaniker ins Gebirge. Die Kenntniss und Beobachtung der Alpenpflanzen, ihre besondere Physiologie, ihre Beschreibung in kostbaren Werken gehören in die alpinistische Einflusssphäre ebenso, wie die allerletzte Etappe auf diesem Gebiete, die Anlage alpiner Versuchsgärten im Thal und auf der Höhe.[1]) Ein gleiches gilt in beschränkterem Umfange von der Zoologie; unter dem Einflusse der alpinen Bewegung wurden die Thiere vom Gesichtspunkte ihres Aufenthaltes zusammengefasst und beobachtet, ihre Lebensbedingungen erforscht, der dem Aussterben nahe Steinbock nicht minder, wie die Mollusken der Hochgebirgstiefseen und der Grottenolm der Karsthöhlen. —

Was beim Thiere auf die Arbeit des Fachgelehrten sich beschränken musste, das wurde beim Menschen zum Gegenstande der beobachtenden Thätigkeit vieler hunderter Laien und Fachleute in bunter Folge. Hatte die Medicin den physischen Menschen im Hochgebirge beobachtet, so zogen eine lange Reihe von Wissenschaften den Menschen als Culturträger vom Gesichtspunkte seines Aufenthaltes im Hochgebirge und der durch dieses geschaffenen Daseins- und Entwicklungsbedingungen in den Kreis der Betrachtung. — Ethnographie und Sprachforschung, Geschichte, insbesondere Culturgeschichte, empfingen von dem erwachten und stetig gepflegten Sinne für das Hochgebirge befruchtende Gedanken und durch zahlreiche Laienarbeit neuen Stoff. Bei der conservativen Eigenart der Bergbewohner, bei der schweren Zugänglichkeit ihrer Thäler, bei der geringen Mittheilsamkeit des nur in längerem Verkehre sein Inneres zögernd aufschliessenden Älplers haben sich jahrhundertalte, in die heidnische Zeit zurückreichende Gebräuche und Sitten in einer Frische erhalten, welche uns besser wie anderwärts die Cultur in fernabliegende Zeiten verfolgen lassen, Gebräuche und Sitten, die aber festzustellen nur dem durch den Alpinismus angeregten Verkehr möglich geworden ist. Gegenstände des täglichen Gebrauches ebenso wie Volkstrachten und Baulichkeiten haben sich theils unverändert erhalten, theils in einer langsameren, ungestörten, naturgemässen Weise entwickelt, als dies in dem allen Einflüssen leicht

[1]) Ed. Sacher: Ein Alpenpflanzenhort, Mitth. 1897, S. 268. C. Schmolz: Botanische Versuchsgärten im Alpengebiete, Mitth. 1899, S. 289. Die Generalversammlung des D. u. Ö. A.-V. in Passau beschloss die Errichtung eines alpinen Versuchsgartens im Gschnitzthale, Mitth. 1899, S. 219. Eine ähnliche Einrichtung ist beim Kurhause auf Malojakulm vorgesehen, Mitth. 1899, S. 11.

zugänglichen Flach- und Hügellande möglich war. Viel mehr als der berufsmässige Forscher hat hier, die günstige Gelegenheit nutzend, oft der Tourist werthvolle Daten gesammelt, der in die einsamsten Thäler eingedrungen, zu den hoch oben vereinzelt liegenden Gehöften emporgestiegen ist. Der Schatz, der da aus dem alten Volksbrauche, der Sprache, dem Liede, dem Hausgeräthe gehoben wurde, ward durch die in grösseren Kreisen verbreiteten, alpinen Zeitschriften Vielen zugänglich, Andere anregend und wieder die heimathliche Forschung befruchtend. Gerade die Förderung der Volkskunde wurde zum Gegenstande planmässiger Arbeit in den alpinen Vereinigungen gemacht, wie es früher bereits einzelne Gebiete naturwissenschaftlicher Beobachtung geworden waren und es ist wahrlich ein erfreuliches Zeichen der Ausgestaltung alpinistischer Thätigkeit, wenn die Veröffentlichungen der alpinen Kreise immer mehr vom Sportlich-Naturwissenschaftlichen auch auf das Geschichtlich-Philosophische überzugreifen beginnen.

Die Nachforschung nach den Lebensgewohnheiten der Hochgebirgsbewohner konnte nicht ohne Einfluss bleiben auf die Erkenntniss ihrer Lebensbedingungen und hiemit treten allmählig die ökonomischen und Gesellschaftswissenschaften in den Bereich des Alpinismus. Gerade auch die Einwirkung, die seine Bewegung auf die Alpenländer ausübte, wurde ein Gegenstand der Betrachtung und man kann sagen, heute schon Gegenstand rationeller Untersuchung, aber vielleicht bereits morgen Gegenstand politisch-praktischer Bestrebungen. — Ein Erfassen der alpinen Bewegung in ihrer Beziehung zu den ökonomisch-politischen Verhältnissen und deren wissenschaftlicher Erkenntniss ist bedingt von der Würdigung ihres Verhältnisses zu allen anderen Gebieten menschlichen Wirkens, insbesondere ihrer Beziehung zur Kunst, dem Verkehr und der im Zusammenhange mit diesem stehenden Technik.

Wie weit es eine alpine Kunst im strengen Sinne des Wortes giebt, darüber wäre ein Urtheil verfrüht: Thatsache ist aber, dass specifisch alpine Motive seit etwa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Dichtkunst und vielleicht etwas früher in die Malerei einzudringen beginnen. Bei Goethe ist es nur das Naturgefühl für das Hochgebirge, das gelegentlich zum Ausdrucke gelangt; aber bald erscheint eine Richtung, welche das Hochgebirge als Ganzes, als eine besondere Culturgemeinschaft, seine Einwirkung auf das moderne Leben in Gedicht und Sang, Märchen und Sage, Sitten- und Naturschilderung, Erzählung und Roman, Scherz und Satyre zu ergreifen beginnt. Die reiche Fülle, die sich hier vor dem Auge aufthut, gestattet nur wenige Namen herauszugreifen: Stieler, Baumbach, Steub, Noë, Rosegger, Schmidt, Hillern, Ganghofer, nicht zu vergessen A. Daudet mit seinem köstlichen »Tartarin sur les Alpes«, und Stratz, der in seinem »Weissen Tod« und »Montblanc« eine Art Hochtouristenroman geschaffen hat. Gerade auch die Kunst der Naturschilderung hat in der Darstellung des Hochgebirges einen mächtigen Anstoss zur Weiterentwicklung gefunden. Durch das Einbeziehen der Elemente des Forschens wurde sie vertieft, durch die wissenschaftliche Betrachtung des Naturbildes wurden neue, freiere Ausblicke gewonnen, das Erfassen charakteristischer Mittelpunkte erleichtert. — Wenn wir nun auch nicht geneigt sind, alle Werke der Poesie und Prosa, in denen alpine Gedanken anklingen, für den Alpinismus in Anspruch zu nehmen, Eines ist gewiss: Die Empfänglichkeit für diese Werke gerade in dieser Epoche sind ebenso wie ihre Entstehung in ihr mit zu erklären durch das Ferment, das der Alpinismus in das moderne Leben eingeführt hat. Der Dichter singt doch nur das und in der Art, wie es in seiner Zeit liegt und findet nur Beifall, wenn er dem im Zeitgeiste Schlummernden entgegengekommen ist.

Wenn lyrische und epische Dichtkunst mit dem Alpinismus Berührung fanden, so blieb auch die dramatische Muse nicht lange abseits stehen. Anzengruber allein und die Aufnahme, die seine Darstellung menschlicher Conflicte im Hochgebirgsmilieu gefunden, und dass sie ihn in diesem Milieu gefunden hat, beweist dies nicht minder

wie der Anklang, dessen sich das alpine Bauernstück insbesondere auch in der Darstellung durch bäuerliche Darsteller, wie die Schlierseer, zu erfreuen hatte.[1]) Der Andrang zu den Oberammergauer Passionsspielen, das Wiederaufleben dramatischer Aufführungen durch Alpenbewohner wie in Brixlegg, die Veranstaltung von Volksschauspielen in Meran und verschiedenen Orten der Schweiz, die Empfänglichkeit des grossen Publikums für solche Darbietungen zeigen, dass auch die darstellende Kunst der alpinen Seite nicht entbehrt. Hiemit hängt zusammen die Pflege des alpinen Gesanges, das Aufsuchen des alpinen Volksliedes, die alpine Musik.[2]) Die Jodler und Juchezer im Theater und in den Concertsälen, das Singspiel aus dem Hochgebirge, wie es so anspruchslos und anmuthend Koschat in seinem »Liederspiel am Wörthersee« geschaffen, das Interesse für alle diese doch ziemlich gleichförmigen Darbietungen sind doch wohl aus dem durch den zahlreicheren Besuch der Alpen beeinflussten Zuge der Zeit heraus zu erklären; viel echte und falsche Romantik schleicht sich da wohl mit hinein. Schon Rousseau erwähnt, dass das Spielen des Kuhreigens im fernen Lande vor dem Schweizer verboten war, weil es krankhaftes Heimweh weckte. Die aus dem Psalterion entstandene Zither wurde eingeführt, später namentlich durch Koschat verbreitet, die Oboë, deren Mutter die Schalmei ist, drang in das Orchester ein, Rossini nahm das Pastorale in seine Ouverture auf, Donizetti die Tyrolienne in die Regimentstochter, Mozart, dem Sohne Salzburgs, sind an dem Sang im Gebirge mahnende Gedanken ebensowenig fremd wie Haydn und Schubert. Alles das ist vielleicht nicht auf unmittelbare Einflüsse, wohl aber auf Ausstrahlungen der alpinen Bewegung zurückzuführen.

Stärker und eher richtunggebend war das Eindringen dieser Bewegung in die bildenden Künste, vornehmlich in die Malerei.[3]) Die malerische Darstellung der Natur tritt im Alterthum nur in den Hintergründen und als Decoration auf, ist dem Mittelalter gänzlich fremd, tritt zuerst als Hintergrund in den Bildern der Brüder van Eyck auf und bildet sich erst im Beginne des 17. Jahrhunderts zu einem selbständigen Fache aus. Diday's und Alexandre Calame's grossartige Alpenbilder sind die ersten Meisterwerke, in denen das Problem der Darstellung der Hochgebirgslandschaft gelöst wurde und als neue Kunstrichtung erscheint. In ihnen sieht die Seele, nicht das Auge allein das Hochgebirge. Vorerst unabhängig von ihm beginnt die ältere Wiener Schule die alpine Landschaft in den Bereich ihrer künstlerischen Thätigkeit zu ziehen; Steinfelder und Ender nebst Gauermann sind die vornehmsten, auch Waldmüller und die anderen Genremaler nahmen alpine Motive auf; später haben Hansch, Obermüllner, Hasch, Seeloos die alpine Landschaft bereits unter dem Einflusse Calame's, zwar nicht mit seiner geistigen Kraft und poetischen Auffassung, aber mit grösserer Hingabe an die Einzelnheiten zur Darstellung gebracht. In ähnlicher Weise entwickelte sich die Münchener Schule der alpinen Landschafter mit den Namen Steffan, Heinlein, Zimmermann, Closs, unter den Düsseldorfern hat aber ihr stolzes Haupt Andreas Achenbach auch der Darstellung der Hochgebirgslandschaft seine Künstlerhand geliehen, während Leu sie zum ausschliesslichen Felde seiner Thätigkeit erkor. Die Thiermaler Volz und Pausinger versetzen uns gleichfalls meist in das Hochgebirge.

Die neueste Richtung wendet sich von der Hochgebirgslandschaft ab. Es scheint dies zusammenzuhängen mit dem Streben der modernen Malerei, vorerst die einfachsten

[1]) Karl Freih. v. Gumppenberg: Das Bauerntheater in Südbayern und Tirol, Z. A.-V. 1889. — Carl Wolf: Meraner Volksschauspiele, ebend. 1895. — Hans Grasberger: Gute Bekannte aus den Alpen, ebend. 1886.

[2]) Hermann Ritter: Musik in den Alpen, Z. A.V. 1889. — Dr. J. Pommer: Über das älplerische Volkslied und wie man es findet, Z. A.-V. 1896.

[3]) August Schäffer: Die alpine Landschaftsmalerei, Z. A.-V. 1890. — Dr. Hans Schmölzer: Der Anfang des alpinen Sittenbildes in Tirol, ebend. 1891. — C. Roux: Die alpinen Motive in der modernen Landschaftsmalerei, Mitth. 1893, S. 102.

Motive in der Natur aufzusuchen, sie aber durch ungekannte Farbentöne, durch Überlagerung mit besonderen Stimmungen, durch Vertiefung in besondere Einzelnheiten, durch ihre Darstellung im Freilicht zu neuem Ausdrucke zu bringen. Diesem Streben setzt das Hochgebirgsbild mit der Mannigfaltigkeit seiner grossartigen Formen, seiner Vielgestaltigkeit der Gegensätze, seinem Wechsel von An- und Draufsichten, seiner Fülle und Verschiedenartigkeit der Lichtwirkungen den grössten Widerstand entgegen. Man kann sich auch keinen grösseren Gegensatz denken, als die Hochgebirgslandschaft etwa des Vierwaldstättersee's, des Lauterbrunnenthales oder der Dolomiten und die Landschaft von Barbizon oder Worpswede, wie sie die Meisterhand eines François Millet und Hans am Ende malt. Gewiss wird die Zeit kommen, wo die erhabene Ruhe des einsamen Hochgebirges gerade auch für die neue Richtung ihre Anziehung üben muss; in dem zu früh verstorbenen Giovanni Segantini ist vielleicht das erste Reis dieser Entwicklung vorzeitig geknickt worden, und schon malt Stott of Oldenham stimmungsvolle Hochgebirgsbilder.

Inzwischen wurde noch in der Landschaftsmalerei ein besonders kräftiger Zweig durch die bergsteigenden Maler hervorgetrieben, welche die Hochgebirgswelt vom specifisch alpinistischen Standpunkte aus zur Darstellung brachten, wie Compton, Heilmann, Diemer, Rummelspacher, Platz u. A. Diese von vornherein mit dem Alpinismus eng verknüpfte, weil körperliche Tüchtigkeit und bergsteigerisches Interesse erfordernde Richtung hat auch das sportliche Moment zum Ausdrucke gebracht. Hierher zählt auch die eigenthümliche Verwerthung der bildenden Kunst in den Panoramen und der Reliefdarstellung, ihre Verwendung als Hilfsmittel wissenschaftlicher Beschreibung des Hochgebirges, die Entwicklung der Photographie, welche gerade in der Wiedergabe des alpinen Landschaftsbildes den Beweis für ein ihr etwa inneliegendes künstlerisches Moment zu erbringen hat. Die Vervollkommnung, welche die graphischen Künste und Reproductionsmethoden, durch den Alpinismus vor neue Aufgaben gestellt, gerade an der Wiedergabe von Hochgebirgsbildern zu bewähren Gelegenheit fanden, vervollständigen die Vorstellung von dem Zusammenhange alpiner Momente mit der modernen Landschaftsdarstellung.

Aber auch das Sittenbild und die Historienmalerei haben von der Hochgebirgswelt Befruchtung empfangen und durch den Alpinismus vorgebildete Beschauer gefunden. Defregger, Gabl, Schmid bezeichnen vornehmlich diese Etappe moderner Malerei, die allgemach in die Vergangenheit hinüber zu schlummern beginnt. Was diese Richtung an Bodenständigkeit bereits zu verlieren scheint, wird eine neue Zeit kaum gewinnen können durch Aufsuchen der Motive in der Wirklichkeit: denn sie wird eine vielfach veränderte Culturwelt in den Alpen finden.

Und schon hat diese Culturwelt auch der Baukunst auf einem kleinen Gebiete ihren Einschlag gegeben. Die Übertragung des sogenannten Schweizerstyls auf die Architektur der Landhäuser ist wohl eine aus alpinen Bestrebungen entstandene Richtung, und waren es nicht immer der ganze Plan und Styl, so doch häufig einzelne Motive, wie die Veranden und Aussengänge, vielleicht auch Eintheilung und Lage einzelner Gebäudebestandtheile, die ihre Verwerthung fanden.[1]) Es hat aber auch der alpine Gasthof vermöge seiner besonderen Voraussetzungen und Zwecke allgemach einen eigenartigen Styl ausgebildet: dies zeigt ein Blick auf die im Hochgebirge der Schweiz und neuestens auch in Tirol entstandenen Fremdenhäuser. Beim einfachen Bergwirthshaus, wie beim grossen Hotel musste die Anpassung an die örtlichen Verhältnisse, an die besonderen Witterungszustände, die Rücksichtnahme auf besondere Anforderungen auch eine besondere Bauart entstehen lassen und die Häuser in Maloja, Sulden, Trafoi, Toblach,

[1]) Gust. Bancalari: Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen, Z. A.-V. 1893. — Über Hüttenbau: J. Stüdl, Z. A.-V. 1877, H. Steinach, Mitth. 1894, S. 98, und J. Lüders, ebend., S. 299.

Karersee zeigen, dass dieser Bauweise künstlerische Gedanken durchaus nicht fremd geblieben sind, welche den Bau mit der Umgebung in Widerstreit gerathen zu lassen mit künstlerischem Sinne vermieden. Ist es ein Erforderniss architektonischer Schönheit, dass das Werk und seine Theile den Zweck in schönen Formen zum Ausdruck bringen und mit dem Geist und den Formen des Ortes nicht in Widerspruch gerathen, dann liegen in jenen Bauwerken infolge der neuen Aufgabe und der neuen Umgebung neue künstlerische Errungenschaften. Wie sehr da gefehlt werden kann, zeigt schlagend das in die grossartige Hochgebirgsnatur gestellte Schloss Linderhof. Schliesslich hat der Bau der Unterkunftshütten zwar nicht in künstlerischer, aber in bautechnischer Hinsicht nachgerade einen bestimmten, neuen, auf eine gewisse Entwicklung zurückblickenden Typus geschaffen und bedeutet in diesem Sinne eine Bereicherung des vorgefundenen Bestandes.

Die Einwirkung alpiner Motive erstreckte sich aber auch zum Theile auf die innere Einrichtung. Die Vorliebe für Bauernstuben, für Möbel aus Zirbenholz und für die einzelnen aus dem Hausinventar des Hochgebirgsbewohners herübergenommenen Gegenstände ist der Ausdruck für den in bestimmter Richtung beeinflussten Geschmack. So übergeht diese Beeinflussung auch auf das Kunstgewerbe, insbesondere die Holzbildhauerei, welche durch die Pflege in alpinen Erzeugungsstätten mit der Natur und Cultur des Hochgebirges in steter Fühlung stand und man kann sagen, dass mit jedem Stück, das aus dem Berner Oberland, Berchtesgaden, Gröden, Ampezzo, hinauswanderte, auch ein Stück besonderer Auffassung hinausging in die weite Welt. Viele dieser Stätten und ihre Erzeugnisse sind aber erst durch den regeren Verkehr der Hochgebirgswanderer bekannt und der grossen Welt nahe gebracht worden. An diesen Gedanken knüpft sich von selbst der Gedanke an das Verhältniss des Alpinismus zur Technik, Industrie, zum wirthschaftlichen Leben. Ohne Alpinismus ist die Entwicklung der Bergbahnen und mit ihr jene eines besonderen Bahn- und Maschinenbaues undenkbar.[1]) Er hat die Touristenbahnen und unter diesen insbesondere die Gipfelbahnen — alle früheren Gebirgsbahnen waren höchstens Passbahnen — geschaffen. Rigi-, Pilatus-, Gornergrat-, Jungfraubahn bedeuten hier die einzelnen Etappen, nicht zu gedenken der Schmalspur- und Drahtseilbahn mit ihren für das Hochgebirge so werthvollen kleinen Radien und grossen Steigungen. Das neue, durch den Alpinismus hervorgerufene Bedürfniss hat hier der Wissenschaft und ihrer praktischen Bethätigung, schliesslich der Industrie und dem Verkehr neue Aufgaben gestellt. Besondere, dem Bedürfnisse des sich alljährlich ins Hochgebirge ergiessenden Menschenstromes dienende Gegenstände der Ausrüstung, der Bekleidung, der Verpflegung haben eine neue Industrie geschaffen. Von der früher auf den Hochgebirgsbewohner beschränkten Lodenbekleidung und dem Schnürschuh, von dem Vordringen der Wolle gegenüber Leinen, bis zu den zahllosen kleinen Ausrüstungsgegenständen und der grossen für den Verbrauch im Hochgebirge eingerichteten Conservenerzeugung überblicken wir eine Reihe neuer Erscheinungen des Industrielebens, die wir uns ohne Entwicklung des Alpinismus wohl schwer denken können.

Aber viel bedeutungsvoller erscheint er in einer anderen Richtung des wirthschaftlichen Lebens. Sowie die Schönheit oder die gesundheitlichen Vorzüge eines Landstriches die einzige Ursache zum Aufsuchen bestimmter, der Allgemeinheit früher unbekannter Gebiete bildeten, wurden sie für die Bevölkerung ein wirthschaftliches Gut, sie erlangten die Bedeutung eines reiche Zinsen tragenden Capitales. — Dem durch den Alpinismus geweckten und gepflegten Sinne für das Hochgebirge verdanken die meisten Gebirgsgegenden ihre Erschliessung für den modernen Verkehr und hie-

[1]) Franz Kreuter: Über die Eisenbahnen im Hochgebirge, Z. A.-V. 1884. — Dr. Gust. Ad. Koch: Erdwärme und Tunnelbau im Hochgebirge, ebend. 1882.

durch die Möglichkeit der Verwerthung so mancher wirthschaftlicher Güter, der Ausnützung so mancher Kräfte, die allein die Aufschliessung nie veranlasst hätten. Wie lange hätten Zermatt, Grindelwald auf eine Bahn, Sulden, Mendel auf eine Fahrstrasse, Ampezzo auf die bessere Verwerthung seiner Intaglien, Intarsien und Filigranarbeiten warten müssen, wenn nicht Matterhorn, Jungfrau, Ortler und Dolomiten den Verkehrsstrom in jene Gegenden gelenkt hätten. So entstand jenes wirthschaftliche Leben, das wir kurz mit »Fremdenindustrie« bezeichnen, so wurde ein neuer Beruf in jenem der Bergführer geschaffen, der sein eigenes Recht in den Bergführerordnungen, seine eigene Organisation in den Vereinen, sein Bildungswesen in den Cursen, seine wirthschaftliche Gestaltung in den Taxen und der Alters- und Berufsunfähigkeitsversicherung gefunden hat. In der Erkenntniss der grossen volkswirthschaftlichen Bedeutung des Fremdenverkehrs ist die Schweiz vorangegangen, die anderen Hochgebirgsländer folgen langsam und — nicht immer mit dem nöthigen Verständniss von den öffentlichen Körperschaften unterstützt — nach. Der Werthumsatz des Fremdenverkehrs wird bestimmend für das Verkehrsleben der Länder, für einzelne Gebiete die einzige Quelle des Wohlstandes. Es ist ein grossartiges und mannigfaltiges Bild wirthschaftlichen Lebens, das sich vor unserem Auge aufthut, wenn im Jahre 1890 Deutschtirol allein aus dem Besuche von ungefähr 200000 Fremden Einnahmen in der Höhe von 7 Millionen zog, im Jahre 1898 aber bereits 411799 Tirol aufsuchten, wenn für die Schweiz die Zahl der Fremden im Jahre 1899 auf 2½ Millionen, die Einnahmen der Gasthofbesitzer auf 130 Millionen Francs, der Werth der an Fremde abgesetzten Bijouterie- und Spielwaaren auf 30 Millionen beziffert, die Anlagekosten der Bergbahnen und Gasthöfe auf eine Milliarde Francs geschätzt wird. Der wirthschaftliche Gewinn ist aber ein ungemessener und findet weder in der Zahl der Fremden noch in den Einnahmen der Gastwirthe entsprechenden Ausdruck; sein Werth für die Volkswirthschaft ist jedoch umso höher, als ein Wechsel der Conjunctur, der Eintritt ernsterer Krisen wohl ausgeschlossen erscheint. Ein schlechter Sommer kann eine mindere Einnahme, er kann vielleicht den Untergang einzelner ungenügend fundierter Gasthofbesitzer herbeiführen, er kann aber keine für die Volkswirthschaft des Landes verderbliche Krise hervorrufen.

Wie nun jede neue wirthschaftliche Bewegung auf zwei ihr nicht ureigenen Gebieten ihren Ausdruck findet, auf jenem der Gesellschaft und des Rechtes, so auch jene aus dem Alpinismus heraus angeregte. Die durch den regelmässigen Zufluss der Fremden, durch ihren mehrmonatlichen Aufenthalt und ihre oft dauernde Ansiedelung, durch die Uberleitung zahlreicher Volksgenossen von der landwirthschaftlichen Arbeit in die Beschäftigungen der Fremdenindustrie, durch die grössere Freizügigkeit eintretende Veränderung in der Bevölkerung muss allgemach auch einen Wandel der gesellschaftlichen Schichtung hervorrufen, den wir an nahezu völlig industrielosen Hochgebirgsländern, wie etwa Tirol, besser werden beobachten können, wie in der Schweiz, und der sich wohl erst in Generationen fühlbarer geltend machen wird. Immer mehr und mehr müssten sich auch in früher vereinsamten Gebieten die Elemente eines Gewerbe- und hiemit eines Mittelstandes bilden, welcher gegenüber dem kleinen und grossen Grundbesitzer, dem Beamten und der Geistlichkeit besondere gesellschaftliche Interessen besitzt. Auf dem Gebiete des Rechtes aber hat vorerst die alpine Bewegung die Anregung zu der eingehenderen Beschäftigung mit den rechtlichen Verhältnissen der Gebirgsbewohner geboten.[1]) Des Weiteren aber hat das reger gewordene Interesse für das Hochgebirge und seine Bewohner sowie die durch den Fremdenverkehr geschaffenen neuen wirthschaftlichen Verhältnisse Vorkehrungen der öffentlichen Gewalt

[1]) Dr. Frhr. v. Stengel: Alpenwirthschaft und Alpenrecht. Zeitschrift 1889. Mitth. 1886, S. 247. — Derselbe: Alpenrecht in Schmoller's Jahrbüchern 1881. Über Rechtsverhältnisse an Gletschern. Mitth. 1878, S. 82, 120; 1880, S. 61.

auf dem Gebiete der Volkswirthschaftspflege und damit neue Rechtsbildungen zur Folge gehabt. Die besonderen, den Verhältnissen des Hochgebirges angepassten, forstwirthschaftlichen Maassnahmen, die Flussregulierungen und Wildbachverbauungen, die Hilfe bei Elementarkatastrophen, die Gründung von Fachschulen, Förderung der Ausstellungen, das Führerwesen, die besonderen Vorkehrungen für den Fremdenverkehr in Eisenbahn- und Postdienst, die Organisationen zur Hebung des Fremdenverkehrs und die Fürsorge der öffentlichen Organe durch Unterstützung der hiefür geschaffenen Landesverbände, das Corporationswesen, sie alle gehören in den Rahmen des sich immer reicher entfaltenden Bildes, welches da entsteht, wo das wirthschaftliche Leben des Hochgebirges in Beziehung zu Staat und Recht tritt.

Sowie aber diese Beziehung eröffnet ist, muss naturnothwendig eine weitere gegeben sein, jene zur Politik. Denn wenn diese die Thätigkeit umfasst, welche die Verwirklichung gewisser Grundsätze und Bestrebungen im öffentlichen Leben, die Festlegung gewisser Richtungen in Gesetzgebung und Verwaltung bezweckt, so muss sie sich jeder Bewegung bemächtigen, welche die letzteren zu beeinflussen vermag. Dies aber noch viel mehr aus einem anderen Grunde. Mit der grossen wirthschaftlichen, in Industrie, Handel, Verkehr, öffentlicher Verwaltung sich vollziehenden Bewegung geht eine grosse geistige Bewegung Hand in Hand. Aufgerissen werden durch den Verkehr die entlegenen Thäler, welche von der dumpfen Luft jahrhundertealter Sitten, Gebräuche und Anschauungen erfüllt waren, der Geist fremder Welten tritt in die Stube des Bauern, in die Hütte des Sennen. Das Zusammentreffen mit Leuten anderer Anschauungen, höherer geistiger Potenzen, besserer wirthschaftlicher Erfahrung und Einsicht wirkt erziehend und bildend auf den Hochgebirgsbewohner; wie wir in die Welt gehen, um uns zu bilden, kommt die Welt zu ihm und bildet ihn. Kein Senn, kein Schafhirte, kein Holzknecht ist heute davor bewahrt, mit dem Wiener, Berliner, Hamburger, Engländer zusammenzutreffen, er, der oft jahrelang kaum mit dem Bewohner des benachbarten Thales zusammengestossen war. Wohl sinkt ja auch manch' Gutes aus der Altvorderen Zeit ins Grab, wohl wird vorerst der geistige und wirthschaftliche Gewinn durch einiges Herabgleiten von der auf ausschliesslich religiöser Grundlage ruhenden sittlichen Zucht erreicht, schliesslich wird jedoch hiemit nur ein unerlässliches Opfer der fortschrittlichen Culturentwicklung gebracht, der sich kein Volk, kein Land, will es nicht untergehen, zu entziehen vermag. Als Wechselwirkung hat diese Bewegung, wenn auch in viel geringerem Maasse, das Verständniss und die Überführung so mancher gesunder, conservativer Gedanken in der Ideenwelt zahlreicher Besucher des Gebirgslandes zur Folge. So wurde die Beförderung des Fremdenverkehrs einerseits, seine Abwehr andererseits zum Gegenstande entgegengesetzter politischer Bestrebungen. Auch dass die Politik der einzelnen Gebirgsgebiete mehr einen Zug für das Allgemeine erhalten hat, dass sie sich dem Verständnisse nationaler Fragen weniger verschloss, dass sie von dem Boden einer provincialen immer mehr auf jenen der Reichspolitik gedrängt wurde, wird sich nicht vollständig ausser Zusammenhang mit der alpinen Bewegung bringen lassen. —

Wenn nun der Alpinismus bald in unmittelbarer Einwirkung, bald in feiner Ausstrahlung nahezu mit allen Gebieten menschlicher Bethätigung in stärkere oder schwächere Berührung gekommen ist, so musste er schliesslich selbst auch Gegenstand forschender Thätigkeit werden, welche sein Wesen vom philosophischen Standpunkte erfassen, ihn als eine besondere Beziehung des Menschen zur Natur festlegen wollte. Seine Betrachtung in diesen Belangen umfasst zugleich die Beobachtung seiner Beziehungen zu dem geistigen Leben des Einzelnen überhaupt; denn seine Wirkung auf das geistige Leben des Einzelnen ist eine Resultierende von mehr oder weniger Einflüssen, je mehr oder minder reich entwickelt das Leben des Einzelnen ist, je mehr oder weniger Angriffsflächen es diesen Einflüssen darbietet.

Jenes Element, durch welches der Alpinismus in dem Verhältniss des Menschen

zur Natur eine besondere Art des Naturerkennens und des Naturgefühles geschaffen hat, ist das Moment des Gegensatzes, und das in zwei Richtungen: Einmal in zeitlicher Richtung, als Gegensatz zwischen Altem und Neuem, das andere Mal, wenn man so sagen darf, in gegenständlicher Richtung, als Gegensatz zwischen Naturobjecten, welche in der Hochgebirgsnatur einerseits, in der übrigen Natur andererseits dem Geiste des Menschen gegenübertreten. Schon die geschichtliche Entwicklung des Alpinismus zeigt, dass er in seiner eigenthümlichen Gestalt durch die Hervorhebung des Gegensatzes zwischen überfeinerter Cultur und einsamer Natur entstanden ist. In der alten sich gleichbleibenden Natur suchte und fand man etwas Neues, indem man ihre Schönheit und Grossartigkeit entdeckte, wo man früher nur ihre Schrecknisse gesehen. Man stellte dieses neu entdeckte, obwohl immer Dagewesene, in einen bewussten Gegensatz zu allem Übrigen. In diesem Sinne wirkte der Alpinismus bei den Bewohnern des Hochgebirges selbst: für sie wurde das Hochgebirge durch den Alpinismus entdeckt. Er lehrte sie erhaben, grossartig und schön finden, was sie bisher nur als wild, schreckhaft und unwegsam angesehen. Er schuf ein neues Schönheitsideal in der Natur, entgegen dem bisherigen, welches in der Natur nur das schön gefunden hatte, was dem Menschen körperlich angenehm und insbesondere, was ihm nützlich war. Dieses Moment, dessen Wirkung einen gewissen Culturgrad vorauszusetzen scheint, ist heute noch fortthätig. Wie oft hört man noch von dem Sennen, dem Bauer im Hochgebirge ein Land als schön preisen, weil es fruchtbar, erträgnissreich ist, das ebene Kornfeld schöner finden, als die abwechslungsreiche Hochgebirgslandschaft. Dass diese Wirkung in dem Maasse weniger Widerstand fand, je mehr die Bereisung des Hochgebirges erleichtert, seine Schrecknisse weniger empfunden wurden, liegt klar zu Tage. Von der grossen Menge wird leichter etwas als schön empfunden, wenn sein Genuss weniger schwer erkauft wird. Insbesondere ist es die Verbilligung der Reisen, welche immer weitere Kreise zur Betrachtung des Hochgebirges heranzieht und daher in gewissem Sinne diesen Gegensatz fortwirken lässt. Allerdings wird diese Wirkung immer schwächer; sowie der Alpinismus verbreiteter, seine Anschauungen allgemeiner werden, kann es bald Niemanden mehr geben, auf den die Lobpreisung der Hochgebirgsreize wie eine neue Offenbarung wirkt. Aber von dem grossen Durchschnitt selbst der gebildeten Welt gesprochen: wie viele unserer Väter haben das Hochgebirge für unbedingt schön erachtet? In einem völlig verschiedenen Sinne wirkt der Gegensatz zeitlich in der Gegenüberstellung der unmerklich durch die Erosionserscheinungen und durch die Gletscherbewegung veränderlichen Hochgebirgswelt und der stetem Wandel unterworfenen Culturwelt; hier erscheint alles neu und werdend, dort alles alt und unveränderlich.

Viel wirksamer ist der Gegensatz in gegenständlicher Beziehung. Die Verschiedenheit erstreckt sich auf die Naturformen, die uns das Hochgebirge entgegenstellt, ebenso wie auf Volk, Leben und Verkehr im Hochgebirge. Alles ist anders, als es der Mensch sonst zu sehen gewohnt ist; ebenso wie das Meer und das Leben auf und an ihm, ist das Hochgebirge eine Welt für sich. Das Hochgebirge ist, zumindest in Europa, derzeit ausser dem hohen Norden fast das einzige Gebiet, wo dem Reisenden Natur ohne Cultur entgegentritt. Diese in so verschiedenen Beziehungen eigenartige Welt zu erfassen, in ihr ein von dem bisherigen oder dem gewöhnlichen verschiedenes Leben in allen ihren verschiedenen Richtungen zu geniessen, das bildet den Inhalt des Verhältnisses, in dem der moderne Mensch zum Hochgebirge steht. Ihm ist ja die Natur bereits zu einem Kunstgenuss geworden, den er desto voller empfindet, je reiner, unverfälschter, unberührter ihm die Natur entgegentritt. Weder der Bergsteiger, der das sportliche Moment, noch der Forscher, der das wissenschaftliche, noch der Bewunderer der Schönheit des Hochgebirges, der das ästhetische, noch der Erholungsbedürftige, der das hygienische Moment sucht, erschöpfen für sich das Wesen des Alpinismus in seiner

Wirkung auf den einzelnen Menschen. Sie alle zusammen, allerdings je nach der Individualität des Einzelnen das eine Moment stärker, das andere schwächer hervortreten lassend, bilden den Gesammteinfluss, den die Bethätigung im Hochgebirge auf Geist und Körper, beide in Wechselwirkung setzend, ausübt. Der Alpinismus ist gewiss kein blosser körperlicher Sport; er ist aber auch weder eine Wissenschaft, noch eine Kunst, obwohl beides behauptet wurde.[1]) Seine Bethätigung ist nichts als ein Ausleben des ganzen Menschen in ausschliesslicher Beziehung auf eine bestimmte Naturwelt, das Hochgebirge. Näher lässt sich diese Bethätigung nicht bezeichnen, ohne ihrer richtigen Bestimmung durch Einseitigkeit Eintrag zu thun. Wohl aber lässt sich das Wirken dieser Bethätigung in den verschiedenen Richtungen des Geisteslebens verfolgen und hierin seine Beziehung zur philosophischen Betrachtungsweise im Einzelnen herstellen.

Der Alpinismus hat seine psychologische, seine ästhetische und seine ethische Seite.[2]) Wenn der Aufenthalt in der freien Natur unbestreitbar auf unseren Seelenzustand einwirkt, so muss diese Wirkung sich beim Alpinisten in erhöhtem Grade äussern. Denn die Hochgebirgsnatur wirkt schon physisch durch die Frische und Reinheit der Luft, den Wechsel in der Temperatur und die vollständigste Ruhe mit stärkeren Mitteln als irgend eine andere Naturwelt. Sie wirkt aber insbesondere stärker und anders, weil der Aufenthalt in ihr beim Alpinisten verbunden ist mit einer besonderen, meist sogar ungewohnten Übung der körperlichen Kräfte. Fast alle wichtigeren Organe des Menschen werden beim Bergsteigen in verstärkter oder besonderer Weise in Anspruch genommen; hiemit ist angesichts der stetigen Wechselwirkung zwischen Körper und Geist auch die mittelbare Wirkung des Bergsteigens auf das Befinden der Seele gegeben.

Die Wirkung der Alpenwanderung, in Sonderheit der Bergfahrt, auf den Seelenzustand ist vor Allem — von ausserordentlichen Lagen abgesehen — jene einer vollständigen Beruhigung oder Zurückdämmung der Affecte, jedoch ohne die dem Wohlbefinden keinesfalls zuträgliche absolute Unthätigkeit der geistigen Kräfte. Diese Beruhigung wird hervorgerufen durch die Einsamkeit, oder doch Stille der Umgebung, durch das Fernbleiben erregender Geschehnisse; eingeleitet aber und stetig gefördert wird dieser Zustand durch ein vollständiges Versinken der Ereignisse unseres Alltagslebens, insbesondere unserer beruflichen Beschäftigung. Die stete Anregung unserer Verstandes- und Willenskräfte, die Inanspruchnahme unserer Sinne, die Nöthigung zur Gedankenarbeit, wie wir sie sonst durch Studien, Lectüre, Gespräche, Kunstgenüsse verschiedener Art, berufliches Schaffen, öffentliche Thätigkeit empfangen, werden aufgehoben, so dass die aufnehmende, wie die schaffende geistige Arbeit um ein Bedeutendes herabgesetzt ist. Es ist auch unmöglich dort, wo Sinne und Geist durch die Mächtigkeit der Hochgebirgsnatur gefangen genommen werden, den Geist mit den Problemen des Berufes oder überhaupt der Naturbetrachtung fremden Gegenständen zu befassen. Ein sogenanntes geistreiches Gespräch, eine ernstliche Discussion über fachliche Fragen auf stiller Alpenwanderung oder muthiger Bergfahrt stehen in Widerspruch mit dem Geiste des Ortes und der Zeit.

[1]) Als Wissenschaft stellt den Alpinismus der Geologie und Geographie gegenüber J. Meurer (Rundschau für Geographie 1885, S. 529); als eigene Kunst will ihn angesehen wissen Dr. G. Leonhardt (Zur Stellung und Würdigung des Alpinismus, Dessau). Hierüber Dr. Hans Modlmayr: Ist der Alpinismus zu den Künsten zu rechnen? Mitth. 1898, S. 211.

[2]) Dr. Heinr. v. Wittek: Zur ästhetischen Würdigung der Alpen, Jahrb. A.-V. 1869. Aug. v. Böhm: Über die Berechtigung des Bergsports, Z. A.-V. 1880. Dr. Paul Güssfeldt: Das Wandern im Hochgebirge, ebend. 1881. L. G.: Über die Freude an der Natur und am Bergsteigen, ebend. Hugo Hoffmann: Was will der Mensch da oben, Zeitschrift 1887, S. 226. Ed. Richter: Sind die Alpen das schönste Gebirge der Erde, Mittheil. 1885, S. 1. F. Ratzel: Die Kunst der Naturschilderung, ebend. 1888, S. 61. W. Starke: Der Blick für die Natur der Alpenwelt, Z. A.-V. 1888. Hugo Sommer: Die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit für die menschliche Cultur, Mitth. 1889, S. 110. Dr. Hans Modlmayr: Bergsport und Alpinismus, ebend. 1893, S. 183. Ed. Richter: Über das Wohlgefallen an der Schönheit der Landschaft, ebend. 1898, S. 283.

Die ausgeschaltete geistige Anregung und Thätigkeit wird nun ersetzt durch ein Geistes- und Seelenleben anderer Art, nämlich jenes, welches die umgebende Natur und das eigene Verhalten zu ihr zum Gegenstande seiner Empfindungen, Eindrücke und Äusserungen hat. Es ist klar, dass dieses Seelenleben desto reicher sein muss, je mannigfaltiger die Quellen für das Verständniss und den Genuss der Hochgebirgsnatur sind; der mit natur- und culturgeschichtlichen, geographischen und ethnographischen Kenntnissen reicher Ausgestattete wird im Vortheile sein gegen den in diesem Belange Ärmeren. Allerdings giebt es auch hier eine Grenze; wer auf einer Hochgebirgswanderung nachhaltig nur Studienzwecken nachgeht, kann nicht die gleiche Wirkung der Natur auf sein Seelenleben erwarten, wie der von solchen Zwecken Entbundene: er befindet sich eben in beruflicher Arbeit. So wendet sich beim Aufenthalte im Hochgebirge die von der gewöhnlichen Belastung frei gewordene geistige Kraft auf andere, sonst vernachlässigte Gegenstände. Hiezu gehört vor Allem das physische und geistige Ich, ersteres schon, weil die erhöhten Anforderungen an den Körper erhöhte Sorgsamkeit verlangen. Die Betrachtung des inneren Ich bringt aber bei der von heftigen Augenblicksstimmungen und äusseren Störungen wenig beeinflussten Lage eine ruhigere freiere Beurtheilung mit sich und manches ward auf der Alpenreise zum Heile für spätere Entschlüsse besser bedacht und anders entschieden, als es im Drange des Alltagslebenslebens geschehen wäre. Gefallen oder zumindest gelockert ist die Fessel, in welche des Menschen Selbstständigkeit, seine Eigenart durch den gesellschaftlichen Zwang geschlagen ist, unterbrochen sind die tausendfältigen Beziehungen zu den Mitmenschen, die die freie Entwicklung des Gefühles beeinflussen, geschwunden die zahllosen Anlässe zur Erregung der Leidenschaften, welche dem Boden des gesellschaftlichen Lebens entspriessen. Der Mensch sieht sich nur der in ihrer Einfachheit grossen Natur und seinem nackten Ich gegenüber. Statt der verwirrenden Unzahl von Ursachen und Wirkungen steht vor ihm die Hochgebirgswelt mit ihren einfachen, ewig gleichwirkenden Naturkräften, mit der leicht übersehbaren Gesetzmässigkeit ihrer Erscheinungen. Diese in ihren Erscheinungsformen doch wieder mannigfaltige Welt sich eigen zu machen, mit dem Verstande sie zu erfassen, mit dem Gefühle in ihr mitzuleben, wird zum Gegenstande des Seelenlebens, unterstützt durch die körperliche Bethätigung im Bergsteigen, und in diesem Sinne kann man sagen, dass der Alpinist die Wirkung des Hochgebirges auf sein Seelenleben mit Körper und Geist erarbeitet.

So ist die Zeit der Alpenwanderung — die spannenden Augenblicke besonderer Bergfahrt ausgenommen — eine Zeit der Sammlung und des Ruhens, reich an Momenten innerer Erhebung und Läuterung; in dem Maasse, wie der Mensch weniger nach aussen, nämlich zu anderen Menschen geht, geht er nach innen, zu sich, in seinen Gedanken stets Anregung empfangend von der Grossartigkeit der umgebenden Natur. »Die Berge bewirken es, dass wir den Blick abwenden von der irdischen gemeinen Alltäglichkeit, sie lenken die Gedanken ab von den materiellen Interessen des Einzelnen wie der Gesammtheit und zeigen uns, dass es ideale Genüsse giebt, nicht weniger werth wie die ersteren«, so spricht der gelehrte Professor (Richter) über die Wirkung der Hochgebirgswelt und der Dichter Anastasius Grün singt:

»Hier ruht mein treu'ster Genoss im Land,
Herr Hypochonder zubenannt,
Starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft.«

In diesem Seelenzustande ist die Empfänglichkeit für das Schöne der Natur eine erhöhte und es erfüllt sich das geistige Leben mit stetem, doch wechselvollem ästhetischem Genusse. Dass der reicher entwickelte Alpinismus die Schönheitskategorie der Hochgebirgslandschaft für die Kunst gewonnen hat, zeigt sich darin, dass vor ihm das Hochgebirge in der Kunst kaum erscheint. Am Hochgebirge, seinen Formen und

Gewalten wurde das Moment des Erhabenen in umfassenderer und verstärkter, zugleich aber auch mannigfaltigerer Weise Inhalt ästhetischen Geniessens; hatte man doch vorher eigentlich nur einen einzigen wahrhaft erhabenen Gegenstand der äusseren Natur erfasst: das Meer. Wenn der Gedanke Schiller's richtig ist, dass das Erhabene in der Natur dort erscheint, wo das Schreckhafte und Furchtbare durch Bannung der Gefahr entfernt oder gemildert wird, so hat der Alpinismus, indem er die Gefahren des Hochgebirges überwinden oder vermindern lehrte, die Erhabenheit des Hochgebirges für den ästhetischen Genuss erobert. Das Erhabene ist das hervorstechendste, grundlegende, aber nicht einzige Merkmal ästhetischen Geniessens des Hochgebirges. Die Gesetzmässigkeit, die für uns an den Erscheinungen des alpinen Landschaftsbildes, wie nicht leicht an einem anderen Naturbilde, klar vor unser Auge tritt, die Empfindung des ruhigen Waltens mächtiger Naturkräfte giebt dem Naturgenusse im Hochgebirge nicht minder ihren Einschlag wie die Mannigfaltigkeit der durch eine reiche Bodengestaltung und die Verschiedenheit der Vegetation ausgezeichneten Naturwelt. Sie regen den Verstand nicht minder an, wie die Empfindungen unseres Herzens und wenn das künstlerische Erfassen eines Landschaftsbildes in der Entwicklung der Anregungen der Aussenwelt in unserem Inneren durch unser Denken und Fühlen, in dem Blick für das Charakteristische des einzelnen Bildes beruht, so erfordert das Hochgebirgsbild die meiste Erkenntniss, enthält es in seinem Reichthum die meiste Anregung. Durch das Bergsteigen, mittelst dessen der Einzelne und Jeder nach seiner individuellen Art den ästhetischen Genuss erringt, erhält dieses Geniessen einen besonderen, anderen ästhetischen Genüssen fremden subjectiven Einschlag, der die weitgehendste Differenzierung zwischen den einzelnen Beobachtern zur Folge hat. Vor die sixtinische Madonna treten die einzelnen Beschauer vielleicht in verschiedener Stimmung, aber unter gleichen äusseren Verhältnissen, vor das Hochgebirgsbild die Einzelnen unter ungleichen, durch die physischen Momente des Bergsteigens und seiner verschiedenen Wirkung bedingten Verhältnissen. Aber auch bei demselben Beschauer ist der Eindruck desselben Hochgebirgsbildes unter verschiedenen Witterungsverhältnissen höchst ungleichartig. Eine alpine Landschaft unter Gewitterwolken ist eine andere, als wenn der leuchtende Schein der Sonne sich über sie ergiesst; nirgends mehr aber als im Hochgebirge macht sich der Unterschied von Wind und Wetter geltend; man denke nur an den Wechsel des Aussehens der Dolomitberge; das Meer mag da allein mit dem Hochgebirge wetteifern. —

Dass nun das Bergsteigen als sportliche Übung dem ästhetischen Geniessen, dem Geistesleben überhaupt genügenden Raum lässt, ist einer seiner Hauptvorzüge vor körperlichen Bethätigungen ähnlicher Art. Es birgt aber noch einen anderen edlen Kern, den ethischen Werth. Ausdauer, Geistesgegenwart, Muth und Selbstüberwindung, diese, wo sie am schwersten zu üben ist, wenn es gilt, vor dem Ziele umzukehren, lehrt der Alpinismus bethätigen, das Moment des Wettbewerbes tritt zurück, der Alpinist findet seinen Lohn in idealen Gütern, Opfermuth paart sich mit Menschenfreundlichkeit, der Hochmuth schwindet, wo der Mensch neben dem Menschen der gemeinsamen Gefahr gegenübersteht, die Bescheidenheit wird durch das Walten der übermächtigen Naturkräfte gelehrt. Wer nach körperlichen Mühen, nach Anspannung seiner geistigen Kräfte die stolze Bergzinne erklommen und den Blick über die Pracht des Hochgebirges als einzigen aber überreichen Lohn für sein Mühen entgegennimmt, der hat sich auch ethisch in vornehmster Weise bethätigt. Wer aber nach wochenlangem Wandern mit staunendem aber auch verständnissvollem Auge die Wunder des Hochgebirges betrachtet, wer das Walten und Schaffen des einfachen Älplervolkes auf sich wirken lässt und dann heimkehrt reich an Eindrücken des Erhabenen mit jener Empfindung innerer Läuterung, der hat den werthvollen Schatz für sich gehoben, den der Alpinismus als eine der edelsten Erscheinungen des modernen Culturlebens in sich birgt.

Die Kačna jama im Karst bei Divača.

Von

Friedrich Müller.

Als bei der Erforschung der St. Canzianer Höhlen senkrechte Wände, unter denen der Rekafluss in einem mit Reisig verstopften Kanal verschwindet, und der »See des Todes« mit seinem 13 *m* tiefen Wasser ohne sichtbaren Abfluss dem weiteren Vordringen ein vorläufiges Ziel setzten,[1]) — da entstand die Frage: Was ist nun zu thun, um die unterirdische Reka an einem anderen Orte wieder aufzufinden?

Beinahe 2 *km* fliesst der Fluss, ehe er einen so jähen Abschluss in den 60—70 *m* hohen Hallen findet, in der Streichrichtung des Karstes, Nordwest, gegen die Südbahnstation Divača hin. Verfolgt man aber von jenem Punkt, wo das Wasser in der Höhle sich verliert, und der oberirdisch durch eine grosse Doline markiert ist, die Richtung nach Nordwest weiter, so stösst man, nach circa 1600 *m*, auf einen jener Schlünde, die sich unvermittelt mit steilen Abstürzen von bedeutender Tiefe in das Innere des Karstes senken. Der Abgrund, welcher unsere Schritte hemmt, einer der tiefsten und schauerlichsten des Triestiner Karstes, ist die »Kačna jama« (d. i. Schlangen-Schlund).

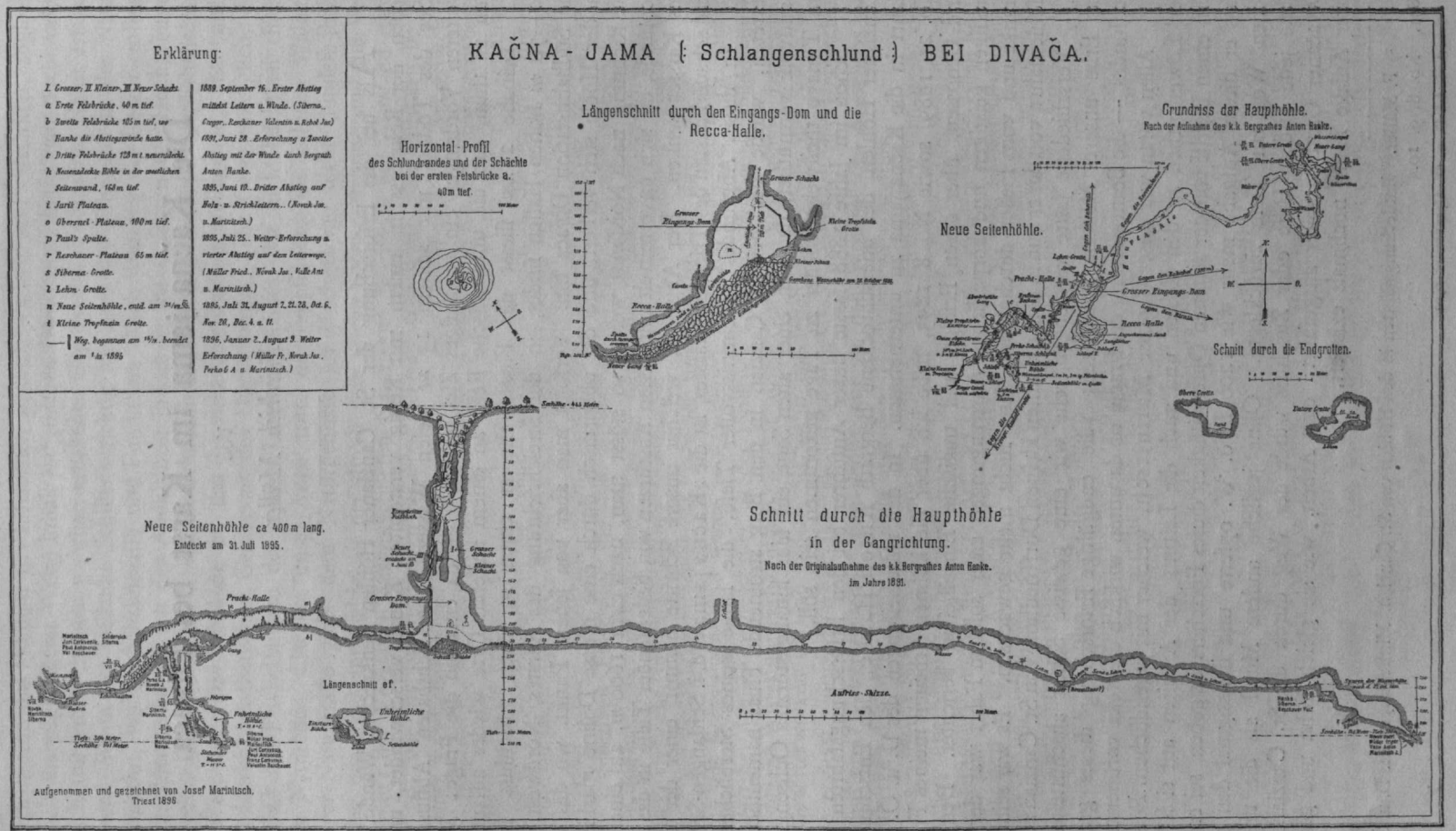
In dieses Abgrundes geheimnissvoller Tiefe, die lange keines Sterblichen Fuss betreten, wurde der bei St. Canzian in den Berg strömende Fluss namentlich vom Landvolk vermuthet, da nach einer alten Sage ein hier hinabgestürztes Ochsengespann am Timavo theilweise wieder zu Tage gekommen sein soll.

Schon im Jahre 1888 fasste unser Anführer bei den Erforschungsfahrten in den Canzianer Höhlen, der unerschrockene Bergrath Anton Hanke, den Entschluss, die Fahrt in die Kačna jama zu unternehmen. In den »Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V.« No. 21 1889, sowie No. 8 1893, habe ich über die kühnen Arbeiten meines Freundes und Genossen, über deren Erfolge und tragische Einzelheiten berichtet. Den hochgradigen geistigen und körperlichen Anstrengungen einer solchen Fahrt war der schon kranke und vom Fieber durchglühte Mann nicht mehr gewachsen. Es war seine letzte Höhlenfahrt, von der er nun in dem einsamen kleinen Dorffriedhofe von St. Canzian ausruht.

Verschiedene Jahre vergiengen, ehe wir eine gewisse Scheu abschüttelten, um das Erbe unseres Meisters anzutreten: »die endgültige Erforschung dieses grausigen Schlundes, — die Beantwortung der Frage, ob da unten wirklich die Reka vorüberströmt«.

Allen voran war unser Genosse Marinitsch, welcher mit jugendlichem Feuereifer den Löwenantheil an den Kosten und auch die Leitung der Arbeiten auf sich nahm. Um einen Begriff von der seltenen Opferwilligkeit dieses Forschers zu geben, sei erwähnt, dass er dieser Aufgabe mehr wie 1200 fl. ö. W. opferte und dreissigmal den gefährlichen Weg zur Tiefe zurücklegte. Ohne jegliche andere Mittel als die unsrigen, ohne jede andere Hilfe oder Zuschuss wurde der Weg durch die St. Canzianer und Divačaner Grottenarbeiter ausgeführt; eine Arbeit, wie sie gleich kühn und genial in ihrer Anlage kaum nochmals existiert.

[1]) F. Müller. Entdeckungsfahrten in den Höhlen von St. Canzian. Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1891. No. 8. 9. 10.



Plan und Schnitte der Kačna jama.

Die Kačna jama erreicht man von dem Bahnhof Divača, Station der Südbahn, in südwestlicher Richtung in 10 Minuten, indem man durch ein Gehölz geht, welches das Dreieck ausfüllt, das von den zusammenlaufenden Schienensträngen der Bahnen von Triest und Pola gebildet wird. Nichts deutet darauf hin, dass man auf unterminiertem Boden wandelt. Der Weg verläuft fast eben. Aus den Sträuchern hervortretend, gewahrt man plötzlich links eine Doline, deren Rand mit Büschen und Bäumen bewachsen ist. Treppenartig führt anfänglich der Pfad über die geneigte Schichtfläche hinab, bald aber blickt man schon durch das Geäste in den oberen Theil des Schlotes. Zweige und Felskanten bieten sichere Handhaben, bis ein solides Eisengeländer über eine etwas stark exponierte Stelle leitet, welche schon einen besseren Einblick in die Tiefe gestattet. Eine steile Felswand, in der stufenartig Steine ausgebrochen sind, und eine an deren Fuss stehende kleine Leiter bringen uns ein gutes Stück tiefer. Plötzlich gähnt ein bisher nicht gesehener Abgrund vor uns, ein circa 30 *qm* grosses Loch, welches direct bis zum Boden der Jama abstürzt. Einen hinabgeschleuderten Stein hören wir erst nach 5 Secunden aufschlagen, danach wieder eine Stille, die nach weiteren 5 Secunden unterbrochen wird durch das Auffallen auf dem Grund und das deutlich vernehmbare Hinabkollern über eine Trümmerhalde. Das ist eine Musik, welche dem Ohre des Neulings, besonders in der unheimlichen, wilden Umgebung, wohl kaum verlockend zum Abstieg durch den 213 *m* tiefen Schlund klingt.

Von dem Rande des Loches, weiter auf hohen Felstreppen absteigend, kommen wir zur ersten natürlichen Brücke, welche 40 *m* unter dem Karstplateau liegt. Es ist dies ein sehr interessanter Standpunkt. Bis hieher bildete die Kačna jama eine grosse Öffnung von circa 230 *m* Umfang; nun aber theilt sich der Schlund in drei Theile. Die beiden grossen Schächte bilden, hart aneinanderstossend, an ihrem oberen Rande einen fast scharfen Grat, dessen Rücken erst mit dem Meissel abgestumpft werden musste, um eine Begehung zu ermöglichen. Von der Brücke bietet sich ein sicherer Einblick in die beiderseits gähnenden Abgründe. Der dritte Schlot ist links, man bemerkt kaum sein enges Mundloch. Hineingeschleuderte Steine (der Schlund ist noch nicht befahren), kommen dem Schall nach in dem Nebenschacht heraus und fallen von dort hinab.

Das Hauptinteresse aber nimmt der rechte Abgrund in Anspruch. Von der Brücke aus lässt sich unschwer der Verlauf des weiteren Abstieges verfolgen; mancher dürfte sich des Gedankens entschlagen, der Unterwelt hier einen Besuch abzustatten. Wer aber doch absteigen will, und in die dämmerige Tiefe schaut, prüft wohl unbewusst durch einen festen Griff an dem Leiteisen seine Handmuskeln, denn er erblickt da unten kühne Steiganlagen sowie steile, lange Leitern, die an der Felswand kleben, und deren Benützung eine feste Hand und starke Nerven beansprucht. Wer in die Kačna jama absteigen will, darf das Wort »Schwindel« nicht kennen. Feste Faust, sicherer Tritt und sicheres Auge sind der Reisepass, welchen der Grottenfahrer mitbringen muss; sonst wird ihm bange Furcht und der Strick, an welchen er angebunden wird, allen Genuss vergällen.

Die Scenerie ist eine düstere. Wie ein geisterhaftes Flüstern schwebt es aus dem Schlund, der aufsteigende eisige Hauch weht uns wie Grabesluft an. Das Auge irrt von dem blendenden Sonnenschein, der auf dem zackigen Rande der Jama Felsen, Bäume und Blumen mit seinem gleissenden Glanze übergiesst, tiefer hinab, wo allmählig das Leben des Lichtes erlischt. Zuletzt umkleidet noch Moos die vorspringenden Felsen mit seinem grünen Mantel; auch dieses verschwindet, und die feucht schimmernden Felswände verlieren sich aus ungewissem Halbdunkel in tiefe Nacht.

Nun beginnt der Abstieg, zu dem wir uns, trotz der sommerlichen Hitze — wir sind im Juli —, wohl ausgerüstet haben. Mehr wie Alles ist warme Kleidung nothwendig, da im Schlunde eine sehr niedere Temperatur herrscht. Oben am Karst zeigte das Thermometer 26° C., auf der ersten Brücke ist es schon auf 19° gefallen.

Dem Wächter, welcher während einer Expedition den Rand des Schlundes bewachen muss, damit nicht etwa Leute sich nahen und Steine hinabwerfen, wird noch die grösste Wachsamkeit eingeschärft, und nun — Glück auf!

Von der Brücke müssen wir durch das Geländer kriechen und kommen auf sehr schmalem Steig an senkrechter Wand zu einer hölzernen Thür, welche den Abgrund gegen unberufenene Besucher absperrt. Der Steig vor und nach diesem Unterweltspförtchen ist eine Probe für Jeden, welcher hinabsteigen will, obschon überall, an jedem Steg bis zum Grund, eine eiserne Geländerstange die sichere Begleiterin des Höhlenfahrers ist. Vom überhängenden schmalen Pfad, dessen Beschaffenheit vollste Aufmerksamkeit erfordert, schaut man in die Tiefe, deren scheinbarer Boden circa 60 *m* unterhalb sichtbar wird. Dann folgt eine Wand mit ausgemeisselten Tritten in sehr starker Neigung, an welcher hinabgeklettert wird. Durch eine kleine Leiter ist der schlechteste Theil dieser Passage etwas erleichtert. Schliesslich bringt uns eine 8 *m* lange Leiter auf das erste Felsplateau, 70 *m* unter dem Mundloch, den einzigen Ort des ganzen Abstieges, auf welchem man bequem stehen kann. Hier zeigt das Thermometer nur mehr + 9° C. Bei 25 Ablesungen wurde als Maximum + 10° C., als Minimum — 1° C. (2. Januar) beobachtet.

Nach kurzer Rast beginnt von Neuem die Fahrt. Eine Stufenflucht, 60° geneigt, führt gerade auf den Abgrund zu; rechts unter einem Felskopf ragt eine 6 *m* lange Leiter hervor, welche 30° geneigt, frei über dem Schlund schwebt. Vorsichtig muss mit hinausgebeugtem Körper Schritt für Schritt auf den dünnen Sprossen ausgeführt werden. Dabei taucht abwechselnd der Blick in neue Abstürze oder er sucht die treue Begleiterin, die eiserne Geländerstange. Nach der Leiter kommen, den Weg noch pikanter machend, einige abgestumpfte, sehr kleine Felsvorsprünge, bis man über diese hinweg bei einer scharfen Ecke aufathmend das obere Ende einer 12 *m* langen Leiter erreicht, welche, wenn auch fast senkrecht stehend, doch wenigstens bessere Griffe als der eben passierte Weg bietet, der übrigens einer der kritischesten und schlechtesten ist, da die Felsen noch sehr mürbe und bröckelig sind.

Auch am Fusse der senkrecht stehenden Leiter ist gerade kein passender Ort zum Ausschnaufen. Abermals folgt eine steile Wand mit schlüpfrigen Stufen und Geländerstangen; dann eine 6 *m* lange Leiter, und nun ist endlich ein vor Steinschlag sicherer Winkel gewonnen. Hier, 100 *m* tief, zeigte das Thermometer bei allen Expeditionen im Sommer + 5° C., höchstens 7° C., im Winter + 1.2° C. Minimum bis 9.2° C. Maximum. Dieser niedere Wärmegrad begleitet uns bis zum Grunde des Schlundes (213 *m* tief), in den grossen Dom, in welchen die Schächte einmünden. In demselben wurde bisher als Minimum + 2.1° C., als Maximum + 6° C. abgelesen. Erst in den grossen Grundhöhlen stieg z. B. am 25. Juli 1895 die Temperatur nach 150 *m* Länge auf + 7° C., nach 250 *m* auf + 11.2° C.

Die Erscheinung der ausserordentlich niederen Temperatur in den riesigen Schloten der Kačna jama lässt sich damit erklären, dass das in reichlicher Menge aus den Wänden hervordringende Wasser in dem relativ engen Schlund verdunstet, und dadurch die Luft so bedeutend abkühlt. Eine gleich niedere Temperatur wurde noch in keinem anderen Schlund beobachtet.

Fröstelnd spähen wir umher, besonders der Blick nach oben ist interessant, da er uns die Vereinigung der beiden Schächte zeigt, welche sich bei der ersten Naturbrücke getrennt haben. Der Brückenbogen hat eine Mächtigkeit von circa 24 *m*. Einige Schritte abwärts führen auf die zweite Naturbrücke. Wiederum theilt sich der Schlund in zwei Theile; diesmal führt ein gewaltiges Loch nach links und ein kleineres, 2—3 *m* breites und 6 *m* langes nach rechts, dasselbe, in welches Bergrath Hanke und seine Leute mit der Winde abfuhren.

Bei diesem von Abgründen umgebenen, so recht inmitten der echten, wilden

Grottennatur befindlichen Orte, lasse ich die Erzählung der ersten Fahrt in den finstern Schlund beginnen, jener Fahrt mit ihrem fast tragischen Verlauf, deren Schilderung bei einem Berichte über die Erforschung der Kačna jama gewiss nicht fehlen darf. — Allmählig, in kurzen Etappen, war Bergrath Hanke im Jahre 1888 zu dem Punkte gekommen, wo wir uns jetzt befinden. Über dem überhängenden Abgrunde, den wir eben noch in ziemlich solider Weise auf festen Holzleitern abgestiegen sind, neben denen die eiserne Stange eine gute Stütze darbot, hieng damals eine Strickleiter, an deren unteres Ende eine hölzerne Leiter angebunden war. Die Pendelschwingungen dieser Leiter müssen für den Begeher, welcher direct über einem 130 *m* tiefen Abgrund schwebte, nichts weniger wie angenehm gewesen sein.

Die Winde bei dem Schachte, mittelst welcher sich Bergrath Hanke abzuseilen gedachte, war nahezu fertig, als der Forscher im Sommer 1889 einen mehrwöchentlichen Urlaub antrat. — Vor der Abreise schärfte er seinen Leuten die grösste Vorsicht bei weiteren Arbeiten ein. Die Vorrichtung bestand aus einer starken Welle, an deren Enden sich feste Rundeisen befanden; die Achse war einerseits in den Fels, und zwar in ein Bohrloch, auf der anderen Seite in ein hartes Holzstück gesteckt, für welches in der gegenüberliegenden Felswand ein Lager eingemeisselt war. Durch die Welle waren Eisenstangen in Kreuzform gesteckt, welche als Hebelarme zum Drehen dienen sollten. Bei der Winde war nur für wenige Männer Raum, da dicht daneben der Fels in die Abgründe abfällt.

Als nach der Abreise des Bergrathes Hanke der Strick auf dem Haspel befestigt war, konnten die Arbeiter der Versuchung nicht widerstehen, allein, ohne ihren kühnen Meister, auf eigene Faust eine Fahrt in die Tiefe anzutreten, um sich ein wenig in der unbekannten Schattenwelt umzusehen. Der erste Versuch misslang. Der waghalsige Arbeiter Siberna, welcher durch geistige Getränke seinen Forschereifer zu erhöhen gesucht hatte, wurde 60 *m* abgelassen, dann endete an diesem Punkte der Schacht, dessen Wände hie und da Haltpunkte geboten hatten, und er schwebte hinaus in einen grossen Dom. Nun aber gerieth der an dem Tau hängende, des Haltes an der Wand beraubte Mann in eine fatale, drehende Bewegung, und gab beängstigt das Hornzeichen zum schleunigen Rückzug. Wenige Tage später, am 16. September 1889, unternahm Siberna noch einmal dasselbe Wagniss. Gegen das Aufdrehen des Strickes versicherte er sich, indem ein Tau hinabgelassen wurde, an dessen Ende ein mit Steinen beschwerter Sack befestigt war. Durch Festhalten des Taues wurde die kreisende Bewegung verhindert und der Wagehals erreichte glücklich nach 108 *m* Fahrt den Grund der Höhle. Ihm folgten noch die Arbeiter Reschauer und Rebeč. Der Sitz, auf welchem die luftige Reise bewerkstelligt wurde, bestand aus einem an dem Ende des Strickes befestigten Querholz (Knecht); Brust und Beine waren festgebunden.

Durch einen hohen Gang drangen zwar die Drei ein gutes Stück Weges ein, sie brachten aber nur sehr verworrene Berichte darüber an die Oberwelt, Fabeln, welche aller Glaubwürdigkeit entbehrten.

Bald dachten die drei Neugierigen wieder an die Rückkehr, und die Winde, welche anstandslos arbeitete, beförderte zuerst Rebeč aus dem Schacht, was eine halbe Stunde in Anspruch nahm.

Den Obenstehenden war wohl in dem kalten Luftzug, bei einer Temperatur von 5° C., der Aufenthalt neben der Winde nicht besonders angenehm, deshalb hatten es Alle sehr eilig mit dem Aufzug der beiden, noch unten befindlichen Forscher. — Ein junger Bursche, welcher das Tau abhaspelte, gab gern der Aufforderung eines Collegen nach, die Winde loszulassen, damit der Strick schneller ablaufe. Letzterer, seiner Bremse beraubt, begann immer schneller abzulaufen, sein Lauf steigert sich zu rasender Geschwindigkeit — der Bursche will erschreckt aufhalten und greift nach den Eisenstäben. Bei dieser unsinnigen Handlungsweise wird ihm der rechte Arm zweimal

entzweigeschlagen und auch der linke stark beschädigt. Ein Arbeiter fängt den Unglücklichen noch rechtzeitig auf, sonst wäre er dem Seil in den Schlund nachgestürzt.

Während dieses aufregenden Momentes war der Strick abgelaufen, riss sich krachend von der Welle los und stürzte hinab.

Die Bedienungsmannschaft der Winde war eine zeitlang rathlos und wusste nicht, was zu thun sei. Siberna hatte jedoch ein Signal verabredet, das darin bestand, dass er an dem hinabhängenden Gleitseil schütteln würde, wenn er die Aufmerksamkeit erregen wollte. Das that er nun und instinctmässig befestigten die Leute dieses Seil an der Welle und haspelten es auf. An das Ende war ein Papier gebunden, auf dem Siberna in kurzen Worten meldete: »wir Beide sind lebend und gesund, — heute ist es schon zu spät, um uns hinauf zu ziehen, wir wollen die Nacht unten bleiben, kommt morgen in der Frühe zeitlich wieder.« Dieser Brief erlöste die erschreckten Leute aus bangen Zweifeln. Der Verwundete wurde mit Stricken umbunden, und dann wie ein Sack aufgezogen.

Am nächsten Morgen musste die Rettungsmannschaft erst das herabgefallene Tau aufziehen. Es vergieng manche Stunde, bis der ganze Apparat wieder in den alten Stand gesetzt war und die waghalsigen Grottenforscher aus ihrem tiefen Gefängniss erlöst werden konnten.

Bald darauf, am 28. Juni 1891, fuhr Bergrath Hanke selbst hinab. Er erforschte einen Theil der Höhlen und nahm, fieberdurchglüht, mit dem ganzen Aufgebot seiner eisernen Willenskraft, den Plan derselben mit dem Handkompass auf. Der Unglückselige brachte aber auch den Keim für eine qualvolle Krankheit und sein leider so frühes Ende aus dem gräulichen Abgrund an die Oberwelt.

Er hatte sich nicht die Zeit genommen, die haarsträubend primitiven Einsteigmittel zu verbessern, so z. B. den Haspel, welcher nicht einmal eine Sperrvorrichtung besass. Der Strick hieng von der Winde nicht direct in den Schacht, sondern der Apparat stand über 3 *m* davon entfernt, so dass das Seil an verschiedenen Stellen an den Felsen gerieben wurde. Wie leicht konnte sich bei der Fahrt in das Ungewisse der Strick in irgend einer Spalte verfangen, und wie wäre es dann möglich gewesen, den unten schwebenden Mann zu befreien? — Zufällig ist alles gut abgelaufen, doch eine Höhlenfahrt, wie die von Hanke in eine so kolossale Tiefe, mit solch' einfachen Mitteln ausgeführte, dürfte einzig in der Grottenforschung dastehen.

Auch bei der von uns beabsichtigten Erforschung bestand die Absicht, in demselben Schacht zur Tiefe zu kommen, in welchem Hanke abgefahren war. Von der Anwendung eines Haspels war, wenigstens im oberen Theile, von Anfang an abgesehen. Das Hinabkommen war mit Leitern und Bühnen geplant.

Bei dem Schlagen der Stufen, die dazu dienen sollten, um gefahrlos zur zweiten Brücke gelangen zu können, gab plötzlich unter den Hammerschlägen ein Stein nach; es zeigte sich eine kleine Spalte, die, etwas erweitert, zu der glücklichen Entdeckung führte, dass hier noch ein dritter Schacht vorhanden ist, welcher durch ein herabgestürztes Felsstück ganz verlegt war. Dieser Fund war für die weitere Gangbarmachung der Kačna jama von grösstem Einfluss. Hier bot sich die günstigste Gelegenheit zum Abstieg. Ein Herabfallen von Steinen blieb hier ausgeschlossen; eine Gefahr, auf die man in den anderen Theilen des Schlundes jeden Augenblick gefasst sein muss. Über dem neuen Loch wurde, zur doppelten Sicherheit, noch ein starkes Dach aus 6 *cm* dicken Hölzern schief angebracht, damit ein auffallender Stein leichter abgleiten könne.

Die zweite Brücke liegt 105 *m* unter der Oberfläche des Karstes.

Mit einem Lichte versehen, zwängen wir uns in das Loch des neuentdeckten Schachtes. Im langsamen Tempo geht es über drei 12 *m* lange Leitern behutsam in einem Schlote abwärts. Die Enden der Leitern ruhen auf zwei bis drei Balken,

die an passenden Punkten an der Wand befestigt sind. Der Abstieg auf den beiden ersten Leitern wird im Dunkeln ausgeführt, dann wird es dämmerig, wir kommen zu einem Durchbruch, bei dem sich die Schächte auf ca. 20 *m* Länge vereinigen. Die dritte Leiter steht ziemlich stark geneigt und geräth beim Begehen in bedenkliche Schwankungen. Durch ihre Sprossen blickt man gerade in den anderen Schacht hinab, aus dem es eisig heraufweht. Die Leitern sind nasskalt und schmierig-schlüpfrig. Die Hände werden von einer klebrigen, lehmartigen Masse bedeckt, unaufhörlich reinigt man dieselben an seinen Kleidern und jeder Felsvorsprung wird benutzt, um den Schmutz abzureiben. Wahrlich, es gehört eine gute Dosis Forschereifer dazu, auf solchen unterirdischen Pfaden zu wandeln. Nachdem ein Felsabhang umgangen, was ursprünglich etwas kritisch war, erreichen wir die dritte Naturbrücke, d. h. den Punkt, wo die beiden Schlote wieder getrennt zum Grunde abfallen, 23 *m* unter der zweiten Brücke. In dem nun folgenden Kamin müssen wir vier Leitern absteigen, die erste hat 4, die anderen je 12 *m* Länge. Auf einem steilabfallenden Plateau, 170 *m* unter dem Karst, wird endlich fester Fuss gefasst. Wir schauen in den grossen Grunddom, in welchen die beiden anderen Schächte an der 60 *m* hohen Decke einmünden, und befinden uns noch hoch über dem Grunde, welcher 40 *m* senkrecht vor uns erscheint.

Die Lösung der Aufgabe, einen gangbaren Weg an der lothrechten Wand anzulegen, hat Marinitsch mittelst sechs Leitern, die frei an dem Abgrund hinlaufen und auf meterlangen, in der Wand befestigten Eisenstangen ruhen, in origineller Art gelöst. In mässigem Winkel sind drei lange Holzleitern längs des Felsens angebracht. Da dieser nicht ganz lothrecht und auch uneben ist, so erweitert sich der Zwischenraum zwischen Leiter und Fels oft mehr, als dem Begeher angenehm ist. Das von oben eindringende Tageslicht wirft einen ungewissen düsteren Schimmer über den Grund des Schlundes. Jetzt folgt eine vierte Leiter, sehr stark geneigt, danach die fünfte unter ca. 30° und schliesslich die sechste und letzte, fast senkrecht stehend. Eine halbe Stunde hat der ganze Abstieg in Anspruch genommen.

Trotz der niederen, in diesem Dom herrschenden Temperatur von 5° C. hat uns die Tour recht warm gemacht. Eine Ruhepause, welche dazu dient, den durch das lange Absteigen auf schwankenden Leitern rebellisch gewordenen Beinen und Armen eine Erholung zu gönnen, benützen wir gleichzeitig, um den begangenen Leitersteig an der Wand neugierig zu betrachten. Doch die Dämmerung verdeckt wohlwollend mit ihren Fittichen den luftigen Pfad. Nur wer oben über die schiefliegenden Leitern keuchend hinkriecht und durch die Sprossen in das nebelige Gewölbe sieht, wird von respectvoller Hochachtung erfüllt für den Grottenbaumeister Marinitsch und die wackeren Arbeiter, welche seine Pläne ausgeführt haben.

Der Punkt, an dem wir den Grund des Domes betreten, liegt ein gutes Stück abseits von den Öffnungen der nach oben führenden Kamine, und man ist vor herabfallenden Steinen gesichert. Auf dem stark geneigten Boden, welcher mit weicher, nasser Erde bedeckt ist, steigen wir abwärts, einem sonderbaren Schauspiel näher tretend, das nur das tiefste Innere des Berges bieten kann. Unheimlich, wie zwei riesige Augen, glotzen die Öffnungen der beiden Schlote auf uns herab und erhellen die Tiefe derartig, dass es möglich wäre, eine nicht zu kleine Schrift zu lesen. Wer aber den Blick aus den nachterfüllten Räumen der Unterwelt in die sonnige Aussenwelt hinauf sendet, glaubt das Luftgespinst einer Fata morgana zu sehen, wenn er den obersten Theil der Kačna jama mit Büschen und Bäumen erblickt.

Fackelschein erhellt den ansehnlichen Dom, von dem nach drei Richtungen Höhlen auslaufen. Wir entscheiden uns für einen Besuch der Haupthöhle, das ist diejenige, welche Bergrath Hanke entdeckt und vermessen hat. Gleich beim Eingang, circa 5 *m* hoch an der Wand, liegt auf Felszacken ein vermoderter Baumstrunk, den nur ein hier eingedrungenes Hochwasser an diesen Ort gebettet haben kann. Ein geräumiger Gang in mannigfachem

Zickzack, abwechselnd bald NE, dann SE, oft sich beträchtlich erweiternd, führt weiter in den Berg. Es ist eine mühsame Wanderung; von dem ebenen Gang, von welchem Hanke und seine Begleiter berichteten, sehen und merken wir wenig. Uns stellen sich viele Hindernisse in den Weg. Häufig sind wir genöthigt, Trümmerberge und grössere Blöcke zu überklettern, auch verläuft die Höhle nicht eben, sondern weist beträchtliche Steigungen und Depressionen auf. Tropfsteingebilde an den Wänden sind sehr selten, ebenso fehlen in dem ersten Theil Stalaktiten und Stalagmiten. Nur auf einem Hügel, den wir kreuzen müssen, befindet sich eine Anzahl Stalagmiten, und damit hat die Kačna jama, wie viele andere Grotten, ihren Calvarienberg. Hie und da finden sich kleine Seitenhöhlen mit grossen Schlammablagerungen und trichterartigen Vertiefungen in denselben, von welchen beinahe als sicher anzunehmen ist, dass sie von hier eingedrungenem Wasser herrühren. Ganz analoge Verhältnisse finden sich in der von Putick entdeckten Falkenhayn-Höhle bei Planina, welche noch theilweise von der Unz durchströmt wird.

An einem Ort ist die Höhle fast ganz versintert. Um weiter zu kommen, müssen wir auf einer Holzleiter emporsteigen. Im ferneren Verlauf hat sich die Galerie bedeutend verengt. Klotzig geformte, schmutzige Stalaktiten reichen fast bis auf den Boden herab. An ihren unteren Enden haben sich dicke Lehmkrusten angesetzt, wohl ein untrügliches Merkmal dafür, dass hier eingedrungenes Wasser die Erdmassen aufwühlte, welche sich dann beim Zurückgehen der Fluth an die Tropfsteine angesetzt haben. Kaum kann man noch aufrecht gehen. Unter den herabhängenden Zapfen hinkriechend, gewahren wir, dass sich die Höhle in verschiedene Arme verästelt, welche jedoch alle in eine Art von Dom führen, der scheinbar den Abschluss, das Ende der Höhle bildet. Bis hierher sind von der Stelle, wo wir die von oben kommenden Leitern verliessen, circa 800 *m* Entfernung.

Oben in der Wand, 12 *m* hoch, klafft die Öffnung einer Höhle, welche Hanke für die Fortsetzung hielt, aber ohne Leitern nicht ersteigen konnte. Wir hatten uns hiefür vorgesorgt. Recht mühsam wurde eine lange Leiter angelegt und die vermeintliche Grotte erstiegen. Es zeigte sich aber nur ein kurzes, schmutziges Loch.

Mehr Erfolg versprachen wir uns von einer Seitenhöhle, durch welche Hanke und seine Leute vorgedrungen waren und an deren Ende sie ein Fenster gefunden hatten, durch welches man unter sich in 8 *m* Tiefe Wasser gewahrte. — Damals war der Arbeiter Siberna an einem Strick hinabgelassen worden, um dieses Wasser, welches die Forscher für die Reka hielten, zu untersuchen. Den kühnen Männern erschien es als eine Gewissheit, fliessendes Wasser vor sich zu haben, da brennende Papiere, welche Siberna hineinwarf, immer nach einer Richtung fortschwammen. Wahrscheinlich wurden aber diese brennenden Schwimmer durch die Bewegung, welche Siberna im Wasser erzeugte, alle nach derselben Richtung abgetrieben. Die Erforschung der angeblichen Reka nahm ein schnelles Ende, als Siberna, allzu keck, ohne die nothwendigsten Behelfe, am Rande weiter zu gehen versuchte, dabei ausrutschte und ein unfreiwilliges halbes Bad nahm. Das kühlt, besonders in den kalten Höhlen, den kühnsten Forschereifer ab. Die Forschung wurde abgebrochen und der Rückzug angetreten. Die Mähre aber von dem fliessenden Wasser wanderte auch mit hinaus. Sie hatte sich erhalten, bis wir uns mit den nöthigen Leitern und Stricken nahten, um unsere alte Freundin, die Reka, hier in der Kačna jama zu begrüssen.

Bald waren wir unten. Marinitsch, Hauptmann Novak, Valle, Adjunct des Triester naturhistorischen Museums, und ich, sowie die beiden Arbeiter Juri Cerkvenik und Fr. Sniedersič. Wir überzeugten uns rasch, dass das vermeintlich fliessende Wasser nur ein stagnierender Tümpel von Sickerwasser war, welches an den Wänden reichlich herabrann. Bei Magnesiumlicht erspähten wir das Ende des Beckens und darüber hinaus eine abwärts in den Berg führende Öffnung. Die Leiter wurde herabgezogen und über das Wasser gelegt, dann erreichten wir, behutsam am Ufer weiter

kriechend, das Ende des Beckens. Hier gähnte uns wirklich ein dunkles Grottenportal entgegen. Hineingeworfene Steine kollerten über einen steilen Abhang, um dann dumpf aufzuschlagen. Wir liessen uns an dem Stricke hinab. Die neue Grotte führt, mit einer Neigung von 30°, in eine grosse Halle, deren Boden mit wahren Lehmbergen angefüllt war. Nach ca. 20 *m* naht sich ein neuer Absturz. Er ist nicht so steil und lang wie der erste, doch hindert gleich anfangs ein senkrechter Felsblock von 3 *m* Höhe ein sofortiges weiteres Eindringen.

Den Strick konnten wir vom ersten Abgrund nicht fortnehmen, er war unumgänglich nothwendig, um den steilen Hang zu überwinden und musste daher unberührt an seinem Platz bleiben. Auch die Leiter durfte nicht vom Wasser entfernt werden, da sonst keine zur Verfügung stand. — Magnesiumlicht erschloss die Aussicht in eine zweite grössere Halle. — Snidersič, ein grosser starker Mensch, rutschte, sich an einem hingehaltenen dicken Spagat, einer Messschnur, haltend, hinab; ihm folgte, gut unterstützt, der schlanke Hauptmann Novak. Marinitsch und ich blieben als Reserve zurück. Die beiden Vorgedrungenen durchstöberten den neuen Raum, und fanden ihn ebenfalls ganz mit angeschwemmtem Lehm angefüllt. Hie und da zeigte sich ein verstopftes Saugloch, aber kein Gang, kein Loch, welches weiterführte. Hier also endete der grosse Hauptgang; wir hatten an diesem Tage eine Strecke von rund 100 *m* neu erschlossen. Das einzige Resultat unserer Fahrt war die auf den unverkennbaren, sichtbaren Zeichen fussende Annahme, dass hier zeitweise Überfallwasser der Reka durch die Lehmmassen eindringt und diese Räume ausfüllt. Diese Annahme wurde dadurch bestätigt, dass wir später, nach einem Hochwasser der Reka, in diesem Theil der Höhle unsere Fussspuren vom Wasser verwischt fanden; ebenso war die Leiter, deren wir uns damals bedient und die aufrecht an der Wand stehend verlassen worden war, vom Wasser umgeworfen worden.

Dieser Theil der Kačna jama endet gerade unter dem Bahnhof von Divača, wir haben jedoch nie das Rollen der verkehrenden Eisenbahnzüge wahrgenommen.

Wir verlassen nun diese Räume, um uns wieder zurück nach dem Eingangsdom zu wenden, denn es giebt noch manches zu sehen und wir müssen eilen. — Mein Bericht ist nämlich aus verschiedenen Erforschungsfahrten zusammengestellt. Alle Theile des riesigen Schlundes und seiner Grundhöhlen in einem Tage zu durchstreifen, wäre ein hartes Stück Arbeit und würde viel zu grosse Anstrengungen verursachen.

Wir nennen die von mir schon früher erwähnte, vom Eingangsdom gegen Süden steil abfallende Höhle »Reka-Halle«, obgleich sie nur eine Fortsetzung des Domes in die Tiefe ist. Der Eingang ist 15 *m* breit, 8—10 *m* hoch, doch wachsen diese Dimensionen, je weiter wir vordringen, besonders in der Breite bis zu 50 *m*. Jedenfalls war einst die Reka-Halle viel höher, und wurde mit der Zeit von Geröll, Erde und Blöcken theilweise angefüllt. Vielleicht ist auch der Boden des Eingangsdomes mit hohen Schichten von herabgestürzten Trümmern bedeckt. Alle von oben durch die Schächte fallenden Steine zerschellen auf einem Trümmerhaufen, kollern über die 40° geneigte Halde der »Reka-Halle«, wo ihr Lauf aber bald in dem weichen, lockeren Erdreich gehemmt wird. Thatsächlich liegen nur oben auf dem Hang Steintrümmer, während ihn weiter abwärts eine Lehm- und schliesslich eine Sandschicht bedeckt.

Der Weg abwärts führt eine kurze Strecke gerade unter den Schächten vorbei. Wir trachten hier eiligst vorüberzukommen, denn in nicht allzu langen Zwischenräumen fallen kleinere und grössere Steine herab. Oft aber senden die düsteren, unheimlichen Schlote einen derberen Gruss. Dumpf krachend schlägt ein grosser Stein auf, ein Echo erweckend, das uns erbeben macht.

Ein aus dem weichen Erdreich ausgeschaufelter Zickzackweg leitet mühelos zum Grunde der Höhle, deren Gesammtlänge 95 *m* beträgt. Der Boden ist flach, kein Fels, kein Stein unterbricht den ebenen Plan. Wühlt man mit den Händen in dem

Sand, so findet sich, nahe der Oberfläche, zahlreicher Flussschotter: rund abgeschliffene Kalksteine, wie wir sie bereits in der unterirdischen Reka bei St. Canzian kennen gelernt haben. Mehr noch als diese Zeichen fliessenden Wassers bestärkt uns in dem Glauben an die Anwesenheit eines solchen eine unter der Felswand befindliche, einige Meter senkrecht verlaufende Öffnung, deren Ränder glatt abgeschliffener Fels bildet. Hier muss nach unserer Ansicht Wasser, und höchst wahrscheinlich das Überfallwasser der unterirdischen Reka eindringen. Wir befinden uns circa 290 *m* unter dem Niveau des Karstes (445 *m* Seehöhe), auf einer Seehöhe von circa 155 *m*. Als nun diese Öffnung durch Sprengungen erweitert und gangbar gemacht, sowie ein Gang freigelegt worden war, welcher, bei 24 *m* Länge, weitere 10 *m* tiefer führt, stiegen die Hoffnungen, wir glaubten schon sicher an den sehnlichst gesuchten Fluss zu kommen.

Die Erweiterung des Loches war nicht ungefährlich. Die Wandseite bestand wohl aus gewachsenem Fels, auf der anderen Seite aber waren aufeinander gethürmte Steintrümmer und Blöcke, hier durfte nicht viel entfernt werden, weil zu befürchten stand, dass dadurch die dahinter liegenden Steinmassen nachrutschen könnten. Um einigermassen sicher zu sein, wurde ein Theil des Schachtes gepölzt. Als ich zum erstenmale darin war, kletterte der Arbeiter Paul Antonsič voraus. Anfänglich ging die Abfahrt auf den Pölzhölzern im steilen Kamin leidlich gut, dann aber wurde dieser sehr eng. Mein Führer rief mir von unten zu, ich möge mich nur hinabrutschen lassen, welchen Rath ich auch befolgte. Schliesslich stand ich in einem engen Felsloch, das kaum weit genug war, um die emporgestreckten Arme an dem Leib herunter bringen zu können. Was nun? rief ich mit einer derben Verwünschung: sich niederlassen, und die Beine dabei ausstrecken? Hierher! tönte es zurück und mit einem heftigen Ruck (Antonsič half durch Anziehen meiner Beine nach) sass ich ziemlich schmerzhaft in einem horizontal weiterstreichenden Loche, in dem vorwärts gekrochen werden musste. Bald erweiterte sich der Gang, ich konnte wenigstens aufrecht stehen.

Wir krochen über grosse Felsblöcke vorsichtig weiter, da kleinere Steine, welche wir in Bewegung setzten, zwischen den Blöcken dem Klang nach beträchtlich tief hinunterfielen. In einzelnen geschützten Vertiefungen fand sich grobkörniges, abgeschliffenes Flussgeschiebe. Endlich kamen wir an ein enges Loch, den Eingang zu einer zweiten Kammer, welches zu durchschlüpfen mir aber ebensowenig gelang, wie ein anderes Mal meinem Freunde Marinitsch. Mein Begleiter hatte sich hineingepresst und lobte die darin befindlichen Sehenswürdigkeiten, die aber auch von aussen leicht erkannt und gewürdigt werden konnten.

Von diesem Raume aus weiter vorzudringen ist noch nicht gelungen; es sind nur mehr ganz enge Spalten, welche weiter führen und dem eindringenden Wasser als Durchzugskanäle dienen.

Dass das Wasser hier eindringt, sollte uns, die wir daran von vornherein nicht gezweifelt hatten, bald nachher zur freudigen Gewissheit werden. — Nach dem bedeutenden Hochwasser in St. Canzian vom 27. October 1895 stiegen zwei dazu beauftragte Arbeiter, Siberna und Reschauer, am 28. October hinab und fanden die Reka-Halle bis zu 60 *m* Höhe mit ruhig stehendem Wasser angefüllt. Am 29. October, als Marinitsch zur Stelle war, war diese Wassermasse spurlos verschwunden. Mit fast untrüglicher Bestimmtheit kann behauptet werden, dass die Fluth von der unterirdischen Reka herrührte. Alle Zeichen weisen sicher darauf hin. Glaubwürdige Zeugen sind: der massenhaft sich vorfindende Flussschotter; ferner die vielen vegetabilischen Gegenstände, welche sich theils im Sande finden, oder auch in den Felsnischen hängen geblieben sind. Es sind dies besonders abgeschliffene Holzstückchen, wie man sie häufig in unterirdischen Flussläufen findet, zerriebene trockene Blätter und viele Zwetschkenkerne! Zu bemerken ist, dass im oberen Rekathal Zwetschken in Menge vorkommen, während sie in Divača fehlen.

Das Eindringen des Wassers nach einem grösseren Anschwellen der Reka wurde seitdem noch vier verschiedene Male beobachtet.

Wir steigen wieder zum Hauptdom hinauf, um noch eine Wanderung durch den neuentdeckten dritten Theil der Kačna jama, der »Neuen Grotte«, zu unternehmen. Der Eingang zu der neuen nach Südwest streichenden Höhle liegt dem, welcher in den nordöstlichen Hauptgang führt (dem ersten, welchen wir bereits besucht haben), gerade gegenüber. Eigentlich sind beide Höhlen nur eine 1300 *m* lange Galerie, welche durch die von oben kommenden Kamine und den Eingangsdom unterbrochen wird. Ganz ungleich dem hohen, dunklen Portal des grossen nordöstlichen Ganges ist der Einlass in die neue Grotte beschaffen. Er ist klein, niedrig, beim ersten Anlauf sogar schwer zu treffen.

Thatsächlich verlief eine Reihe von Erforschungsfahrten in die Kačna jama, ohne dass dieser Raum aufgefunden wurde. Zuletzt, als schon Alles genau durchsucht war, hatte Marinitsch das Glück, ihn am 31. Juli 1895 zu entdecken. — Durch einen bisher unbemerkten engen Schlupf krochen er und seine Begleiter in die neue grosse Höhle ein und begrüssten mit Jubelrufen die prächtigen Tropfsteingebilde, welche vor ihnen kein Auge erblickt, über welche der Schein ihrer Lichter zum ersten Male hinzitterte.

Gleichsam als wollte die Natur hier in dem schauerlichen Grunde der Kačna jama nebeneinander ihre zerstörende und ihre bildende Kraft offenbaren, rollt sie den Augen eine Anzahl überwältigender Nachtbilder auf, wie sie selten in einer Höhle vereinigt sind.

So sehen wir in den gewaltigen Schloten und dem nordöstlichen Gang: wilde Zerstörung, Einstürze, verheerende Spuren des eintretenden Wassers mit allen Schrecknissen einer gefahrvollen Höhlenfahrt. Dagegen hier, in der neuen Grotte, webt die Natur in den jungfräulichen Boden der weiten Halle einen Teppich von tausend und abertausend blitzenden Rhomboëdern, bekleidet sie die Wände mit glitzernden Draperien, baut sie die schönsten Pfeiler auf, welche einen Tempel der Schattenwelt stützen.

Schon nach 20 *m* ändert die Höhle ihre ursprüngliche Richtung und wendet sich mehr gegen Süd. Bald werden wir gezwungen, einen sehr engen Schlupf zu passieren. Mühsam, auf allen Vieren, wird er durchkrochen, dann aber gewinnt die Höhle wieder an Ausdehnung. Ansehnlich, sowohl in Höhe wie Breite, wächst der Raum. Auf vollkommen trockenem Grunde steigen wir aufwärts, jetzt wieder gegen Nordwest. Aus dem Dunkel vor uns tauchen allerlei wundersame Gestalten auf. Es sind die Hüter des Allerheiligsten der Kačna jama, in welchem die prächtigen Säulen und Gebilde gedrängt zusammen stehen. Der matte Schein unserer Grubenlampen lässt unzählige Lichter in den Krystallen aufleuchten. Siegreich aber zertheilt Magnesiumlicht die Finsterniss. Der ganze Zauber einer noch unentweihten Tropfsteingrotte umgiebt uns. Die fallenden Wassertropfen haben ein Gebilde gesponnen, welches einer Theaterbühne gleicht. Beiderseitig, staffelförmig vorspringend, stehen die Coulissen, Säulen von mächtigem Umfange, geschmückt mit den schönsten Verzierungen, oft lang gerippt, weiss und gelblich-roth gefärbt. Tiefschwarz spannt sich der Hintergrund aus; auf ihm zeichnen sich mannshohe Stalagmiten ab, wie versteinerte Figuren anzuschauen, die geisterhaft auf dieser so tief in das Bergesinnere vergrabenen Schaubühne stehen. Nur das Leben fehlt; doch auch dieses erwacht, denn plötzlich flattert mit lautlosem Fluge eine Fledermaus gespensterhaft auf der offenen Scene umher. Das Licht erlischt: tiefes Dunkel umgiebt uns. Versunken sind die Herrlichkeiten in den Schoss der Nacht, in der sie geboren, in der sie aufgebaut wurden in unermesslichen Zeitläuften.

In einer Entfernung von 80 *m* erreichen wir den Culminationspunkt, dann stürzt die Grotte in einer Neigung von circa 45° steil gegen Südwest ab. Ohne Seil muss sehr vorsichtig abgestiegen werden. Die kleinen Stalagmiten bieten hiebei willkommene, sichere Handhaben. An diesem Hang befinden sich einige Seitengrotten, von denen eine in der linken Wand unsere Aufmerksamkeit später in Anspruch

nehmen wird. Einstweilen klettern wir weiter, dem Ende zu, welches nur noch 70 *m* entfernt ist. Immer mehr gewinnen wir durch die Form der Höhle die Ansicht, dass einstmals Wasser hier durchgeflossen sein muss. Jetzt verengt sich plötzlich der weite Raum, es bleibt dem vorwärts Strebenden nur noch ein enges, wahrscheinlich vom Wasser rund und glatt ausgewaschenes Loch, durch das hinabgeklettert wird. Es ist dies eine Schornsteinfegerarbeit, bei der Ellenbogen, Knie und Hände arg mitgenommen werden. Dann folgt eine Erweiterung, man schnauft von der gehabten Anstrengung aus, um gleich wieder nach Art der Vierfüssler weiter zu kriechen. Bald ist das Ende erreicht: ein cisternenartiger Schacht von 4 *m* Tiefe. Wenn hier einst noch andere, weiterführende Öffnungen waren, so sind sie jetzt vertropft (d. h. versintert). Die Natur hat dieselben selbst vermauert.

Wir kehren nun zurück und machen halbwegs bei der Ersteigung des vorhin erwähnten steilen Hanges Halt, um auch noch die letzte Errungenschaft der Erforscher der Kačna jama kennen zu lernen.

Gelegentlich einer Expedition, die Hauptmann Novak und Marinitsch in die Kačna jama unternahmen, und der auch der Triestiner Grottenforscher, Herr G. A. Perko, als Gast beiwohnte, fand man bei genauem Absuchen der Wand ein bisher unbeachtet gebliebenes enges Loch, das scheinbar weiter führte. Anfangs ein etwa 6 *m* langer enger Schlupf, bricht diese neue Höhle in einen glatt ausgewaschenen, röhrenförmigen Schacht 14 *m* steil ab, der nur schwer mit dem Seile bewältigt werden konnte, da keine Strickleitern zur Hand waren. Am Fusse des Schlotes erblickten die Entdecker Wasser, welches eine weitere Erforschung dieser neuen Grotte hinderte. Das nächste Mal stieg man, besser ausgerüstet, mit einer Strickleiter zum Wasser und konstatierte dabei, dass dasselbe nur eine Ansammlung von Sickerwasser war, welches ein Becken von geringem Umfange bildete. Als ein Brett darüber gelegt wurde, gelangte man mit einem Schritte an einen Abgrund, der mit 28 *m* Tiefe senkrecht abgelothet wurde. Über den Häuptern stieg der Schacht, denn ein solcher war es, in welchen die Forscher hineinblickten, weiter aufwärts, ohne dass es möglich gewesen wäre, seine Decke zu erspähen. - Marinitsch ordnete für die nächste Fahrt an, dass die Arbeiter das Becken ausschöpfen sollten, damit für den Abstieg eine genügende Operationsbasis geschaffen würde. Ebenso verfügte er die Anbringung verschiedener Eisenstäbe, um die Strickleiter befestigen zu können.

Voll glühendem Eifer konnte er kaum den Tag erwarten, an welchem Alles zum Abstieg fertig gestellt war. Er hoffte, am 2. Januar 1896 an das Ufer der unterirdischen Reka zu gelangen. Doch in den Sternen stand es anders geschrieben: statt des Wassers fand er Unheil, und kehrte blutend und verwundet zurück. Infolge Umkippens einer Steinplatte verletzte sich der kühne Forscher derart, dass es ihm nur mit schwerer Mühe und mit dem heroischesten Aufgebot des Restes seiner Kräfte gelang, wieder aus dem schwierig zugänglichen Schlunde an die Oberwelt zu kommen.

Dieser Unfall Marinitsch's hemmte für längere Zeit die weitere Erforschung des neuen Schlundes. Erst nach mehreren Monaten war der Forscher soweit hergestellt, dass er wieder activ an einer Fahrt theilnehmen konnte.

Am 9. August 1896 konnten Marinitsch und ich die letzten Geheimnisse der Unglückshöhle enthüllen, welcher wir am Ende der Erforschung den Namen: »Die unheimliche Höhle« beilegten. Wir waren von unseren St. Canzianer Grottenarbeitern Juri Cerkvenik, Anton Cerkvenik und Paul Antonsič, sowie den beiden Divačaner Grottenarbeitern Siberna und Reschauer begleitet.

Der Abstieg in den Schlund, in dem Marinitsch verunglückt war, gestaltete sich etwas leichter, da durch Wegarbeiten und durch Benützung eines abwärts streichenden Schichtbandes ca. 7 *m* Strickleiter erspart werden konnten.

Wir verliessen den Schacht durch eine enge Spalte und stiegen auf einer kleinen

Holzleiter einige Meter in einen stark geneigten, äusserst schmierigen Gang ab. Mit Händen und Füssen versanken wir in einer fast 10 *cm* hohen Lehmschichte. Der Gang mündete nach 10 *m* an der Decke eines weiten Hohlraumes, in welchen wir mit einer 9 *m* langen Strickleiter einstiegen.

War schon oben in dem Gang alles Erdreich stark aufgeweicht gewesen, so kamen wir hier aus dem Regen in die Traufe. Die Höhle war bis hoch hinauf an den Wänden mit förmlichen Lehmbergen bedeckt, auf denen wir schräge abwärts gehen mussten. Von Zeit zu Zeit wurde stehen geblieben, um die Erdklumpen von den Füssen abzuschleudern. Je tiefer abwärts, um so kothiger wurde es. Endlich erreichten wir eine aus dem Lehm hervorstehende Felswand, von der nur mehr etwa 5 *m* zur Sohle der Höhle waren. Nochmals wurde eine Strickleiter angebracht, welche aber alsbald vom feuchten Schmutze so schlüpfrig ward, dass wir uns nur mit vieler Mühe an den Sprossen festhalten konnten.

Ganz unten war es ziemlich trocken. Bei genauer Untersuchung fanden wir einen ruhig stehenden Wassertümpel, in den ein ganz kleines Bächlein hineinfloss, welches aus einer nahen Felsspalte munter hervorrieselte. Mit Hammerschlägen wurde vergeblich die enge Spalte zu erweitern gesucht; dann wandten wir unsere Aufmerksamkeit dem Wasserbecken zu. Siberna, der zu nahe an sein scheinbares Ufer herangieng, begann plötzlich langsam bis an die Knie in den weichen, sandigen Schlamm einzusinken, und wurde noch rechtzeitig herausgerissen. Ich konnte in dem den Tümpel umgebenden Sande mit grösster Leichtigkeit eine Stange 1½ *m* tief einstossen. Eine längere Stange wäre vielleicht noch viel tiefer eingesunken.

Dem sicheren Anschein nach tritt bei Hochfluth der Reka deren Überfallwasser hier in diese, 304 *m* unter dem Eingang liegende Höhle ein. Man nimmt deutlich wahr, wie durch die kreisende Bewegung des Wassers ein ausserordentlich feiner Sand zu Haufen an verschiedenen dazu günstig liegenden Stellen der Wand aufgeschichtet wird. Der Sand ist kein Kalk, sondern fein zerriebener Sandstein, welcher wohl aus dem oberen Rekathal bei Urem in Krain stammen dürfte.

Das Wasser wird, da sonst keine andere Öffnung oder Gang mehr vorhanden, durch den Schlammtümpel eindringen und die ganze Höhle ausfüllen. Ehemals aber muss es von oben herab die Schlünde durchflossen haben, denn darauf weisen die rund und glatt ausgewaschenen Schlote hin. Das gefundene kleine Bächlein aber dürfte eine Ader sein, welche das reichliche Sickerwasser aus dem oberen Theil dieser Höhle zusammenfasst und durch den schlammigen Grund ihren Weg zur unterirdischen Reka nimmt.

Wir standen noch lange, ehe wir uns zur Rückkehr entschliessen konnten, und blickten in die trübe Wasserfläche. Fast wollte es uns scheinen, als begrabe dieselbe unsere letzten Hoffnungen, den gesuchten unterirdischen Fluss aufzufinden.

Nun aber fort aus dem dumpfen, unheimlichen Raum, es drängt uns aus der Grabesluft wie selten einmal hinauf zur lichten Oberwelt. Ohne weiteren Unfall, ohne Abenteuer durchwandern wir die Grottenräume und steigen langsam die endlose Leiterflucht hinauf in die von der sinkenden Sonne verklärte Landschaft.

Endlich sind wir oben am Karst angelangt, wo wir uns erschöpft in das magere Gras niederlassen. Wir sind todtmüde und abgehetzt, aber doch bleibt uns noch der Humor treu, wenn die gegenseitige Musterung beginnt. Jeder sieht aus, als habe er sich im Kothe herumgewälzt. Fingerdick klebt der Lehm auf den zuweilen arg mitgenommenen Kleidern. Die Gesichter sind vom Fackeldampf geschwärzt, die Hände starren von Schmutz. Manche Schmarre und leichte Verwundung giebt Kunde von der glücklich bestandenen Fahrt in den wilden Schlund der Kačna jama.

Das Pitzthal.

Von

Richard Schucht.

Das Pitzthal gehört zu denjenigen Thälern in den deutschen Alpen, die am spätesten dem Verkehr erschlossen worden sind. Bei dem Mangel an ausreichenden Verkehrseinrichtungen und bei den dürftigen wirthschaftlichen Verhältnissen insbesondere des oberen Pitzthales hat sich das Leben und Treiben der Thalbewohner in vielen Beziehungen noch so erhalten, wie es in alter Zeit gewesen ist.

Es dürfte daher auch für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein, aus den nachfolgenden Zeilen, die sich als geringer Beitrag zur Volkskunde in den Alpen darstellen, Näheres über Land und Leute im Pitzthale zu erfahren.

Die grosse Mehrzahl der Reisenden lernt die höchst beachtenswerthen Einrichtungen aus alter Zeit, die ehrwürdigen Baudenkmäler von hervorragender Bedeutung bei der Eile, in der die Reisen gewöhnlich ausgeführt werden, überhaupt nicht kennen, von den intimeren landschaftlichen Reizen des Thales, die später erwähnt werden sollen, gar nicht zu reden. Und doch zeichnet sich das Pitzthal, das soll hier gleich gesagt werden, in dieser Hinsicht vor den meisten Seitenthälern Tirols ganz besonders aus. Die Reisehast, welche die Mehrzahl der Wanderer in der Neuzeit ergriffen hat, ist hier durchaus nicht am Platze. Nur zu oft kann man beobachten, dass die Reisenden sogar bei Regenwetter das Thal durcheilen und, wenn irgend möglich, ohne Verzug einen Übergang über die Taschachhütte oder die Braunschweiger Hütte wählen, auch wenn der Genuss der Aussicht ausgeschlossen ist. Kann ein solcher Übergang des ungünstigen Wetters wegen nicht ausgeführt werden, nun so wird der Rückweg durch das Thal in Eilmärschen angetreten, um die Eisenbahn zu erreichen und mit ihrer Hilfe den Reiseplan an einer anderen Stelle wieder aufzunehmen. Wie oft habe ich die Wahrnehmung gemacht, dass, wenn diese mit so grosser Eile behafteten Reisenden nur einen Tag sich der Ruhe hingegeben hätten, sie bei herrlichstem Wetter die Wanderung hätten ausführen können. Aber immer hasten, nur nicht rasten! Sogar von Hochtouristen habe ich den Ausspruch gehört, die Wanderung durch das Thal sei langweilig. Eine solche Ansicht vermag ich in keiner Weise als zutreffend anzuerkennen. Rechne ich mich auch nicht zu den Hochtouristen ersten Ranges, so zähle ich es doch zu meinen höchsten Genüssen, von Bergen wie die Wildspitze die Erhabenheit der Eiswelt bewundern zu können. Aber ich bekenne auch offen, dass nach tagelangen Märschen in Schnee und Eis jede Wanderung durch das Pitzthal mich noch stets erfreut und mir immer wieder etwas Neues über das Leben und Treiben der Bewohner gebracht hat.

Es wäre zu wünschen, dass die Reisenden das Pitzthal nicht in Hast oder mit Vorurtheil durchwandern, sondern auch einmal im Thale rasten — es giebt ja im

Pitzthale jetzt auch gute Raststätten —, um Land und Leute näher kennen zu lernen. Möchten doch diese Zeilen hierzu beitragen!

Zunächst soll hier über das Pitzthal im Allgemeinen und über seine Bewohner Bericht erstattet werden, sodann wird im nächsten Jahrgange der Zeitschrift eine touristisch-topographische Abhandlung folgen.

Selbstverständlich wird nicht beabsichtigt, damit eine erschöpfende, abschliessende Beschreibung zu schaffen. Der Aufsatz liefert nur die Ergebnisse meiner Beobachtungen und Ermittelungen während meiner wiederholten Anwesenheit im Pitzthale.

Geschichtliches.

Über die älteste Geschichte Tirols fehlen bestimmte Angaben. Nach den Rhätern bezw. Etruskern, welche als erste Bewohner Tirols gelten, nahmen die Römer Besitz von dem Lande. Die Letzteren mussten später den Germanen weichen. Nord-Tirol, insbesondere das Innthal und damit auch das Pitzthal wurde von den Bajuwaren besetzt. Die Germanen werden demnach schon seit alten Zeiten im Pitzthale ansässig gewesen sein. Diese Annahme gilt besonders für das untere Pitzthal von Arzl bis Wenns. Als Beweis hierfür ist u. A. anzuführen, dass in alten Zeiten durch diese Gegend der einzige Weg von Innsbruck und dem oberen Innthale nach Prutz und der Schweiz führte. Die jetzige Strasse von Imst nach Landeck kannte man in alter Zeit nicht; die Felsen reichten noch unmittelbar an die Ufer des Inns und liessen einen Verkehr auf dieser Strecke nicht zu. Erst sehr geraume Zeit später wurden diese Felsen beseitigt. So kam es, dass der Verkehr in alten Zeiten von Innsbruck nach der Schweiz von Imst über die sog. lange Brücke nach dem unteren Pitzthal und von hier als Saumpfad über den Piller[1]) nach Prutz führte, der den Verkehr auch nach dem Süden vermittelte. Die günstige Lage des unteren Pitzthales, namentlich die sonnigen Hänge des Venetberges, begünstigten Ansiedelungen im Zuge dieses Saumpfades sehr. Dazu kam, dass die Wälder reichliches Wild, der Pitzbach mit seinen Nebenbächen mit krystallhellem Gewässer die schmackhaftesten Fische, als Forellen, Aschen etc. lieferten.

Spuren von Ansiedelungen der Römer und der alten Germanen sind — wenn auch zunächst noch in geringer Zahl — nachzuweisen. Zwar nicht in Urkunden, aber doch durch Überlieferung wird in der Nähe von Arzl[2]) eine Burg der Römer (Römer-Castell) auf dem Burgstall, dem östlichen Ausläufer des Venetberges, erwähnt. Thatsache ist, dass auf dem Burgstall noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Ruine gestanden hat, deren Steine in den Jahren 1835 und 1836 zu dem Bau des Pfarrhauses und der Dorfkirche verwendet worden sind. Ferner sind mehrere Ortsnamen im Pitzthale romanischen Ursprungs, z. B. Arzl, in einer Urkunde vom Jahre 1288 noch Arzelle genannt (also wohl von arcella = kleine Burg), Plangeross (wohl von planum grossum = breite Fläche), abzuleiten.

Auf die alten Germanen ist der Name des östlich von Arzl gelegenen Hügels »Osterstein« zurückzuführen. Hier sollen Feste zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara stattgefunden haben. Auf der Kuppe des Hügels hat sich noch vor 20 Jahren ein Kranz von alten, verwitterten und mit Moos überzogenen Steinen vorgefunden. Weitere Funde ähnlicher Art sind in den ältesten Häusern des Thales, in den Weilern Grenzstein, sowie Matzlewald gemacht worden, und zwar fand man Hausgötter aus der Heidenzeit.

Hiernach dürfte wohl mit Recht auf die Besiedelung des unteren Pitzthales in

[1]) Nach einer Urkunde vom Jahre 1429 werden die Bewohner von Wenns zu Weg und Steg bis auf den Piller verpflichtet.

[2]) Diese Mittheilungen über Arzl sind mir von Herrn Professor Michael Haupolter, einem geborenen Pitzthaler, freundlichst übermittelt worden.

grauer Vorzeit zu schliessen sein, während das oberste Pitzthal mit Rücksicht auf die unwirthliche Gegend wohl erst später besiedelt wurde. Der Überlieferung nach ist die erste Ansiedelung in Mittelberg vom Süden her durch einen Gemsjäger erfolgt. Dass auch hier romanische Niederlassungen — vielleicht erst nach Zurückdrängung der Römer durch die Germanen — vorhanden gewesen sind, geht, wie schon erwähnt, aus dem Namen des Weilers Plangeross, der romanischen Ursprungs sein wird, hervor.[1])

Es ist hier nicht der Platz, zu schildern, wie Tirol unter der Herrschaft der Deutschen Kaiser, der Fürstbischöfe von Brixen, der Grafen von Tirol, des Hauses Österreich, der Bayern und Franzosen gestanden hat und schliesslich an das Haus Österreich zurückgefallen ist. Hier sollen nur Urkunden und Nachrichten über die geschichtliche Entwickelung des Pitzthales im Rahmen der Geschichte Tirols mitgetheilt werden.

Durch die Güte Seiner Excellenz des Herrn k. k. Statthalters in Tirol und Vorarlberg Grafen Merveldt wurden mir die im k. k. Statthalterei-Archive in Innsbruck vorhandenen mittelalterlichen Urkunden, die sich auf das Pitzthal beziehen, zugänglich gemacht.

Die älteste Urkunde stammt aus dem Jahre 1170 und erwähnt »Gebeno de Wennes« (Wenns) in einer Angelegenheit der Kirche zu Brixen. Die folgenden Urkunden, die hier mitgetheilt werden, betreffen theils die jetzigen vier Gemeindebezirke des Pitzthales: Arzl, Wenns, Jerzens und Pitzthal, theils allgemeine historische oder kulturhistorische Interessen.

1260 März 14. Neuhaus (St. Petersberg).

Die Brüder Hartmann und Konrad von Starkenberg verzichten zu Gunsten des Klosters Wilten auf den Zehenten von Gütern zu Imst, Arzel (jetzt Arzl) und Immels sowie auf die Vogtei über einen Hof zu Roppen, welche Gülten ihr Vater und Bruder, Gebhard der Ältere und Jüngere, die nun beide gestorben sind, dem Kloster entrissen haben. (Streit der beiden letzten Starkenberger betr.)

1265 April 5.

Cunrat von Starchenberg beurkundet, dass er dem Heinrich Hirgsperch seine Höfe zu Schurffen in Puzzentale (Weiler Schrofen im Dorfe St. Leonhard, Gemeinde Pitzthal) und Rigelun und den Stihtacker und das Ponlant zu Wenns zu eigen gegeben habe um die Calcarre zu Tarrens, die demselben gehörte und um den Bühel Rudegers Taehelins Gut und 5 Mark, die er selbem schuldete, welche er ihm sammt dem Hofe zu Rosseloch, der ihm „stunt von mir XVII mark"[2]), ledig gelassen habe.

1288 (Der gelt von Ümst).

5. Der meierhof von Arcelle (Arzl) giltet: 17 mutte der vor gesprochen maze (von sande Petersperch) âne 4 galuei Vinster? (Vmster) maze, 10 pfunt[2]) fur stiwer, 1 swein, 4 fleish.

6. Der ander hof auch da giltet: 6 mutte ân 1 schoet, daz ist 8 metzen, fur die stiwer 5 pfunt[2]), 1 swein, 2 fleish.

1313.

Bischof Johann von Brixen belehnt Seifrid von Rottenburg mit den Brixnerlehen des Hainrich Tanrer. Dieselben bestehen unter Anderem auch aus einem Zehnten zu Wenns.

1397 wird Hainrich von Rottenburg damit belehnt.

1355 Nov. 4. (Or. Perg.)

Hans, Wernhers sel. Sohn von Wenns, verkauft dem Ritter Georg von Starkenberg um 9 Mark Zahlberner sein Gut auf Jrtzes (jetzt: Jerzens), das weiland Sweiker an der Gassen baute. Unter den Zeugen: Friedrich der Schulmeister von Wenns, Chunrad der Hütel, Jacob aus dem Mayrhof, beide von Wenns.

---

[1]) Christian Schmeller will in seinen Beiträgen zur Ortsnamenkunde Tirols Plangeross als »Rosshof des Plank« erklären. Es wurden aber, so weit mir bekannt, im oberen Pitzthale niemals Rosse gehalten. Der letzte Weiler des Thales, in dem es Rosse giebt — und zwar auch erst seit zwei oder drei Jahren — ist Wiesen. Vor zehn Jahren waren nicht einmal in Wenns Pferde vorhanden.

[2]) In dieser Zeit rechnete man in Tirol nach Bernern. 4 Berner machten einen Vierer, 5 Vierer einen Kreuzer, 12 Kreuzer 1 Pfund Berner und 10 Pfund Berner 1 Mark. Die Mark war = 2 Gulden damaligen Geldes; ihr Metallwerth belief sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf 18 Gulden 70 Kreuzer ö. W., später auf etwas weniger. (Siehe Egger I, S. 638.)

Zur Zeit, als Tirol unter der Herrschaft der Grafen von Tirol stand, entwickelten sich Ereignisse, die insofern auch für das Pitzthal Bedeutung hatten, als sie die Grafen von Hirschberg, die im Pitzthale, insbesondere in Wenns, als Herren des Schlosses Hirschberg ansässig waren, betrafen. Die Grafen von Hirschfeld, ein altes bayerisches Geschlecht, stammten aus Eichstädt in Franken. Graf Gebhard von Hirschfeld heirathete Elisabeth, Tochter des Grafen Albert III. von Tirol, und wurde dadurch in Gemeinschaft mit dem Grafen Meinhard von Görz, dem Gemahl der ältesten Tochter Adelheid des Grafen von Tirol, Erbe des Grafen Albert III. von Tirol. Nach dem Tode des Letzteren fand am 10. Mai 1254 in Meran zwischen den beiden Schwiegersöhnen die Theilung des Erbes von Tirol statt. Graf Gebhard von Hirschberg erhielt u. A. die Herrschaft über das ganze Innthal bis Innsbruck, das Pitzthal u. s. w. Sein Sohn verkaufte aber bereits im Jahre 1284 sein Erbe in Tirol und damit seinen Besitz im Pitzthale an den Grafen Meinhard II. von Görz und zog sich wieder auf sein Schloss in Eichstädt zurück, wo er 1305 gestorben ist. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Grafen von Hirschberg.

Aus dieser Zeit der Herrschaft der Grafen von Hirschberg über jenen Theil Tirols, zu dem das Pitzthal gehört, stammen manche Schenkungen an die Kirche und Gemeinde Wenns, in deren Bezirk das Schloss Hirschberg steht. Auch Gerechtsame der verschiedensten Art wurden der Gemeinde Wenns verliehen, wie die bei der Gemeinde-Vorstehung in Wenns noch vorhandenen Urkunden in Urschrift oder in beglaubigter Abschrift ausweisen. [1])

Wie aus den Urkunden hervorgeht, hatten die Grafen von Hirschberg die richterliche Gewalt, die vordem die Bischöfe von Brixen inne gehabt hatten, als Herren eines Theiles von Tirol ausgeübt. Später wurde jedoch diese richterliche Gewalt auf die ordentlichen Gerichte übertragen. So finden wir bereits im Jahre 1474 ein Landgericht in Imst [2]) aufgeführt, dem jedenfalls damals schon das Pitzthal zugetheilt war.

Die vorbezeichneten Urkunden der Gemeinde Wenns, oder Theile derselben, sollen, soweit sie allgemeines Interesse haben, hier mitgetheilt werden.

1325. September 8. Herzog Heinrich von Kärnten-Tirol bestätigt denen von Wenns alle Freiheiten an Gericht, Holz, Weide und Wasser, wie sie dieselben von den Grafen von Eschenloh, Herzog Meinhard und Andern hergebracht haben.

1433. Juli 12. Die von Wenns vergleichen sich auf Vermittlung Urban Sigweins, Pflegers auf Kronburg, wegen der langen Brücke.

1624 April —.

Die Nachbarschaft Wenns lehnt es ab, zu den Baukosten der langen Brücke beizutragen.

Abgeschrifft des schreibens an Herrn pfleg von Walter der langen prugen halben.

Ernvester und weiser gunstiger und geliebter Herr pfleg von Walter sein unsern schultige gehorsame dienst zuvoran berait.

Nachdem unsere gesanten nachparn bey der stuer Daiclung in namen der purgerschafft auferladen ain antwurt von unsern nachparn oder gemainfs leiten ain hilf an der langen prugen pau zu geben umb ja oder nein darauf ist die gemain Wenfs und der mitverwandten undertenige Antwurt mit gnaden zu vernemen und zu bedencken.

Erstenfs weillen ubermans bey gueter hoffnung weil werden das einfsmals aus gerechtigkaiett vill oder wenig sunder nie nichts an disen prugen pau geben oder geraicht haben und noch bis hiran widirt uber die prugen gefarn d wehrn trostlichen hoffnung ain genuegsame an und verwarung ersessen und erlangtt haben vrmug der lantartung mit noch ann nit getrungen und entsetzt werden.

Zum andernn weillen ain ersame burgerschafft von irer hochfl. dl. und dem loblichen haufes Ostereich mit burgerrechten und im jare mit 3 jar märkten begabtt und befreit sein so woll auch an zall und niderlagen weg davan grofse nutzs und freyhaieten zu empfahen so wol auch grofse albsgerechtigkaieten zu niefsen haben.

[1]) Der jetzige Gemeindevorsteher von Wenns, Herr Fr. Gaim, ein gründlicher Kenner aller Verhältnisse im Pitzthale, hat mich nicht nur auf die vorhandenen Urkunden, sondern auch auf manche Sagen und Bräuche im Pitzthale aufmerksam gemacht.

[2]) Siehe Egger I, Seite 635.

Zum 3 die grofsen unglichaieten im steuerwesen bey dene grofsen wuestungen die vam hundert 48 k jarlichen steuern mafsen des ales aus aingen seckell zaln nit ain kreitzer davan zu enpfohn an zoll oder vorerzalte freyhaieten so die purgerschafft ist zu befinden das ein grosfse unglichaiet gepraucht wirt.

Aus disen vorerzalten ursachen ist van unsern voreltern bedacht worden das ain purgerschafft die prugen zu machen schuldig ist darbey lafsen mirs noch pleiben.

Ist hierauf ainer gantzen nachparschafft hochfleissigs piten und ersuchen an Eure und weishaieten als unserer gunstigen gliebten obrigkaiet und schutzs und schirmm hern im fal ain ersame purgerschafft noch auf ierem begeren verharren wurden sey gunstig guetigklichen davon abweifsen darmit zwyschen unser gueter fritlicher nachparlicher wille und ainigkaiet erhalten werden und in kain merere uncostung nit gewifsen werden. Des verdienen mier als gehorsame undertanen das sein machdhun unfs hiermit E. V. und Weifshaieten gehorsamblichen bevelen. Act. den abrily A° 624 *f.*

E. V. und Weifshaieten gehorsame gemainn nachparschafft Wenfs.

[Jahr 1625.] Abweisung der von Jörg Haller, ehemaligem Bürgermeister zu Imst, erhobenen Entschädigungsforderung durch die Nachbarschaft Wenns.

Auf beschehnes vyrbringen und begeren hern Jorgen Halers gewesten burgermaiesters zu Umbst wegen abtragung ains Verluests in empfahung ains gerlts in verichtung seinfs burgermaiesterambts erscheint ain ausschufs von der pfar Wenfs wie volgtt.

Erstenfs wirt der herr Haller sich zu erinnern haben das er die gemain Wenfs umb 78 ff. 11 k. van dem 620 *f* jar gerichts wuestung verfallen und dan vam 621 *f* jar umb 144 ff. 53 k. 1 f, posten zusamen 223 ff. 4 k. 1 f vermug ainfs auszug an die krigsleit umb iren verdients lifer gerlt verschafft wellchefs gemelten krigsleiten mit der so mit van der gemain Wenfs verg[nuge]tt und bezalt worden und weil bis an jetztt vergangner stuer zallung Gotlob der lantschafftstuereinnemer sich kaines verluests nit beklagtt also ist ain ersame nachparschafft trostlicher hofnung er herr Haller werde sich kaines verluest oder schadenfs nit zu beklagen haben und van sinen begeren gegen den Wemran abstan-

u. s. w. u. s. w.

Wir N. gemaine Nachperschafft des Dorffs Wennsz und wir N. die Auedrer des hofs zu Aueders Gerichts Ymbsst bekhennen mit disem brief Das wir in den Spenn und Irrungen zwischen unser ains und den Nachpern zu Prenwalden und iren mit gewonten andern thails von wegen wun, waid, atzung und trib und was derhalben beruort, die Erborn Lof in Kurschner, Hanns Vischer, Christoffen Rauch, Georgen Sennewein und Hannsen Auedrer unnsere Nachpern nach Landsrecht Furstlicher Graveschafft Tirol hiemit wissentlich in krafft ditz briefs zu unsern gewalthabern geordent und gesetzt haben, Also, Das Sy an unserer stat unsere Ansprach, Vordrung, recht und gerechtigkheit gegen gemelten von Prenwald und iren mit gewonten guotlich oder rechtlich auspueren, erortern, khundschafften und ander brieflich urkhunden eintziehen, in recht tretten, red wider rede thun, und verantwurten, klagen und austragen, gevellige urthailen annemen, und von den bschwerten appellirn, und denselben endt, lich adherirn, auch guetlich mittel und vertrag bewilligen, umb innsigl und zeugen biten, und sonst alles und jedes guotlich oder rechtlich handlen thun und lassen, was die notdurfft hierin ervordert, auch wie jeder zeit zugegen waren thun khundten oder mochten, Andere procuratores zu setzen und zuwiderruefen. Was auch dieselben unsere Gwalthaber oder ire substituirt anwalde hierin mit oder recht zue sagen, handlen thun oder lassen, Das alles ist unser wyll und haissen mit versprechung dasselbig unwiderruefflich und sy diser gwalthabung on schaden zu halten. Und ob sy noch merers gwalts not sein wurden, denselben allen volkhumenlich gegeben haben, als war der hierin begriffen erde. Mit urkhundt ditz briefs durch unser aller fleissigen pete wegen mit des Ed ssen Christoffen Korburgers von Korburgg, phleger und richters zu Ymbsst, furgedruckht doch ime und seinen erben on schaden verfertigt, . Zeugen unserer pete zu versigln seind die Erbern Jacob Schulthaisz zu Artzell, Christan Neuetorer und Petter Gundolff auf Yertzens. Bschehen den Sechzehenden tag Junii Anno etc. Funffundfunfftzigsten.

Hier soll noch ein Auszug aus der »Ehehaft der Wennser Gemainde« folgen. »Die Ehehaft« oder richtiger »die Ehehaften« haben die Bedeutung von Gemeindeordnungen. Die von der Urkunde gefertigte Abschrift in beglaubigter Form ist am 9. September 1782 ausgefertigt und wird im Gemeinde-Archiv zu Wenns aufbewahrt.

»Ehehaft der Wennser gemainde.«

»Herr richter, seit ihr herkummen und seit gsessen, als ihr unser öffnung verhören wölt, so thuen wir auch zu wissen alle unsere recht, als wir die von alter her haben bracht von unser genedigen Herrschaft, von Herzog Mainhart und von könig Heinrich und von den grafen von Escheloch und von allen herrn, die seider gewesen seind zu Tyrol, die uns alle bis auf disen heutigen tag dabei ghalten haben, und wir bitten auch, lieber herr richter, das ihr uns auch darbei also haltet von unserer gnedigen herrschaft wegen; welcher richter oder iemant anderer uns die bröchen wolt, den mag ain herrschaft darum straffen an leib und an guet.

So thuen wir auch zu wissen, das ihr zwierend im jar her sollend kumen auf eelich täding, und solt des suntages nach dem zwölften zu weihennachten, und des suntages negst nach des heiligen heiligen bluts tag zu pfingsten, und das soll uns der Dorfvogt acht tag vorher verkünden, wann ihn der richter wissen lat, und wenn dann das gepot da haimen begreift, und dann nicht bei der eelich täding wer, der ist verfallen um ain pfund dem richter und dem dorfvogt, und soll der richter selbdriter herkummen, und soll ihm der dorfvogt das mahl geben oder ain pfund perner, und des Staingellen guet soll geben dem richter ain schött fueter und zwen Korb hei zu weihennachten, und an dem langez ain schott fueter und gras darzu,

So geit man dem richter auch gerichtspfenning: der schwaikhof geit drei pfenning und der mairhof drei pfenning, und der mann mit der hagken zwen pfenning, die frau mit der spindlen ain pfenning, das unser gehörnus, und geit euchs darum, das ihr uns sollend halten bei allen unseren alten rechten, und als wir si von alter und durch recht her haben bracht, im dingstuel hie der ganzen pfarr und des gerichtes.

Herr richter, so thuen wir euch zu wissen, das die panne, was zu Ymbst ist fünfzig, das ist hier fünf pfund, und zu Ymbst fünf pfund, das ist hie ein frevel, pringt hie zwai pfund und vier kreizer, und was zu Ymst ein frevel ist, das ist hie ein schlechter pann, zwen kreizer im ring oder nun daraus, der ist des dorfvogtes, und die frevel das drittail, die anderen pänn gar des richters. Haimsuechen und notzogen das ist hie der pann als zu Ymbst, und ein schwert zucken in zorn ist ain frevel.

Herr richter, so seind entwann hie gsessen guet edl ritter und knecht, und ist weilend gewesen ein freiung in Wizen—gassen, die ist inglegt worden in den widem zu Wenns. Wann ainer ain schaden thät und flüchtig in den widem käme, der soll drei tag darin freiung haben, als ander freiung recht ist, und soll alwegen ain offens thürle nacht und tag sein am rechten widemthor, und ob vor der freiung iemant begriffen wurd, so soll der dorfmaister bitten um den thurn, das er den leich, das man den gfangen da halte, so soll ihm der, der des thuren gewaltig ist, weichen, und soll ihm der dorfvogt und die nachpauren selbert versorgen und den richter lassen wissen, das er sich des gfangenen selbs underwind hie.« u. s. w.

Die in den vorstehenden Urkunden genannte lange Brücke über den Inn zur Verbindung der Bezirke Imst und Pitzthal war auch der Schauplatz eines Gefechtes zur Zeit von Tirols Erhebung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft, auf die wir mit einigen Worten über die Betheiligung des Pitzthales an den Kämpfen gegen die vereinigten französischen und bayerischen Truppen eingehen. Andreas Hofer und seine Getreuen hatten Ende Februar des Jahres 1809 in allen Thälern Tirols für die Erhebung desselben gegen die Fremdherrschaft gewirkt. Angesehene Männer aus den einzelnen Thälern beriethen mit Hofer über die Massregeln zur Vertreibung der Feinde. Eine solche Berathung hat der Maler Professor Alois Gabl[1]) (ein geborener Pitzthaler) in packender Weise in dem Augenblicke dargestellt, als in begeisterter Rede der Pater Joachim Haspinger zum Kampfe auffordert. Das gewiss wohlbekannte, überaus lebenswahre Bild hat der Maler noch nach den Angaben von Theilnehmern aus dem Pitzthale angefertigt. Wie alle Tiroler haben auch die Pitzthaler diesem Rufe Folge geleistet und tapfer für die Befreiung von der Fremdherrschaft gekämpft. Besonders hervorgethan haben sich dieselben bei der Vertheidigung der langen Brücke, welche die Bayern am 11. November 1809 zweimal zu erstürmen versuchten, um den Übergang vom Pitzthale über den Piller nach Prutz zu erzwingen. Der Ansturm wurde jedoch zweimal von den Landesschützen tapfer zurückgeschlagen.

Dass die Leistungen der Pitzthaler im Kriege auch anerkannt wurden, geht aus folgenden Thatsachen hervor. In Wenns wird die Fahne der Landesschützen-Compagnie als ein kostbares Andenken aufbewahrt, das in den Kriegsjahren 1796 bis 1799, sowie 1805 und 1809 die Landesschützen zu ruhmvollen Thaten angefeuert hat. Als die Landesschützen im Jahre 1848 mit ihrer Fahne von der italienischen Grenze zurückkehrten, wurde in Innsbruck die Fahne vom Kaiser Ferdinand besonders ausgezeichnet. Weitere Auszeichnungen durch Verleihung von Medaillen oder durch Gewährung von Geldgeschenken erfolgten für die Leistungen im Kriege des Jahres 1809. Unter den Ausgezeichneten befindet sich auch Josef Stoll aus Arzl.

[1]) Über Alois Gabl ist Näheres Seite 124 mitgetheilt.

Der Neu- bezw. Umbau der Fahrstrasse im Pitzthale ist im Jahre 1895 durch den Landtag beschlossen, die Zeit der Ausführung des Baues jedoch noch nicht festgesetzt worden. Die thunlichste Förderung dieses Vorhabens, sowie auch die baldigste Aufforstung der Hänge des Thales hat Se. Excellenz der Herr Statthalter Graf Merveldt bei seiner Anwesenheit im Pitzthale im Jahre 1897 zugesagt. Mögen diese Bestrebungen dem Pitzthale zum Segen gereichen!

Burgen und Schlösser.

Wie kommen Burgen und Schlösser in ein Seitenthal, wie das Pitzthal? Diese Frage, die vielleicht Mancher aufwerfen wird, habe ich mir auch gestellt, als ich zuerst im Pitzthal längeren Aufenthalt nahm und u. A. von der Arzler Burg und dem Schlosse



Dorf Wenns mit Burg Hirschberg.

Hirschberg hörte. Die Antwort ergiebt sich daraus, dass in alten Zeiten der Weg von Innsbruck nach der Schweiz und nach dem Süden auf der Strecke von Imst nach Prutz nicht durch das Innthal, sondern durch das Pitzthal über Arzl, Wenns und das Pillerjoch führte, wie bereits in den geschichtlichen Nachrichten erwähnt worden ist. Es war daher wohl angezeigt, im unteren Pitzthale auch Burgen und Schlösser zum Zwecke der Vertheidigung oder des Angriffs zu errichten.

Die Arzler Burg soll schon zur Zeit der Römer als Castell (arcella = kleine Burg) angelegt worden sein und hat dem jetzigen Dorfe Arzl seinen Namen gegeben. Die Burgreste, die sich auf dem Burgstalle, dem östlichen Ausläufer des Venetberges vorgefunden haben, sind in den Jahren 1835 und 1836 zum Bau des Pfarrhauses und der Kirche verwendet worden. Die Lage war für kriegerische Zwecke sehr günstig, weil die Burg eine weite Umschau gestattete. — Der Sage nach soll das letzte Burgfräulein von Arzl den Herrn des Schlosses Hirschberg bei Wenns geheirathet und die Burg Arzl aufgegeben haben. Infolgedessen ist die Verödung und der Verfall der Burg Arzl eingetreten.

Das Schloss Hirschberg bei Wenns, das bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist — wenn auch nicht mehr in einer der ursprünglichen Bestimmung entsprechenden Weise —, greift insofern in die Geschichte Tirols ein, als ein Besitzer desselben, der Graf Gebhard I. von Hirschberg, Herrscher über einen Theil Tirols (Innthal, Pitzthal) gewesen ist. Sein Sohn Gebhard II. verkaufte seine sämmtlichen Besitzungen in Tirol und damit auch Schloss Hirschberg an den Grafen Meinhard II. aus dem Hause Görz-Tirol um den Preis von 4000 Mark Silber. Letzterer wurde damit Alleinherrscher in Tirol. Später gelangte das Schloss als landesfürstliches Lehen an die Grafen von Fieger, in deren Besitz es lange Zeit gewesen ist. Im Jahre 1817 brachte es der Forstmeister Ritter von Wörtz[1]) in Imst an sich. Seit 1834 ist das Schloss im Besitze von Bauersleuten. Sic transit gloria mundi!

»Wenn das Abendroth die Mauern Scheint das dunkle Thal zu trauern
Thatenstolz erglühen macht, Um die dahingeschied'ne Pracht.«

Diese Worte des Dichters Hermann von Gilm empfindet man jetzt beim Betrachten des Schlosses. Der Bau macht jetzt im Ganzen einen düsteren Eindruck. Für seine Erhaltung scheint nur das Nothwendigste aufgewandt zu werden. Das Schloss soll in alten Zeiten — wie die Mehrzahl der »Bergfriede« — weder Thür noch Thor gehabt haben und ist nur durch die hochgelegenen Fenster mit Hilfe von Leitern zugänglich gewesen. Im Volksmunde wird das Schloss einfach »Thurn« genannt. — Die sonst noch im Volksmunde genannten Schlösser sind urkundlich nicht nachzuweisen; die Überlieferungen darüber mögen aber kurz erwähnt werden.

Schloss Niederhof soll von Margarethe von Niederhof, angeblich einer Tochter von Margarethe Maultasch, der bekannten Herrin von Tirol, unterhalb des jetzigen Weilers Niederhof (Gemeinde Jerzens) auf einem Hügel, »Burgstall« genannt, auf dem rechten Ufer des Pitzbaches erbaut worden sein. Mauerreste haben sich noch vor einigen Jahrzehnten auf dem Burgstall vorgefunden. Die Pfarre in Wenns hat im Jahre 1359 Zuwendungen von Margarethe von Niederhof erhalten.

Schloss Spielsberg soll im Zuge des Saumpfades von Wenns nach dem Piller auf dem Hügel Spielsberg, dem Dorfe Matzlewald gegenüber, gestanden haben und eine Raubritterburg bösester Art gewesen sein. Der letzte Ritter dieser Burg hat der Sage nach ein tolles Leben geführt und sogar während der Christnacht ein wüstes Gelage mit seinen Kumpanen veranstaltet. Um Mitternacht hat sich dann der Berg geöffnet und Schloss sowie Ritter verschwinden lassen. Sogar die Dichtkunst hat sich dieses Schlosses bemächtigt:

»Vom lieblich bewaldeten Haine Verschwunden sind Mauern und Steine,
Schloss Spielsberg ragte ins Thal; Wo die Ritter gefrevelt zumal.«

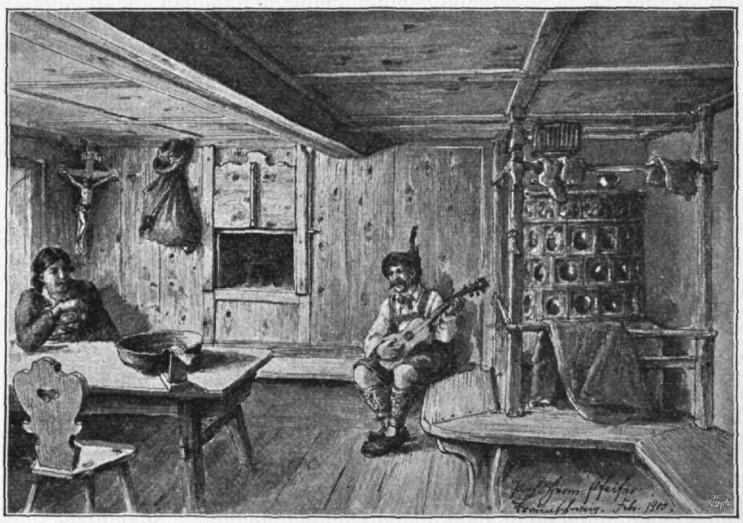
Auch Nachgrabungen haben vor langer Zeit an dieser Stelle stattgefunden, wovon noch heute die aufgeworfenen Gräben Zeugniss geben. Es soll aber nur eine alte Truhe zu Tage gefördert worden sein.

Wohnstätten und sonstige Bauwerke.

Die ältesten Häuser im Pitzthale sind Holzbauten, Blockhäuser, aufgebaut auf höheren oder niedrigeren Mauern oder auf einfachen sogenannten Futtermauern. Man findet auch beide Bauarten bei zwei Häusern unter einem Dache vereinigt, so z. B. früher in Mittelberg und jetzt noch in St. Leonhard. In dem einzigen Wohnhause von Alt-Mittelberg, wie es noch vor sechs Jahren bestand, wohnten in dem alten Holzbau der

[1]) Ein Onkel des k. k. Notars Ritter von Wörz auf Latschurg bei Deutsch Matrei.

Bauer und in dem Steinbau die Wirthsleute. Erst vor vier Jahren haben die letzteren das Haus des Bauern angekauft und an Stelle des Holzbaues einen Steinbau aufgeführt. Steinbauten stammen in der Regel aus neuerer Zeit, aus alter Zeit finden wir solche nur in den Ortschaften mit wohlhabender Bevölkerung, insbesondere im unteren Pitzthale. Der Unterschied zwischen dem unteren Pitzthale mit seinem alten Verkehrswege und dem oberen, abgeschlossenen Pitzthale macht sich auch in Bezug auf die Wohnhäuser sofort bemerkbar. Im unteren Pitzthale haben wir auch aus alter Zeit stattliche Steinbauten, ja sogar ein Wohnhaus von hervorragender Bedeutung in Bezug auf die Wandmalerei, während im oberen Pitzthale, mit Ausnahme der Pfarrhäuser und Gasthäuser, solche nicht vorhanden sind. Die einfachen Holzbauten passen aber herrlich zu der grossartigen Naturschönheit, die das obere Thal darbietet, sie stehen mit ihren tiefbraunen Holzbalken in wirkungsvollem Gegensatz zu den grünen Matten neben der brausenden und schäumenden Pizza. Die innere Einrichtung dieser alten Häuser gleicht derjenigen der in anderen Thälern vorhandenen Gebäude. An die Wohn- und Schlafräume schliessen sich in der Regel die Stallungen und die Vorrathsgelasse an. Hervorzuheben ist, dass die alten Stuben meistens mit Zirbenholz getäfelt und ausser dem alten, behaglichen Steinofen auch noch mit einem Lichtkamine versehen sind. Von der Einfachheit der Bewohner im oberen Pitzthale zeugt, dass heute noch der Kamin mit seiner Lichtfackel die alleinige Beleuchtung an den langen Winterabenden beim Spinnen liefert. Herr Professor Hermann Pfeifer in Braunschweig hat eine solche Stube mit Lichtkamin gezeichnet, wodurch diese Einrichtung dem Leser besser veranschaulicht wird. Zur Erläuterung mag noch dienen, dass das Fallthürchen am Tage in der Regel vor der Öffnung des Lichtkamins heruntergelassen wird. Der Einfachheit der Stube entspricht auch die Küche, in der häufig noch der an einer Kette von der Decke herabhängende Kessel auf offenem Feuer die einzige Kochvorrichtung bildet. Das Äussere der Häuser wird im oberen Stock oft durch einen Gittererker (Balkon) mit blühenden Topfgewächsen verziert. Im Übrigen dient der Gittererker nur noch zum Lüften und Trocknen von Betten und Kleidungsstücken; zum Sitzen und Ausruhen wird er nicht benützt. Die Bewohner, die bei gutem Wetter den ganzen Tag im Freien arbeiten, haben kein Bedürfniss, die frische Luft im Freien auf dem Gittererker beim Rasten zu geniessen. Daher hat es mir auch viele Mühe gemacht, die Wirthe, insbesondere jene im oberen Thale, zum Bau von Veranden für die Fremden zu veranlassen, weil von den Bewohnern selbst eine solche Einrichtung nicht beansprucht wird. Jetzt haben sämmtliche Wirthshäuser des Thales Veranden bauen lassen, die von den Besuchern des Thales mit Vorliebe benutzt werden.



Lichtkamin in einem alten Pitzthaler Hause.

Die Pflege der Blumen in Töpfen — hauptsächlich Hängenelken und Geranien —, die auch auf den Fensterbänken Platz finden, ist sehr verbreitet. Die Häuser erhalten dadurch ein sehr freundliches Ansehen. Eine weitere Verzierung erhalten die Häuser durch Inschriften, die in Tirol weit verbreitet sind. Auf dem Wege von Wenns nach Matzlewald trifft man im Weiler Greith ein Haus mit einer Inschrift, welche darthut, dass die Pitzthaler auch philosophischen Betrachtungen nicht abhold sind:

»Dieses Haus ist mein und doch nicht mein!
Der nach mir kommt, gehörts auch nicht sein,
Es wird einem Andern übergeben,
Bis der Tod kommt und nimmt das Leben.
Man trägt Jeden zum Grab hinaus!
Jetzt sage mir, Freund, wem gehört dies Haus?«

Häufig wird der Holzbau nur für die oberen Stockwerke in Anwendung gebracht, während das Erdgeschoss gemauert ist.

Von den Steinbauten sind viele Häuser in Arzl und Wenns von stattlichem Aussehen, manche derselben stammen noch aus alter Zeit. Zu den ältesten Häusern im unteren Pitzthale werden solche in den Weilern Matzlewald, Larchach und Grenzstein (Gemeindebezirk Wenns) gerechnet. Das berühmteste bäuerliche Wohnhaus befindet sich in Wenns. Es ist ein stattliches, dem k. k. Postamte gegenüber gelegenes Wohnhaus, das von zwei Seiten mit Frescomalereien versehen ist. Conservator Deininger berichtet darüber in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale« im Jahre 1890 und bemerkt dabei, dass kaum ein zweites bäuerliches Wohnhaus in Tirol gefunden werden dürfte, an dem eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Frescobemalung in so reicher Art und so vortrefflicher Erhaltung zu finden sei. Die Malerei stellt dar: Adam und Eva, den von einem Walfische an das Land geworfenen Jonas, Judith mit dem Kopfe des Holofernes, das Urtheil Salomons, den Tod des Reichen, das Gastmahl des Reichen u. s. w. Die Zeit der Erbauung ist nicht nachweisbar. Auf den Spruchbändern ist zwar die Jahreszahl 1576 und der Name »Christoff Genebein« angegeben, woraus aber kaum sichere Schlüsse auf die Zeit der Erbauung des Hauses, sondern nur auf die Zeit der Bemalung zu machen sind. Das nebenstehende Bild nach einer photographischen Aufnahme des Professors Dr. Miethe will die vorstehenden Angaben erläutern.



Bemaltes Haus in Wenns.

Gegenwärtig hat dieses Haus nicht weniger als vier Besitzer. Die Einrichtung, dass jedes Stockwerk eines Hauses einen eigenen Besitzer hat, findet man im Pitzthale häufig. Die Vereinbarungen über die gemeinsamen Ausgaben für das Haus, z. B. für das Dach, sind infolgedessen häufig sehr schwierig.

An sonstigen Bauwerken sind die öffentlichen Brunnen und Brücken zu erwähnen. In den kleinen Weilern hat wohl jedes Haus seine eigene Wasserleitung. In den grösseren Ortschaften sind aber namentlich für das Trinkwasser öffentliche Brunnen

mit fliessendem Quellwasser angelegt. Häufig sind diese Brunnen, insbesondere in Arzl und Wenns, mit Statuen geziert, die mit dem Blick auf die alten Wohnhäuser oft ein malerisches Bild darbieten.

Hat das untere Pitzthal den Schmuck schön verzierter öffentlicher Brunnen, so wird das obere Pitzthal durch malerische alte Brücken über den Pitzbach ausgezeichnet. Riesige, durch Regen und Sonnenschein gebräunte Fichtenstämme sind in einfacher, aber kunstvoller und haltbarer Weise zu einer Brücke zusammengefügt.

Kirchen und Schulen.

Die Kirchen des Pitzthales sind in den üblichen Formen der schlichten Kirchen von Nordtirol erbaut worden. Als hervorragend schön ist die Lage der Kirchen zu bezeichnen. Gleich beim Eintritt in das Pitzthal wird der Blick des Wanderers auf die Kirchen von Wald und Arzl gelenkt, die durch die enge Schlucht des Pitzbaches getrennt sind. Weiter aufwärts im Thal ragt der schlanke Thurm der St. Johanniskirche aus den Häuserreihen von Wenns empor, während auf einem Berghange am anderen Ufer des Pitzbaches die Kirche von Jerzens sichtbar wird. Ähnlich der letztgenannten Kirche ist auch die von Zaunhof auf dem rechten Ufer des Pitzbaches gelegen. Die zwei höchstgelegenen Kirchen im oberen Pitzthale haben bereits einen hochalpinen Hintergrund: so die Kirche zu St. Leonhard den Puikogel und die Hohe Geige, die Kirche zu Plangeross den Mittagskogel. Als älteste Kirchen des Thales gelten die Kirchen St. Johannis und St. Margaretha in Wenns. Den Überlieferungen nach soll die letztere Kirche indessen älter sein als die erstere. Urkunden sind darüber nicht vorhanden. Ein Pfarrer von Wenns wird bereits im Jahre 1233 genannt. Die im Kirchenarchive von Wenns vorhandenen Urkunden [1]) beginnen erst mit dem Jahre 1289. Als Pfarrkirche dient die Kirche St. Johannis, während die Kirche St. Margaretha als Kapelle anzusehen ist. Es wird angenommen, dass die bereits erwähnten Grafen von Hirschberg der Kirche St. Johannis viele Zuwendungen gemacht haben. Urkundlich ist das aber nicht nachzuweisen. Die mir aus dem k. k. Statthaltereiarchive in Innsbruck zugegangenen Urkunden, die, soweit mir bekannt ist, noch nicht veröffentlicht sind, stammen aus dem Jahre 1342 und lauten, wie folgt:

1342 August 16.

»Die Vogtey über die Leith, die zu St. Johanneskirchen zu Wennes gehören, und die Mannschaft und Aigenleith, die Hainrich Wittleins Sohn von Schrofenstein und seinen Erben angehörten«, wo die immer sich befindet, seien es Vogtleute oder Eigenleute zwischen dem Fern und Vinstermüntz, und das Gericht und den Hof zu Wald, was dazu gehört, besucht und unbesucht, hat Conrad von Schenna zu Lehen.«

1342 Aug. 16 Innsbruck Ad A 676

»Markgraf Ludwig von Brandenburg gübt dem Conrad von Schenna seine Zustimmung zum Kaufe, welchen dieser mit Randolfine, Tochter Heintzleins von Schrofenstein, betreffs der zur Johanneskirche zu Wenns gehörenden Vogtei, Mannschaft und Eigenleute geschlossen hatte.«

1342.

»Lehenbrief von der herrschaft auf Cunrat von Schenna umb die vogtey über die leut, die zu sanct Johannskirchen zu Wenns gehören, und die manschaft und aigenleut, von Hainrichen von Schrofenstain herrüerend, zwischen dem Verren und der Finstermüntz sesshaft.«

Das Innere der St. Johanniskirche in Wenns ist mit Fresken und mit Altargemälden geziert, von letzteren ist das mit dem heiligen Antonius von Padua hervorzuheben. Über die Zeit der Erbauung der Kirche in Arzl sind Urkunden ebenfalls nicht vorhanden. Es wird jedoch durch eine im Kirchenarchive aufbewahrte Urkunde

[1]) Die Angaben über die Urkunden der Kirchen des Pitzthales sind auf Grund der »Archivberichte aus Tirol« vom Jahre 1888 gemacht.

vom 8. November 1358 gemeldet, dass an diesem Tage die Weihe des Chores, Altares und Friedhofes der Kirche in Arcella stattgefunden habe. Die Kirche enthält zwei Statuen von Bildhauer Joh. Schnegg aus Ried, Gemeindebezirk Arzl, gebürtig. Filialcaplaneien von Arzl sind in Wald und Leins vorhanden, erstere seit dem Jahre 1695, letztere seit dem Jahre 1728. Die Kirche in Jerzens wird urkundlich zuerst im Jahre 1737 genannt. In kirchlicher Beziehung gehörte Jerzens zuerst zu Wenns, erst im Jahre 1849 wurde daselbst eine selbstständige Pfarre errichtet.

Die Seelsorge für das gesammte obere Pitzthal wurde in alten Zeiten von der Pfarrei Imst wahrgenommen. Diese auffallende Thatsache dürfte vielleicht ein Beweis dafür sein, dass, wie bereits berichtet, das obere Pitzthal vom Ötzthale, bezw. vom Süden aus besiedelt worden ist. Die Zutheilung der Gemeinde Pitzthal zur Pfarrei Imst hatte naturgemäss viele Nachtheile für die Gemeinde. Wie mir von alten Leuten berichtet worden ist, haben z. B. der Überlieferung nach die Leichen Verstorbener in Ober-Tarrenz bei Imst beerdigt werden müssen. Im Winter bei ungünstiger Witterung oder bei Lawinengefahr mussten die Leichen oft Monate lang in der Gemeinde belassen bleiben, bis der Transport nach Imst möglich wurde. Es lag daher nahe, dass die Gemeinde schon früh darnach trachtete, eine eigene Pfarrei zu erlangen. So erfolgte denn nach einer Urkunde vom 17. Juli 1485 zunächst die Stiftung einer Caplanei, aus der dann die Pfarre zu St. Leonhard mit einer Kirche für das gesammte obere Pitzthal hervorgieng. Die jetzige Kirche ist am linken Ufer des Pitzbaches auf einer erhöhten Stelle mit grossartigem Hintergrunde herrlich gelegen. Die Bergwände treten hier ganz dicht an den Fluss heran, so dass man fast das Bild eines Thalschlusses hat. Die Kirche in der jetzigen Bauweise ist am 3. August 1778 eingeweiht worden. Das älteste Gotteshaus soll an Stelle der jetzigen Kirche bereits im Jahre 1466 erbaut worden sein. Da die Kirche seit dem Jahre 1823 nicht instandgesetzt worden war, so hatte sich an vielen Stellen in den letzten Jahren eine bedeutende Baufälligkeit gezeigt. Es ist das Verdienst des jetzigen Pfarrers Bartholomäus Penz, im Jahre 1898 eine gründliche Wiederherstellung der Kirche vorgenommen zu haben.

Bei der grossen Ausdehnung des Pitzthales genügte bald die einzige Pfarre in St. Leonhard nicht mehr. Es wurden daher zwei neue Pfarrbezirke gegründet, und zwar 1752 in Plangeross und 1776 in Zaunhof. In Plangeross stand zunächst nur eine Capelle, die durch den Curatprovisor Martinus Lintner durch eine Kirche an der Stelle der bisherigen Capelle ersetzt wurde. Die Kirche, die letzte im Thale, hat mit dem schneebedeckten Mittagskogel im Hintergrunde eine hochalpine Lage. Nach manchen Verbesserungen im Laufe der Zeit hat die Kirche im Jahre 1897 infolge der Bemühungen des Pfarrers Magnus Prantl in Plangeross ein neues, grösseres Geläute erhalten.

In Zaunhof wurde die Kirche im Jahre 1778 geweiht. Bis dahin war der Gottesdienst in der Capelle zu Eggenstall abgehalten worden. Die Kirche enthält mehrere Frescomalereien des Historienmalers Kerle aus Weissenbach im Lechthale. Die innere Ausstattung der Kirche ist durch den Pfarrer Florin Plangger veranlasst worden.

Ausser den genannten Kirchen sind viele Capellen in den einzelnen Weilern vorhanden, von welchen einige die Berechtigung zur Abhaltung von Gottesdiensten erhalten haben.

Schulen sind ausser in den Pfarrdörfern noch in den Weilern: Hochasten, Ritzenried und Trenkwald.

Die Bewohner und ihre Lebensweise.

Die Pitzthaler haben in ihrem Wesen und ihrer Sprache deutsche Art, die durchaus von ihren germanischen Vorfahren stammt. Von romanischen Resten ist ausser den Namen einzelner Ansiedlungen nichts mehr zu erkennen. Der Charakter der Bewohner

des ganzen Thales ist im Ganzen mehr heiterer als ernster Natur; selbst bei den schwersten Arbeiten bewahren sie sich ihren Humor. Wie trocken das Brod auch sein mag, das manche essen, sie verlieren ihre Heiterkeit nicht. Wenn trotzdem an den Werktagen nicht so oft wie in anderen Thälern der Gesang ertönt, so liegt das eben an der harten Arbeit, welche die Leute, namentlich im oberen Pitzthale, zu verrichten haben, um nur das Nothdürftigste für das Leben zu erwerben. An Sonn- und Feiertagen jedoch, nach der Messe, die wohl von allen abkömmlichen Bewohnern regelmässig besucht wird, geben sich die Leute in verschiedenartigster Weise der Fröhlichkeit hin. In Mittelberg war es mir vergönnt, einen solchen sangesfröhlichen Sonntag in Gesellschaft von mehreren Damen und Herren aus Braunschweig, eines Herrn aus Frankfurt a. M., sowie einer grösseren Anzahl von Burschen und Mädchen aus den benachbarten Weilern des Thales zu verleben, der sicherlich allen Betheiligten in der angenehmsten Erinnerung bleiben wird. Die Burschen und Mädchen hatten ursprünglich eine Wanderung nach dem Mittelberg-Gletscher in Aussicht genommen, liessen sich aber von mir gerne überreden, in Mittelberg zu bleiben und dort einige Lieder zu singen. Die einfachen Tiroler Lieder, die da vorgetragen wurden, erfreuten uns weit mehr, als manches Concert Tiroler Sängergesellschaften in Innsbruck. Dabei will ich nicht unerwähnt lassen, dass unter den Liedern, die uns besonders gefielen, deren Componisten den Pitzthalern natürlich nicht bekannt waren, ein Lied von Franz Abt sich befunden hat, wie ich später mit Hilfe einer Pitzthaler Lehrerin, die mir die bezüglichen Noten aufschrieb, ermittelt habe. Es war das Lied »Der Schweizer Bua«. Den Text dazu, unter dem Titel »Das Pitzthal«, hatte die Lehrerin gedichtet, und so konnten wir die eigenartige Entdeckung machen, dass lange Zeit vor den Braunschweiger Touristen ein Lied des Braunschweiger Liedercomponisten Franz Abt bereits seinen Einzug in das Pitzthal gehalten hatte. — Ist das Lied gesungen, will es die Sitte in Tirol, dass auch der Tanz zu seinem Rechte kommt. Kaum war dieser Gedanke ausgesprochen, so war auch schon die Veranda ausgeräumt und unter Vorantritt eines bereits bejahrten Führers, der in der einen Hand die Mundharmonika, mit der anderen Hand ein Mädchen umfasst hielt, wurde der »Ball auf der Alm« in Mittelberg eröffnet, an dem sich alle Anwesenden betheiligten. Sogar das Tanzverbot eines Braunschweiger Arztes wurde in dieser Stimmung und mit Rücksicht auf diesen »hohen« Ball unbeachtet gelassen.

Im Übrigen wird im oberen Pitzthale wenig getanzt; in Arzl und Wenns ist dies schon öfter der Fall, aber doch nicht mehr so, wie im 18. Jahrhundert. Zu dieser Zeit hat nach einem Berichte des Pflegers J. v. Zeiller in Imst vom 3. Mai 1738 an die Landesregierung in Innsbruck der Pfarrer Christian Witting in Wenns sich zu unverbotener Stunde bei Hochzeiten, Eier- und Schmalzfesten mehrmals in die Wirthshäuser begeben, und daselbst die Tanzenden entweder mit Wegnehmung der Musikinstrumente von den Spielleuten oder wohl gar mit Androhung und Aufhebung des Stockes auseinander zu treiben sich unterfangen. Ein solch' eigenmächtiger Eingriff in die Jurisdiktion des Pfleggerichtes sei aber nicht zu dulden . . . u. s. w.[1]) Eine derartige Scene hat der Maler Professor Alois Gabl in seinem wohlbekannten Bilde: »Der unterbrochene Tanz« dargestellt. Es ist vom Künstler der Augenblick gewählt, als der Herr Pfarrer, geführt von der Wirthin, das Tanzlokal betritt. Die tanzenden Burschen scheinen sich mit trotziger Miene auf die Seite des Pfleggerichtes in Imst zu stellen, weniger schon die Mädchen. Auf alle Fälle »reingefallen« ist der Herr Lehrer, der sich von den Burschen hat verleiten lassen, »aufzuspielen«. In der ängstlichen Haltung, mit der er seine Geige zu verbergen sucht, kann man schon die Schwere der zu erwartenden Strafpredigt des Herrn Pfarrers ermessen.

---

[1]) Siehe G. Trinkhauser III., S. 624.

Am meisten wird an den Sonn- und Feiertagen das Kegelspiel ausgeübt. Neben den Kegelbahnen kann man an solchen Tagen ganze Reihen von Männern und Burschen sitzen sehen, welche ihren Kreuzer als Einsatz zum Spiel hinwerfen. Bei den Meisten ist dies neben den Kosten für Tabak die einzige Ausgabe, die sie sich leisten können. Nur die Wohlhabenden und die vom Glück im Spiel Begünstigten können ein Viertel Wein oder ein »Stamperl« Schnaps erschwingen. Diese Genügsamkeit und die lebensfrohen Eigenschaften lassen die Leute früh zur Ehe schreiten, ohne dass lange über die Beschaffung der Mittel zur Erhaltung einer Familie nachgegrübelt wird. Man ist eben sparsam, macht wenig Ansprüche, ist zufrieden und genügt sich selbst in allen Verhältnissen des Lebens. Andere Eigenschaften, die ich hier nicht übergehen darf, und die den Pitzthalern zur Ehre gereichen, sind Dienstfertigkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit. Allerdings wird man, wie überall, hier und da Ausnahmen treffen, aber der grössere Theil der Bewohner ist leutselig und freundlich; er wird sich Fremden gegenüber, die freundlich auftreten, in derselben Weise zeigen.

Bei den schon angedeuteten schwierigen Verhältnissen, den Lebensunterhalt zu erwerben, ist im Pitzthale, namentlich im oberen Theile, alles dazu angethan, den Scharfsinn eines Jeden herauszufordern. Der Charakter eines solchen Alpenthales, das Wohnen in einzelnen Weilern, auf den einzelnen Höfen, kurz der Umstand, dass sie auf sich selbst angewiesen sind, bringt den Leuten einen bedeutenden Scharfsinn bei, oder weckt und stählt diesen. Der Pitzthaler muss klug sein im Kampfe um sein Brod, er muss klug sein, um sein Leben nicht zu gefährden. Auf alle Vorgänge in der Natur achtet er. Bekannt sind die Pitzthaler auch als sehr gute Arbeiter. Es liegt das gleichsam schon ausgedrückt in ihrem starken Körperbau, durch den sich beinahe alle auszeichnen. So ist es auch bei den Pitzthaler Führern, die von den Fremden fast durchgängig gelobt werden. Möchten doch diese guten Eigenschaften bei der heranwachsenden Generation erhalten bleiben!

Wegen der schwierigen Verhältnisse bei Erwerbung des Lebensunterhaltes ist auch die Lebensweise im Pitzthale eine sehr einfache. Man isst eben hauptsächlich das, was die eigene Wirthschaft liefert: Milch, Butter, Brod, Käse, Eier, Salat, Kartoffeln, Mehl (letzeres muss im oberen Pitzthale sogar gekauft werden). Hieraus werden Suppen oder breiartige Gerichte in den verschiedensten Arten, Knödel, und an hohen Feiertagen sogar auch einmal Krapfen hergerichtet. Als Getränk giebt es nur Milch und Quellwasser, sogar bei den wohlhabenderen Bauern im oberen Pitzthale. Dazu möchte ich Folgendes als Beweis anführen: Als ich auf einem Marsche zur Braunschweiger Hütte in der Nähe von Mittelberg von einem ungemein heftigen Gewitter überrascht wurde, war ich gezwungen, in einem allein stehenden Gehöfte Unterstand zu suchen. Der Bauer nöthigte mich sofort in die Wohnstube, in der die Familie ihr einfaches Abendessen, bestehend aus Milchsuppe, an einem mit blendend weissem Tuche gedeckten Tische verzehrte. Es wurde mir hiervon, sowie von der vorhandenen frischen Milch angeboten mit dem Hinzufügen, dass Weiteres nicht im Hause vorräthig wäre, namentlich kein Wein, Bier oder Schnaps. Mit Recht können die Pitzthaler auf ihre einfachen Sitten, auf ihre guten Eigenschaften stolz sein.

Aus dem Pitzthale sind mehrere bedeutende Männer hervorgegangen, deren hier kurz gedacht werden soll.

1. Aus Ried, Gemeindebezirk Arzl, stammte der Bildhauer Johann Schnegg, geboren daselbst am 27. Mai 1724. Er darf zu den begabtesten Bildhauern Tirols im 18. Jahrhundert gerechnet werden. Seine Werke sind hauptsächlich in Tiroler Kirchen aufgestellt, ausserdem in Potsdam und Wien. Schnegg starb in Arzl am 19. November 1784.

Auch in Wenns sind Männer geboren, die hier genannt werden müssen.

2. Der Bildhauer und Professor Jakob Schletterer, im Jahre 1757 in Wien von der Akademie der Künste mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Er starb im Jahre 1794 in Wien.

3. Der Mechaniker Joseph Christian Tschuggal, geboren am 5. Januar 1785, war der Verfertiger kunstreicher Automaten.

4. Von Wiese (oder »Auf der Wiesen«), Gemeindebezirk Pitzthal, stammte der Maler Professor Alois Gabl. Er war zunächst für das Bäckergewerbe bestimmt, das er in Imst erlernt hat. Dieser Beschäftigung hat sich Gabl nie geschämt, auch als er schon ein berühmter Maler war. Bei Gelegenheit seiner häufigen Besuche in seinem Heimathsthale hat er mir viele Begebenheiten aus der Zeit dieser Beschäftigung erzählt und mir auch die Häuser bezeichnet, zu denen er als Bäckerlehrling das Brod von Imst aus habe tragen müssen. Noch während seiner Lehrzeit ist ein Geistlicher in Imst auf seine zeichnerischen Talente aufmerksam geworden und hat den Bischof von Brixen veranlasst, Gabl als Maler ausbilden zu lassen. Das Talent Gabl's hat sich dann rasch entwickelt. Als Sohn der Tiroler Berge, als Sohn des Pitzthales, behandelte er in seinen Bildern hauptsächlich Sitten und Gebräuche, Volksleben und Familienleben aus dem Pitzthale oder aus Tirol. Ausser einer grossen Zahl von Bildnissen sind von Gabl folgende bedeutenderen Bilder gemalt: Pater Haspinger predigt den Aufstand; die heiligen drei Könige mit ihrem Stern (siehe Seite 125); die Einsegnung des Brautbettes; der unterbrochene Tanz; Scheibenschiessen; Streit um den besten Schuss; die Rekrutenaushebung in Tirol; die Märchenerzählerin; die Impfung; die Brauschänke; ländliche Familienscene; in der Kirche u. A.

Sein geniales Wirken wurde leider zu früh unterbrochen. Im Alter von kaum 40 Jahren erlitt er einen Schlaganfall, von welchem er sich nicht mehr völlig erholte. Die Kenner heben an seinen Bildern die grossartig schöne Farbengebung hervor. Dass Gabl neben Defregger der bedeutendste Maler Tirol's gewesen ist, mag wohl daraus hervorgehen, dass er allein neben Defregger Ehrenmitglied der Münchener Kunst-Akademie gewesen ist.

Seine Liebe für Tirol und insbesondere für das Pitzthal war sehr gross. Mit Interesse hat er Alles unterstützt, was zur Hebung des Verkehrs im Pitzthale beitragen konnte. So war er mit grossem Eifer für die Erbauung einer Hütte zwischen dem Pitz- und Ötzthal eingetreten. Als dann die Braunschweiger Hütte feierlich eröffnet werden sollte, liess er es sich nicht nehmen, beim Einzuge der Festtheilnehmer in das Pitzthal die Begrüssungsrede im Namen der Pitzthaler zu halten und trotz seines schlechten Gesundheitszustandes der feierlichen Einweihung der Braunschweiger Hütte auf dem Karleskopfe beizuwohnen.

Nach seinem Tode ist dem hochbegabten Manne an seinem Geburtshause, dem Gasthause in Wiese, eine eherne Erinnerungstafel von dem Präsidenten der Section Braunschweig errichtet worden.

Auch in der Gegenwart wirken Männer, deren Wiege im Pitzthale gestanden ist, im Bereiche der Wissenschaft und der Kunst. Möge der Ruhm, den diese Männer sich erringen werden, dazu beitragen, dass das Pitzthal immer mehr bekannt wird!

Sitten und Bräuche.

Wie fast in allen Thälern Tirols die alten Sitten und Bräuche immer mehr verschwinden, so auch im Pitzthale. Immerhin ist bei der bisherigen Abgeschlossenheit des Thales noch eine Anzahl solcher vorhanden, die wohl verdienen, erwähnt zu werden. Manche dieser Sitten und Bräuche werden auch in anderen Thälern, wenn auch vielfach in veränderter Form, vorkommen.

Die Butter-Geige. Am ersten Samstag im Monate August, und zwar in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, wird im unteren Pitzthal, insbesondere in Wenns, eine Art Vehmgericht unter den Bauern, deren Milchvieh in den Sommermonaten auf der Gemeindealm gewesen ist, abgehalten. Es wird nämlich demjenigen Bauern, dessen

Kühe die geringste Menge von Milch bezw. Butter geliefert haben, an einer geeigneten Wand seiner Gebäude oder an dem Stallthore eine Geige mit einem Fidelbogen gemalt. Wie an anderen Orten das beste Vieh durch Preise ausgezeichnet wird, so findet hier eine Brandmarkung des schlechtesten Viehes statt. In andern Thälern wird die Geige an die Thür junger Mädchen gemalt, die von ihrem Schatz hintergangen und verlassen worden sind.

Heimkehr aus der Spinnstube. An den langen Winterabenden vereinigen sich die Frauen und Mädchen in einer geeigneten Wohnstube[1]) zum Spinnen, während die jungen Burschen und Männer nach des Tages Arbeit auf der Ofenbank ausruhen und, ihre Pfeife rauchend, die wenigen Neuigkeiten, welche dorthin gelangen, besprechen. In diesen Spinnstuben, wie überhaupt im Thale, herrschen jedoch noch sehr strenge Sitten. Auch beim Nachhausegehen müssen die Mädchen sich sittsam verhalten. Hat ein Mädchen einen Liebhaber, der sich untersteht, nach dem Schlusse der Spinnstube auf sein Mädchen zu warten, so wird das bald im Dorfe bekannt. Die übrigen Burschen passen dann dem Mädchen auf und behängen es mit Glocken, Schellen, Ketten u. s. w. und treiben es unter fürchterlichem Lärm vor sich her durch das ganze Dorf. Dieses etwas grausame, aber öffentlich betriebene Verfahren erinnert fast an das Haberfeldtreiben in Bayern. Sollte aber dieser Sitte nicht auch etwas Neid der Burschen zu Grunde liegen? In letzterer Zeit ist dieses Treiben, das man »Heimschellen« nannte, verboten worden. Als trotzdem im Jahre 1883 die Sitte ausgeübt wurde, erhielten die Rädelsführer harte Strafen.



Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern.

Weihnachtsfeier. Am heiligen Abend wandern die Bewohner vielfach mit grossen Kienholzfackeln zu der um 12 Uhr nachts stattfindenden Christmette. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn im Thale und von den Bergwänden aus den meist zerstreut liegenden Häusern bei dunkler Nacht überall Lichter erscheinen und Irrlichtern gleich sich über Berg und Thal fortbewegen. Bei der schönen Lage der Kirchen im Thale wird hierdurch der Eindruck noch erhöht, insbesondere wenn auch die erleuchteten Kirchenfenster in dunkler Nacht weithin erglänzen.

Von einer »fröhlichen« Weihnachtszeit ist nur im unteren Pitzthale zu berichten, wo der Verdienst grösser ist. Dort bäckt die schmucke Dirn ihrem Liebsten zum Weihnachtsfeste einen »Zelten« (ein grosser, runder Leib Brod mit Feigen, Mandeln etc. gefüllt), welchen der Schatz am Abend in Gegenwart der Burschen und Mädchen der

[1]) Siehe die Zeichnung und Beschreibung einer solchen Wohnstube Seite 118.

Nachbarschaft unter launigen Sprüchen anzuschneiden hat. Mit Musik-, Gesangs- und Tanzaufführungen wird das Fest beschlossen.

Im oberen Pitzthale war bislang den meisten Familien solches Backwerk ein unbekannter Begriff. Seit 1891 wird jedoch den armen Kindern der Gemeinden von der Section Braunschweig Backwerk zur Weihnachtszeit übersandt.

Palmenweihe. Am Palmsonntag rüsten sich die Buben im Alter von 6 bis 10 Jahren mit möglichst grossen Stangen (Stecken) aus, binden an dieselben Zweige von »Palmen« (Palmkatzerln = Weidenkätzchen) oder Epheu, die mit Bändern sowie kleinen Bretzeln verziert werden, und ziehen damit in die Kirche zur Weihe. Der Bube mit dem grössten Stecken wird durch eine Belohnung ausgezeichnet.

Niklasfest. Am Niklastage gehen zwei Personen in der Verkleidung als hl. Niklas und hl. Rupprecht mit zwei Helfern unter grossem Lärm im Dorfe umher, um die Kinder zu prüfen und insbesondere den faulen Kindern mit Strafen zu drohen.

Heilige Drei Könige. Am Dreikönigstage sind es die Kinder, die sich als die heiligen Drei Könige verkleiden und von Haus zu Haus ziehen und auf den Tag bezügliche Lieder vortragen. Sie führen stets einen Stern auf einem Stabe mit sich, auch beim Singen in den Stuben, wie es das Ölgemälde des verstorbenen Professors Alois Gabl so meisterhaft dargestellt hat. Mit Genehmigung des Besitzers des Ölgemäldes, des Herrn Professors Klotz in Wien und der Photographischen Union in München wird eine Abbildung davon Seite 125 gegeben.

Primiz. Gelegentlich eines mehrtägigen Aufenthaltes in Wenns erhielten meine Reisegefährten und ich eine Aufforderung, einer Primiz in dem benachbarten Dorfe Jerzens beizuwohnen. Mit Freuden folgten wir der Einladung, weil wir diese Festlichkeit noch nicht kannten. Primiz nennt man die Feier, welche zu Ehren eines Sohnes des Dorfes begangen wird, der nach Empfang der Priesterweihe die erste Messe in der Kirche seines Geburtsdorfes liest. An dieser Feier nehmen fast alle Bewohner des Dorfes, Verwandte und Bekannte des jungen Geistlichen, sowie die Pfarrer aus den benachbarten Ortschaften Theil. Als wir in Jerzens eintrafen, war die Feier in der Kirche und die Messe bereits vorüber. Das Dorf war festlich geschmückt. Grosse Triumphpforten, aus schönen Alpenblumen kunstvoll hergestellt, zeigten den Weg der Procession an, deren Aufstellung soeben in Angriff genommen wurde. Alles, was an alten Trachten noch vorhanden ist, wird an solchen Tagen hervorgeholt, namentlich hohe Pelzhauben für die Frauen. Besonders auffallend erschienen die vielen Kranzjungfern und im vollen Brautschmuck die Himmelsbraut des neuen Geistlichen, diesem voranschreitend. Bei dem Festmahle hat die Himmelsbraut den Ehrenplatz neben dem Primizianten, da durch die Feier die Vermählung des Geistlichen mit dem Himmel symbolisch dargestellt werden soll. Dass bei einem solchen Umzuge in Tirol die Schützen nicht fehlen dürfen, ist wohl selbstverständlich. Bei dem voranschreitenden Musikcorps, dessen Mitglieder mit seltener Lungenkraft ihre Instrumente spielten, bemerkte ich zu meinem grössten Erstaunen den ehrbaren Herrn Zimmermeister, der mit grosser Umsicht und Ausdauer zur grössten Zufriedenheit des Vorstandes der Section Braunschweig beim Bau der Braunschweiger Hütte mitgewirkt hatte. Heute am Festtage nahm er mit viel Humor und Geschick seine Stelle als Musiker ein.

Ein Kirchweihfest ist wohl überall in den deutschen Alpen bekannt, aber ein solches in einem kleinen Weiler hatte ich noch nicht erlebt. Deshalb nahmen meine Reisegefährten und ich die freundliche Einladung des Ochsenwirthes in Wenns zum »Kirta« in Hoch-Asten, einem Weiler am Fusse des aussichtsreichen Venetberges, mit Freuden an. Es reizte uns um so mehr, als der Ochsenwirth erklärte, dort wäre nicht einmal ein Wirthshaus, wir müssten also Speise und Trank mitnehmen. Es wurde daher ein Rucksack mit Vorräthen bepackt und sodann unter Führung des Ochsenwirthes die Wanderung nach Hoch-Asten angetreten. Als der Weiler mit seiner

schön gelegenen Capelle in Sicht gekommen war, wurden wir mit lautem Juchschrei begrüsst. Die kirchliche Feier hatte bereits begonnen. Das kleine Gotteshaus konnte die Andächtigen nicht fassen, viele mussten vor der Thüre der Capelle stehen bleiben. Mit dem Gottesdienste war auch die öffentliche Feier zu Ende. Einen »Kirta« solcher Art hatten wir noch nicht erlebt. Mit einer kleinen Feier im Familienkreise sollten wir jedoch noch überrascht werden. Ein dem Ochsenwirth befreundeter Bauer lud uns nämlich zum Mittagessen ein, welche Freundlichkeit wir unter den obwaltenden Umständen nicht ablehnen konnten. »Wir werden wohl nur Knödel bekommen, weil heute Fasttag ist«, meinte der Ochsenwirth. Und richtig, beim Beginn des Essens, an dem alle Familienmitglieder theilnahmen, erschien die bekannte Tiroler Knödelsuppe. Da die Knödel ausgezeichnet zubereitet waren, der Hausherr auch sehr zum Essen derselben nöthigte, so hatten wir gar bald das Sättigungsgefühl erlangt. Merkwürdigerweise assen die Einheimischen und besonders unser Gastgeber sehr wenig von den herrlichen Knödeln. In der Voraussetzung, dass das Mittagessen damit sein Ende erreicht hätte, bat ich den Ochsenwirth, nunmehr unseren Wein und den mitgebrachten Proviant aufzutragen. Dieser schüttelte aber mit verschmitzter Miene den Kopf. Nun folgte zu unserem grössten Erstaunen bei einem guten Tiroler Wein ein Gang nach dem anderen — im Ganzen neun Gänge —, allerdings nur Fisch-, Eier- und Mehlspeisen, aber so schön zubereitet, dass sie jeder Tafel eines guten Gasthauses Ehre gemacht haben würden. Es wurden u. A. aufgetragen: Gebackener Stockfisch mit Sauerkraut, Krapfen in Weintunke, Maibutter (Mehlspeise mit Honig), Pudding, Gugelhupf u. s. w. Schliesslich stellte sich heraus, dass die Tochter des Hauses in einem der ersten Gasthäuser Innsbrucks die Kochkunst erlernt hatte. Leider konnte ich nach dem reichlichen Knödelgenusse von jedem Gange nur eine kleine Probe nehmen, was unserem jovialen Gastgeber anscheinend viel Vergnügen bereitete, da er und die übrigen Theilnehmer vorsichtiger beim Knödelessen gewesen waren. Ein solches Essen findet man selten im Pitzthal und dann auch wohl nur beim »Kirta« oder bei einer Primiz in einer der wohlhabenden Gemeinden des unteren Pitzthales. Namentlich im oberen Pitzthale ist »Schmalhans« oft Küchenmeister.

Einsegnen des Brautbettes. Nach dem Schlusse der Hochzeitsfeierlichkeiten ziehen sich die jungen Eheleute mit den beiderseitigen Eltern in Begleitung des Pfarrers in ihr neues Heim zurück. Hier erfolgte in früherer Zeit in feierlicher Weise durch den Pfarrer die Einsegnung des Brautbettes. Diese Sitte wird durch ein lebenswahres Gemälde des verstorbenen Professors Alois Gabl veranschaulicht. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ist diese Sitte jedoch ganz verschwunden.

Sägespähne-Streuen. Wenn ein Mädchen oder ein Bursche das bisherige Verlöbniss aufhebt und ein anderes Liebesverhältniss eingeht, so versammeln sich abends die Burschen auf dem Platze des Dorfes mit Sieben und Säcken mit Sägespähnen. Von hier ziehen sie zur Wohnung der ersten Braut und zeichnen durch die mit Sägespähnen gefüllten Siebe einen Weg aus von der Wohnung der ersten bis zur Wohnung der zweiten Braut.

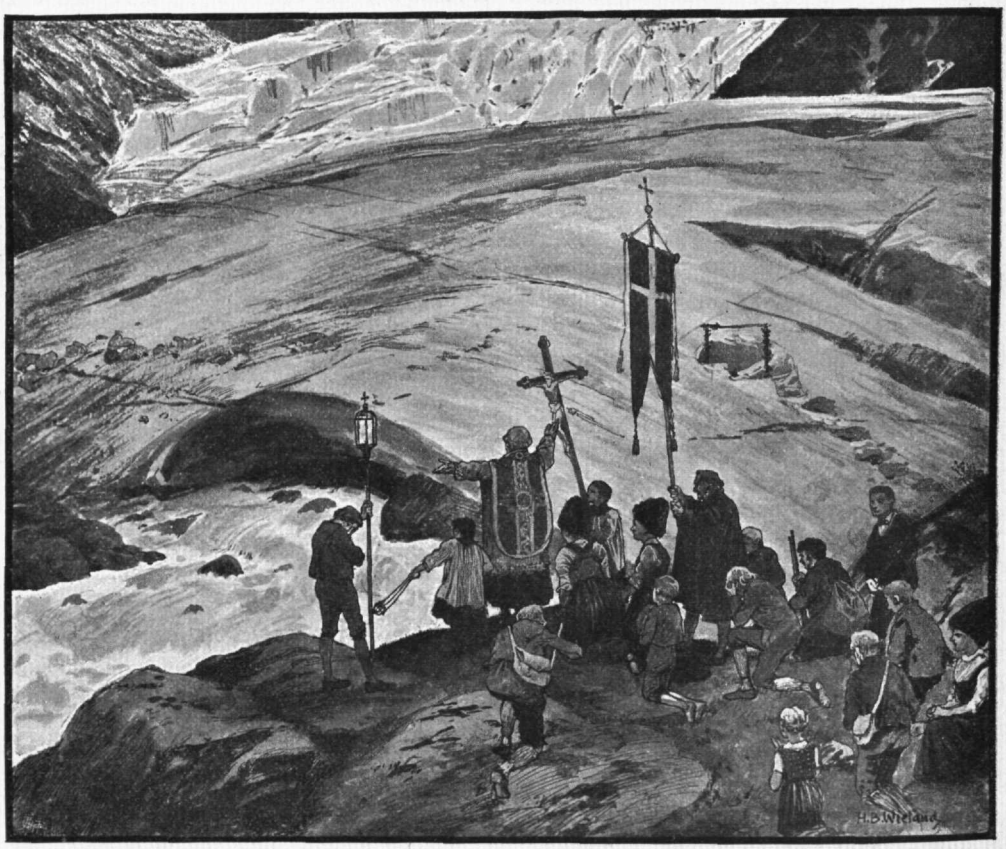
Maiensingen. Am ersten Maientage ziehen die Burschen des Dorfes in aller Frühe von Haus zu Haus und singen dort dem Tage entsprechende Lieder, wodurch sie Gaben zu erlangen suchen. Dies gelingt ihnen wohl immer. In der Regel haben die Hausbesitzer die Gaben — meist frische Eier — schon für diesen Zweck bereit.

Wetterläuten. Wie in vielen anderen Thälern Tirols findet auch im Pitzthale beim Heranziehen eines Gewitters das Läuten mit den Glocken der Kirchen und Capellen statt. Besonderer Erwähnung muss dabei des grossartigen Eindrucks geschehen, den das Rollen des Donners in den von Bergriesen umgebenen engen Thalstrecken hervorruft, begleitet von dem Läuten der vielen Glocken.

Prozessionen im Allgemeinen. Die an den Feiertagen üblichen Prozessionen

finden auch im Pitzthale statt, z. B. am Allerheiligentage der Bittgang für die Seelen der Verstorbenen in St. Leonhard, am Fronleichnamstage in allen Gemeinden. In der grossartigen Gebirgswelt, insbesondere bei der schönen Lage der Kirchen machen diese Prozessionen nicht nur einen erhebenden, sondern auch einen malerischen Eindruck.

Gletscherprozession. Besonders hervorheben möchte ich die dem Thale jedenfalls eigenthümliche Gletscherprozession. Alljährlich am Annatage — am 26. Juli — wird ein Bittgang von St. Leonhard bis Mittelberg (3½—4 Stunden) unter Vorantragung eines Kreuzes und unter Führung des Pfarrers von St. Leonhard abgehalten. Die Bitte bei dieser Prozession geht dahin, eine Verheerung des Thales durch den Mittelberg-



Bittgang zum Mittelbergferner.

gletscher bezw. durch den Ausbruch des Eissees bei der Braunschweiger Hütte zu verhüten. Gegenwärtig endigt die Prozession in der Capelle von Mittelberg. Vor 40 bis 50 Jahren, zu einer Zeit, als der Mittelberggletscher noch bis dicht an den Weiler Mittelberg heranreichte, begab sich die Prozession bis zum Mittelberggletscher. Hier hatten die Bewohner von Mittelberg in den Gletscher eine Kanzel eingehauen, von der herab der Geistliche die Bitte zu den vor dem Gletscher knieenden Pilgern sprach; nach den Aussagen der alten Bewohner eine sehr ergreifende Handlung. Nach diesen Angaben hat der Maler Hans Wieland in München ein Bild angefertigt, das hier wiedergegeben wird. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, in dem der Pfarrer nach dem Verlassen der Eiskanzel sich noch einmal dem Gletscher zuwendet und denselben segnet. Es ist wohl zweifellos, dass in früherer Zeit durch das Anwachsen des

Gletschers und durch den Ausbruch des Eissees das Thal verwüstet worden ist und dass die »Gletscherprozession« diesem Ereignisse ihre Entstehung verdankt.

Prozession nach dem Ostersteine bei Arzl. Nach dem bereits in dem geschichtlichen Theile dieser Arbeit erwähnten Ostersteine bei Arzl wird am 15. Juni jeden Jahres (am Veitstage) eine Prozession geführt, die mit dem Auftrieb des Viehes zur Alpe in Verbindung gebracht und auch bei etwaigem Misswachs wiederholt wird.[1])

Marterln. Bei den grossen Gefahren, mit denen die Arbeiten im Pitzthale verbunden sind, ist auch die Zahl der Unglücksfälle eine grosse. Es ist, wie überall in Tirol, Sitte, diese Unglücksfälle durch Tafeln mit Bildern und Sprüchen, die an einer Säule von Holz befestigt werden, der Nachwelt zu überliefern. Von der grossen Zahl dieser Sprüche mögen hier zwei wiedergegeben werden, die besonders charakteristisch sind, und von denen der erste, soweit mir bekannt, noch nicht veröffentlicht ist.

1. Auf dem Wege von Wenns nach der Schön:

Andenken an den Junggesell Johann Schranz von Wens, welcher am 3. Decem. 1857 der Tod am Holzgrund ihm getroffen hat sein Alter 54 Jahr.

»Jähling ist der Streich geschehen,
Welcher Leib und Seele trennt.
Doch er war vorhergesehen,
Denn ein guter Christ erkennt,
Das kein Mensch von Sterben frei
Und ein Kind nicht sicher sei.
Denke täglich ans Gericht.
Jähling sterben schadet nicht.«

2. Beim Weiler Scheibrand:

Hier liegen begraben,
Vom Dunder derschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua.
Herr, gieb ihnen die ewige Ruah.[2])



Die alte Pitzthaler Tracht.

Murmelthiergraben. Vor 10 bis 20 Jahren kamen die Murmelthiere in grosser Zahl vor und wurden durch Ausgraben in ihren Höhlen (Röhren) gefangen. Das Fleisch dieser Thiere wurde verzehrt. Noë erzählt sogar, dass Murmelthierbraten s. Z. zu Pfingsten die einzige Fleischspeise im Pitzthale gewesen sei. Das ist jetzt allerdings nicht mehr der Fall. Mit der Zunahme des Verkehrs haben sich die Murmelthiere immer mehr nach den nicht begangenen Hängen zurückgezogen. Als im Jahre 1892 der Weg von der Braunschweiger Hütte nach dem Pitzthaler Jöchl gebaut wurde, waren an dem Hang des Karleskopfes, an dem sich der Weg hinzieht, zahlreiche Höhlen der Murmelthiere zu sehen. Jetzt sind diese Höhlen nicht mehr bewohnt. Das Murmelthiergraben ist jetzt behördlich verboten. Das Murmelthier darf nur noch jagdgerecht erlegt werden und hat eine Abschusszeit nur vom 1. September bis 15. October.

[1]) Siehe Archiv für Geschichte u. Alterthumskunde Tirols I, S. 308: Der Osterstein von Ludw. von Hörmann.

[2]) Siehe auch Ludwig v. Hörmann: Grabschriften und Marterln.

Schiessstände. In früheren Jahren waren die Schiessstände unter die Aufsicht der k. k. Militärbehörden gestellt; die Schiessergebnisse wurden von Zeit zu Zeit durch Officiere geprüft. Jede Gemeinde bildete eine Schützencompagnie, deren Mannschaft im Schiessen vollständig auszubilden war. Wird die Aufsicht auch nicht mehr in dem früheren Maasse ausgeübt, so haben die Übungen im Schiessen doch nicht abgenommen.

Die alte Tracht. Die alte Tracht des Pitzthales wird nur noch in einzelnen Stücken und auch nur an Sonn- und Feiertagen beim Kirchgange getragen. Insbesondere tragen die Frauen und Mädchen beim Kirchgange noch »Fazzelkappen« oder Pelzhauben, sowie alte Tücher und Schürzen. Ein alter Rock oder ein altes Mieder wird kaum noch angetroffen. Auch werden kaum noch vollständige Anzüge im Thale zu finden sein. Die noch vorhanden gewesenen Exemplare wurden meistens an Fremde verkauft. Durch die nebenstehende Abbildung wird die alte Tracht veranschaulicht. Die Frau trägt als Kopfbedeckung eine Pelzhaube. In den ältesten Zeiten vertrat die Fazzelkappe die Stelle der Pelzhaube, eine Kopfbedeckung, der Pelzhaube ähnlich, nur nach oben spitz auslaufend und von Fransen aus Baumwolle von dunkelblauer Farbe kunstvoll zusammengestellt. Der Rock, »Wiftig«, aus schwarzem Loden, ist rückwärts oben mit einem Einsatz von blauem Tuch versehen und hat eine Weite von 6 *m*. Der Rock ist ringsum in Falten gelegt, die eine Tiefe von je 10 *cm* haben. An den Rock schliesst sich bei den besser ausgestatteten Anzügen ein Mieder von grüner und rother Seide mit Stickerei und silbernen Haken zum Zuschnüren. Als weiterer Schmuck wird hinter den Schnüren des Mieders ein brettartiges Vorhemdchen in Seiden- und Goldstickerei getragen. Das grobe Hemd von weisser Leinwand ist mit halblangen Ärmeln versehen. Ausserdem werden noch als Pulswärmer kleine Ärmel von schwarzem Sammt, ein Halstuch und eine breite Schürze in den verschiedensten Farben sowie weisse Strümpfe angelegt. Die Männer tragen einen breitkrämpigen, niedrigen Hut, meist von schwarzem Filz, dazu eine braune Lodenjoppe mit Stehkragen von schwarzem Sammt, kurze Lederhose mit kunstvoller Stickerei in grüner Seide sowie weisse Strümpfe und einen Bauchgurt, bei reicherer Ausstattung sogar mit Stickerei in Pfauenfedern. Ein kostbares Frauen-Kostüm aus dem Pitzthal hat der Maler Hans Wieland in München erworben. Auf dem Mieder ist mit Seide auf der Rückseite die Jahreszahl 1760 gestickt. Ein Beweis dafür, dass die besseren Anzüge nur an Sonn- und Feiertagen getragen, aber auch von ausgezeichneten Stoffen angefertigt worden sind.

Landwirthschaft und sonstige Erwerbszweige.

Die gesammte Bodenfläche des Pitzthales — mit Ausnahme einer kleineren Waldfläche, die der Stadt Imst gehört — beträgt 31.285,20 *ha* und ist Eigenthum der vier Gemeinden des Thales: Arzl, Wenns, Jerzens und Pitzthal. Als Hauptbeschäftigung nimmt die Bewohner des Thales die Landwirthschaft in Anspruch.

Betrachtet man die nebenstehenden statistischen Angaben, die ich durch die Güte des Herrn Bezirkshauptmanns Grafen Vetter in Imst erhalten habe, so ergiebt sich, dass die Viehzucht der Haupterwerbszweig der Pitzthaler ist, denn es stehen dem gesammten Acker-, Garten- und Bauland von 616 *ha* nicht weniger als 10.281 *ha* Wiesen-, Weide- und Alpenland gegenüber. An erster Stelle steht die Rindviehzucht, da im Ganzen 4000 Stück Rindvieh der einzelnen Gattungen vorhanden sind, während die Zahl der Pferde, Maulesel, Esel, Schafe, Ziegen und Schweine insgesammt 3500 beträgt. Der grosse Bestand an Rindvieh bildet die Haupteinnahmequelle des Thales, insbesondere für die Bewohner des oberen Pitzthales. Die Pitzthaler Milchkühe gelten als die besten weit und breit und werden auf den Märkten gern gekauft. In der Blüthezeit der Kräuter auf den Wiesen liefert eine Milchkuh täglich 8 *l* Milch, ein gutes Ergebniss mit Rücksicht darauf, dass das Pitzthaler Rindvieh von kleiner Statur ist.

Übersicht

über die Grössenverhältnisse der vier Gemeindebezirke des Pitzthales.

Name des Gemeinde-Bezirks	Gesammt-Flächen-Inhalt	Davon entfallen auf: Baugrund	Garten	Ackerland	Wiesen	Weiden	Alpen	Wald	Steuerfreies sonstiges Land
	ha	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm	ha ar qm
Arzl	2.937,10	7 57 03	8 97 23	220 87 25	542 56 77	166 85 93	280 87 14	1.520 15 93	188 23 03
Wenns	2.965,80	6 53 30	7 68 02	176 70 19	539 24 39	202 91 49	328 38 14	1.473 19 67	168 14 76
Jerzens	3.040,45	3 72 16	— 9 96	74 55 90	237 26 43	303 27 01	1.518 12 54	988 81 97	187 53 36
Pitzthal	22.341,85	6 14 79	— 46 63	103 33 54	273 54 89	497 87 69	5.663 84 70	1.557 97 19	14.238 66 14
Summa	31.285,20	23 97 58	17 21 84	575 46 88	1.592 62 48	897 97 83	7.791 22 82	5.540 14 76	14.782 57 29

Übersicht

über den Bestand an Hausthieren in den vier Gemeindebezirken des Pitzthales.

(Nach der Zählung am Schlusse des Jahres 1899.)

Name des Gemeinde-Bezirks	Pferde	Maulthiere	Esel	Zuchtstiere	Stierkälber unter 1 Jahr	Kühe	Kalbinnen (2—3jährige w. Rinder)	Kuh- und Ochsenkälber (1jährig)	Ochsen	Schafe	Ziegen	Schweine	Hühner	Enten	Gänse	Hunde
Arzl	3	1	—	7	105	550	154	145	105	406	41	680	3.200	—	—	55
Wenns	12	1	1	5	180	230	280	270	250	360	100	360	1.200	18	12	61
Jerzens	—	—	—	3	45	150	90	75	10	150	95	80	300	4	8	22
Pitzthal	4	—	—	18	36	568	340	384	—	450	607	149	650	—	—	52
Summa	19	2	1	33	366	1.498	864	874	365	1.366	843	1.269	5.350	22	20	190

Wenn man den grossen Bestand an Vieh mit der Ackerwirthschaft in Beziehung bringt, so müsste man glauben, dass es mit derselben auf's Beste bestellt ist. Das trifft aber nicht zu. Zunächst sind die klimatischen und Bodenverhältnisse namentlich im oberen Pitzthale ungünstig, worüber später berichtet werden wird; dann aber sind die für die Landwirthschaft wichtigen Einrichtungen zur Aufbewahrung des Viehdüngers noch der Art, dass jeder Landwirth der Ebene darüber vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde. Der Dünger wird einfach auf den ersten besten Platz neben dem Hause oder auch selbst auf der Strasse aufgehäuft und ohne Bedenken den Regengüssen und den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Wenn man sieht, wie die hier oft starken Regengüsse bei den meistens abschüssigen Bodenverhältnissen ganze Theile eines solchen Düngerhaufens fortschwemmen, so braucht man nicht Landwirth zu sein, um ein derartiges Verfahren zu verurtheilen. Es ist aber sehr schwer, die Leute von dem alten Herkommen, das seit Hunderten von Jahren bestanden hat, abzubringen. Hat es mir doch grosse Mühe gemacht, zu erreichen, dass wenigstens die an der Strasse vorhandenen Düngerhaufen, wenn schon nicht entfernt, so doch während der Reisezeit mit einer Fichtenhecke bedeckt werden. Es ist mir erzählt worden, dass

schon vor vielen Jahren ein Pfarrer die Bewohner zur Anlegung von gemauerten und gedeckten Dünger-Behältnissen zu überreden versucht hat. Seine Bemühungen sind ohne Erfolg geblieben, sie haben ihm aber den Beinamen »Dünger-Caplan« gebracht. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass in neuester Zeit mehrere Landwirthe in Arzl und Wenns (Vorsteher und Wirthe) mit gutem Beispiele vorangegangen sind und richtige Dünger-Behältnisse angelegt haben. Eine für das Pitzthal geradezu mustergültige Anlage in dieser Beziehung hat im Sommer 1899 der Vorsteher in Arzl hergestellt, die jeder Pitzthaler Landwirth in Augenschein nehmen sollte.

Die Gemeinden Arzl und Wenns haben Gemeindealpen, auf welche im Sommer der grösste Theil des Viehes getrieben wird.

Die sonnige Lage dieser Gemeinden ist für den Ackerbau günstig. Hier werden Mais, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Kartoffeln gebaut. Die Bestellung dieser Früchte dauert vom 10. April bis zum 10. Mai, die Ernte vom 20. Juli bis Ende September. Die Wiesen werden hier meist zweimal gemäht. Das Heu, das auf den entfernter liegenden Wiesen geerntet wird, bewahrt man an Ort und Stelle in Heustadln auf, um es dann im Winter nach Bedarf mittelst Schlitten einzuholen.

Sind in dem unteren Pitzthale der günstigen, sonnigen Lage entsprechend, die Felder und Wiesen fruchtbar und nutzbringend, so wird es in dem oberen Pitzthale dem Bewohner von der Natur sehr schwer gemacht, den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben. Der Pitzthaler hat sich gewöhnen müssen, dem Boden durch mühe- und kunstvolle Arbeit das abzuringen, was er ihm freiwillig nicht bietet. Die ganze Jahresarbeit ist gleichsam ein Kampf um den nöthigen Lebensunterhalt, denn wahren Reichthum, der es ermöglichte, sorglos zu leben, treffen wir hier nirgends; vielmehr herrscht überall Armuth, und zwar Armuth, von welcher nur der Besucher der Alpen sich eine richtige Vorstellung machen kann. Mit Rücksicht hierauf haben auch Mitglieder der Section Braunschweig, welche mit diesen Verhältnissen vertraut sind, in hochherziger Weise Geldspenden und wärmende Kleidungsstücke alljährlich zum Weihnachtsfeste für die Armen des Pitzthales dem Vorstand zur Weiterbeförderung an die Pitzthaler übergeben.

Wie hart im oberen Pitzthale die Arbeit wird, um eine erträgliche Ausbeute zu gewinnen, wie viele künstliche Mittel der Bewohner anwenden muss, um die Natur gefügig zu machen, das wird im Folgenden gezeigt werden.

Im Frühlinge sollen die Äcker bestellt werden. Es ist dies ja die gewöhnliche Arbeit des Landmannes, aber wie schwierig gestaltet sie sich hier. Man denke sich im oberen Pitzthale die steilen Hänge, an denen die Häuser gleichsam kleben, so dass man fürchtet, sie möchten abstürzen; und an diesen Berglehnen hängen so zu sagen auch die meisten Äcker der Insassen. Der Acker muss umgestochen werden; damit aber die Scholle nicht innerhalb einiger Jahre in das Thal kollert, bedarf es besonderer Arbeit. Was also machen? Der Eigenthümer muss am unteren Ende des Ackers eine Furche graben und die ausgeschöpfte Erde auf seinem Rücken wieder in die Höhe tragen an das obere Ende des Ackers. Man bedient sich hierbei gewöhnlich einer Rolle, die oben befestigt ist; daran ziehen sich zwei Leute abwechselnd hinauf, wie es die beigegebene Zeichnung des Professors H. Pfeifer in Braunschweig veranschaulicht. Auf der Thalsohle, wo der Winter bis Mai seinen weissen Mantel ausbreitet und manchmal noch zwei oder mehr Fuss hohen Schnee liegen lässt, muss auch angebaut werden, und zwar je eher desto besser, da der Sommer zu kurz ist, um Gerste und Kartoffeln reifen zu lassen. (Bekanntlich pflanzt man hier sonst keine Getreidegattung.) Auch da weiss sich der Bauer zu helfen, um den fremden, unwirthlichen, weissen Besitzer seines Eigenthums, den Schnee, zu vertreiben: er geht dem Schnee mit einer einfachen Waffe ganz vortrefflich zu Leibe. Er schaufelt an irgend einer Stelle den Schnee bei Seite, gräbt die Scholle aus, füllt einen Schlitten damit an, wandert so von Acker zu Acker und breitet die Erde auf dem Schnee aus, der dann auch bald verschwindet. Der

Bauer freut sich seines Sieges und baut seine Kartoffeln sowie seine Gerste an, während der Schnee rings um den freigegebenen Acker noch seine Dämme und Schutzwehren in nicht unbeträchtlicher Höhe aufrecht stehen hat.

Sind alle Felder in der Thalsohle bestellt, — was immerhin 3 bis 4 Wochen später geschieht, als im untern Pitzthale — ist das Heu eingeheimst, so geht es mit Sack und Pack, Gross und Klein, sogar mit dem Kleinvieh, auf die Berge, um an manchen Orten eine ganze Woche lang über Abgründen und Felsen zu heuen oder an steilen Abhängen mit Steigeisen das nöthige Futter für den Winter zu sammeln. Bei hereinbrechender Nacht steigt man wieder ins Thal herunter. Es ist für den Wanderer so recht idyllisch, wenn dann aus einigen munteren jungen Kehlen ein Tiroler Volkslied in die Abendluft hinausklingt.



Das oben auf den Bergen gewonnene Heu wird auch hier in kleinen Holzstadeln bis zum Winter verwahrt, oder, wo solche fehlen, in grösseren Stössen aufgeschichtet und gegen Regen u. s. w. mit grossen Leintüchern überspannt. Ende September kann man viele solche Heuschober sehen. Im Winter wird das Bergheu zu Thal gebracht. Da geht es mit einem Fuder auf Tannenästen über den Schnee hin, manchmal über Abgründe oder an Felswänden vorbei auf einem von der Natur freigelassenen Wege, so dass Uneingeweihte öfters die Frage hören lassen: wie kommen die Leute denn da mit dem Heu herunter?



Im oberen Pitzthale bestehen keine oder fast keine allgemeinen Alpenweiden für das Milchvieh, vielmehr bleibt dieses im Sommer daheim. Da findet man keine grossartige Alpen-Auffahrt und -Abfahrt mit allen möglichen Feierlichkeiten wie anderswo. Die Kühe werden daheim auf die Weide getrieben, welche für jeden Besitzer abgegrenzt ist. Wenn diese Weideplätze auch rauh und steinig sind, so müssen sie doch als vortreffliche angesehen werden nach dem Sprüchworte: »Das Beste ist das Fleisch beim Bein und das Gras beim Stein«.

Das Erträgniss der Viehzucht ist zwar kein geringes, jedoch sind auch die Aus-

Bearbeitung eines Ackerfeldes im Pitzthale.

gaben für den Hausstand und für die nothwendigen, im Pitzthale nicht vorhandenen Futtermittel nicht unerheblich. Ein Bauer, der z. B. im Besitz von 2 Milchkühen, 2—3 Stück Jungvieh, 4 Schafen u. s. w. ist, hat eine Einnahme von ungefähr 180 bis 200 Kronen, während seine Ausgaben mindestens denselben Betrag ausmachen. Die Erwerbsquellen dürfen sich daher nicht auf das Erträgniss aus der Viehzucht beschränken. Um auf einen grünen Zweig zu kommen, sind die Familienväter und die erwachsenen Söhne auch darauf angewiesen, sich anderweitig nach Verdienst umzusehen. Als eine zweite Erwerbsquelle treffen wir hier den Handel mit Fellen. Sobald es die freie Zeit im Herbst oder Winter erlaubt, begiebt sich mancher auf die Wanderschaft und treibt Handel. Jeder hat seinen bestimmten Bezirk zu durchwandern, um dort sämmtliche vorhandenen Felle aufzukaufen. Die so erworbenen Felle werden am Thomas-Markte in Innsbruck wieder in den Handel gebracht. Bei diesem Handel wird ganz Nordtirol, der Vinschgau, Vorarlberg, ja die Schweiz durchwandert. So sehen die Leute ein bedeutendes Stück Land. Ähnlich verhält es sich mit dem Handel mit Sägefeilen, den in Nordtirol fast ausschliesslich die Pitzthaler betreiben. Neben jenen, welche diese Erwerbe und Geschäfte betreiben, ist noch die Zahl derjenigen zu nennen, welche während des Sommers in die Fremde ziehen, um durch Arbeit ihren Taglohn zu verdienen. Es ist gewöhnlich die beschwerliche Arbeit als Holzknecht, zu der sie sich verdingen. Von den im Thale zurückbleibenden Männern haben einige noch den Nebenverdienst als Führer oder Träger während der zwei bis drei Sommermonate.

Auch die Frauen und Mädchen tragen dazu bei, den Haushalt zu verbessern. Neben der Küchen- und Feldarbeit ist das Stricken und Spinnen ihre Hauptbeschäftigung von Jugend auf. Jung gewohnt — alt gethan, wie dies die Bilder von Alois Gabl aus dem Pitzthaler Familienleben so wahrheitsgetreu wiedergeben.

Forstwirthschaft.

Die gesammten Forsten des Thales sind bis auf einen kleinen Theil, welcher der Stadt Imst gehört, Eigenthum der Gemeinden. Wenn man die Grösse des Waldgrundes — 5540 *ha* — in Vergleich bringt mit der Einwohnerzahl, sollte man annehmen, dass auch der Waldbestand ein grosser sein müsse. Das ist aber — im oberen Pitzthale wenigstens - - kaum der Fall. Der Grund für diese auffallende Erscheinung ist darin zu suchen, dass die Abholzung früher nicht beschränkt war und dass eine regelrechte Aufforstung bislang nicht stattgefunden hat. Für das obere Pitzthal kommt hinzu, dass grosse Strecken Waldes durch Muren und Lawinen verwüstet worden sind, sowie dass ein grösserer Theil des Waldes als Bannwald bezeichnet worden ist, in dem also Bäume nicht geschlagen werden dürfen. Obendrein wird der natürliche Nachwuchs durch das Rindvieh, insbesondere aber durch die Ziegen, fast immer vernichtet.

In neuester Zeit haben sich die Waldverhältnisse wesentlich gebessert. Das Abholzen untersteht jetzt der Aufsicht der k. k. Forstbehörden. Ausserdem besteht seit mehreren Jahren im Pitzthale ein Pflanzgarten, aus welchem in diesem oder im nächsten Jahre 60000 bis 80000 Stück Baumpflanzen zur Aufforstung der Waldhänge des Pitzthales verwendet werden sollen.

Auch in alten Zeiten war man für den Waldbestand sehr besorgt, wie einige Urkunden aus dem k. k. Statthaltereiarchive vom Jahre 1459 zeigen.

»1459. Beschau der holczwerch zum ampt[1]) in phannhaus gehörende anno 1459.
· Im Walderpach.
Item darnach (vom Pitzthal) in Walderbach, den man nennt Clauspach, haben wir gesehen

[1]) Der Wald im Pitzthal war also zu dieser Zeit herrschaftlich und dem Amt in Hall bei Innsbruck unterstellt.

schöns mitterholez, das da zu guetter mass herwachst und wirt dem ampt in kunftigen zeiten ain gueter trost und hilf, wann sein vast vil ist.«

»1459. Beschau der holczwerch zum ampt in phannhaus gehörende anno 1459.

Um den bisher durch Brennen, Schwenden, Bretter und »ganffen« machen, Neurathen anlegen, Lärgetbohren etc an den zum Pfannhaus in Hall im Innthal gehörigen Wäldern aufzunehmen und künftigen Schaden abzuwenden, werden auf Befehl Herzog Sigmunds die nachbenannten Herren zur Beschau abgeordnet: Chunradt Vintler, Rath und Pfleger auf Thaur, Stefan Harder, Forstmeister, Hanns Kastner, Salzmair,[1]) Hanns Ditrich von Künighofen, Verweser des Hallschreiberamtes, Michael Awer und Vlreich Geittenhofer, Geschworne des Amtes zu Hall. Die Genannten nehmen auf ihre Reise als ortskundige Führer mit die drei Holzmeister mit: Sebastian Klipp, Hanns Sigwein und Jacob Füger.« — Ihr Bericht lautet:

»Im Püczenthal« »Item darnach (vom Pillerthal bei Wenns) haben wir beschaut das Püczenthal. Das hat noch gar wenig alter weld und örtter yun, wann es vast verarbait ist. Doch hat es noch etliche, die zu bringen sind, wenn dye eltisten weld vorberiret in dem register verarbait werden und wachsen gar vil schöner junger weld. Daher dy wolze hayen sind und dem ampt zu künftig zeitten ain gutter trost.

Item darnach am Rigelalperg gegen dem Stain am Piler über und am Leynerperg stet vil guts alts holczs zu guter mass, das dem ampt auch ain gute hilff ist.«

Ersichtlich ist, dass die Waldgründe, die in der vorstehenden Urkunde vom Jahre 1459 als zu hegen empfohlen sind, heute zu den besten Forsten des Pitzthales, ja vielleicht Tirols gehören. Mir wenigstens ist ein so herrlicher Wald in Tirol nicht bekannt. Namentlich auf dem rechten Ufer des Pillerbaches oberhalb des Weilers Matzlewald an den Hängen des Klausbodens zieht sich ein prächtiger, dichter Fichtenhochwald vom Pitzbach bis zum Piller hin. Der Weg durch das Pitzthal führt auf der Strecke vom Pillerbach nach der Schön zu durch einen Theil dieses Hochwaldes.

In den Wäldern des Pitzthales kommen hauptsächlich Fichten, Zirben und Lärchen sowie auch hie und da Erlen und Birken vor. Besonders hervorzuheben sind noch die prachtvollen Exemplare der Wettertannen und Zirben, die sich in den Bannwäldern vorfinden, namentlich in Mittelberg am Fusse des Mittagskogels.

Jagden.

Auch die Jagden des Pitzthales waren im Mittelalter herrschaftlich. Viel edles Wild bargen die Jagdgründe, so u. A. noch Steinböcke und Hirsche. Dass Wild der genannten Arten vorhanden gewesen und dass auch die Wilddieberei damals schon betrieben worden ist — »an dem wiltpret gehandelt« hiess es zu dieser Zeit —, sollen die nachstehenden Urkunden bezeugen.

»1483 Apr. 10. 6649

Veit Verher von Wenns, Conrad Rauch und Ulrich Vichrutter von Irzens u. A. verbürgen sich für genannte Leute von Wenns und aus dem Pützenthal, welche dafür, dass sie wider herzogliches Gebot »an dem wiltpret gehandelt«, gefänglich eingezogen und nunmehr auf freien Fuss gesetzt worden waren, zur Stellung nach Befehl, unter Einsetzung von Hab und Gut.«

»1523 Aug. 13.

Erzherzog Ferdinand befiehlt in einer Amtsinstruction für den obersten Forstmeister in Tirol, Albrecht v. Stamp, Pfleger zu Tarasp, »er soll auch unserm vorstknecht zu Pfunds bevelhen und verordnen, dass derselb unser vorstknecht und auch den vorstknecht im Putzental zu ime bestimb, damit sy an dem gebirg mit irer hayung der steinpöckh, hirsch und gembssen zusamen kumen und ainander tröffen.«

Jetzt sind die Jagden Eigenthum der Gemeinden und werden von diesen verpachtet. Die Wildgattungen, die jetzt noch im Pitzthale sich als Standwild halten, sind folgende: Gemsen, Rehe, graue Hasen, Alpenhasen, Murmelthiere, Auer- und Birkwild, Hasel- und Schneehühner, Rebhühner, Füchse und Dachse. Mit Ausnahme

[1]) Der Salzmair war der Chef des Salzamtes in Hall und wurde seiner Zeit zu den höchsten Beamten in Tirol gezählt.

der Raubthiere, die zu jeder Jahreszeit abgeschossen werden sollen, ist für jede Wildgattung auch hier von der k. k. Behörde eine bestimmte Schusszeit festgesetzt. Rehgaise, Gems- und Rehkitze, sowie Auer- und Birkhennen sind jedoch vom Abschusse gänzlich ausgeschlossen. Auch darf mit Rücksicht auf die Weideberechtigung der Gemeinden die Jagd auf Gems- und Rehwild vor dem 1. September nicht mit Hunden ausgeübt werden.

Als wanderndes Wild hat sich wiederholt der Bär im Pitzthale eingestellt. Zuletzt ist ein Bär im Sommer 1899 zweimal in der Nähe der Braunschweiger Hütte gesehen bezw. gespürt worden. Der Bär ist über das Pitzthaler Jöchl nach dem Ötzthale gezogen, hat dort mehr als 30 Schafe zerrissen, ist sodann auf demselben Wege zurückgekehrt und in der Richtung der Schwarzen Schneide abgezogen, ohne von den Schützen behelligt worden zu sein. Urkundlich wird noch von einem Bären berichtet, und zwar in der Pfarrchronik zu Plangeross. Im Jahre 1859 ist daselbst vermerkt, dass ein Bär das Pitzthal passiert habe und über die Ferner gestiegen sei. Dabei will ich bemerken, dass im Jahre 1898 ein Bär sogar noch nördlich vom Pitzthal in der Nähe von Fiecht (bei Schwaz, Eisenbahnstation zwischen Innsbruck und Jenbach) angetroffen und auch am 14. Mai erlegt worden ist.

Die Fischerei — Fischjagd, wie man im Pitzthal sagt — ist gleichfalls Eigenthum der Gemeinden und wird von Pächtern ausgeübt. An feineren Fischen kommen hauptsächlich Forellen und Aschen vor. Die Forelle, die bekanntlich kaltes Wasser liebt, steigt in den Gewässern des Thales bis Stillebach und Neurur (1492 *m*) empor. Weiter aufwärts im Thal bei Plangeross und Mittelberg ist das den Gletschern entströmende Wasser des Pitzbaches auch den Forellen zu kalt.

Aus den Alpen Nordamerikas.

Von

Jean Habel.

Auf der Grenze der beiden südwestlichsten, canadischen Provinzen Alberta und Britisch-Columbia, unweit der den amerikanischen Continent durchziehenden canadischen Pacific-Eisenbahn, trägt das Felsengebirge, die Rocky Mountains, in Amerika häufig kurzweg Rockies genannt, eine ausgedehnte Eisbedeckung. Wie riesige Oktopoden liegen dort die Firnfelder zwischen den sie umgebenden Bergen, ihre Arme als Thalgletscher zwischen den letzteren nach allen Himmelsgegenden aussendend. Diese Gletscher bilden das Nährgebiet mächtiger Flusssysteme. Ihnen entströmen gegen Norden der Athabasca, der sich in den gleichnamigen See und später durch den grossen Sklavensee als Mackenzie in das Eismeer ergiesst; gegen Osten die beiden Arme des Saskatchewan, die in den Winnipegsee und als Nelson in die Hudsonbai strömen; gegen Westen, zum Stillen Ocean, der vielgewundene, an der Grenze von Washington und Oregon mündende Columbia; ebendahin endlich der kürzere Fraser, der noch auf canadischem Gebiet, bei New Westminster und Vancouver, den Ocean erreicht.

Bis 1867, in welchem Jahre die Vorarbeiten für den Bahnbau begannen, war das ganze westliche Canada, einschliesslich der heutigen Provinz Assiniboia, fast unbekanntes Land, nur von wilden Indianerstämmen durchzogen. Ende der fünfziger Jahre hatte die britische Regierung einige Pässe über die Rockies, südlich von dem bis dahin allein bekannten Athabascapass, durch eine Expedition unter Captain Palliser aufschliessen lassen, doch wurden die Übergänge über das Gebirge erst eingehender für den Bahnbau erforscht. Weiter wurde die Kenntniss jener Thäler und Höhen, besonders in der Nähe der Eisenbahn, durch die geologischen und topographischen Aufnahmen der canadischen Regierung zu Ottawa gefördert. Forschungsreisende und Bergsteiger, meist Mitglieder alpiner Vereine, sind nur ganz vereinzelt in jenes Gebiet vorgedrungen, und letzteres bietet auch heute noch ihrer Thätigkeit ein fast unberührtes Feld dar. Leider sind die klimatischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der dortigen Gegend keine sehr günstigen für ihre Erforschung. Als Sommermonate können nur Juli und August bezeichnet werden, aber selbst der Juli ist häufig noch feucht und kalt, während im August, infolge zahlreicher Waldbrände, der Höhenrauch jede Fernsicht ausschliesst. Der September ist in seinem Anfang noch schön, aber gegen Mitte desselben schneit es bereits; wie im Osten Nordamerikas, pflegt sich dann auch hier noch ein kurzer Nachsommer einzustellen, der sogenannte »indian summer«. Nach den Berichten der bisher in jenen Gegenden thätig gewesenen Reisenden kann man die drei Monate Juli bis September als mehr oder weniger günstige Reisezeit annehmen. Allerdings drang Wilcox[1]) noch während der letzten Hälfte des Oktober 1898 bis zu den Quellen des Saskatchewan vor, doch wurde die Reise von Regen und Schnee sehr ungünstig beeinflusst. Im Juni 1897 waren die Niederschläge in den Rockies derartige,

[1]) Sources of the Saskatchewan. By Walter D. Wilcox. Geographical Journal, London, April 1899.

dass mehrere Brücken der Bahnlinie fortgerissen wurden und dieselbe an verschiedenen Stellen auch durch Unterwaschungen (washouts) unfahrbar wurde. Fünf Tage wurden wir in dem kleinen Städtchen Calgary (1030 *m*), am Ostfuss des Felsengebirges, durch diese Katastrophe festgehalten und während dieser Zeit auf Kosten der Eisenbahn in den dortigen Hotels verpflegt, bis die Linie wieder soweit hergestellt war, dass wir zu der theilweise fortgerissenen Brücke über den Kananaski befördert werden konnten. Der östliche Theil derselben wurde nur noch durch die Schienen, an denen die Bohlen hiengen, gebildet. Über letztere waren Bretter gelegt und auf diesen, hoch über dem Wasserspiegel, gieng der »Zug nach dem Westen«, doch natürlich zu Fuss — ein haarsträubender, kaum glaublicher Anblick. Jenseits des Flusses bestiegen wir Güterwagen, wurden in diesen zu einer zweiten Brücke befördert, die ebenfalls zu Fuss überschritten werden musste, und fanden jenseits derselben die Pullmann Cars, in welchen wir nach Banff gelangten. Von Calgary bis Vancouver durchzieht die



Hermit Range von Glacier House.

canadische Pacificbahn, in Amerika gewöhnlich kurz C.P.R. (Ci-Pi-Ar) genannt, vier Parallelketten. Sie folgt zunächst dem Laufe des Bow River, eines Zuflusses des South Saskatchewan, durchzieht bei Banff den canadischen Nationalpark und überschreitet die Rocky Mountains bei der Station Stephen, im Hector- oder Kicking Horse-Pass (1615 *m*), die Wasserscheide zwischen Atlantischem und Stillem Ocean. Am Westfuss der Rockies, bei Station Donald führt sie über den von Süden kommenden Columbia, erklettert die Selkirk Range zum Rogerspass (1303 *m*) und überschreitet am Westfuss der Selkirks den von seinem grossen Bogen nach Norden zurückkehrenden Columbia zum zweiten Male bei Revelstocke, gegenüber dem vergletscherten Mount Begbie. Die folgende Kette, die Gold Range, bietet ihr einen bequemen Übergang im Eaglepass (610 *m*). Dann durchzieht sie eine Landschaft, die mehr oder weniger den Charakter des Hochgebirges verliert und denjenigen einer weiten Berglandschaft annimmt, wo Ackerbau und Viehzucht möglich werden, bis zum Cascadengebirge, durch dessen wilde Schluchten sie sich, dem Thompson- und Fraserflusse folgend, zum Stillen Ocean senkt.

Diese verschiedenen Ketten werden von den Personenzügen der C.P.R. in nicht

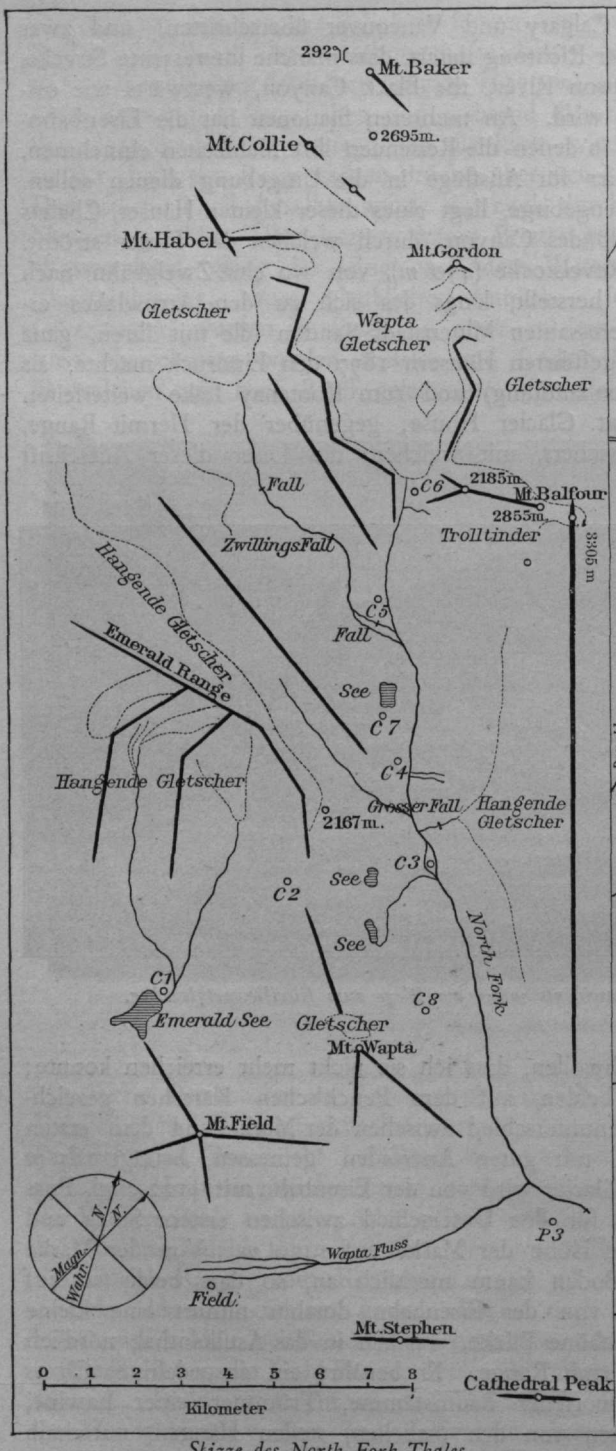
ganz 36stündiger Fahrt zwischen Calgary und Vancouver überschritten, und zwar verkehrt täglich nur ein Zug in jeder Richtung derart, dass manche interessante Strecke, wie z. B. die Schlucht des Thompson River, the Black Canyon, westwärts wie ostwärts, in der Nacht durchfahren wird. An mehreren Stationen hat die Eisenbahnverwaltung Hotels errichten lassen, in denen die Reisenden ihre Mahlzeiten einnehmen, die ihnen aber auch als Standquartier für Ausflüge in die Umgebung dienen sollen. Bei North Bend (130 *m*), im Cascadengebirge, liegt eines dieser kleinen Häuser, Chalets genannt, wenige Kilometer oberhalb des Canyon, durch welchen der Fraser strömt. Ein etwas grösseres Haus liegt in Revelstocke (450 *m*), von wo eine Zweigbahn nach Süden führt und die Verbindung herstellt, längs des sich zu den Arrowlakes erweiternden Columbia mit der interessanten Minenstadt Sandon (die mit ihren, ganz aus frischgeschnittenen Brettern aufgeführten Häusern 1897 den Eindruck machte, als käme sie eben aus einer Spielwarenhandlung) und zum Kootenay Lake weiterleitet. Mitten in der Selkirk Range liegt Glacier House, gegenüber der Hermit Range, und am Fusse des Illecillewaetgletschers, mit welchem die Leser dieser Zeitschrift durch die Abhandlung des Herrn Professors Dr. Albrecht Penck im Jahrgang 1898 bekannt gemacht wurden. Zu den dort enthaltenen, auf den Gletscherrand bezüglichen Angaben sei hiermit noch die folgende erwähnt. Am 22. August 1896, vormittags, fand ich eine Marke mit rother Farbe: June 95, 52 Schritt = 38,5 *m* (100 *m* = 135 Schritt) vom Gletscherrande entfernt; um 3 Uhr nachmittags desselben Tages war der Gletscherbach bereits so angeschwollen, dass ich sie nicht mehr erreichen konnte; sie liegt jedenfalls zwischen den beiden, auf dem Penck'schen Kärtchen gezeichneten Gletscherausflüssen. Der Höhenunterschied zwischen der Marke und dem ersten Stock des vorderen Glacier House, mit guten Aneroiden gemessen, beträgt 185 *m* (± 2½ *m*); die Höhe von Station Glacier wird von der Eisenbahn mit 4122 engl. Fuss = 1256,4 *m* angegeben; setzt man für den Unterschied zwischen erstem Stock und Schienen 8,6 *m*, so ergiebt sich die Höhe der Marke auf 1450 *m*. Von der Marke bis zum Gletscherrande stieg der Boden kaum merklich an, so dass beide fast auf gleicher Höhe lagen. Der Weg von der Eisenbahn dorthin nimmt eine kleine Stunde in Anspruch und gewährt schöne Blicke, westlich in das Asulkanthal, nördlich auf den Mount Cheops und die Hermit Range. Er berührt ein ausgedehntes Chaos umgestürzter und durcheinandergeworfener Baumstämme, Trümmer einer Lawine, welche anscheinend vor vielen Jahren von den östlichen, steilen Hängen, unterhalb des Mount Sir Donald niedergieng. Die Gewalt eines Lawinensturzes wird vielleicht an keiner anderen Stelle der Erde so sichtbar, man möchte fast sagen fühlbar gemacht, wie hier, durch die Ruinen dieses canadischen Urwaldes.

Mount Cheops

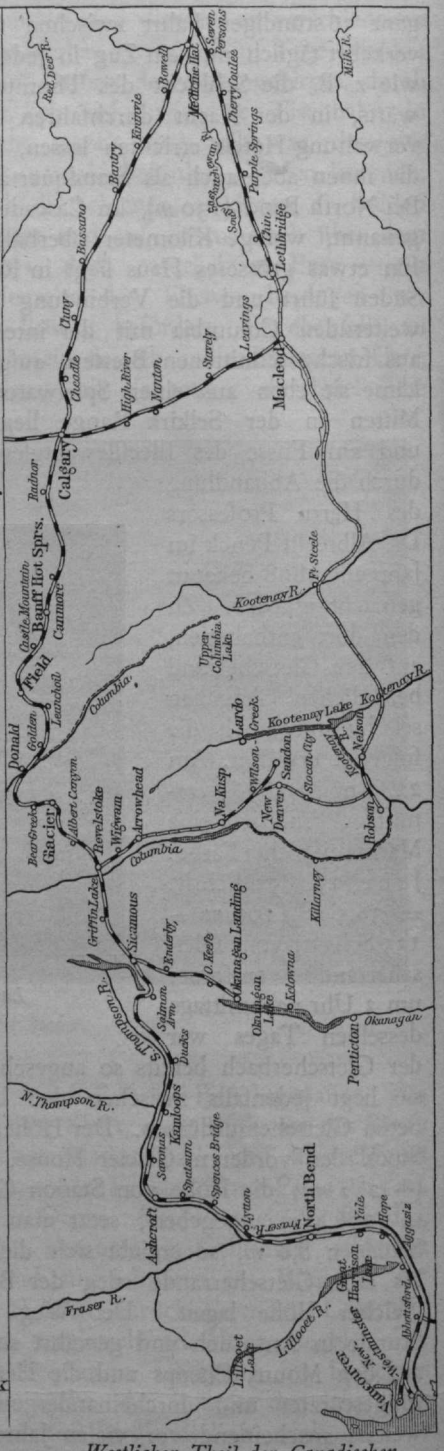


Lawinentrümmer am Wege zum Illecillewaetgletscher.

Ich erstieg den Gletscher zweimal. Beidemal an seinem rechten Ufer ein-



Skizze des North Fork-Thales.



Westlicher Theil der Canadischen Pacific Eisenbahn.

steigend, überquerte ich die Zunge zum linken Ufer, welches unterhalb und längs der Moräne, auf dem Eise, ein mehr oder weniger bequemes Fortkommen gestattet.

Die auf dem Bilde in der Zeitschrift 1898, S. 56, oberhalb des Gletschers sichtbare kleine Spitze ist das sehr verwitterte Ende eines aus Glimmerschiefer bestehenden Grates, welcher die Westseite des Illecillewaet-Gletscherbeckens von den Gletschern des benachbarten Asulkanthales trennt. Rechts von ihr liegt ein mit Zwergfichten und einer Erika üppig bewachsener Pass (2160 *m*), zu dem vom Rande des Illecillewaetgletschers eine sanft ansteigende, theilweise mit Schnee erfüllte Mulde, auf der entgegengesetzten Seite ein ödes, baumloses Thal vom Asulkanthal hinaufführt. Um das Gletscherbecken zu erreichen, wendet man sich von diesem Pass zu dem unterhalb der Spitze sichtbaren, nach rechts hinüberziehenden, kleinen Schneefeld, über welches man bald den sich hoch am Grat hinaufziehenden Firn erreicht. Letzterer schien am 27. August 1896 für mich allein nicht gut gangbar zu sein, und ich wandte mich daher zum Grat hinauf, dessen erster Zacken (2390 *m*) leicht erreichbar, auf dem aber ein



Das Asulkanthal vom Wege zum Illecillewaetgletscher.

weiteres Fortkommen von letzterem, über die folgenden riesigen Zacken, ausgeschlossen ist. Das zweite Mal, am 8. August 1897, befand ich mich in Begleitung des Herrn Randolph F. aus Chicago. Der Gletscher hatte sich in dem einen Jahre sehr verändert und ist in der That stark im Schwinden begriffen. Im Jahre vorher war ich weiter oben, wo der Gletscher sich direct an den Fels anlehnt, nur ein einziges Mal zum Ausweichen in den letzteren genöthigt gewesen. Jetzt hatten sich neue Spalten gebildet, oder alte hatten sich derartig erweitert, dass das Pfadfinden mühsam, das Ausweichen nach dem Eise oder dem Fels zu häufiger wurde und mit Schwierigkeiten verknüpft war. Wir hatten ein Seil mitgenommen und wandten uns, durch dasselbe verbunden, vom Fuss der kleinen Spitze dem von mächtigen Spalten durchzogenen Gletscherbecken zu. Die Spalten nöthigten uns zu einigen Umgehungen, doch lagen sie fast alle offen zu Tage. Die Randkluft gegen den Grat war an verschiedenen Stellen leicht zu überschreiten. Letzterer verschwindet theilweise unter dem Firn; seine höchste Erhebung besteht aus einem Felskopf (2635 *m*). Die Aussicht ist nicht

sehr umfassend, man sieht den Mount Dawson und den Mount Donkin, doch nicht so schön wie vom Asulkanpass, auf den man hinabblickt, ferner den Mount Bonney, die Höhen an der Westseite des Asulkanthales und überblickt das Nährgebiet des Illecillewaetgletschers, das sich hoch gegen den Sir Donald (3250 *m*) hinaufzieht. Auf dem Rückwege brach beim Überschreiten der Randkluft dieselbe Brücke, welche wir beim Aufstieg benutzt hatten und die ich am Morgen sorgfältig geprüft hatte. Fast gleichzeitig mit mir sauste ein zweiter Eispickel hinab, doch folgte ihm sein Besitzer glücklicherweise nicht nach. Dagegen erschien das besorgte Gesicht des letzteren über der Kluft, das Seil wurde angezogen und ich hörte die Worte: »Fürchten Sie nichts, ich halte Sie«. Ich war nur wenig über 3 *m* tief gefallen, fühlte aber auf der rechten Seite unterhalb des Rucksackes einen intensiven Schmerz, der es mir zuerst unmöglich machte, mich zu bewegen. Als letzterer etwas nachgelassen und ich mein Skelet intact fühlte, stieg ich die Kluft, welche im Winkel von 35° in die Unterwelt führte, hinab zu den glücklicherweise nicht tief gefallenen Eispickeln und erreichte mit diesen für uns unentbehrlichen Gefährten wieder die Oberfläche. Ich weiss nicht, ob ich in dem Moment schon, als ich die Brücke betrat, oder erst als ich sie unter mir schwinden fühlte, mir Vorwürfe machte, sie nicht vorher nochmals geprüft zu haben, jedenfalls war der Gedanke, nicht die nöthige Vorsicht beobachtet zu haben, der einzige, der mich während des kurzen Sturzes beherrschte, nebst der Erwartung, wie lange dieser dauern und wie er enden würde. Durch den fast vierstündigen Marsch,[1]) welcher dann folgte, wurden die Muskeln wieder zur Thätigkeit gezwungen: etwas Steifheit, eine schöne Tättowierung der Stelle, wo der Körper mit dem Eise, Hautabschürfungen des rechten Armes, wo dieser mit dem Fels der Kluft in Berührung gekommen war, und ein unbrauchbar gewordenes Aneroid, waren die einzigen Folgen dieses Sturzes, bei welchem der Rucksack als Puffer für Rippen und Rückgrat gedient, vielleicht auch den Hinterkopf vor dem Aufschlagen bewahrt hatte.

Vom Wege nach dem Illecillewaetgletscher zweigt wenige Minuten oberhalb Glacier House der Weg in das Asulkanthal ab, der nach 25 Minuten über den Asulkanbach führt, dann aber aufhört. Man muss sich durch die üppige, meist feuchte Vegetation, welche die Beine bis zum Knie vollständig durchnässt, seinen eigenen Weg suchen. Das Nährgebiet der Asulkangletscher ist nicht so mächtig wie dasjenige des Illecillewaet, und infolgedessen geht das Eis nicht so tief hinab. In dreistündigem Marsch von Glacier House erreicht man das Ende des westlichen Asulkangletschers, der bis 1700 *m* (25. August 1896) herabreicht, und nach einer weiteren kleinen Stunde das 200 *m* höher gelegene Ende des östlichen Gletschers. Von hier steigt man zu dem rechts von einer charakteristischen, nach Osten überhängenden Felskuppe und oberhalb eines steilen Schneefeldes gelegenen Sattel empor und betritt das Gletscherbecken. Letzteres ist von vielen Spalten durchzogen, die aber alle offen zu Tage liegen. Der Firn war hart wie Eisen, so dass ich kein Bedenken trug, allein zum Asulkanpass (2360 *m*, 5 3/4 Stunden von Glacier House) weiterzugehen. Die Aussicht ist beschränkt; sehr schön ist der Blick gegen Süden auf den Mount Fox, Mount Dawson,[2]) Mount Donin und den steilen Dawsongletscher zwischen den beiden letzteren, gegen Westen auf die Brüche des Asulkangletschers und die über ihnen gelegenen drei Gipfel. Eine Totalansicht der beiden Gletscherbecken des Illecillewaet-

[1]) Die Marschzeit betrug von Glacier House bis zum Gletscherende 45 Minuten, weiter bis zum Pass 2 Stunden 5 Min., von letzterem bis zum höchsten Punkt des Grates 2 Stunden 10 Min., im Ganzen 5 Stunden. Die kleine Spitze erreichte ich vom Pass in 55 Minuten.

[2]) Der Mount Dawson wurde am 13. August 1899 von Mitgliedern des Appalachian Mountain Club erstiegen. Nach einer freundlichen Mittheilung eines der Ersteiger, des Herrn Professor Charles E. Fay, ist der Berg ca. 3290 *m* hoch und wurde von den Führern Christian Hässler und Eduard Feuz aus Interlaken in Bezug auf Schwierigkeit dem Wetterhorn im Berner Oberland gleichgestellt. Die

und Asulkanthales, getrennt durch den zwischen ihnen liegenden Glimmerschiefergrat, erhält man sehr schön unterhalb des östlich von Glacier House gelegenen Rogerspasses (1303 *m*), von wo auch die oben beschriebenen Wege, welche zu ihnen führen, zu verfolgen sind.



Blick in das North Fork-Thal von der Eisenbahnlinie.

Südlich von diesen Becken liegen in der Selkirk Range andere ausgedehnte Eisfelder, der Deville Nevé und Dumcan Nevé, und ähnlich wie hier, doch noch zu grösserer Entwicklung gelangt die Eisbildung nordöstlich in den Rocky Mountains. Hat man die letzteren mit der Bahn, von Osten kommend, im Kicking Horsepass (1615 *m*), auf der Wasserscheide (the Great Divide) überschritten, in rascher Fahrt thalwärts den Waptasee bei der Station Hector und die erste, über den tosenden Wapta- oder Kicking Horse-Fluss führende Brücke erreicht, so blickt man rechts bald in ein wildes Thal, zu dem der Eingang durch steile, waldbewachsene Felsriegel gesperrt scheint, und auf dessen Flanken hangende Gletscher sichtbar werden. Es ist das North Fork-Thal; der Fluss, der ihm entströmt, wird als North Fork, nördliche Gabel des Wapta, angesehen. Im Hintergrunde dieses Thales erscheint ein hoher Gletscherberg, den ich Hidden Mountain nannte, und dem inzwischen vom Appalachian Mountain Club mein Name beigelegt wurde;[1]) eine Ehre, für die ich mir erlaube, an dieser Stelle meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Dieser Berg steht am südwestlichen Rande eines grossen Gletscherbeckens.

Um in diesem Becken durch das bisher unbetretene North Fork-Thal möglichst weit nach Norden vorzudringen, verliess ich die ungefähr eine Stunde westlich von seinem Eingang, am Fusse des Mount Stephen gelegene Station Field (1235 *m*), wo die Eisenbahn ebenfalls ein kleines Hotel unterhält, am Morgen des 15. Juli 1897, in Begleitung dreier Leute: Fred Stephens, Ralph Edwards und des Kochs Frank Wellmann, alle drei hoch zu Ross. Vier Packpferde trugen Proviant und Ausrüstung. Leute, Proviant und Pferde waren von Herrn T. E. Wilson in Banff beschafft worden; es bewährte sich alles nach Wunsch. Ich selbst gieng zu Fuss, da mir die Natur des Thales für cavalleristische Leistungen zu ungeeignet erschien. Auch die Leute bewegten sich nach den ersten Tagen mehr zu Fuss wie zu Pferde, dennoch würden sie, glaube ich, bei einem wiederholten Besuch des Thales kaum auf die Mitnahme von Reitpferden verzichten. Zwei der letzteren sind für die Überschreitung des Flusses ausserdem nothwendig.

---

genannten Schweizer Führer waren im Sommer 1899 von der Verwaltung der Canadischen Pacific Eisenbahn in Glacier House stationiert, um den Besuchern des letzteren Gelegenheit zu geben, Hochgebirgstouren auszuführen. Die Besteigung des Sir Donald, welche dieselben Führer am 26. Juli 1899, zum ersten Male, gerade neun Jahre nach der ersten Besteigung des Berges wiederholten, erschien ihnen bedeutend leichter wie diejenige des Mount Dawson. Es dürfte übrigens nicht immer darauf zu zählen sein, Schweizer Führer in Glacier House anzutreffen.

[1]) Appalachia No. I. Vol. IX. May 1899, S. 21.

Nach den mir gemachten Mittheilungen, namentlich seitens eines Halbblutindianers, welcher den dem North Fork-Thal gegenüberliegenden Eisenbahntunnel bewachte, sollte das Eindringen in dasselbe von Süden mit Pferden ganz unmöglich sein, und so entschloss ich mich zunächst, dies von Westen, über Emerald-Lake, zu versuchen. In einer Stunde vom Field erreicht man eine Naturbrücke, the Natural Bridge, eine Bank aus cambrischem Schiefer, die sich im Fluss von einem Ufer zum anderen erstreckt, in der Mitte mit einem Ausfluss, der früher nur vom Menschen zu überschreiten war, über welchen die C.P.R. aber jetzt eine Holzbrücke hat errichten lassen, die unsere Pferde als die ersten betraten. Von der Naturbrücke kommt man durch prächtigen Wald auf gutem Wege in zwei Stunden zu dem See (1285 *m*), halbwegs den aus ihm strömenden Bach überschreitend. Wir fanden hier ein Boot, auf dem Stephens die Ausrüstung nach dem nördlichen Ufer ruderte, während wir dahin mit den Pferden auf dem westlichen Ufer gelangten. Der See hatte eine Temperatur von 12 3/4° C., zahlreiche kleine Quellen an seinem Nordufer eine solche von 5 1/2° C. Er soll sehr fischreich sein. Ein Schof Enten durchzog seine dunkle Wasserfläche, über die zwei weissköpfige Adler ihre Kreise zogen. Eine kleine Ebene, auf welcher wir das Lager aufschlugen, liegt an seinem nördlichen Ufer, während dichter Wald sich an den anderen Ufern die Halden hinaufzieht, zum Rande der steil abfallenden Mauern der Emerald Range,[1]) der schön geformten Felspyramide des Mount Field und seines massiven Nachbarn, welcher auf der Plattform unterhalb seiner Spitze einen kleinen Gletscher trägt und den ich Mount Wapta taufte.

Am nächsten Morgen goss es in Strömen. Im Regenmantel machte ich einen Spaziergang in das enge, nordwestlich vom See mündende Thal, dessen Bach von den Resten einer Lawine überbrückt wurde und dessen Ende ich in zwei Stunden erreichte.



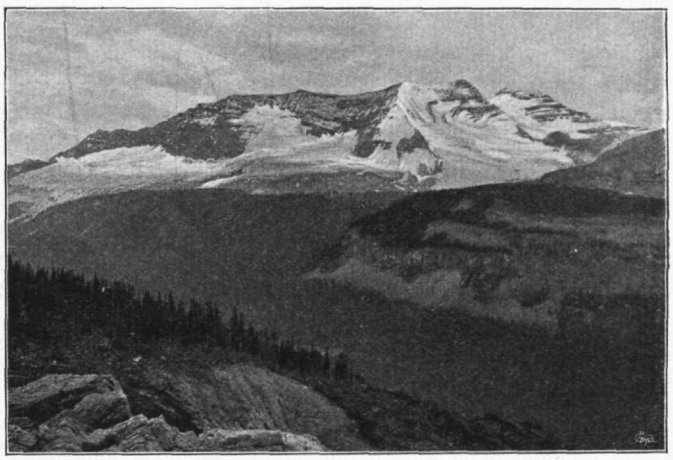
Landschaft am Wapta oder Kicking Horse River, östl. von Station Field, während 14tägigen Regenwetters.

Letzteres wird gebildet von einem steilen Felscircus, über welchen an seiner Nordseite ein hangender Gletscher ein schmales Band ziemlich tief herabschickt. Auf dem Rück-

[1]) Die kleine Kartenskizze des North Fork-Thales (Seite 140) wurde nach dem Itinerar und zahlreichen Peilungen hergestellt; sie soll dem Leser nur als Wegweiser für die folgende Beschreibung dienen und macht keinen Anspruch auf Genauigkeit. C. bedeutet camp = Lager. Das Eisenbahnkärtchen ist die Verkleinerung einer Veröffentlichung der C.P.R. Die Bilder sind Verkleinerungen von 13:18 *cm* Original-Aufnahmen des Verfassers, hergestellt auf Films der M. A. Seed Dry Plate Co., St. Louis, Mo.

wege begegnete mir ein Stachelschwein, das sorglos kaum zwei Fuss vor mir sich nach oben bewegte. Diese Thiere[1]) sind in den Rockies und in den Selkirks in einer einzigen, fast meterlangen Art (Erethizon dorsatum, porcupine) sehr zahlreich vertreten. Berührt man sie, so flüchten sie die Hänge hinauf oder auf Bäume und geben kreischende, an eine Kinderstimme erinnernde Töne von sich.

Auch der Morgen des 17. Juli war feucht und kalt (5 Uhr früh: + 3° C). Um 8 Uhr verliess ich mit den beiden Leuten den See, um festzustellen, ob es möglich sei, mit unseren Pferden ein höheres Lager zu beziehen und dort Nahrung für sie zu finden. Wir überschritten die Bäche, welche die kleine Ebene hinter dem See durchziehen, ohne Schwierigkeit und erstiegen die hier kahlen Hänge von Emerald Range. In den Wald gelangend, wandten wir uns gegen Norden und fanden nach dreistündigem Marsch einen guten Lagerplatz mit ausreichendem Futter für die Thiere auf zwei oder drei Tage. Höher gegen Emerald Range hinaufsteigend, dann gegen das North Fork-Thal schwenkend, erreichten wir in einer Stunde einen Punkt (2165 *m*), von wo ein guter Theil des Thales zu übersehen war. Wir standen hier am Fusse der hangenden Gletscher, welche die Nordseite von Emerald Range bedecken. Im Hintergrund des North Fork-Thales wurde ein herrlicher Thalgletscher sichtbar.



Die Nordseite der Emerald Range, von Punkt 2185 m, unterhalb des Mount Balfour gesehen.

Unmittelbar uns gegenüber, von den hangenden Gletschern, welche die im Mount Balfour gipfelnde Ostseite des North Fork-Thales bedecken, stürzte sich der Gletscherbach in mächtigem Fall über eine fast senkrechte Wand hinab bis zum Thalboden, — ein wunderbarer Anblick. Der Bach entströmte dem Eise ungefähr in der Höhe unseres Standpunktes, die Stelle der Thalsohle, wo er mündet, liegt, wie ich später feststellte, 1505 *m* hoch, so dass der Unterschied 660 *m* beträgt. Auch wenn man hier von demjenigen Theil, welcher nicht zum eigentlichen Fall gehört, absieht, kann doch ohne Übertreibung behauptet werden, dass der Fall einer der höchsten der Erde ist. Allerdings geht er nicht in so senkrechtem Sturz hinunter wie der als höchster der Erde bekannte Yosemitefall in Californien, dessen Höhe mit 790 *m* angegeben wird. Von diesen bilden jedoch nur 490 *m* einen ersten senkreckten Fall, dann folgen 185 *m* Cascaden und ein letzter Sturz von 125 *m*. Er wird nur von Schneefeldern gespeist, ist infolgedessen im Frühjahr sehr mächtig, im Sommer aber, wenn der Schnee zusammengeschmolzen ist, geht auch er sehr zurück. Als höchster europäischer Fall

[1]) Nagethierfamilie (Hystrichina): »Grabende Stachler« (Philogaea), in der alten Welt auf oder unter der Erde lebend, und »Baumstachelschweine« (Cercolobina) auf Amerika beschränkt. Von letzteren: zwei Gattungen im tropischen Südamerika, eine Gattung, nur in oben erwähnter Art, in Nordamerika. Diese plump, mit bekrallten vierzehigen Vorder- und fünfzehigen Hinterfüssen, 20 *cm* langem Schwanz und dichtem Pelz mit versteckten Stacheln am Rücken. Lebt von Knospen und Rinde.

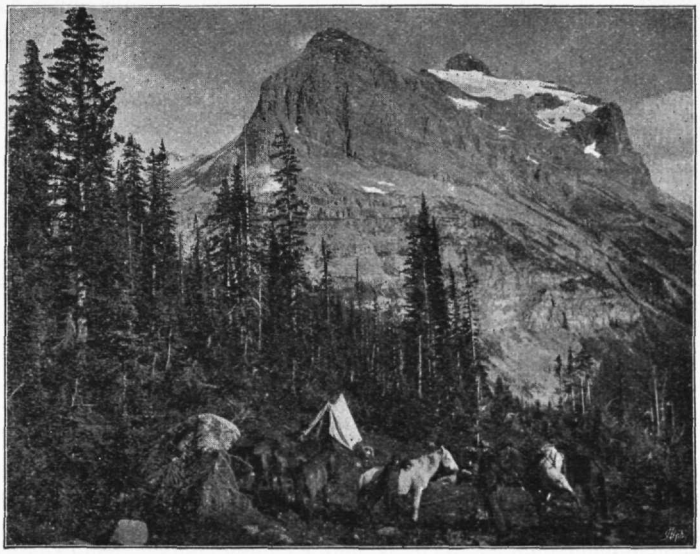
wird der Abfluss angesehen, welcher sich von den Gletschern des Pic du Marboré, 425 *m* hoch, in den Cirque de Gavarnie, unweit des gleichnamigen französischen Dorfes im Departement Hautes Pyrénées, ergiesst. Dort ist die Wassermasse aber so gering, dass sie den Boden nur als Regen erreicht. Der Fall im North Fork-Thal, welcher die ausgedehnten Gletscherfelder entwässert, die südwestlich des im Mount Balfour (3305 *m*) gipfelnden Kammes liegen, wird stets eine beträchtliche Wassermasse führen. Es sei hiermit darauf aufmerksam gemacht, dass man einen vollständigen Anblick des Falles nur von einem ähnlichen Standpunkt erhalten kann, wie wir ihn damals inne hatten, nicht aber von der Sohle des North Fork-Thales.

Auf dem Rückwege schoss ich ein ungemein grosses, männliches Exemplar der nur dem nordwestlichen Amerika eigenthümlichen weissen Berg- oder Schneeziege (Haplocerus montanus, Antilope lanigera, mountain goat). Das Thier ist ganz weiss, nur Schnauze, Nase, Hörner und Hufe sind schwarz. Es gehört wie die Gemse zu den Antilopen, und man kann es als die weisse Gemse der nordamerikanischen Alpen bezeichnen. Das Fleisch des sehr schweren Bockes, dessen Länge vom Schwanz zu den Hörnern 1,22 *m*, Höhe vom Widerrist bis zur Erde 1,03 *m* betrug und welchen zu heben die vereinte Kraft unserer sechs Arme unfähig war, erwies sich später als sehr gut, wenigstens erschien es mir so, nachdem ich mehrere Tage kein frisches Fleisch genossen hatte. Im Geschmack war es dem Rindfleisch ähnlich; es setzte uns in den Stand, länger im Thale zu bleiben, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Das regnerische Wetter veranlasste mich, noch einen Tag länger im ersten Lager zu bleiben und dann am 19. den nichts weniger als leichten Aufstieg zum zweiten Lager auszuführen. Der schwierigste Theil des Weges lag im Walde, oberhalb eines alten Indianerpfades. Wir liessen diesen rechts liegen und wandten uns im Zickzack aufwärts über gefallene Baumstämme, am Rande einer Trümmerhalde zu unserer Linken. Unsere Vierfüssler nahmen alle Hindernisse, die ihnen die am Boden liegenden Stämme entgegensetzten, mit bewundernswerther Geschicklichkeit und turnten schliesslich auch über die Trümmer der Halde hinüber, auf deren anderer Seite wir durch einen lichten Bestand junger Fichten bald unseren Lagerplatz (1925 *m*) erreichten. Letzterer hatte eine wunderbare Lage. Gegen Norden erhoben sich die steilen Wände der Emerald Range, gegen Süden der Mount Field, gegen Südosten Mount Wapta. Über Emerald-Lake blickten wir weit hinab in das Thal des Kicking Horse-Flusses, das einerseits durch das nördliche Ende der Ottertail Mountains flankiert wird, andererseits durch das südliche der Van Horne Range; darüber erschien in weiter Ferne die Kette der Selkirks, in denen ich mit dem Glase den Mount Sir Donald deutlich unterscheiden konnte.

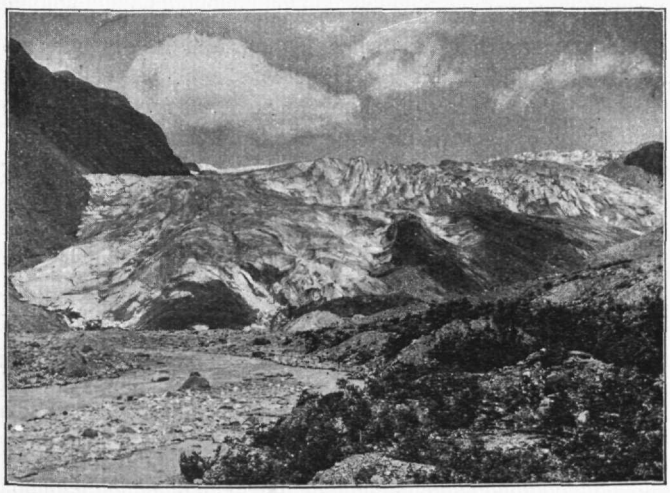
Von diesem Lager machten wir den missglückten Versuch, weiter in die Emeraldkette vorzudringen und verliessen dasselbe zu diesem Zwecke früh 5 Uhr morgens. Nach zweistündigem Steigen über nicht leicht gangbare Felsen trieb uns ein heftiges Gewitter zurück; mit unglaublicher Schnelligkeit stürzten sich die Wassermassen herab und strömten über die Felsen, so dass der Abstieg mit grosser Vorsicht bewerkstelligt werden musste. Ich war froh, als wir, wenn auch ganz durchnässt, das Lager um 9 Uhr wieder erreicht hatten. Am nächsten Tage brach ich mit Edwards auf, um den Weg in das North Fork-Thal aufzuklären, während Steffens nach den Pferden sah, die ihrerseits ebenfalls auf die Forschung gegangen waren. Wir fanden alle das, was wir gesucht hatten, so dass wir am 22. Juli, früh 7 Uhr 30 Min., Abschied nahmen von dem reizend gelegenen Fleckchen Erde, das uns drei Tage als Lagerplatz gedient hatte, mit dem Bedauern, dort nicht durch besseres Wetter begünstigt worden zu sein. Unsere Pferde gelangten wohlbehalten zu dem erwähnten alten Indianerpfad hinab, auf dem wir um 10 Uhr einen Punkt (1840 *m*) erreichten, welcher als Wasserscheide zwischen Emerald Lacke und North Fork-Thal betrachtet werden kann. Eine halbe Stunde später gelangten wir zu einem kleinen See (1810 *m*); Temperatur 11½°; dann

gieng es pfadlos 1 1/2 Stunden weiter, immer durch schönen Wald, zu einem zweiten kleinen See (1700 *m*), in Form ähnlich der Zahl acht. Mehr rutschend wie gehend, Mensch sowohl wie Pferd, gelangten wir hier durch meterhohes, dichtes Buschwerk hinab zur Sohle des North Fork-Thales, wo wir nicht weit vom Fusse des grossen Wasserfalles und dicht beim Fluss unser drittes Lager (1505 *m*) aufschlugen.



Mount Wapta und das Lager (1925 m) oberhalb Emerald Lake.

Am nächsten Morgen verliess ich das letztere um 8 Uhr früh, wartete nach einer Stunde auf die nachfolgende Karawane und gieng mit ihr über den Fluss auf sein linkes, niedrigeres Ufer. Nach Überschreitung zweier Gletscherströme kehrten wir wieder auf das rechte Ufer zurück, erstiegen dasselbe durch triefenden Wald und schlugen um 11 1/2 Uhr, bei einem entsetzlichen Wetter, auf einer kleinen Lichtung, oberhalb einer Schlucht, durch welche der Fluss strömt, unser viertes Lager (1570 *m*) auf. Unsere Pferde, welche auf einen kleinen Raum zwischen unserem Lager und dem Anfang der Schlucht beschränkt waren, wo ihnen das Futter wohl nicht genügte und sie ausserdem Wind und Wetter sehr ausgesetzt waren, brachen um 8 Uhr abends durch; es gelang aber den Leuten, sie wieder zurückzutreiben. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich der Koch Wellmann aus, doch kam er so vollständig durchnässt zurück, dass ich in meinen eigenen Kleiderschrank greifen musste, um ihn wieder in trockenen Zustand zu versetzen und vor der Einwirkung der kühlen Nachtluft zu schützen. Am nächsten Morgen lag bei einer Temperatur von unter + 4° C. um 5 1/2 Uhr Neuschnee auf den Höhen. Ein einstündiger Marsch durch die meterhohe Vegetation des Waldbodens genügte, um meine



Ende des Waptagletschers am 25. Juli 1897.

untere Hälfte wieder völlig zu durchnässen. Am Ende der Schlucht gelangte ich aus dem Walde, erhielt einen schönen Blick in die erstere, und konnte dann eine Stunde lang auf breitem Geröllboden, am Ufer des Flusses im Trockenen wandeln, bis zu dem nördlichsten zweier Gletscherbäche, deren ersterer vor seiner Mündung in den North Fork-Fluss einen kleinen, aber wasserreichen und schönen Fall bildet. Hier wartete ich auf die Pferde, die um 10 Uhr eintrafen. Sie hatten unterwegs einen guten Weideplatz gefunden und waren dort für die Entbehrungen des letzten Bivaks entschädigt worden. Eine halbe Stunde später erreichten wir, am Anfange einer anderen Schlucht, unseren fünften Lagerplatz (1620 *m*).

Die Aufklärung, die ich am Nachmittag mit Edwards ausführte, um festzustellen, ob es möglich sei, unsere Pferde über das rechte Ufer der Schlucht zu bringen, hatte einen negativen Erfolg. Zwei Stunden vom Lager hatten wir eine kleine Lichtung im Walde erreicht, von wo wir gegen Westen einen Blick erhielten auf einen schönen Wasserfall, einen Zwillingsfall, gebildet von zwei Gletscherströmen, die sich oberhalb einer senkrechten Felswand nähern, getrennt über diese stürzen und sich an ihrem Fusse vereinigen. Wir entschlossen uns also, für den Weitermarsch das rechte Ufer der Schlucht zu benutzen und giengen zu diesem Zweck am nächsten Tage um 10 Uhr über den breiten Fluss. Mit grosser Geschicklichkeit führte Stephens die Karawane über alle Schwierigkeiten zum Ziel. Ich hatte einen etwas höheren Weg gewählt und fand um 12½ Uhr unser Lager 6 (1720 *m*) bereits auf einer kleinen Anhöhe am Flussufer aufgeschlagen, angesichts des schönen Gletscherstromes, den ich als Quelle des nördlichen Waptaarmes »Waptagletscher« taufte. Am Ende desselben bestimmte ich am 25. Juli 4 Uhr nachmittags den Siedepunkt des Wassers mit 95.545° C. = 623.43 *mm* und die Temperatur der Luft mit 8° C. Der Gletscher wird bis circa 1730 *m* herabreichen.

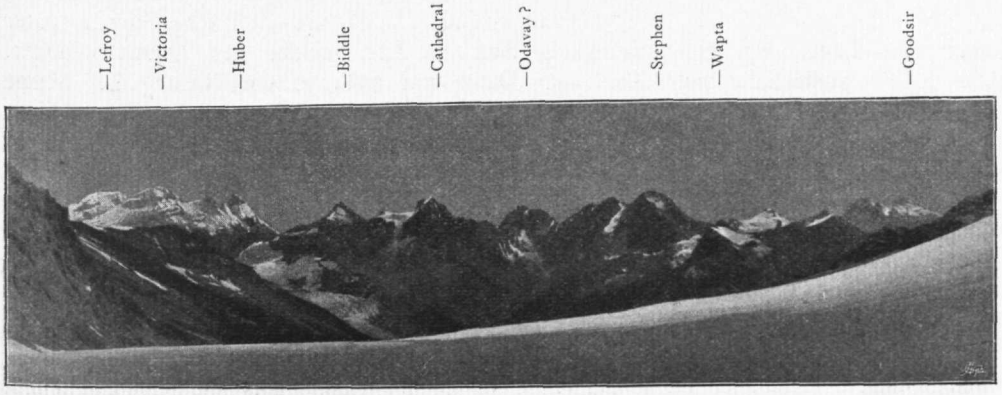
Die Nacht war sehr kalt und thaureich. Um 7½ Uhr früh brachen wir zu Fuss auf, erstiegen den Gletscher und erreichten, seinem rechten Ufer folgend, zwei Stunden später ein westliches Seitenthal, dessen Vergletscherung von dem Hauptstrom durch eine Oase mit spärlichem Baumwuchs getrennt wird. Wir setzten unseren Marsch auf der rechten Seitenmoräne des Gletschers fort bis zu ihrem höchsten Punkt (2338 *m*) und betraten, um 10½ Uhr von hier einige Meter absteigend, das mit weichem Schnee bedeckte spaltenreiche Gletscherbecken, wo wir das Seil anlegten, und in das wir, allmählig ansteigend, drei weitere kleine Stunden, bis zur Höhe von 2695 *m*, weiter vordrangen. Wir befanden uns hier in der Umgebung schöner Gletscherberge, von denen zwei im Süden (164° und Mount Collie), einer, mit einer steilabfallenden Felsmauer verbunden, im Nordwesten (Mount Baker) standen. Im Südosten wurde das linke Ufer des Waptagletschers von drei zusammenhängenden Gipfeln flankiert, zwischen welchen hindurch der östliche Theil des grossen Gletscherbeckens sich mit dem Hauptstrom vereinigte. Zwei dieser Gipfel wurden 14 Tage später von Mitgliedern des Appalachian Mountain Club und des Alpine Club von Osten her erreicht, und der Kamm[1]) Mount Gordon (circa 3050 *m*) getauft. Im Süden, über dem North Fork-Thal, war die Kette der Rocky Mountains, südlich vom Kicking Horse- und Bow-Flusse sichtbar: Ottertail Range mit Mt. Goodsir, Mt. Wapta, Mt. Stephen, Cathedral, Biddle, Huber, Viktoria und Lefroy, ein wunderbarer Anblick, welcher mich lebhaft an die Dolomiten Tirols erinnerte. Zwei gute Stunden verweilten wir an dieser Stelle, dann brachte uns ein rascher, dreistündiger Marsch zum Lager zurück.

Am 28. Juli erstiegen wir in 1½ Stunden den ungemein steilen Hang östlich unseres Lagers bis zu einem Punkt (2185 *m*), von dem die ganze Westseite des North Fork-Thales, einschliesslich des nach mir genannten Berges, zu übersehen war. Die

[1]) Charles S. Thompson. At the Headwaters of the Bow. Appalachia, März 1898.

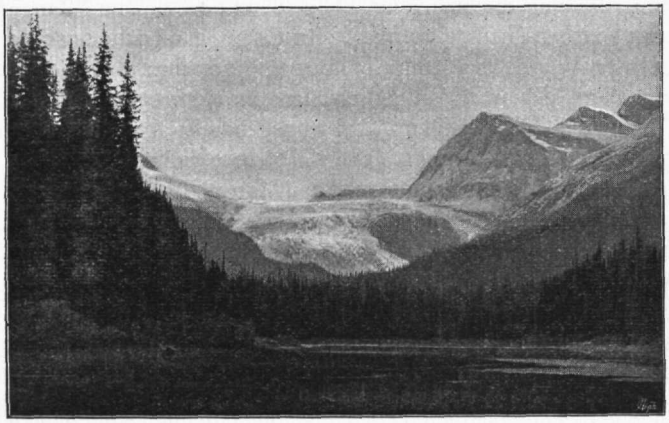
Ersteigung des letzteren würde sich am besten durch das Seitenthal ausführen lassen, bei dessem Eingang unser Weg zum Gletscherbecken vorbeiführte. Die Eisbedeckung jenes Berges und seiner südlichen Nachbarn wird durch die Bäche entwässert, welche den oben erwähnten Zwillingsfall und den kleinen Fall bilden, bei dem wir vor unserem fünften Lager vorbeikamen. Oberhalb des Zwillingsfalles erschien ein zweiter Fall, und südlich von diesem »Wasserfallthal« war die ganze nördliche Seite von Emerald Range, der Mount Wapta und die Mount Stephen-Gruppe sichtbar. Im Osten, ganz nahe unserem Standpunkt, standen die senkrechten Wände des Mount Balfour und von ihm, durch einen kleinen Gletscher getrennt, ein Berg, der mich an Romsdalen in Norwegen erinnerte und den ich »Trolltinder« nannte. Wir stiegen weiter gegen Osten hinauf und erreichten in zwei Stunden den höchsten Punkt (2860 *m*) des Kammes, welcher hier den südlichen Theil des Gletscherbeckens, am Fusse des Mount Balfour, begrenzt. Das Wetter, am Morgen regnerisch, hatte sich aufgeklärt und wir konnten, rechts von den Ottertail Mountains, sogar die entfernte Selkirk Range unterscheiden. Der Abend in unserem Lager war wunderbar, bei Sonnenuntergang erschien der Mount Stephen völlig mit Purpur überzogen, und für den nächsten Tag war gutes Wetter zu erwarten.

Aber für uns und noch mehr für unsere Pferde fieng es an, am nervus rerum in der Wildniss, dem Proviant, zu mangeln. Für letztere war so gut wie nichts mehr vorhanden; sie standen stets dicht bei den Zelten, bettelten um Salz oder wollten uns vielleicht durch ihre Gegenwart an unsere Verpflichtungen erinnern. So mussten wir uns entschliessen, am 29. Juli morgens die Richtung nach Süden einzuschlagen. Ich brach um 7 Uhr auf und erreichte in 15 Minuten den Anfang der Schlucht, folgte ihrem linken Ufer und befand mich um 9 Uhr gegenüber unserem fünften Lagerplatz (1618 *m*), wo ich zwei Stunden auf die Pferde zu warten hatte, mit denen ich dann den Fluss überschritt. 15 Minuten später gelangten wir zu den beiden aus dem Wasserfallthal kommenden Bächen und wandten uns dann rechts in den Wald hinein zu einem kleinen See, an dem Stephens auf dem Hinmarsch gutes Futter für die Pferde gefunden hatte, und den wir 11 Uhr 44 Minuten erreichten. Die Temperatur dieses Sees betrug 19° C., er liegt 1605 *m* hoch, also in einer Höhe, wo das Thermometer in der Nacht sogar im Juli oft unter den Gefrierpunkt sinkt. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass dieses kleine, seichte Gewässer durch warme Quellen genährt wird. Sein moderiger Grund war mit einer dichten Vegetation von Wasserpflanzen, mit Zweigen und Stämmen bedeckt, darunter sahen wir auch den Unterkiefer eines Caribou, des amerikanischen Rennthiers. Ein reiches Thierleben war in ihm bemerkbar, wie Käfer und Schnecken, auch ein Thierchen in Gestalt und Grösse ähnlich



Die Kette der Rocky Mountains südlich des Kicking Horse- und Bow-Flusses, vom Becken (2695 m) des Waptagletschers gesehen.

einem Seepferdchen oder grossem Branchipus. Ich sah nur ein Exemplar desselben, das sehr flüchtig war und sich bald versteckte, so dass es mir nicht gelang, es zu fangen. Zahlreiche Wasserläufer huschten auf der spiegelglatten Wasserfläche umher. Die Lage am südlichen Ende des kleinen Sees war so einladend, eine üppige Vegetation, schöne Aussicht auf den Waptagletscher, den Mount Gordon, Balfour und Trolltinder, dass ich, im Interesse von Mensch und Thier, hier zu nächtigen beschloss. Der Tag war wunderbar gewesen, der Abend wolkenlos.



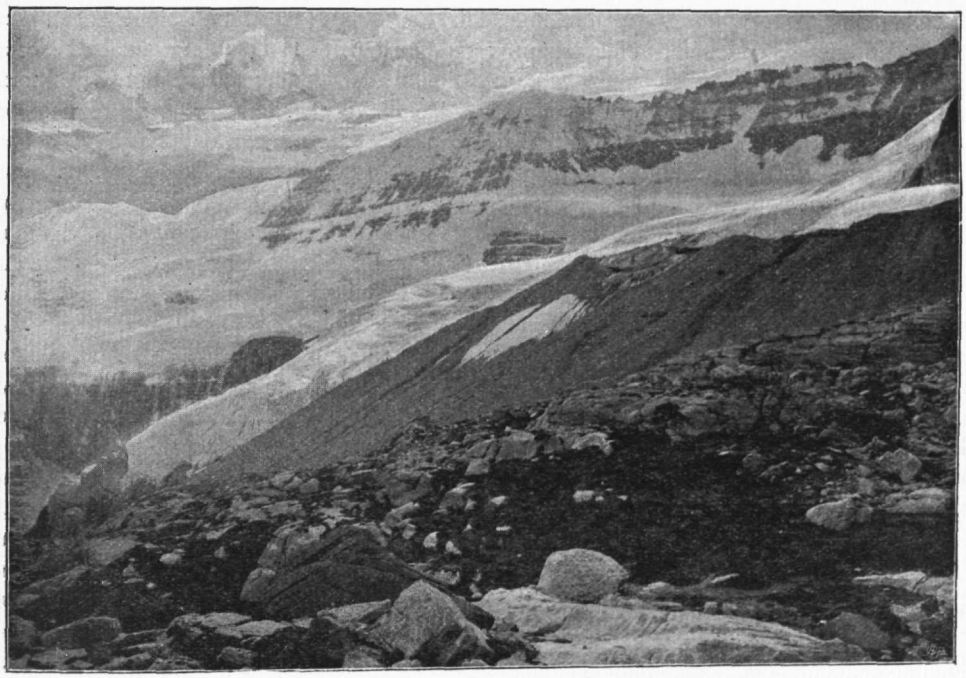
Blick vom Lager 7 über den See (1605 m) gegen den Waptagletscher und den Mount Gordon.

Wir hielten uns am nächsten Tage stets oberhalb des rechten Ufers, ohne, wie auf dem Hinmarsch, das linke Ufer zu betreten und gelangten in zwei Stunden zum Fuss des grossen Falles (1505 *m*). Bald unterhalb des letzteren strömt der Fluss abermals durch eine Schlucht und, soweit ich feststellen konnte, wäre es ganz unmöglich, seinem rechten Ufer von hier bis kurz vor seinem Zusammenfluss mit dem Hauptstrom des Kicking Horse-Flusses zu folgen. Wir drangen daher etwas weiter westlich wieder in den Wald hinauf. Hügelauf, hügelab, durch ein Labyrinth umgestürzter Baumriesen, unter zuweilen kaum glaublichen Schwierigkeiten gelangten wir in 2 1/2 Stunden zu einer lichten Halde, der Lawinenbahn an der Ostseite des Mount Wapta, und schlugen dort unser achtes und letztes Lager auf (1555 *m*). Da in der Nähe des Bivaks sich kein Wasser fand, schmolzen wir für unsere Kochzwecke den Schnee einer Lawine, deren Reste hier übersommerten. Auch unsere Pferde, die gewohnt waren, ihren Durst auf den Ebenen östlich vom Felsengebirge während des Winters durch Lecken an dem Schnee zu stillen, nahmen ihre Zuflucht zu dem gefrorenen Element. Um 4 Uhr nachmittags erhob sich ein heftiger Wind und Gewitterwolken zogen von Süden her, um und über die unserem Lager gegenüberliegenden Mount Stephen und Mount Cathedral. In voller Gewalt entlud sich das Gewitter eine Stunde später über unser Lager, mit einer Heftigkeit, dass das Zelt beinahe den Dienst versagte. Um 7 Uhr wiederholte sich der Guss. Dann trat Stille in der Natur ein. Meine Leute, das lustige Kleeblatt, entfachten am Fusse des Waptafelsens einen Feuerzauber, wie ich ihn nie zuvor in den Bergen habe brennen sehen. Es war der Abschiedsgruss an das North Fork-Thal.

Am nächsten Morgen goss es wieder, doch bekamen wir unsere sieben Sachen glücklich auf die Pferderücken und brachen um 8 1/2 Uhr auf. Absteigend durchzogen wir zunächst eine sumpfige Ebene und erreichten von dieser durch dichtes Buschwerk in 2 1/2 Stunden den Pass (1650 *m*) im Westen eines von der Eisenbahn aus sichtbaren, bewaldeten Felskopfes. Der Abstieg von diesem Pass und der Aufstieg vom Emerald-See zum zweiten Lager waren vielleicht die schwierigsten Aufgaben, welche unsere Vierfüssler auf ihrem Wege zu lösen hatten. Aber alle Schwierigkeiten, welche ihnen steile Felshänge und das Chaos des Waldbodens entgegenstellten, wurden auf das Geschickteste überwunden. Um 1 Uhr 40 Minuten betraten wir das linke

Ufer des Kicking Horse-Flusses, am Fusse des Mount Stephen. Ein einstündiger Marsch brachte mich nach Field zurück.

Der grossen Eisdecke, welche im Süden durch das North Fork-Thal entwässert wird, folgen gegen Norden andere ausgedehnte Eisfelder, zunächst die Freshfield- und Lyellgletscher, zwischen welchen sich im Osten der über 4000 *m* hohe Mount Forbes erhebt, dann die Columbia Ice-Fields, die ebenfalls von über 4000 *m* hohen Bergen [1]) umgeben sind. Im Süden des North Fork-Thales, an der concaven Seite des Bogens, in welchem die Eisenbahn die Rocky Mountains überschreitet, liegt die Mount Stephen-Gruppe, die Thürme der Ottertails und östlich davon die breiten Massen der Viktoria-Lefroygruppe, alle vergletschert, doch nicht mehr in so ausgedehntem Maasse wie die Rockies nördlich der Bahn. Die erste Eisenbahnstation unterhalb und östlich des Kicking Horse-Passes, Laggan (nach Angabe der Eisenbahn 4930 engl. Fuss = 1502,6 *m*),



Mount Viktoria vom linken Ufer und oberhalb (2360 m) des Viktoriagletschers gesehen.

vermittelt den Zugang zu den Gletschern der Viktoria-Lefroygruppe. Von dieser Station führt eine fahrbare Strasse von circa 4 *km* zu dem nach meiner Messung 210 *m* höher gelegenen Lake Louise, an dessem nördlichen Ufer sich ein kleines Eisenbahnhotel befindet. Der See [2]) ist von steil abfallenden Felsbergen umgeben, gegen die sich von seinen Ufern schöner Wald hinaufzieht. Nur im Südosten liegen steile, unbewaldete Halden, am Fusse des Fairview Mountain (2710 *m*, früher Goat Mountain). Dieser und der ihm nordwestlich gegenüberliegende Mount St. Piran (2285 *m*), an denen der Pfiff des Murmelthieres (Arctomys monax, woodchuck) wie in den Alpen ertönt, sind die Aussichtsberge des Lake Louise. Man sieht von ihnen auch das weite Thal

[1]) Exploration in the Canadian Rockies. A Search for Mount Hooker and Mount Brown by Professor Norman Collie (with map). Geographical Journal, London, April 1899.

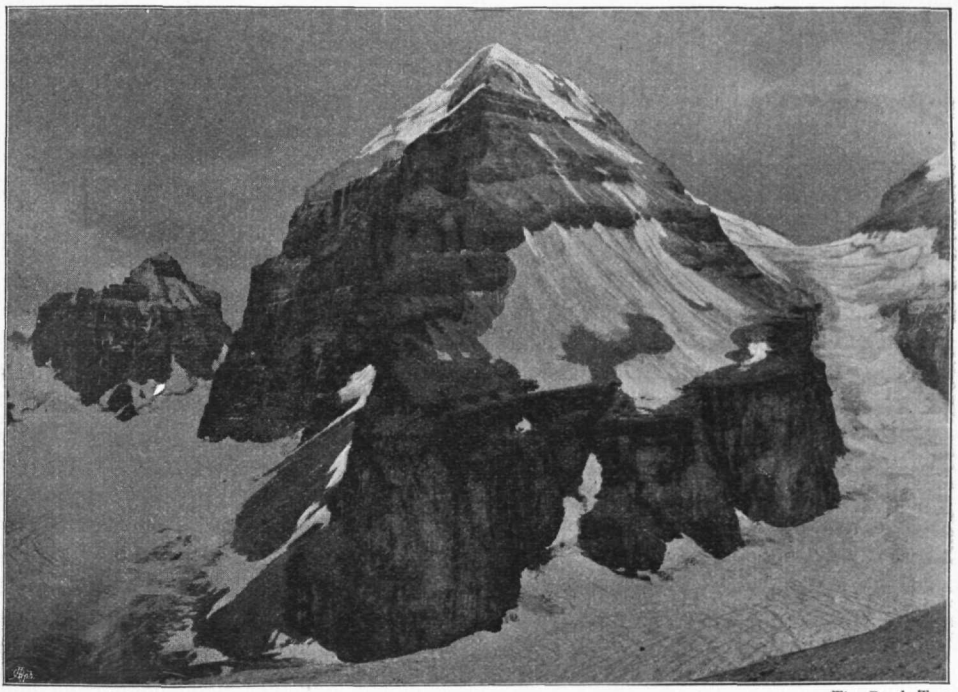
[2]) Angaben über die Umgebung von Lake Louise, Glacier House etc. finden sich in dem Reisehandbuch von Karl Baedeker »The Dominion of Canada«, Leipzig 1894.

des Bowflusses hinab, dessen Bewaldung durch Feuer fast ganz zerstört worden ist. So weit man sehen kann, nichts als ein dichter Bestand kahler, grauer Stämme, eine graublasse Waldwüste in einer breiten Mulde, in welcher einige vom Feuer verschonte Theile wie Oasen erscheinen. In der Fortsetzung von Fairview Mountain wird ein zersägter Grat, Castle Crags, und im Hintergrunde über dem See der ganz vergletscherte, breite Mount Viktoria sichtbar; zwischen beiden erscheinen die mächtigen Quarzitbänke, in welchen der Mt. Lefroy abfällt. Der See hat eine ovale Form und eine Länge von circa 2 *km*. Seine blauen Fluthen wurden vom Winde oft so heftig bewegt, dass sich weisse Wellenköpfe bildeten, seine Temperatur war eine sehr niedrige, am 6. September + 8½° C.; einige Quellen in der Nähe des Gasthauses hatten eine solche von 5—6°. Man überfährt den See in seiner Längsrichtung in einer halben Stunde und erreicht dann zu Fuss in 1½ Stunden das Ende des Viktoriagletschers, welches circa 150 *m* (3. September 1896) über dem Seespiegel liegt, so dass der Gletscher bis circa 1860 *m* herabreicht. Ich folgte dem Kamme seiner mächtigen linken Moräne eine kleine Stunde thalaufwärts und wandte mich dann gegen Norden hinauf bis zur Höhe von 2360 *m*, wo die beiden Bilder des Mount Viktoria und Mount Lefroy aufgenommen wurden. Der linke, östlich von letzterem sichtbare kleine Berg ist der Mitre (Mitra, Bischofsmütze), davor liegt der Lefroygletscher, welcher sich mit dem Viktoriagletscher vereinigt. Dieser zieht sich, rechts vom Lefroy, vom Abbotspass herab; die Stelle, wo er zwischen den Bänken des Lefroy und Viktoria hindurchgeht, heisst: »The Death Trap«. In der deutschen Sprache würde man diese englische Bezeichnung vielleicht am besten durch Todespforte wiedergeben, und letzteres ist jene Stelle nicht nur dem Namen nach, sondern sie sollte auch am 3. August 1896 zu einer Pforte des Todes in ernster Deutung werden. An jenem Tage war von vier Mitgliedern des Appalachian Mountain Club, den Herren Abbot, Fay, Little und Thompson, der Mount Lefroy über den Abbotspass bis unterhalb der steilen Felsen, die seine höchste Erhebung bilden, erstiegen worden. Hier hatten drei der Herren sich losgeseilt, während Mr. Abbot mit dem Seil emporstieg, um einen Weg über die Felsen zu suchen. Er hatte bereits ein höher gelegenes Band erreicht und war in einen von diesem hinaufführenden Kamin eingestiegen, als er den Halt verlor, über die Felsen abstürzte und, bei seinen Freunden vorbei, den Eishang herabrollte. Unter grossen Schwierigkeiten, ohne Seil, stiegen die Letzteren in drei Stunden zu dem Körper ihres unglücklichen Gefährten hinab, der bald darauf zu athmen aufhörte; die Natur der Wunde liess darauf schliessen, dass er nach dem Aufschlagen auf dem Eise nicht mehr zur Besinnung gekommen war. Die Ursache des Sturzes bleibt unaufgeklärt, entweder hat der Fels unter seinen Händen oder Füssen nachgegeben oder er ist von einem von oben herabfallenden Stein getroffen worden. Philip Stanley Abott aus Philadelphia war das unternehmendste Mitglied des Appalachian Mountain Club. Er war ein begeisterter Freund der Hochgebirgswelt, und gerade diese sollte für ihn, den erst 29 Jahre alten einzigen Sohn seiner Eltern, die Pforte des Todes werden. Der Zufall wollte, dass ich wenige Tage nach dem traurigen Ereigniss in Glacier House an einen ebenso schmerzlichen Fall in den europäischen Alpen erinnert wurde. Im Gespräch über das Unglück am Mount Lefroy theilte mir ein in Californien lebender Holländer, ein Herr J. G. van Ryn mit, dass er im Jahre 1885 in seiner Eigenschaft als protestantischer Geistlicher der Beerdigung des an der Meije verunglückten Emil Zsigmondy beigewohnt habe. Ein Jahr später wurden der Mount Lefroy (3485 *m*) und der Mount Viktoria (3515 *m*)[1]), beide über den Abbotspass, von Mitgliedern des Appalachian Moutain Club und des Alpine Club glücklich erstiegen.

[1]) The First Ascent of Mt. Victoria by Charles E. Fay, Appalachia 1, Vol. IX, May 1899. The Ascent of Mt. Lefroy and other Climbs by Harold B. Dixon, Alpine Journal 140, Vol. XIX, May 1898.

Wir waren nach der Aufnahme der Bilder über die Bänke weiter hinauf zu dem oberen Viktoriagletscher gestiegen. Da wir kein Seil mitgenommen hatten, schärfte ich meinem Begleiter, einen von Wilsons Leuten, fast bei jedem Schritte ein, genau in meine Fussstapfen zu treten, eine Vorschrift, die er auch befolgte. Vorsichtig, mit dem Eispickel die Schneedecke prüfend, waren wir so bis oberhalb der Eiswand gelangt, durch welche der hangende Theil des Viktoriagletschers sein Material in häufigen Eislawinen dem darunter liegenden Thalgletscher zuführt, bis zu einem Punkt (2550 *m*), von wo man den See mit dem Hotel überblickt. Hier deckte ich zu unserer Rechten eine riesige, parallel zur Eiswand verlaufende Spalte auf. Als der Schnee der trügerischen Decke allmählig in die Tiefe fiel und wir in die letztere hinabblicken konnten, gieng ein Zug grösster Befriedigung über das aufmerksame Antlitz meines

Mitre Abbots Pass



The Death Trap

Mount Lefroy vom linken Ufer und oberhalb (2360 m) des Viktoriagletschers gesehen.

Begleiters. Wir waren bereits eine zeitlang neben der Spalte hingegangen, ein Schritt vom Wege hätte ihn unrettbar in die Tiefe gesandt, und die Erkenntniss, dass durch die Befolgung bergsteigerischer Disciplin die Gefahr, welche die Natur dem Menschen in der Eiswüste entgegenstellt, überwunden werden kann, erfüllte ihn sichtlich mit hoher Befriedigung und veranlasste ihn, sich dementsprechend zu äussern. — Am nächsten Tage, den 10. September, schneite es ununterbrochen; als ich am Nachmittag zum 2395 *m* hoch, unter dem Mount St. Piran gelegenen, von Wasserkäfern und Larven belebten Lake Agnes emporstieg, herrschte eine feierliche Stille im Walde, nur das Fallen des Schnees von den sich tief unter ihrer Last beugenden Zweigen war hörbar. Mir wurde hier, Anfang September, ganz weihnachtlich zu Muthe. Oben am See lag der Schnee bereits über einen halben Fuss tief. Da es auch an den folgenden Tagen häufig schneite und ein baldiges Eintreten des »indian summer« nicht zu erwarten war, fuhr ich am Abend des 12. September hinunter nach Banff (1372 *m*). Hier liegt,

2½ *km* südlich der Station, ein kleiner Ort mit circa 250 Einwohnern und einigen Hotels, darunter das Banff Springs-Hotel, ein grosses, im Schweizer Styl vorzüglich geführtes Haus der Eisenbahn. Das Hervortreten heisser Schwefelquellen, welche für Heilzwecke benutzt werden, hat die Anlage jenes Ortes und wohl auch die Wahl gerade dieses Theiles der Rockies zum Nationalpark, in einer Länge von 40 *km* und einer Breite von 16 *km*, veranlasst. Gute Wege im Park gestatten im Hochsommer seinen zahlreichen Besuchern, ihre Ausflüge zu Wagen auf ein paar deutsche Meilen auszudehnen, während kleine Dampfboote den Verkehr auf den Seen vermitteln. Auch in Banff schneite und regnete es abwechselnd, so dass ich nach 24stündigem Aufenthalt hinunter fuhr in die continentale, baumlose Ebene, zu den fruchtbaren Ufern des Mississippi, wo der Laubwald bereits anfieng, eine herbstliche Färbung anzunehmen, weiter nach Osten durch die reichen Culturländer südlich der grossen Seen, nach der gewaltigsten aller Hafenstädte, New York, und über den stürmischen Ocean nach dem alten Europa.

Jenes mächtige Gebirgssystem, das längste der Erde, welches, das Rückgrat beider Amerikas bildend, sich im Westen derselben ihrer ganzen Länge nach von Norden nach Süden erstreckt, zeigt in seinen einzelnen Theilen ein ungemein wechselndes und mannigfaltiges Landschaftsbild, weniger bedingt durch die Verschiedenheit des Materials wie des Aufbaues der Gesteinsmassen, der Verschiedenheit in Klima, Eisbedeckung, Pflanzenwuchs und Thierwelt. In der grauen Granitlandschaft des Yosemitethales, in der Sierra Nevada, der Heimath der Bären und Riesenbäume; in den ziegelrothen Sedimenten des Garden of the Gods in Colorado mit weiter, von den amerikanischen Hirscharten belebter Parklandschaft, am Fusse des 4312 *m* hohen, oft schneefreien Pikes Peak; in den farbenreichen Eruptivmassen, welche in Südamerika die höchsten, stark vergletscherten Erhebungen der Anden bilden, umzogen von baumlosen Thälern, in denen das Guanaco die Stelle der Gemse und Bergziege einnimmt; — wird man es bald aufgeben, Vergleiche anzustellen; dazu sind diese einzelnen Theile der Cordillere in ihrer äusseren Erscheinung, sowohl unter sich, wie auch von anderen Gebirgssystemen, z. B. den Alpen Europas, zu verschieden. Man kommt eben zu der Überzeugung, dass man etwas Ähnliches noch nicht gesehen habe. Nähert man sich den Polen, so wird dieser Unterschied dadurch gemildert, dass die Eisbedeckung, wenn auch nicht unter gleichen Breiten, im Norden wie im Süden eine ähnliche wird. Hier wie dort gehen die Gletscher allmählig zur Schmelzlinie der Alpengletscher hinab, bis sie schliesslich in 57° nördlicher und 47° südlicher Breite den Meeresspiegel erreichen. Aber auch in diesen Theilen der Cordillere erinnert die Landschaft nur im Norden, in der Gebirgswelt von Britisch Columbien, an die Alpen, eine Erscheinung, die besonders hervorgerufen wird durch die Ähnlichkeit mit den europäischen Baumformen. Während an der Südspitze Amerikas, noch an den Ufern Feuerlands, eine sommer- und eine immergrüne Buche (Fagus antarctica und betuloides) und selbst eine Magnoliacee (Drimys) in einem feuchten, verhältnissmässig milden Winter gedeihen, stehen in den Wäldern von Britisch Columbien mit seinem strengen, kalten Winter nur Nadelhölzer. Diese Wälder setzen sich zusammen aus denselben Gattungen wie die Wälder der Alpen: aus Fichten, Tannen, Lärchen, Kiefern; auch der Waldboden zeigt den europäischen verwandte Pflanzengattungen.[1])

[1]) Es sind namentlich vertreten von: Fichten (Spruce) Picea Engelmanni; Tannen (Fir) Abies balsamea und Douglasii (Pseudotsuga); den zierlichen Hemlocktannen (Hemlock) Tsuga canadensis; Lärchen (Larch) Larix occidentalis; Lebensbäumen (Arbor vitae) Thuja occidentalis; Kiefern (Pine) Abart der Weymouthskiefer, Pinus strobus. Das europäische Veratrum (Nieswurz) ist in einer Art vertreten, die mir als Veratrum californium Hellebore bezeichnet wurde. Dieses und das Weidenröschen, Epilobium angostifolium, bilden die üppige, fast meterhohe Vegetation des Waldbodens bei Glacier House.

Durcheilt man diese Wälder auf der Canadischen Pacific-Eisenbahn zwischen Calgary und Vancouver, so wird die Erinnerung an Europa bald rege werden, und namentlich im Osten, wo die Bahn in das Herz des Hochgebirges eindringt, in den Rocky Mountains und in den Selkirks, wird man zu der Überzeugung gelangen, dass dieser Schienenweg sich in landschaftlicher Beziehung mit jeder Alpenbahn messen kann. Hier bietet er eine fast ununterbrochene Folge von Überraschungen, und die Aufmerksamkeit des Reisenden wird während der Fahrt jede Minute in Anspruch genommen.

Wer sich hier bergauf, bergab, über tief unter ihm brausende Ströme, durch enge Schluchten, an senkrechten Felswänden entlang tragen lässt, wer auf der sausenden Fahrt hineinblickt in die noch von keines Menschen Fuss betretenen Thäler, zu denen Fels und Urwald den Eintritt zu verschliessen scheinen, wer hinaufblickt zu den weiten Gletscherfeldern und zu den steilen, wilden Felsthürmen, wird bald den Wunsch in sich fühlen, die Fahrt zu unterbrechen und dieser noch wenig bekannten Welt näher zu treten. Dazu bietet ihm die Eisenbahngesellschaft im wohlverstandenen Interesse des Reisenden und ihrer selbst an den oben erwähnten, landschaftlich hervorragendsten Punkten, in Banff, Lake Louise, Field, Revelstoke und North Bend, ausgezeichnete Gelegenheit. Die dort von der Gesellschaft unterhaltenen Hotels bilden vorzügliche Standquartiere für Ausflüge in die ganz alpine Umgebung, und man wird sich dort auch in materieller Beziehung nicht enttäuscht fühlen. Wer weiter in die unerforschten Thäler und zu den unbetretenen Höhen vordringen will, findet in Banff bei Mr. Tom Wilson zu mässigen Preisen die nöthige Ausrüstung. Eispickel muss man mitbringen; auch ein eigenes Zelt, das gut gegen Feuchtigkeit von unten und oben schützt, von Europa oder dem östlichen Canada mitzunehmen, ist zu empfehlen. Vor Allem aber wird man für eine Reise in die Wildniss der Gebirgswelt von Britisch Columbien sich mit Geduld waffnen müssen, um die Schwierigkeiten, die der Wald dem Vordringen entgegenstellt, con amore zu überwinden. Da, wo letzterer durch Feuer zerstört wurde und die verkohlten Stämme noch aufrecht stehen, kommt man schneller in ihm vorwärts, doch oft schwarz wie ein Köhler wieder heraus. Wo der untere Theil der Stämme mit der Zeit mürbe wurde und der Wind letztere dann umgelegt hat, ist das Vordringen durch das Chaos sehr zeitraubend. Im lebenden Urwald liegen oft zwei, drei gefallene Baumriesen, zuweilen meterdick, über einander, eine ganze Colonie nebeneinander, oft an geneigten Hängen, was ein mühsames Ausweichen erfordert, die bepackten Pferde aber meist dennoch zum Sprunge nöthigt. Da die letzteren durch derartige Hindernisse sehr mitgenommen werden, muss man sich auf kleine Tagemärsche beschränken; viel mehr wie vier Stunden in den engeren Felsenthälern wird man täglich mit den Pferden nicht zurücklegen können.

Die Berichte über die Erschliessung der Gebirgswelt von Britisch Columbia, der nordamerikanischen Alpen, fliessen spärlich. Die ältesten, niedergelegt in Palliser's Journal, behandeln die im Auftrage der britischen Regierung 1857—1860 ausgeführte Reise. Wer sich eingehender zu unterrichten wünscht, wird, ausser den oben und in der Zeitschrift 1898 S. 56 angeführten, auch andere Nummern der betreffenden alpinen und geographischen Zeitschriften durchzusehen haben. Sehr werthvolle Berichte sind ferner enthalten in den Annual Reports of the Department of the Interior und in denjenigen des Dominion Geological Survey, beide zu Ottawa.

Der Kartsch-Chal in Transkaukasien.

Von

Willy Rickmer-Rickmers.

Betrachtet man eine Karte der Kaukasusländer, so findet man ungefähr 50 *km* von Batum einen kleinen Gebirgsknoten, der den Namen Kartschchal führt. Ausser diesem Namen und einer Höhenangabe giebt uns auch die geographische Literatur keine Aufschlüsse. Nur Bryce[1]) erwähnt die Gruppe kurz in seinem »Transcaucasia and Ararat«.

Bei günstigem Wetter sind die höchsten Spitzen von der Küste aus sichtbar, aber es scheint, als habe noch nie ein Europäer die Gruppe besucht, mit Ausnahme des verstorbenen Consuls Peacock, dessen Wittwe mir das Gerücht bestätigte. Leider ist aber nichts Genaues zu erfahren, da alle hinterlassenen Papiere meines trefflichen Vorgängers verbrannt sind. Wo er war, ob er einen Gipfel erreichte u. s. w., alles dies ist nicht mehr festzustellen. Aber die Thatsache, dass Peacock dem Kartschchal seine Aufmerksamkeit schenkte, ist unbezweifelbar und es freut mich, sie der Vergessenheit entreissen zu können.

An dieser Stelle möchte ich auch aller Jener gedenken, die uns in Batum zu so grossem Danke verpflichteten. Ich nenne nur den Fürsten Barjatinski, Consul Burckhardt, Herrn Grote, Herrn Warnecke.

Trotz der grossen Nähe an einer lebhaften Hafenstadt lag hier also noch der Schleier des Geheimnissvollen. Dieser Reiz des Unbekannten lockte mich zweimal in das Innere von Lasistan, zuerst im Jahre 1894 und dann im Sommer 1895.

Die Befriedigung meiner Neugierde hat einige neue Erfahrungen über die Bergwelt Transkaukasiens gebracht. Als grössere Firngebiete waren bisher Ararat und Alagiös in erster Linie bekannt, hieran reihen sich nun als weiteres Vorkommen die Schwestergebirge Kartschchal und Trial, die höchsten Erhebungen der Südwestecke Transkaukasiens. Dieses Gebiet schliesst sich auch seiner allgemeinen Bedeutung nach unmittelbar den beiden grossen Vulkanen an und nimmt daher einen bemerkenswerthen Platz ein. Besonders wichtig aber für den Bergfreund wird es durch seinen ächt alpinen Charakter, worunter ich hier ein wohlgegliedertes System von Felsgraten und Spitzen verstehen will, das einem Wald- und Wiesengürtel entspringt, im Gegensatze zu den aus dürren Ebenen aufsteigenden grossen Hügelketten und einzelstehenden Kegeln des Landes.

Mitte Juli 1895 landete unsere kleine Reisegesellschaft in Batum. Sie bestand aus Dr. A. Hacker aus Wien, Mr. H. Ingall aus London und mir.

Es sei hier bemerkt, dass ich immer zugleich im Namen meines lieben Freundes Hacker spreche, dem ein gleicher, wenn nicht grösserer Antheil an allen Ergebnissen dieses Ausfluges gebührt.

[1]) jetzt Präsident des »Alpine Club«.

Leider hielten uns Vorbereitungen und Zollplackereien allzulange in dem tückischen Fieberneste Batum auf, trotzdem der hilfbereite Consul Burckhardt die Wege ebnete.

Es ist aber auch nur beim Betreten der Stadt, dass uns unangenehme Eindrücke bewältigen; die schmutzigen Strassen und der Duft von Petroleum und Sumpfmiasmen verwischen die Schönheit der Umgebung. Ein grossartiger Anblick begrüsst den von der See aus sich nähernden Reisenden. Von den schneebedeckten Kämmen des Hintergrundes senken sich dicht belaubte Bergeswellen bis an den Meeresstrand der Bucht von Batum, wo zwischen den Masten der Schiffe die hellen Häuser der Hafenfront durchblinken. Zur Linken ist ein weit vorspringendes Kap, an dem sich eine reizende Sommerfrische entwickelt hat. Unter den kleinen Landgütern befindet sich auch Burckhardt's liebliches Friedrichsruh, auf dem wir manche genussreiche und fröhliche Stunde verlebt haben. Unser alter Schwabe war der Erste, der sich hier ansiedelte und die Bedeutung des Platzes erkannte. Wege und Gartenland mussten aus urwüchsigem Dickicht herausgehauen werden, das nun als grüne Mauer am Rande der Lichtungen steht. Zwischen stolzen Buchen und Ulmen würgen sich und wuchern Lorbeer- und Haselsträucher, Feigenbäume, Stechpalme, Buchsbaum und ein wildes Geranke von Brombeeren, Epheu, Waldreben und anderen Schlinggewächsen, die von Stamm zu Stamm und von Krone zu Krone ein wirres Netz spannen. Alle offenen Stellen, die nicht unter Pflug und Spaten stehen, sind von riesigen Farrenkräutern überzogen und im Frühjahre glüht überall die Blüthenpracht des Rhododendrons. Gegen das Innere des Landes zu steigt eine Kuppe nach der anderen auf; alles dunkle Tannenforste, hoch oben sich fast immer im Nebel verlierend. So ist das Gelände beschaffen, welches als Fuss der Lasischen Berge vom Pontus bespült wird; deutsche Waldesherrlichkeit verbunden mit tropischer Fülle.

Als uns endlich die Zeit zu lang wurde, beschlossen wir aufzubrechen und einen Ausflug nach Artwin zu machen, während inzwischen unsere Freunde einige andere Angelegenheiten regelten und uns den Dolmetscher Makandaroff mit dem grossen Gepäcke nachsandten.

Am Morgen des 15. Juli stand denn auch unser Wagen vor dem »Hotel de France«, dessen grossartiger Name viele Sünden deckt und sich wohl dieserhalb einer so allgemeinen Beliebtheit bei kaukasischen Gastwirthen erfreut. Die zweite Stufe der Häufigkeit werden durch »Gostinitza Europa« und »Gostinitza London« gebildet, wie aus meinen statistischen Untersuchungen hervorgeht.

Unser Gefährt war, was im asiatischen Russland als »Phäton« bekannt und berühmt ist, d. h. eine Victoria, wie sie z. B. die Wiener Fiaker benutzen. Diese leichten zweispännigen Miethwagen sind in den Strassen der kleinsten Nester zu finden, und jedem europäischen Kleinstädter muss bei diesem Gedanken die Schamröthe aufsteigen. Pferde und Kutscher, ob nun Armenier, Tatare oder Perser, scheuen vor keinem Hindernisse und ihretwegen würde es nicht nöthig sein, eine Strasse wegen Erdarbeiten abzusperren. Für lange Reisen wird das Gespann nach klassischem Vorbilde in eine Quadriga verwandelt.

Die Strasse geht im Thale des Tschorochflusses aufwärts und ist gut zu nennen. Einstweilen reicht sie nur bis in die Nähe von Artwin, doch wird sie mit der Zeit nach Südosten zu verlängert werden. Ihrer ganzen Art nach könnte sie ebenso gut in den südlichen Alpen gelegen sein, und nur weil man sich in einem anderen Lande weiss, fallen die Unterschiede auf. Der Fahrweg läuft dem Hange entlang immer dem rauschenden Bergstrome entgegen, zum kiesigen Ufer absteigend oder hoch oben um vorspringende Felswände biegend. Eine schützende Brüstung ist nicht immer vorhanden und gerade an den gruseligsten Stellen scheinen die Erbauer beabsichtigt zu haben, den Blick in die Tiefe ungehindert auf uns einwirken zu lassen.

Die Thalseiten sind mit Laubwald bedeckt, zwischen dem hie und da Culturland

liegt. Unter den Bäumen fallen uns besonders Wallnuss und echte Kastanie auf. Die verwitterten braunen Holzhäuser der Eingeborenen liegen malerisch auf den Hängen zerstreut; grosse Dörfer sind selten. Man sieht nur wenige Menschen, nur dann und wann einen Fussgänger oder Frauen, die in den Maisfeldern arbeiten und auf unseren Zuruf eiligst am Boden niederhocken und ihr Gesicht verbergen. Auf dem Flusse ist der Verkehr etwas lebhafter als auf der Strasse, und den Männern, die mühsam ihr Boot stromaufwärts schleppen, begegnen die Freunde auf pfeilschneller Thalfahrt.

Die Bewohner dieser Gegenden sind Adscharen, die aus dem gurischen Zweige der grossen georgischen Völkerfamilie hervorgegangen sind. Sie sind, wie es scheint, einstens Christen gewesen und werden sogar von einigen Schriftstellern kurzweg als Abtrünnige bezeichnet. Ebenso wie die Religion ist auch die Sprache, eine Mischung von georgisch und türkisch, dem Einflusse der Osmanenherrschaft zuzuschreiben. Im Übrigen hat sich aber dieses Volk immer eine grosse Unabhängigkeit zu bewahren gewusst und den Paschas des Sultans nie unterwürfigen Gehorsam gezeigt.

Unter russischer Oberhoheit haben diese kühnen Bergbewohner keinen Grund zu irgend welchen Klagen, zumal man sich nicht viel mit ihnen abgiebt, aber dennoch finden die religiösen Hetzereien von jenseits der Grenze oft ein williges Ohr, und viele Familien wandern nach Kleinasien aus, ohne sich wohl recht einzugestehen, was sie dadurch einbüssen. Infolgedessen werden viele Ländereien und Häuser um einen Spottpreis verkauft und die Bevölkerung vermindert sich erheblich.

Alle Männer, sogar die Knaben, sind bis an die Zähne bewaffnet, nicht so sehr gegen Überfälle von äusseren Feinden, als wegen der strengen Blutrache, die viele Opfer fordert. Zwar ist das Waffentragen verboten, aber nur in Batum erscheinen die Leute ohne Gewehr. In den Bergen kümmert sich Niemand um das Gesetz und die dichten Urwälder beherbergen eine Menge von Flüchtigen, die sich nicht in zu grosser Nähe einer Polizeiwache zeigen dürfen, obgleich sie meist keine Verbrechen im Sinne ihrer Stammesgenossen, sondern nur Ehrenmorde begangen haben. Die russischen Behörden scheinen den Adscharen nicht viel in ihre Privatangelegenheiten hineinzureden, denn das Volk ist nach Aussen hin ruhig und der Handel oder die Industrie machen bisher keine Ansprüche auf das Gebiet.

An einigen Punkten, an Flüssen und in grossen Dörfern sind Beamte oder auch wohl kleine Militärposten, aber das Innere ist so abgeschlossen, so wenig bereist, als läge es in der Mitte von Asien und nicht an der Thüre von Kolchis.

Das Wesen der Männer ist ernst und würdig; es wird gerne Gastfreundschaft geübt. Fremdes Eigenthum wird ehrlich bewahrt, wenn auch die pan-orientalische Dehnbarkeit des Ehrlichkeitsbegriffes in Kaufhändeln nicht ganz fehlt. Als Gegenleistung für das gewährte Gastrecht wird gerne etwas kindlich-unverschämter Bettel getrieben, aber gewisse Bergvölker Europas verstehen das ebenso gut und besser.

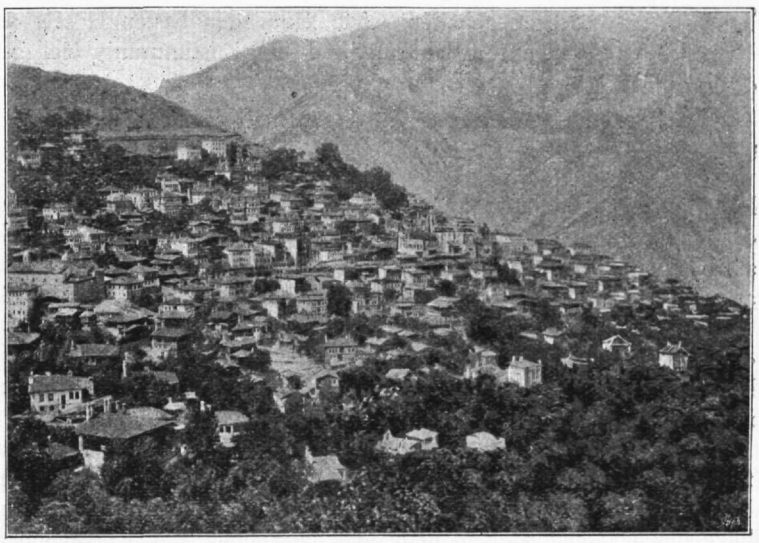
In seiner Kleidung verleugnet der Adschare alle seine kaukasischen Brüder. Ihm fehlt das Rockgewand der Perser und Tscherkessen, das als Kaftan des polnischen Juden bis zu uns vorgedrungen ist. Die Hosen sind eng und um die untere Rückengegend hat sich ein Rest des üppigen Faltenwurfes der osmanischen und armenischen Pumphose erhalten. Das Tuch ist in Farbe und Gewebe dem tirolischen Loden sehr ähnlich, wodurch es auf uns den anheimelnden Eindruck bäuerischer Einfachheit und Derbheit macht. An die anliegenden Jäckchen sind wohlgefüllte Patronenhalter genäht und im Gürtel stecken ein Paar Feuersteinpistolen oder auch wohl ein Revolver. Zur Bedeckung des Kopfes dient der als Turban getragene Baschlik, eine Kapuze mit zwei langen breiten Anhängseln, die um den Hals geschlungen werden können. Ohne Gewehr lässt sich Niemand ausser dem Hause blicken und es wird für Kugelbüchsen aller Art schweres Geld bezahlt. Am häufigsten findet man Feuersteingewehre, Berdans, türkische und englische Militärgewehre. Da die Patronen zu diesen ausgedienten Systemen

nicht leicht zu haben sind, befleissigt man sich der grössten Pulverersparniss und nur bei Hochzeiten lässt man etwas draufgehen.

Ihren Lebensunterhalt finden die Bewohner Lasiens vorzüglich in Ackerbau und Viehzucht. Mais ist das wichtigste Getreide, und der Tabak, eine schätzbare Sorte, bringt Viele zu Wohlstand. Bei etwas grösserem Fleisse müssten hier Milch und Honig fliessen, denn es ist Platz da für zehnmal mehr Menschen; in den warmen Thälern gedeiht Alles, höher hinauf strotzt es von Wald und herrlichen Alpenweiden.

Unsere erste Station war Bortschcha, etwa 40 *km* von Batum. Hinter Bortschcha konnte die Reise noch einige Stunden mit dem Wagen fortgesetzt werden, dann aber blieb von der Strasse nur eine Ahnungslinie am Bergeshange. Die Gegend wird wilder, die Thalwände werden steiler. Der Baumwuchs der näheren Umgebung macht kahlen, dürren Flächen Platz, nur in der Ferne, in Seitenthälern, erblickt man Bergwald.

Schroffe Felswände treten häufig und in grösserer Menge in den Rahmen der Aussicht. Am Strassenrande hängen die Häuser wie Schwalbennester über dem steilen Hange und vom Altane draussen geniesst man das frohe Gefühl des Schwebens in luftiger Höhe über sonndurchwärmten, würzigen Halden.



Artwin.

Unser Viergespann hatte uns hoch über den Fluss geführt, der hier von beiden Seiten sehr eingeengt ist; zu Pferde gieng es auf vielfach gewundenen, halsbrecherischen Pfaden wieder zum Wasser hinunter und diesem entlang zur Brücke in der Schlucht von Artwin. Die Stadt liegt über dem linken Ufer und man hat drei Viertelstunden im Zickzack zu steigen, ehe man sie erreicht. Auf halber Höhe liegt die Ruine der alten Festung, dicht am Rande eines Abgrundes, unter dem der Tschoroch dahinbraust. Unter den vielen malerischen Städten Kaukasiens ist Artwin eine der schönsten, und welche Zusammenstellung von niedlichen Häusern und Gärten wäre es nicht, wenn sie einem öden Flächendasein entrissen und staffelartig aufgebaut wurde! Die Einwohner sind hauptsächlich Armenier, deren Frauen sich unter dem Einflusse der früheren Landesherren eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit angeeignet zu haben scheinen. Trotzdem bekommt man Schönheiten und auch Hässlichkeiten in bunter Tracht zu sehen, insbesondere wenn es gelingt, Blicke in die Gärten zu thun, wo sich die Damenwelt zu Spiel oder Klatsch versammelt. Die Lasen sind in der Minderzahl, aber das schlanke Minaret an der Moschee am Marktplatze sagt uns, wer hier einmal der Machthaber war.

Einer Einladung folgend, begaben wir uns zum Gouverneur des Gebietes, dem Fürsten Eristoff, der einer grossen georgischen Familie angehört. Unter seinem Dache verbrachten wir drei schöne Tage, die eigentlich ein ununterbrochenes Zechgelage dar-

stellten. Zu uns gesellten sich Polizeimeister, Officiere und andere Freunde des Gastgebers, so dass eine grosse Tafelrunde entstand, die die Trinklieder aller Nationen zum Besten gab und den feurigen Kaukasier durch ihre Kehlen rinnen liess. Da eine Mahlzeit um die Mitte des Tages und die andere um 11 Uhr nachts stattfand, so geboten es die Umstände, dass die eine Zwischenzeit mit Schlaf, die andere mit allerhand Allotria ausgefüllt wurde. Kraftübungen wurden bevorzugt, zumal da der Fürst in seinen jungen Jahren als einer der stärksten Männer der Gegend berühmt gewesen war und sich auch jetzt noch mit Ehren betheiligen konnte.

Die Georgier sind ein leichtlebiges Völkchen und jede Gelegenheit zum weinfröhlichen Schmausen wird gerne benutzt. Das Haus des Oberhauptes von Artwin wird selten von Gästen leer, denn eine anständige Herberge für »Leute aus besseren Ständen« ist hier noch nicht vorhanden. Man reist eben von Freund zu Freund und wenn man irgendwo keinen hat, so lässt man sich empfehlen. Das hat natürlich überall schon da aufgehört, wo die Poststrassen und Eisenbahnen einen regelmässigen Fremdenstrom unterhalten, und Tiflis hat sogar in seinem »Hotel de Londres«, das von der lieben Mama Richter gehalten wird, eines der besten Hotels von Europa, welchem Urtheile meine eigene Erfahrung und die Zustimmung viel gewiegterer Kenner zu Grunde liegt.

Wir schifften uns auf dem Flusse ein und erreichten, vom reissenden Strome getragen, in wenigen Stunden Bortschcha, wo uns unser alter Bekannter Wasadse wieder Obdach gab. Das Boot, Kajuk genannt, ist ein langer Kasten mit flachem Boden und zugespitzten Enden. Vier bis fünf Mann mit Rudern und Stangen halten das Fahrzeug in der Richtung. Mit grosser Geschwindigkeit lenken sie es haarscharf an Klippen und gefährlichen Ecken vorbei, eine aufregende und harte Arbeit, die in anderen Ländern schon längst als Sport von grossem Reize gewürdigt würde.

In der Nähe von Bortschcha münden mehrere Seitenthäler, unter anderen das des Bagini Tskali, welchem wir zu folgen gedachten. Makandaroff, mein unverwüstlicher Leibdolmetscher, war inzwischen angekommen, und hoch zu Ross drangen wir in die Pforten einer Welt für sich.

Der Thalausgang ist schmal und unauffällig. Ein schwach ausgeprägtes Steiglein führt hoch über einen bebuschten Rücken in einen kleinen Kessel hinein, wo der Bagini Tskali (Wasser von Bagin) kurz vor seiner Mündung einen weiten sandigen Boden geschaffen hat, auf dem sich eine besondere Vegetationsmischung von Erlen, Weiden, Tamarisken und Buchsbaum angesiedelt hat.

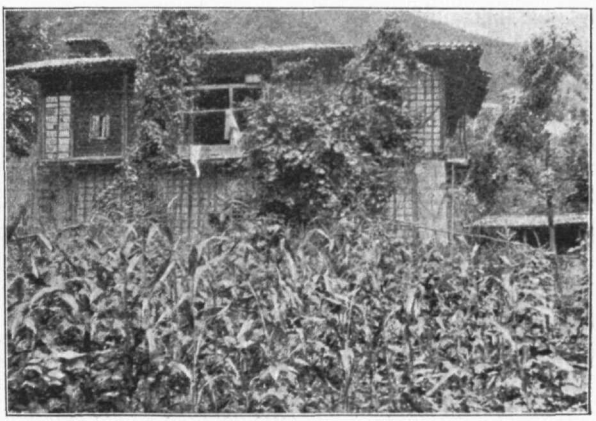
Der Pfad wurde bald breiter und unterschied sich in nichts von den Saumwegen unserer Alpen, die nicht eigens für die Fremden hergerichtet wurden. Und warum sollte es auch anders sein?

Der untere Theil des Thales bis etwa zum Dorfe Sunati (circa 400 *m*) ist mehr trocken und dürr, eine Folge der stärkeren Abholzung. Auch hat der Weidetrieb die Bäumchen verkrüppelt und die vielen Hainbuchen im Zopfstiel sind der gärtnerischen Thätigkeit von Meister Ziegenbock zuzuschreiben. An unbequemen Stellen und im schattig-feuchten Grunde der Bachschluchten stehen aber noch immer üppige Dickichte, deren pflanzengeographische Angehörigkeit durch vereinzelte Feigen und echte Kastanien bestimmt wird.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Sunati, wo Djassim Aga, der Dorfälteste und ein alter Freund von mir, uns freundlich empfieng. Die Hand an Brust, Lippen und Stirne führend, begrüsste er uns nach würdevoller Landessitte und führte uns zum Ruhesitze unter seiner stolzen Platane. Ich sage »seiner« Platane, da dieser Riesenbaum mit seinem massigen Stamme, mächtig ausladenden und gastlich einladenden Blätterdache in der ganzen Umgebung Seinesgleichen sucht. Überhaupt macht das Besitzthum einen behäbigen, ja geradezu aristokratischen Eindruck, insbesondere wenn

man das Auge eingewohnt hat und die Dinge in dem ihnen zukommenden Verhältnisse würdigt. Djassim Aga ist reich an Gut und Einfluss, er ist die Hauptperson im Thale und als solche von den Behörden zum verantwortlichen Vermittler gemacht worden. Durch ihn mussten wir uns das Vertrauen der Gebirgler zu erwerben suchen und von ihm hätte man bei irgend einem Unfalle durch Messer oder Schiessgewehr zunächst Rechenschaft verlangt. Die Polizei kümmert sich nicht um die inneren Angelegenheiten der Berge, es sei denn, dass sie eine Wirkung nach aussen hin haben, worauf man sich zunächst an die eingeborenen Häuptlinge hält, bis die Schuldigen an's Tageslicht kommen. Man kennt genau die Schwierigkeiten der Leitung irgend eines Volkes durch Beamte, die ihm in Sprache, Sitte oder Anschauung fremd sind. Jede Seite führt Verhandlungen viel besser unter sich und mit Ihresgleichen.

Wir wollen nun einen Rundgang durch das Gehöft unseres Wirthes machen. Da ist zunächst das Haus, in dem wir untergebracht sind und das immer für Besucher frei gemacht wird. Es ist ein kleines Holzhäuschen auf steinernem Unterbau, der einen waagerechten Fussboden ermöglicht und zugleich als Stallung dient. Darüber liegen unter dem gleichseitig viereckigen Dache zwei Zimmer und eine Veranda, d. h. ein Zimmer ohne Aussenwand. In die dunkeln inneren Gemächer begiebt man sich nicht ohne Noth, denn sie sind dumpf und beherbergen ein immer kampfbereites Heer. Djassim Aga's Haushalt, nämlich Frauen, Kinder und Küche, befindet sich einige dreissig Schritte entfernt in einem stattlicheren Gebäude aus getünchtem Fachwerke.



Djassim Agas Haus.

Dieses Heiligthum ist nur Verwandten und der Dienerschaft zugänglich; andere Männer müssen es aus der Ferne bewundern. Eines meiner Bilder zeigt es uns; wilder Wein rankt sich bis zum Dache hinauf, vorne liegt ein kleines Maisfeld, dazwischen stehen einige Obstbäumchen. An der Mauer hängen in langen Reihen die Tabaksblätter, andere werden in Gestellen getrocknet, die den in Ziegeleien gebrauchten ähneln und die hie und da im Garten errichtet sind.

Rasch vergieng uns die Zeit an diesem lieblichen Orte, wo sich neben der einschmeichelnden Anmuth der Landschaft das ungekünstelte Leben der Menschen offenbarte. Auf dem Platanenhofe zeigte sich tagsüber ein lebhaftes Bild, denn es sprechen immer viele Leute vor, seien es kleine Bauern, die ihre Tabaksernte verkaufen wollen, oder Untergebene, die Amtsgeschäfte herführen. Dieses Kommen und Gehen von Besuchern wurde jetzt angeregt und verstärkt durch die neugierigen Freunde, denen unsere Anwesenheit willkommenen Unterhaltungsstoff bot. In Gruppen sassen sie draussen herum, mit würdiger Haltung und ernster Miene langsam die Worte wägend, mit vereinten Kräften die schwere Entbindung eines Gedankens oder Entschlusses betreibend. Wenn es regnete, versammelten wir uns alle in dem luftigen Vorraume des Hauses, wo auch die Mahlzeiten gereicht wurden. Vom Frauenquartiere herrüber brachten die Diener auf Holzschüsseln die Gerichte des Landes. Da gab es gebratenen Käse, Omeletten, Maiskuchen, Fettreis und auch einige der Analyse trotzende Sächelchen, alle schmackhaft genug, um vor unseren Augen Gnade zu finden. Zum idyllischen

Rauchstündchen nach dem Essen schnitt Djassim Aga für unsere Cigarretten von seinem trefflichen Kraute auf und in träumerischer Beschaulichkeit versenkten wir uns in die Aussicht auf die andere Thalseite, wo gelbe Felder in der Sonne flimmerten.

Unsere Ausflüge führten uns meistens zum Baginflusse hinunter und an ihm entlang. Dort rauschte das Wasser zwischen riesigen Blöcken hindurch, auf denen manchmal sogar Bäume wuchsen, und vom Ufer neigte sich der dichte grüne Wald herüber. Schlingpflanzen umspannten die Stämme, unten wucherten grossblätterige Kräuter, überall kroch, drängte sich und rankte ein überquellender, üppiger Reichthum. Oben im offenen Gelände hatte es schon morgens 10 Uhr 22° im Schatten; hier unten war es immer kühl. Hier fieng man köstliche Forellen und erfrischte sich in wirbelnden Strudeln an prickelnden, schaumigen Bädern. Leider brachte Hacker durch zu langes Verweilen in einem natürlichen Sturzbade ein Fieber zum Ausbruch, das sich entweder in Batum bei ihm eingenistet hatte oder eine unliebsame Erinnerung an seine montegrinischen Reisen darstellte.

An bemerkenswerthen Dingen stiessen uns vor Allem zwei Bauwerke auf; das eine war eine steinerne Brücke, das andere eine Kapelle. Die Brücke spannt sich als schön geformter Bogen über eine Felsenenge des Flusses und ist nicht weniger kühn als die berühmte Teufelsbrücke auf der Gotthardstrasse. Die georgische Kapelle ist ziemlich wohl erhalten; man findet noch grosse Reste von Wandmalerei und die Deckenbilder unter der Kuppel sind in ganz befriedigendem Zustande.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie viele Reste einer besseren Bauzeit man hier in ganz abgelegenen Örtlichkeiten findet, als Zeichen, dass die georgische Cultur sogar verhältnissmässig unbedeutende Gebiete beachtete. Ob wohl die heisse Quelle von Otingo daran schuld war? Wohl kaum ausschliesslich, denn die oben erwähnte Brücke kann gar nicht damit in Verbindung gestanden haben, jedoch liegt eine zweite ebenso schöne Brücke auf dem geraden Wege zum Bade. Kapellen, Kirchen und Klöster finden wir ja in der ganzen Welt oft an merkwürdigen Stellen, aber in erster Linie dienen doch die Verkehrsmittel als Maassstab für den Vortheil, den ein gewisser Bildungszustand einem Volke gebracht hat. In wie vielen Alpenthälern, durch die keine wichtige Poststrasse führt, findet man wohl eine feste Brücke?

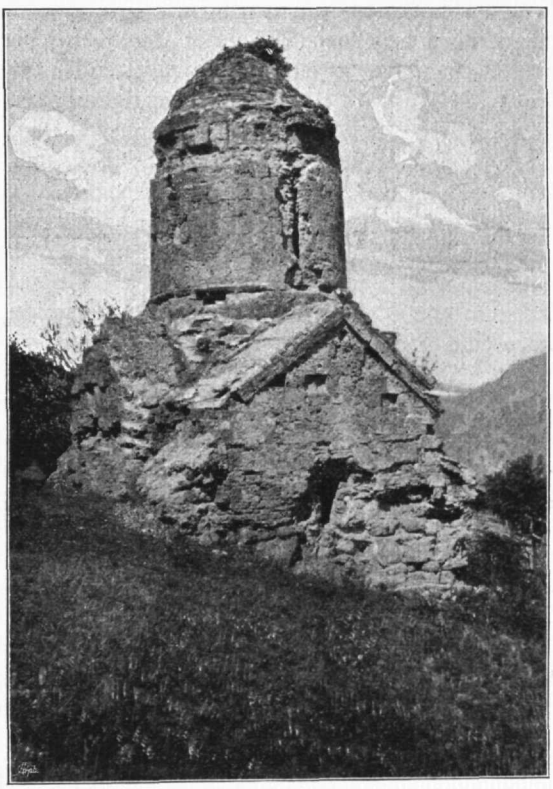
Die Ruine einer zweiten Kapelle steht oben im Walde. An den Wegen in der Nachbarschaft von Niederlassungen sieht man zuweilen Brunnen aus gemeisselten Steinplatten. Es sind seichte Nischen mit Rundbogen und flacher Rückwand, aus deren Mitte das Wasserrohr herausragt. Archäologen fänden hier also ein ganz dankbares Feld.

Zu den Vorbereitungen mannigfacher Art, die wir in Sunati betrieben, gehörte auch die praktische Erprobung unserer Gewehre, die den Zweck hatte, zu zeigen, woran man bei uns war. Wir luden alle Männer zu einem Wettschiessen ein, aus dem Hacker's treffliche Springer-Expressbüchsen mit Überlegenheit hervorgiengen. So gross war die Bewunderung, dass wir fürchteten, man möge uns nicht trotz, sondern gerade wegen unserer Waffen ein unvorbereitetes Stelldichein im Waldesdüster geben.

Als endlich die Verhandlungen mit Pferdebesitzern und die anderen Vorarbeiten beendet waren, dachten wir an einen möglichst raschen Aufbruch, denn trotzdem uns das köstliche Schlaraffendasein im gemüthlichen Türkendörflein sehr behagte, erinnerte uns doch unser böses Gewissen in einemfort daran, dass wir Bergsteiger seien und dass ein Bergsteiger nothgedrungenerweise hinauf oder hinunter muss.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir in der Dämmerung das Dorf Kwintaur (ca. 800 *m*), wo uns Haidar Beg sein Haus öffnete. Der Weg berührt mehrere Dörfer und macht daher viele Umschweife; etwas oberhalb von Sunati führt er weit in ein Seitenthal nach Dewiskeli (ca. 500 *m*) hinein. Streckenweise ist er schon recht schattig; man sieht besonders viele Haselsträucher, daneben Kiefern und vereinzelt stehende schöne Buchen und Nussbäume. Dort, wo Felswände aus dem Hange heraustreten,

kann man oft eine sehr zweckmässige Einrichtung bewundern. Unter Überhängen, auf Bändern und in ausgewitterten Hohlkehlen haben die Adscharen ihre Bienenstöcke vor den Bären in Sicherheit gebracht. Ohne Leiter kommt da Niemand hinauf. Meister Petz ist überall gegenwärtig und unverschämt und man hat die grösste Mühe, ihn des Nachts von den Feldern fernzuhalten, wie Hundegeheul und Menschengeschrei dem auf schlaflosem Lager sich wälzenden Reisenden beweisen. Der Grund der Schlaflosigkeit ist aber nicht der Lärm, sondern das organische Leben im Bettzeuge. Obgleich wir einsahen, dass unser eigentlich recht freigebig berechneter Vorrath an Insektenpulver doch auf die Dauer für den Kampf gegen die rüstigen Freischärler zu klein sei, und schliesslich Munitionsmangel eintreten würde, entschlossen wir uns, einmal ein Exempel zu statuieren, damit zugleich einen seltenen Genuss für unsere müden Glieder verbindend. Um jede Lagerstätte wurde nach gründlicher Desinfektion ein Zauberkreis von dem gelben Staube gezogen und gegen die Beherrscher der Luft, die Mücken und naseweisen Fliegen eine Räucherung angeordnet. Die Strecke am nächsten Morgen überstieg die kühnsten Erwartungen; sie bot ein schönes Bild, das nicht im geringsten gegen die zerlumpte, geblümte Tapete, die russische Theemaschine und den wackeligen Tisch verstiess, mit denen Haidar Beg seiner Bude einen europäischen Anstrich zu geben versuchte.



Kapelle bei Sunati.

Was mir hier auffiel, war der grosse Antheil, den Martini-Henry-Gewehre an der Bewaffnung hatten. Wie geht wohl die Wanderung von Birmingham zum Kartschchal vor sich?

Die folgende Etappe war das etwa vier Stunden entfernte Otingo. Hacker befand sich in einem elenden Zustande und konnte sich kaum im Sattel halten. Schon gestern hatte er ein Unwohlsein verspürt, das sich rasch verschlimmerte und bedenklich wurde. Trotzdem setzten wir die Reise fort, da wir uns im Hauptlager bequemer einrichten und also eine Krankheit besser behandeln konnten. Wir durchschritten das kleine Dorf Bagin und traten dann in den grossen Forst ein. Zwischen 1000 und 2000 *m* liegt ein festgeschlossener, lückenloser Waldgürtel um das ganze Gebirge. Gegen diesen stolzen Reichthum hat die kleine Bevölkerung trotz der sorglosen und unvorsichtigen Ausbeutung aller Naturschätze nicht viel ausrichten können. Möge der industrielle Raubbau, dem nichts heilig ist, dem nichts standhält, noch recht lange von diesem herrlichen Überschwange ferngehalten werden. Es ist viel Ähnlichkeit zwischen dem Gefühle, das mich in einem wilden Hochthale überkommt und dem, das die dämmerigen Baumgewölbe in mir wecken, nur, dass das eine mit männlicher Wildheit fordert, was

das andere in ehrfurchtsvoller Milde auszudrücken scheint — dass der Mensch sich wiederfindet in der Natur.

Mit Mühe nur halten sich die Einwohner die Verbindung mit ihren Viehweiden durch den Urwald frei. Stämme fallen über den Weg und besonders nach dem langen Winter giebt es schwere Arbeit für die Axt. Aus den dicken, glattrindigen Buchen, an denen sie so oft vorbeikommen, wissen die Hirten und Sennen schlauen Nutzen zu ziehen, indem sie hoch oben in den ersten Ästen ihre Bienenkörbe anbringen. So ein Bienenhaus wird aus einem ausgehöhlten Stammabschnitte, vielleicht eines kernfaulen Baumes gemacht und das eine Ende durch ein Brett verschlossen. Man steckt sie zwischen die Gabeln und unterhalb der Krone wird eine Plattform, eine Art Mars (vulgo »Mastkorb«) um den Stamm gelegt, so dass leckerhafte Sohlengänger demselben Hindernisse begegnen, das unter den Kornscheuern der Alpen den Mäusen in Gestalt von flachen, die Stützbalken abschliessenden Steinen entgegensteht.

Mit Ausnahme einiger verdächtiger Felsecken ist der Saumpfad recht breit und angenehm, aber lehmig und schlüpfrig. Die schlüpfrigen Stellen bringen besonders an Steigungen die Pferde leicht zu Fall und erfordern grosse Vorsicht, ohne deshalb dem Auge gefährlich zu erscheinen. In einer Höhe von ungefähr 1100 *m* kamen wir an den Trümmern einer georgischen Kirche vorbei. Noch stehen die dicken Mauern, mit Epheu überzogen, aber das Dach ist eingestürzt und klaffende Breschen bieten überall Eingang. Viele Gedanken wecken diese christlichen Überreste inmitten des kraftstrotzenden, hehren Urwaldes. Wir waren einige Zeit lang hoch über dem Bache hingeritten, dann näherten wir uns ihm und erreichten bald seinen Rand. An einer Biegung des Weges wurde es plötzlich heller, wir traten in eine Lichtung der Ufer, einen kleinen, sonnbeschienenen Thalgrund — Otingo.

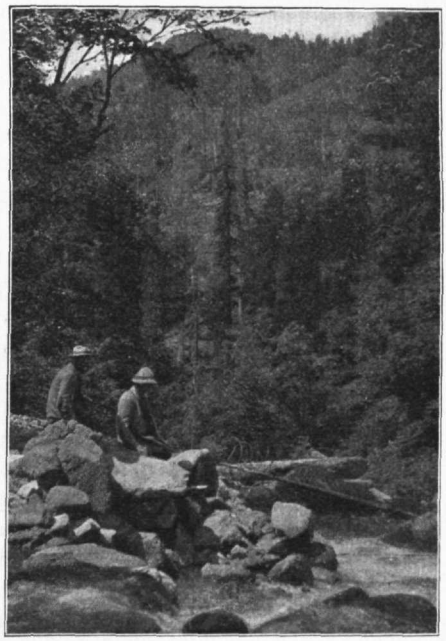
Nichts war mehr dazu angethan, die königliche Pracht des ungebändigten Urforstes zu enthüllen, als diese Stelle. Sie ist wie eine markige Darstellung, die mit geschickter, entschlossener Hand aus dem Vollen greift und auf die einfachste Weise die lebendigste Anschauung giebt. Wie die schwellenden Wogen eines smaragdenen Oceanes wallt es allseits, als sollte sich unter dem mächtigen Drange die Lücke allsogleich wieder schliessen. Treten wir hinter die Vorhänge und Gewinde, die die Säulenhalle des Waldesdomes vom Lichthofe abschliessen, dann steht da Riese an Riese; die runde, unnahbare Buche, ein glatter, massiger Pfeiler; die kurzstämmige, breitausladende, schon an der Wurzel hundertfach getheilte Linde, fast ein Wald für sich; die rauhborkige Ulme und die geradgereckte Tanne. Unten drückt und drängt sich das kleine Volk, in inniger Verschränkung jeden Raum ausfüllend. Vor allem der immergrüne Lorbeer und das Rhododendron, daneben Eberesche, Stechpalme, Flieder und Johannisbeere. Auf den offenen Flecken wimmeln die Stauden und Kräuter; Hahnenfuss, Storchschnabel, Huflattig, Königskerze, Salbei, Baldrian, Glockenblume, Kreuzkraut und wie sie sonst noch alle heissen mögen.[1]) Über sie herrscht ein stolzes Königspaar, Heracleum sibiricum, mit schneeiger Riesendolde und Telekia speciosa, einer Sonnenblume ähnlich. Mannshoch stehen sie da, weithin leuchtend, den grossen Blattschirm weithin um sich breitend.

Entlang der Mitte des freien Platzes braust das Bergwasser, über algenbewachsene Steine. Auf den Felsen der Ufer liegt ein schwerer Pelz von Moos und Flechten. Die Stimmen der Thierwelt werden hier nicht gehört, nur zuweilen sieht man einen Häher oder Krammetsvogel durchs Gezweige huschen; das reiche Leben webt und strebt in tiefer Stille. Um so erstaunter ist der Reisende, der diesen Ort beredsamen

[1]) Salvia glutinosa, Veronica anagallis, Lactuca muralis, Campanula odontosepala, Geranium Robertianum, Rubus hirtus, Symphytum tauricum, Dipsacus pilosus, Epilobium gemmascens, Draba repens, Potentilla gelida, Stellaria sp., Galium rotundifolium, Asplenum Adiantum nigrum, Anthemis tinctoria, Erigeron pulchellum etc. Ich verdanke die Namen Herrn Dr. Udo Dammer in Berlin.

Schweigens betritt und im engen Hintergrunde ein Haus erblickt. Fürwahr, durch nichts wird uns die wilde Natur packender zur Erkenntniss gebracht, nichts vermag sie uns greifbarer, leichter darzustellen als eine Spur des Menschen. Aber es darf nur eine Spur sein, kein wucherndes Gewerbe, keine pöbelhafte Menge. Sie ist — man verzeihe das leichtgeschürzte Bild — wie ein Schönheitspflästerchen auf dem Angesichte der zwanglosen Freiheit; der Mittelpunkt, um den das Bild sich ordnet, der Gegensatz, der uns das Übrige erläutert.

Das Haus von Otingo ist ein ganz stattliches Gebäude, mit drei Zimmern, einer geräumigen Veranda und herrschaftlicher Stallung, die durch eine von Djassim Aga geschenkte, wahrscheinlich an irgend einer Krankheit leidende Kuh, eingenommen wurde. Wir mietheten den ganzen Rummel von dem alten Besitzer, der mit seinem Sohne die Kurdirektion und Bäderactiengesellschaft darstellte. Hinter unserer Bude lag das Badehaus, mit einem viereckigen Bassin von ganz anständiger Grösse (ca. 4 : 2 *m*) und noch eine Gasthütte. Da hier unser Stützpunkt sein sollte, richteten wir uns für die Dauer ein. Das beste Zimmer bekamen die Vorräthe und Instrumente, das mittlere war für den Generalstab und das letzte für den Dienertross, der leider nicht gering war. Ausser meinem alten Leibwächter Makandaroff waren da noch ein sogenannter Koch und zwei Saptiehs, d. h. Milizsoldaten. Diese letzteren, ein Türke und ein Armenier, sollten zu unserer Bedeckung dienen, sie hatten aber bedeutende Angst vor den Bergbewohnern und verhielten sich immer mäuschenstill, was jedoch ihre Aufnahmsfähigkeit für feste Nahrung, Spirituosen und Tabak nicht im Geringsten beeinträchtigte. Der Eine hatte die Sache bald satt und er verschwand eines Tages ohne Abschied zu nehmen, wofür er von Eristoff in Artwin ins Loch gesteckt wurde. An seiner Stelle kam Luka, ein Georgier, der sich ausgezeichnet bewährte; auch der Armenier war willig und gemüthlich.



Urwaldpartie bei Otingo.

Bei unserer Ankunft legte sich Hacker sofort ins Bett oder vielmehr auf die Pritsche. Man sieht also, dass die Wohnräume ziemlich luxuriös eingerichtet waren, denn auf jeder Seite befand sich eine Schlafbank, eine Seltenheit in dieser Gegend. Übrigens sollten wir uns nicht lange wundern, denn der grosse Ruf und starke Besuch dieses Wildbades haben die äusseren Verhältnisse entsprechend entwickelt.

Am Abend senkte sich ein kalter Nebel herab, in dem einige Leuchtwürmchen mit Todesverachtung herumirrten und des Nachts brach ein heftiger Regen los, der uns belehrte, dass die schlechtesten Stellen des Daches sich gerade über den Betten befanden. Dem Kranken gieng es am folgenden Morgen sehr schlecht und er konnte sich nicht an der heissen Frühwaschung betheiligen. Zwar hatten wir uns ausbedungen, dass das Bad immer bis neun Uhr für uns frei bleibe, damit es möglichst frisch sei, doch verhinderte dies nicht, dass Ingall und ich einen bewaffneten Doppelposten vor der Thüre fanden, der über die Tugend einer innen herumplätschernden Mohammedanerin wachte. Makandaroff fand rasch Abhilfe. In der Grundmauer der Hütte, zugleich die

Wand des Behälters, befand sich das Abflussloch. Mit einer Stange stocherte er von aussen die alten Lappen heraus, die zum Verschlusse dienten, und dem Inhalt freien Lauf gebend, setzte er die nichtsahnende Dame rasch aufs Trockene.

Leider ist die Therme dieses urwüchsigen Kurortes nur beinahe heiss, sozusagen weder kalt noch warm; man fühlt abwechselnd eine Gänsehaut und Behaglichkeit. Vielleicht verschafft dieser merkwürdige Umstand dem Wasser seinen Ruhm, da die Gegensätze von Hautgluth nach kaltem Gusse und kapuanischer Molligkeit zu seichter Lauigkeit verschwimmen. Die Badegäste waren vorwiegend Armenier aus Artwin. Sie kamen meistens in grosser Familienschaar angeritten und es war ein hübsches Schauspiel, die neuen Ankömmlinge zu beobachten. Gerade gegenüber unserer Veranda lag eine steile Grashalde, über der der Pfad von Artwin aus dem Walde trat. Einmal erschien eine Karawane von zehn Pferden da oben, eines nach dem anderen, wie aus der Coulisse eines Theaters, bis sich eine lange Linie quer über die Wiese zog, in die die bunte Kleidung der Weiber grelle Farbentöne warf. Jede Räumlichkeit war vollgepfropft und viele Männer mussten auf unserer Vorhalle schlafen. Es war ein Räthsel, wo die Neuen alle unterkamen. Zu Zeiten waren an vierzig Leute in Otingo versammelt, so dass es an schönen Tagen draussen lebhaft zugieng.

Man fragte uns oft um Rath und gab uns Gelegenheit, mit unserem Medizinvorrathe Versuche anzustellen. Dafür wurden wir dann eingeladen und man bewirthete uns mit Brot, Wurst und einem schmackhaften Käse, der aus umgekehrten Ziegenmägen herausgeschält wurde.

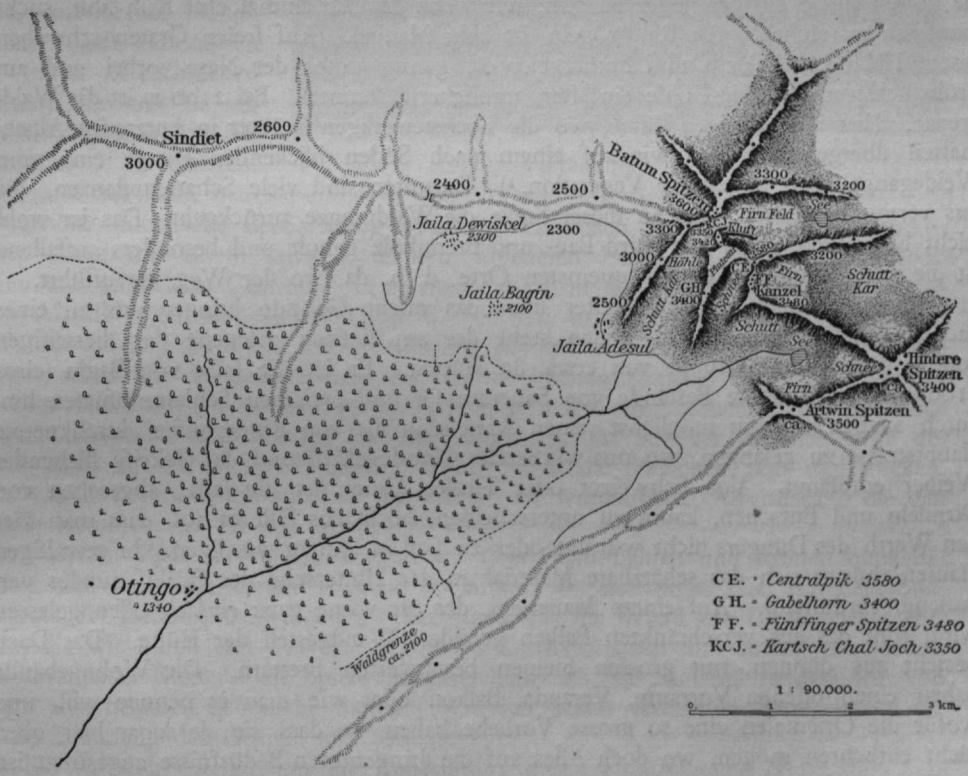
Auch Festlichkeiten bot uns die modische Sommerfrische. Auf unsere Einladung hin, stellten sich eines Tages 50 Männer zum Besuche ein. Sie erschienen plötzlich, bald von hier, bald von da, von unten herauf, von oben herunter, und von nirgendwo. Durch Djassim Aga war der Ruf ergangen, eine Verabredung ward getroffen und nun strömten sie zum Stelldichein herbei. Alle waren bis an die Zähne bewaffnet und manchen las man's im Gesichte, dass ihnen weder ihr eigenes, noch fremdes Leben einen Pfifferling werth sei. Ich erkannte noch vom vorigen Jahre her unter ihnen einen jungen Mann, der kurz vor meinem Besuche einen erschlagen hatte. Solcher, die die Polizei nicht gerne sehen, waren da eine ganze Menge, aber alle standen furchtlos umher. Wer hätte ihnen auch etwas anhaben können; in zehn Schritten konnten sie den Wald erreichen. Sie sind hier oben noch immer die Herren; ein nächtlicher Gang ins Dorf verschafft Kleidung und Speise; im Winter sind sie ungestörte Besitzer der Sennhütten. Bereitwillig vertheilten sie sich am Hange, um photographiert zu werden. Sie bildeten eine malerische Gruppe, die als Abbildung von Ali Babas vierzig Räubern nicht hätte übertroffen werden können, so kriegerisch und wild war das Aussehen der Bursche.

Zur Bewirthung der Gäste wurde ein fetter Hammel geschlachtet und jeder briet sich seine Stückchen am Ladestocke; dazu mundeten unsere Fruchtconserven trefflich und fanden ungetheilte Anerkennung. Zum Nachtische machte man Musik auf einem Dudelsacke, dessen Balg von einem Spanferkel stammte und noch ganz die ursprüngliche Form zeigte. Dazu wurde gesungen und um das mächtig lodernde Feuer getanzt. Die Nacht war gekommen, gespenstisch hüpften die schaukelnden Schatten um die gelbe Gluth, während das rhytmische Gejohl der rauhen Kehlen und das Gequiek des Dudelsackes im Walde wiederhallten.

Da zunächst an Besteigungen nicht zu denken war und ausserdem auch in den letzten Tagen des Juli sehr schlechtes Wetter herrschte, entfernten wir uns nie weit vom Hause. Ein beliebter Spaziergang war die Schlucht oberhalb des Hauses, in der riesige Barrikaden von herabgeschwemmten Tannenbäumen quer über dem Bachbette lagen. Manchmal drangen wir auch bis zum »todten Walde« vor, wo der Borkenkäfer gehaust und der Blitz Nachlese gehalten hatte. Da standen tausende von kahlen grauen Stämmen und hunderte von verkohlten Stümpfen, ein räudiger Fleck im Haar-

wuchse des Berges. Aber so gross er auch einem Menschenwurm scheinen mochte, so unbedeutend war er doch inmitten des unbegrenzten Reichthumes.

Der Geduld und Ausdauer Mr. Ingall's verdanke ich eine vierzigtägige Reihe meteorologischer Beobachtungen in Otingo (circa 1340 *m*), d. h. vom 28. Juli bis zum 5. September. Trotz der Nähe des Schwarzen Meeres und der vorherrschenden Westwinde konnten wir uns nicht über das Wetter beklagen. Es regnete nur an 16 Tagen (40 Prozent), dafür aber auch öfters recht stark. Da waren z. B. zwei Tage mit je über 35 *mm* Regenfall; im Ganzen fielen während dieser Zeit 130 *mm*. Sieben Tage (18 Prozent) waren trübe und die übrigen 17 Tage (42 Prozent) schön, grösstentheils sogar sehr schön und klar. Wie man sich wohl denken kann, gieng der



Feuchtigkeitsgehalt der Luft selten unter 50° herunter und betrug meistens über 70°. Das Thermometer stand des Morgens und Abends zwischen 10 und 15°, um die Mittagszeit stieg es gewöhnlich über 20°.

Am 1. August empfiengen wir die sehr angenehme Nachricht, dass Freund Runge aus London in Batum eingetroffen sei und uns einen kurzen Besuch abstatten wolle. Ich schlenderte ihm am nächsten Tage bis Sunati entgegen und liess, als wir ihn in der Ferne erblickten, eine Gewehrsalve zu seiner Begrüssung abgeben, die nach Kräften erwidert wurde. Gemeinsam hielten wir in Otingo Einzug.

Hacker hatte nun das Schlimmste glücklich überstanden und konnte aufstehen. Damit er sich rascher erhole, sollte möglichst bald eine Sennhütte bezogen werden. Runge und ich beschlossen daher, die Alpenregion zu rekognoscieren und bei dieser Gelegenheit eine Besteigung zu versuchen. Wir kamen nicht vor 8 Uhr morgens fort und erreichten die ersten Hütten nach dreistündigem Marsche.

Bald nachdem man Otingo verlassen hat, werden die Laubbäume seltener, um dann den Boden ganz den Fichten zu überlassen. Es ist ein prachtvoller, dunkler Nadelwald mit vielen alten, schönen Bäumen. Von den Ästen hängt in langen Strähnen die graue Bartflechte herab. Nie sieht man ein Thier, höchstens einmal ein Vögelchen. Der einzige grosse Säuger, der allerdings in Menge vorkommt, ist der Bär. Im October, wenn die Lorbeeren reif sind, findet man seine Spuren massenhaft auf allen Wegen. Der Hirsch kommt merkwürdigerweise nicht vor und dies wundert mich, da doch der westliche Kaukasus von diesem edlen Wilde wimmelt. Dagegen will ein alter Mann, den ich selbst sprach, vor etwa 30 Jahren einen Tiger geschossen haben, was nicht unmöglich klingt, da man ihn am Kaspischen Meere antrifft. Die Hochregion ist ebenfalls arm an Wild, Gemsen oder Steinböcke habe ich nie gesehen, und es scheinen die Larsen keine eifrigen Jäger zu sein, nur wenn der Bär einmal eine Kuh holt, sucht man sich zu rächen. An Raubvögeln ist kein Mangel. Auf freien Graten schweben einem Habichte, Adler und Lämmergeier oft genug unter der Nase vorbei und am Frühstücksplatze ist die Dohle ein alter, traulicher Bekannter. Bei 2100 *m* ist die Waldgrenze. Hier am sonnigen Raine, wo die hochstengeligen Kräuter in kurzrasige Alpenmatten übergehen, finden wir auf einem nach Süden blickenden Hange eine vom Weidegange noch ungestörte Vegetation.[1]) Darunter sind viele Schattenpflanzen, die uns vermuthen lassen, dass an dieser Stelle die Waldgrenze zurückgeht. Das ist wohl leicht begreiflich, denn hier wird Bau- und Brennholz geholt und besonders auffallend ist die Erscheinung an dem bequemsten Orte, d. h. da, wo der Weg heraufführt.

Einige hundert Schritte weiter über das offene Gelände bringen uns zu einer flachen Mulde. Auf diesem Boden steht das am tiefsten gelegene der diesseitigen Sommerdörfer, eine Gruppe von etwa 80 Hütten. Es ist die Jaila von Bagin (circa 2100 *m*). Über dichte Bestände von Sauerampfer und zwischen Schlammpfützen hindurch suchen wir mit möglichst reinen Stiefeln in die von Rinderhufen durchknetete Hauptstrasse zu gelangen, wo uns wüthendes Hundegekläff und das Gekeife fliehender Weiber empfängt. Von Schweizer oder Tiroler Almen ist die Jaila, abgesehen von Dirndeln und Burschen, kaum zu unterscheiden, höchstens fällt es auf, dass man hier den Werth des Düngers nicht würdigt oder zu faul ist, ihn zu würdigen. In gewaltigen Haufen thürmt sich das schätzbare Material an der Hinterseite der Ställe, nutzlos verfaulend, verduftend. Auf einem Mauerkeil, der oft vorne ganz einfach offen gelassen wird, ruht das aus verschränkten Balken gebildete Wandgestell der Hütte. Das Dach besteht aus dünnen, mit grossen Steinen beschwerten Brettern. Die Wohngebäude haben einen offenen Vorraum, Veranda, Balkon oder wie man es nennen will, und wofür die Orientalen eine so grosse Vorliebe haben, so dass sie sie sogar hier oben nicht entbehren mögen, wo doch Alles auf die dringendsten Bedürfnisse zugestutzt ist. Im Inneren finden wir eine Feuerstelle, dort, wo man zwei grosse Steine gegen die Wand gelehnt und eine Rauchklappe in der Decke angebracht hat. Einige Pflöcke zum Aufhängen und vielleicht auch ein Bort vervollständigen die Einrichtung. Die rohen Holzgefässe für die Milchwirthschaft betrachten wir uns lieber nicht zu genau. Die Kühe sehen nicht sehr behäbig aus; wegen der verlotterten Wiesenwirthschaft schweigen sie nicht im Überflusse; Schafe und Ziegen finden eher ihre Rechnung.

Wir bestellten den Ältesten nach Otingo, um wegen der Miethe einer Hütte zu unterhandeln und liessen uns dann zur kurzen Rast nieder, die Aussicht geniessend.

Da war er endlich, der Kartschchal, eine hohe, graue Mauer, der Abschluss der schwellenden Wiesenhänge, der Knotenpunkt der waldreichen Höhenzüge, die zackige Felsenkrone des von weither sich emporziehenden, üppig-grünen Sockels.

[1]) Geranium silvaticum, Potentilla elatior, Saxifraga rotundifolia, Valeriana alliariifolia, Calamintha grandiflora, Hypericum bupleuroides, Echium vulgare, Cirsium arvense, Swertia punctata, Origanum vulg., Vaccinium Myrtillus, Chamaemelum caucasicum etc. etc. (Dr. U. Dammer.)



Zentralpik.

Bald brachen wir auf, um die Batumspitze zu versuchen, von der ich im Jahre vorher durch Eis und Schnee abgeschlagen worden war. Wir steuerten auf den grossen Ost-Westgrat zu, der Kartschchal und Sindiet verbindet. Verstreut auf den Grashängen standen hochstenglige Enziane, auf deren breiten Blättern sich Unmassen von fetten Heuschrecken sonnten; hie und da sah man die blauen Schäfte des Eisenhutes hervorragen. Auf dem Grate kann man eine schöne botanische Beobachtung machen. Die nach Norden weisende Seite ist weiter unten mit einem saftigen, dichten, knietiefen Filze von Alpenrosen, Moosbeeren und ähnlichem Gestrüppe bewachsen, aus dem die hohen Blüthenstände herrlicher Alpenblumen emporschiessen, z. B. Scabiosa und Stachys. Kein Stein dringt durch das weiche Polster von Rennthierflechte, Bärlapp und Lebermoosen. Gen Süden dagegen sehen wir die geschorenen, mit Blöcken besäten Matten. Sogar bis oben auf den First bleibt der Unterschied bestehen, eine scharfe Grenze ziehend. Das bröcklige Gestein, das unter der dünnen Erdkruste vorbricht, ist auf der feuchten Seite des Grates ganz mit Flechten überzogen; drüben sind alle Steinchen rein und trocken. Diese Lagen (2300—3000 *m*) sind das Gebiet der wunderbaren Alpenflora[1]), die den Wanderer immer von Neuem entzückt.

Unserem Ziele zustrebend stiegen wir über Schutthalden und Rinnen ohne besondere Schwierigkeiten zum P. 3300 *m* empor, wo sich unser Grat mit dem Südwestgrate der Batumspitze vereinigt. Hier stand uns die Wand des Gipfelblockes entgegen, die wir durch eine Traverse gegen das Kartschchaljoch umgiengen, um sodann nach anregender Kletterei die Spitze zu erreichen. Es war 4 Uhr, so dass wir von Otingo acht Stunden gebraucht hatten. Wie ich schon vermuthet hatte, ist es die höchste Erhebung der Gruppe (ca. 3600 *m*).

Ein Rundblick zeigte uns die Ausdehnung und die Einzelheiten dieses stark verwitterten und zerklüfteten Gebirgskernes. Gegen Südost, im Hintergrunde, die breite Artwinspitze, links davon die Reihe der Hinteren Spitzen, dazwischen Fünffingerspitze und Kanzel. Im Vordergrunde, um ein Plateau gruppiert, der Zentralpik, das Gabelhorn und die Nordpfeiler; nach Norden, unmittelbar vor uns, die Nebengipfel der Batumspitze durch tiefe Scharten getrennt. Dann auf den nach allen Richtungen strahlenden Ausläufern die Unzahl der kleineren Spitzen, Gratthürme und Grasberge. Die Namen hatten wir alle erfinden müssen, denn die Eingeborenen unterschieden die einzelnen Gipfel nicht. Ausser Batumspitze und Artwinspitze, deren Deutung auf der Hand liegt und die in allen Sprachen wiedererkannt werden können, bitte ich keinen

[1]) Thymus Serpyllum, Anthemis Biebersteiniana, Valeriana alpestris, Euphrasia officinalis, Aster alpinus, Erigeron alpinum, Draba repens, Pedicularis crassirostris, Saxifraga cartilaginea. Gnaphalium supinum, Hieracium pilosella, Sedum lydium, Arenaria graminifolia, Gypsophila Rickmersiana, Campanula collina, Veronica gentianoides, Centaurea axillaris, Saxifraga Cymbalaria, Pedicularis comosa, Achillea latiloba, Stachys grandiflora, Rhynch. Elephas, Trifol. canescens, etc. etc. (Dr. U. Dammer.)

Namen ernst zu nehmen, oder gar zu glauben, dass wir sie in der Geographie einbürgern wollen. Sie wurden zunächst nur für uns selbst geschaffen, um die Verständigung zu erleichtern und die Taufe entsprang einer Eingebung des Augenblicks. Wenn ich diese Namen nun auf der Karte und in der Erzählung beibehalte, so geschieht das aus demselben Grunde, damit nämlich die Schilderung anschaulich und vertraut bleibe.

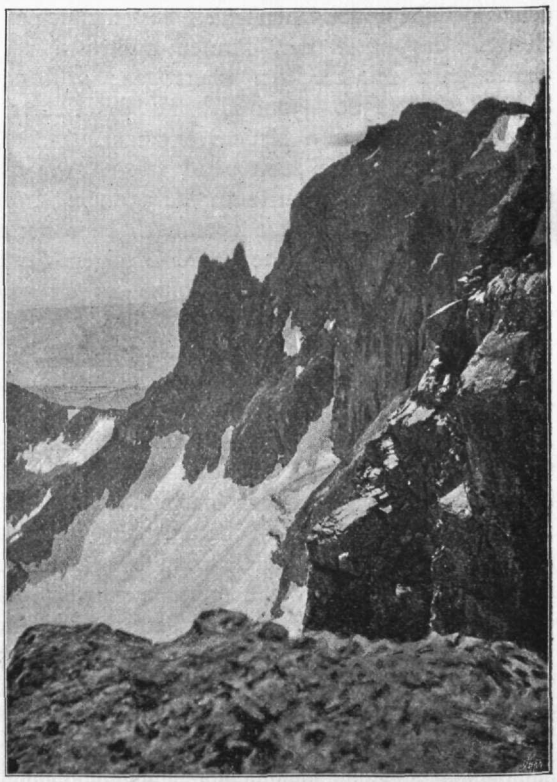
Jenseits des Tschorochthales tauchte das Schwestergebirge unseres Massives, der Trial auf, an Höhe ungefähr gleich und weisse Flecke zeigend; weiter in der Ferne die hohen Berge der asiatischen Türkei. Das grossartigste Schauspiel aber bot die aus dunstigen Luftschichten wie aus einem Meere herausragende Kette des grossen Kaukasus, eine Vision der Sehnsucht, die uns mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte. Der ungeheure Dom des Elbrus, der wilde Doppelzacken des Uschba — welch' mächtige Gestalten!

Lange konnten wir uns nicht aufhalten, denn es war schon allzuspät geworden. Beim Abstiege kam ein Lämmergeier neugierig herangeflogen und uns umkreisend schwebte er nur wenige Fuss über unseren Köpfen, bis ihn ein Revolverschuss, der leider nicht traf, verscheuchte. — Es war dunkel, als wir die Jaila erreichten, und wir liessen uns mit Kienfackeln heimleuchten.

Im Laufe des folgenden Tages kamen einige Standespersonen von oben herunter, unsere Einquartierung zu besprechen. Es kostete viele Mühe, eine Hütte zu miethen; man fürchtete den zersetzenden Einfluss, den unsere Anwesenheit haben würde. Endlich gelang es in der Jaila von Dewiskel (ca. 2300 *m*) Unterkunft zu erlangen. Unter den 120 Hütten hatte man die am weitesten abseits gelegene ausgesucht und den Balkon mit Brettern vernagelt, damit wir die Sennerinnen und die Sennerinnen uns nicht sehen sollten. Also auch hier kann die Sünde nicht auf den Almen wohnen.

Auf dem Wege dorthin wäre es Freund Runge beinahe schlecht gegangen. Wir waren zu Pferde und ich ritt voran, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte. Mich umsehend erblickte ich Niemanden, aber unter mir hüpfte ein grosser, dunkler Gegenstand durch die Rhododendronbüsche. Es war Runges Pferd und der Reiter erschien bald mit etwas zerschundenem Gesichte am oberen Rande des Abhanges. Der Gaul war an einer schlüpfrigen Stelle des Pfades ausgeglitten und über den etwa 50° geneigten Abhang gekollert. An einem Baume, etwa 7 *m* unter dem Wege hatten sich Ross und Reiter getrennt, sehr zum Glücke des Letzteren. Das Pferd rollte aber die ganzen 60 *m* bis auf den Grund der Schlucht hinunter, ebenfalls mit dem blossen Schrecken davonkommend.

Am 11. August unternahmen Runge und ich unsere zweite Besteigung. Sie galt dem ersten Nordpfeiler, einem der beiden stattlichen



Ostgrat des Zentralpik.

Thürme, die den Grat zwischen Kartschchaljoch und Plateau bilden. Ihre Namen verdanken diese Spitzen einem Trugbilde. Betrachtet man nämlich den Kartschchal von Westen, so scheint er hauptsächlich aus einem Grate zu bestehen, der sich von der Batumspitze zum Gabelhorne hinzieht. Auch vom Südwestgrate der Batumspitze erscheint der Rand des Plateaus noch immer als Grat und die Thürme südöstlich des Joches als die nördlichsten Pfeiler dieses gezackten Firstes. In gewisser Hinsicht hat die Augentäuschung aber Recht, wenn sie die so komplizierte Gliederung als sehr einfaches Ganzes vorstellt, denn die gebrochene und aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Linie Batumspitze-Plateau-Gabelhorn stellt sozusagen das Rückgrat des Systems dar. Man braucht sich nur noch das wichtige Anhängsel Zentralpik-Kanzel dazuzudenken und man hat die höchsten Theile beisammen, mit dem Plateau als massigem Kern in der Mitte.

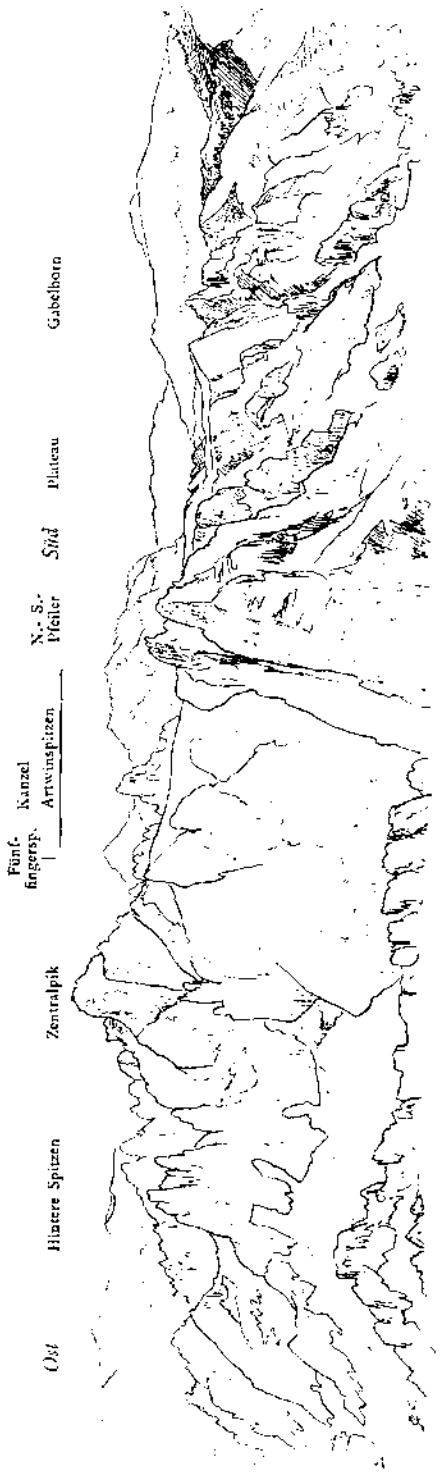
Wir erreichten den mittelschweren Gipfel im Nebel, der sich aber nicht hartnäckig zeigte und viele Ausblicke gewährte. Vor allem fesselte uns die Ostseite. Hier liegt ein wilder, tiefer Firnkessel, aus dem im Halbkreise eine drohende, schwarze Mauer aufragt. Grausige Abstürze kehren Batumspitze, Nordpfeiler, Plateau und Zentralpik dieser Seite zu. Vom Joche, das eine grosse Wächte trägt, senkt sich ein steiles Firnfeld hinab, dessen unterer Rand etwas vergletschert ist. Unterhalb der Zunge, im grauen Schuttfelde, liegt ein schöner, grüner See. Ein ganz anständiger Bergschrund klafft unter den Wänden des Plateaus.

Ein heranziehender Nebelvorhang, aus dem uns ein Brockengespenst zum Abschiede winkte, unterbrach die Aussicht und erinnerte uns daran, dass wir spät daran seien. Zum Abstiege wählten wir das öde Kar, das sich südwestlich vom Joche herunterzieht. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, den richtigen Punkt zu finden, an dem wir den Grat rechts von uns zu kreuzen hatten, um die Adagul Jaila zu treffen. Dies gelang uns ziemlich gut und dann brachte uns ein bequemer Pfad hinab.

Inzwischen hatte Hacker's Besserung solche Fortschritte gemacht, dass wir noch ein gemeinsames Unternehmen ausführen konnten, ehe unser Londoner Freund dem Kartschchal den Rücken kehrte. Es gelang uns, schon um 4 Uhr von der Hütte fortzukommen und um 10 Uhr standen wir in der kaminartigen Rinne, die sich in der Ecke beim zweiten Nordpfeiler zum Plateau hinaufzieht. Während Runge und ich auf dem Plateau warteten, führte Hacker noch die zwar kurze, aber schwierige Ersteigung des zweiten Nordpfeilers aus. Dann machten wir uns an die Hauptsache, den Zentralpik, der nach zwei Stunden über brüchiges Gestein erreicht wurde.

Nach Runges Abfahrt kamen einige Regentage. Undurchdringlicher Nebel hieng um die Almen und wir konnten uns nur in der Nähe der Hütte beschäftigen. Trotzdem wir recht vorsichtig waren, verloren wir doch einmal den Weg, als wir, nur etwa 200 Schritte von der Jaila entfernt, Käfer sammelten. Nachdem wir grosse Beute gemacht hatten, schlugen wir vereint dieselbe Richtung ein. Ganz unmerklich trennten wir uns aber und erst weit über eine Stunde später kamen wir wieder unter unserem Dache zusammen; Jeder hatte sich nach eigener Methode verirrt.

Am 24. August zog alles Vieh aus unserer Jaila zu Thal und einige Tage später folgten auch die Heerden der Jaila von Bagin. Dies war uns im höchsten Grade unangenehm, denn es wurde nun schwieriger, Proviant und vor allem Träger zu erlangen. Zumal wegen der Träger hatten wir grosse Mühseligkeiten, da die Leute sehr ungerne auf die Berge stiegen. Ein junger Kerl, den Hacker einmal mitgenommen hatte, legte sogar unter dem Kartschchaljoche seine Last nieder und zog seine Pistole, als er aufgefordert wurde, weiterzugehen. Seitdem giengen wir nie mehr unbewaffnet auf die Berge. Obendrein sandte uns noch ein Beamter aus dem Tschorochthale die Aufforderung, herunter zu kommen, denn da die Jailas nun leer ständen, fürchte man für unsere Sicherheit. Durch diesen bösen Leumund, den man der Gegend gab,



Aussicht von der Batumspitze I.

liessen wir uns aber nicht einschüchtern, denn unsere Arbeit war erst halb gethan. Als es sich wieder aufhellte, kam Hacker auf den glänzenden Gedanken, unserem staffelweisen Vordringen, das sich nun schon in drei Etappen von 1000 zu 1000 *m* abgespielt hatte, die Krone aufzusetzen und sich auf dem Gipfel der Batumspitze häuslich niederzulassen.

Es wurde alles zusammengetrommelt, was sich an streitbaren Männern und Jünglingen auftreiben liess, und, mit warmen Decken und reichlichen Vorräthen versehen, brachen wir am 25. August nach unserer hohen Warte auf. Dort oben überliessen wir Hacker seinem Schicksale und stiegen ab, da ich noch in Otingo einige Instrumente und Konserven holen musste.

Ich hatte an diesem Abend das Glück, eine der wunderbarsten Farbenerscheinungen zu sehen, die dieses Hochgebirge zu bieten vermag. Es war zwischen 5 und 6 Uhr, als ich das Kartschchaljoch verliess, und die Sonne war im Untergehen. Die ganze Landschaft bis hinauf in die höchsten Schuttkare war in einen Ozean von Blau getaucht. Je tiefer wir abstiegen, desto tiefer sanken wir in dieses durchsichtige Meer, das alle Töne vom dunkelsten Indigo bis zum sanftesten Azur schichtenweise enthielt. Es waren keine spielenden Schatten, keine fliehenden Hauche, sondern es war ein wirkliches Eingetauchtsein in eine ruhig satte Ueberschwemmung von blauem Äther; ein unbeschreiblich schönes und ergreifendes Schauspiel.

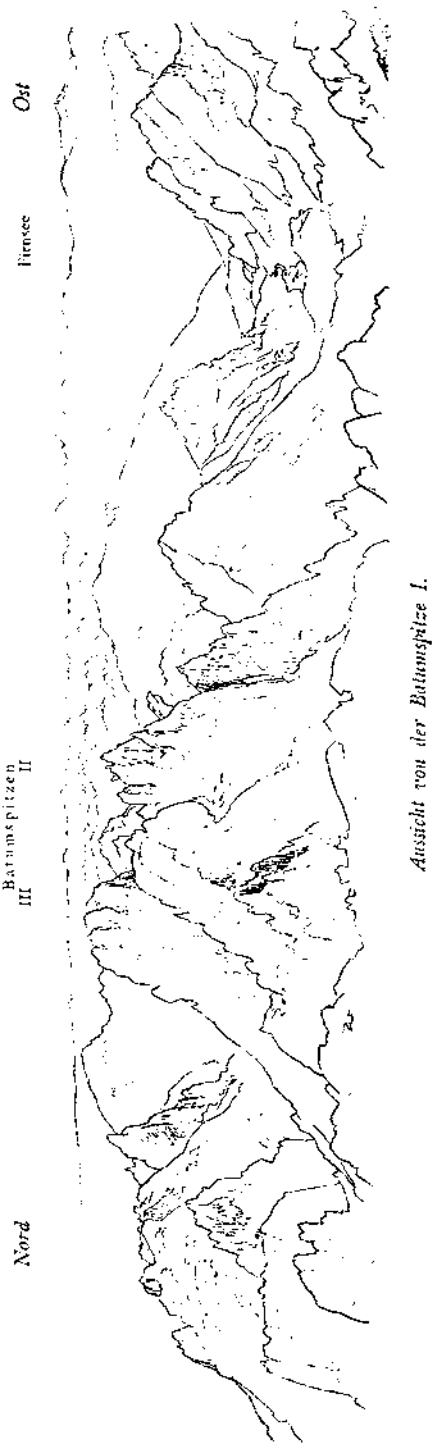
Ich konnte mich in dieser Nacht davon überzeugen, wie wenig ein primitives Volk sein eigenes Hochgebirge kennt. Es war bald stockdüster geworden und keiner von den eingeborenen Hirten, die ich auf die Probe stellte, wusste sich zurecht zu finden; sie mussten sich alle an meine Fersen heften.

Nachdem ich meinen Abstecher nach Otingo gemacht hatte, verliess ich am 27. August morgens wiederum die Hütte, um meinem Gefährten auf seinem Posten Gesellschaft zu leisten.

Von schwerer Last gebeugt keuchte ich dahin. Mein Rucksack lag wie ein Alp auf mir, und dazu kamen noch ein Quecksilberbarometer und ein Gewehr, die ich über die Schultern geschlungen hatte. Nur das Bewusstsein, dass mich Jemand von oben herab durch ein Fernrohr beobachte, trieb mich vorwärts. Das Gewicht des Sackes wurde immer grösser und das Gewehr schlug mir an die Knie, aber langsam, langsam arbeitete ich mich doch über die Schrofen empor. Der Himmel war klar und die Sonne brannte, aber dem Auge blieb es nicht verborgen, dass hier oben der Herbst vor der Thüre stand. Die Felder von Euphorbia iteophilla, die stellenweise ganze Schutthalden bedecken, waren zu einem in rothen, braunen und gelben Schattierungen prangenden Teppiche geworden.

Vierstündiges, saures Abmühen brachte mich um 9 Uhr zu dem Einsiedler auf der Spitze, dem das Wetterglück hold geblieben war und der nun schon zwei Nächte in 3600 *m* Höhe verbracht hatte. Die Zeit hatte er gut ausgenützt, wie seine umfangreichen Zeichnungen und meteorologischen Notizen bewiesen, und wir mussten ihm für seinen trefflichen Einfall den besten Dank wissen. Während der Freund seine Arbeiten fortsetzte, begann ich meine Messtischaufnahme, die später auf dem Plateau weitergeführt werden sollte.

Am Nachmittage zeigte es sich, dass die Witterung bald umschlagen würde. In der Höhe von etwa 2200 *m* bildete sich ein dickes Wolkenmeer und im Laufe der Stunden spielte sich zu unseren Füssen eine grossartige und lehrreiche Naturerscheinung ab. Jenseits des Berges Sindiet, der fast genau westlich von uns lag, hieng das Wolkenmeer zusammen, seine weissen Massen in alle Thäler hineinschiebend. Der lange Verbindungsgrat ragte noch heraus und das Merkwürdigste war, dass das Niveau der Wolken auf der Nordseite anfangs etwa 200 *m* höher stand als auf der Südseite, wo es nur eben an die Waldgrenze heranreichte. Allmählig aber hob es sich auf beiden Seiten, wobei der Unterschied zwar bestehen blieb, aber viel geringer wurde. Immerhin betrug er noch 40—50 *m*, als die nördliche Wolkenschichte den Grat erreichte und nun wie ein gewaltiger, unwiderstehlicher Niagara über die trennende Barre hinüberstürzte. Der Wolkenstrom ergoss sich thatsächlich über die Schneide wie Wasser über ein Wehr, mit einer Schnelligkeit



Aussicht von der Batumspitze I.

von vielleicht 1 *m* in der Sekunde. — Für die Nacht gelang es noch, auf dem nicht sehr geräumigen Gipfel einen Platz für mein Bett zu finden, den ich gegen die Gletscherseite mit einer Schutzwehr von Blöcken versehen musste, da es dort unvermittelt in die Tiefe gieng.

Wir schliefen ausgezeichnet, es den Thermometern überlassend, die Temperatur zu verzeichnen, die allerdings während der Nacht unter 4° gieng. Die grösste Kälte kam immer eine kurze Zeit nach Sonnenaufgang, und an jenem Morgen um 5 Uhr 18 Min. hatten wir die grösste Kälte, die Hacker während der letzten Tage überhaupt auf dieser Station beobachtete, nämlich + 1°. Die Luftwärme während des Tages betrug im Mittel 12°, während die Sonnenstrahlung 38° zeigte.

Die zweite Hälfte des neuen Tages (28. August) benutzten wir zu einer Spritzfahrt auf die zwei anderen Batumspitzen. Sie sind beide fast ebenso hoch wie die erste und zum Greifen nahe, aber durch sehr tiefe Scharten getrennt. Wir brauchten jedesmal eine Stunde von der einen zur anderen. Die nördlichste hat die Form einer äusserst scharfen Schneide, auf der kaum Platz für einen Steinmann zu finden war. Nach der einen Seite gieng es 400 *m* senkrecht hinunter; einen Stein hörte man nach zehn Sekunden auffallen. Die Kletterei gestaltete sich ziemlich schwierig, woran oft das brüchige Gestein schuld war. Das Wetter wurde zusehends trüber und wir hatten nun eine Wolkenschichte über und eine andere unter uns; eilig kletterten wir abwärts. In der Rinne zwischen dem ersten und zweiten Gipfel stiegen wir dann in die Nordwände hinein, da wir glaubten, dort rascher zurückzukommen; denn inzwischen hatte sich das Wolkenmeer unter uns mit den Wassern über uns zu einem Chaos verbunden und wir erwarteten mit jedem Augenblicke die ersten Tropfen. Der Himmel wurde immer schwärzer und wir dachten mit Schrecken an unsere Sachen. Glücklicherweise erkannte Hacker hoch oben am Grate eine Platte, zu der er einmal während einer Rekognoscierung vom Gipfel aus vorgedrungen war. Die klirrenden Steigeisen in's Gestein stossend, eilte er voraus, während ich athemlos am Seile folgte. Wir erstürmten einige sehr steile Stellen in grosser Hast, denn es fieng schon an zu wetterleuchten und zu regnen und die Dunkelheit nahm rasch zu.

Als wir den Gipfel erreichten, war das Gewitter im schönsten Gange, Blitz und Donner fuhren uns teuflisch um die Ohren und das Wasser kam in Strömen. Vorsichtshalber hatten wir vor unserem Aufbruche die Instrumente und Gewehre unter Blöcken versteckt und die Decken in Säcke gepackt, so dass nur noch einige Kleinigkeiten und Essvorräthe herumlagen. Zunächst banden wir die Bettzeugballen an's Seil und liessen sie auf der dem Kartschchaljoche zugewandten Seite hinunter, wo ein Überhang Schutz versprach. Es zeigte sich aber, dass das Loch zu klein und ungemüthlich war, so dass wir noch tiefer hinunter mussten. Schon wollten wir weiter gehen, als es Hacker einfiel, dass die Butter oben geblieben sei, die er mich zu holen gebot, während er die Säcke abwärts schleppte.

Mir war mein Ausflug nicht sehr angenehm, denn es blitzte fortwährend. Als ich oben in dem fahlen Lichte herumtappte, hörte ich plötzlich ein deutliches anhaltendes Surren an meinem Hute. »Donnerwetter, das D. u. Ö. A.-V.-Edelweiss sprüht Funken«, dachte ich, »das kann nett werden, wenn ich noch länger bleibe«. Mit der gefundenen Butterdose in der Hand trat ich schleunigst den Rückzug an und liess mich im Kamine des Gipfelblockes sozusagen herunterfallen. Hacker's Geistesgegenwart gegenüber dem Sturme hatte seine guten Gründe, denn wir hatten seit 12 Uhr nichts genossen und unsere Mägen verlangten ungestüm nach der Abendmahlzeit.

Kaum aber war ich dem gefährlichen Orte entronnen, wurde das Fehlen des Weines bemerkt. »Geh' nur wieder hinauf und hol' ihn«, bedeutete mir der Freund. »Nimmermehr; höre doch, wie mein Vereinszeichen saust, vielleicht ist sogar ein Elmsfeuer auf meiner Nasenspitze,« und damit steckte ich meinen Kopf über den Grat

hinaus. Sogleich ertönte wieder das unheimliche »Srrrrrrr, Srrrrrr«. Lachend riss mir Hacker den Hut vom Kopfe und zeigte mir eine grosse Geierfeder, mit der ich mich geschmückt hatte und die der Wind schwirren machte. Trotz dieser Aufklärung gieng ich nur mit Widerwillen an die Bergung der Flasche. Die finstere Nacht vereitelte bald alles Suchen nach einem bequemeren Obdache und wir mussten auf einem Geröllhange unter der Leeseite eines Blockes kampieren, so gut es gieng. Wir schliefen sanft bis zum Morgen. Es regnete noch immer und wir blieben ruhig liegen, bis sich gegen 10 Uhr die Nebel zu zertheilen begannen, zuweilen sogar einen Sonnenstrahl durchlassend, was uns ermuthigte, unsere Sachen zum Trocknen auszubreiten.

Plötzlich ertönten die Laute einer Hirtenflöte, und wir konnten sechs Mann im Kare ansteigen sehen. Es war eine von unserem treuen Makandaroff angeführte Rettungsexpedition, die uns wegen der mitgebrachten Vorräthe sehr willkommen war, denn nun konnten wir den Aufenthalt in der Höhe bedeutend ausdehnen.

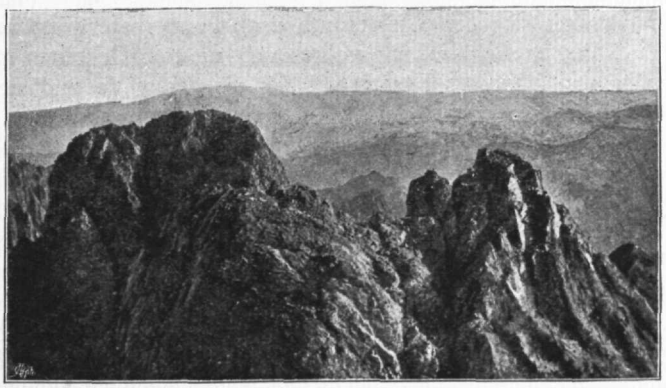
Zu unserer grossen Genugthuung entdeckten wir drüben unter der Wand des Plateaus eine Höhle, zu der wir unser Gepäck nun hinübertragen liessen. Sie war nicht gerade geräumig, bot aber zur Noth Platz für drei Mann, infolgedessen wir den Georgier Luka bei uns behielten. Wir machten am Nachmittage noch einen kleinen Spaziergang auf's Plateau und besprachen neue Pläne. Das Glück war uns aber am 30. August nicht günstig, denn der Tag begann mit Nebelwehen. Den Vormittag füllten wir mit bergmännischen Arbeiten aus, indem wir die Höhle ausräumten und herrichteten. Leider jedoch fand der Regen seinen Weg durch die Decke und nur im fernsten Hintergrunde gab es ein trockenes Plätzchen.

Es wurde schnell sehr kalt und ein heftiges Schneetreiben setzte ein. Wir wollten aber immer noch nicht an den Abzug denken, nur Luka, der erbärmlich fror, wurde zu Thal geschickt.

Als sich die Aussichten verschlimmerten, gieng Hacker zum Plateau, wo wir gestern Gewehr und Camera zurückgelassen hatten; als Eismann erschien er wieder. Erst um 3 Uhr nachmittags ergaben wir uns. Vorräthe und Ausrüstung wurden sorgfältig verwahrt und wir kämpften uns durch eisiges Schneegestöber und tief verschneite Felsen zu Thal.

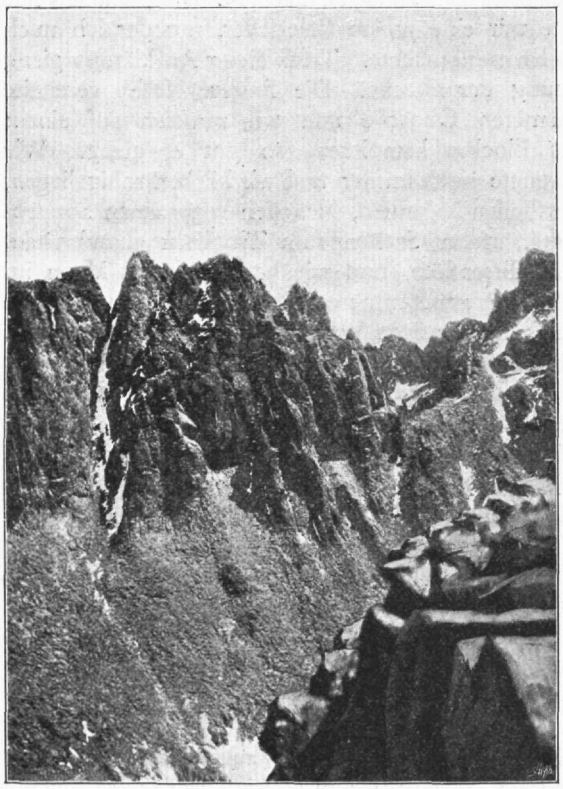
Über die nun folgenden sieben Tage breite sich der Schleier milder Nachsicht. Es war schlimm genug, dass der hartnäckige, nasskalte Nebel, den die Sonne nie durchdrang, uns während dieser Woche zu einem thatenlosen, unwürdigen Dasein verdammte, aber erniedrigender noch war das Mittel, mit dem wir uns die Zeit vertrieben: wir kochten und assen. —

Ich habe soweit nicht viel vom Essen gesprochen, aber was ich nun sage, wird genügen, um dem Durchschnittsgehalte alpiner Aufsätze an kulinarischen Bemerkungen vollkommen zu entsprechen. Hacker ist ein Kochkünstler. — Ich glaube, ich habe das schon einmal in dieser Zeitschrift gesagt, aber zum Lobe des Genius ist keine Druckerschwärze zu theuer. Ein wahrer Künstler schreckt nicht vor der anscheinenden Dürftigkeit des Stoffes zurück, er beherrscht, be-



III. und II. Batumspitze.

Anstiegscharte



Fünffingerspitze.

wältigt, lenkt, formt und verklärt ihn; ja er ringt mit ihm, bis er zur Apotheose des gottbegnadeten Schaffens wird. Ein Hammel, Kartoffeln, Knoblauch, ein wenig Brod und Salz, — welch' ein Chaos und doch der Urgrund wonniger Gebilde. Welche Freude, eines solchen Geistes Handlanger zu sein, welche Befriedigung, die Gluth des Feuers im Gesichte wiederspiegelnd, mit dem Holzspahn die werdende »Einbrenn« zu überwachen; welch' schwarzer Kummer, wenn des plumpen Lehrlings Ungeschick eine »Verbrenn« zeugt.

Da alle Hütten nun leer waren, suchten wir uns die gemüthlichste und wasserdichteste aus; in anderen Hütten fanden wir grosse Holzvorräthe, die wir bei uns aufstapelten. Eigensinnig, waren wir entschlossen, den launischen Wettergott regelrecht zu belagern. Eigentlich opferten wir ihm nach alter Heidensitte, Gaben schmorende Anbeter und verzehrende Hohepriester in einer Person vereinigend. Durch erfinderische Kniffe wurden die sehr gemischten und schwer vereinbaren Rohstoffe zu Gerichten verarbeitet. An Fleisch und Zwiebeln war allerdings Überfluss, aber die Zuthaten erforderten oft tiefes Nachdenken, denn die Verbindung mit der Verpflegungsbasis war Tage lang unterbrochen. Einmal giengen uns sogar Zucker und Tabak aus, der allerfühlbarste Mangel, wenn man keinen Hunger leidet.

Gleich nach dem Frühstücke, das von »früh« nur den Namen hatte, begannen wir die umständlichen Vorbereitungen für das Mittagessen und sogleich nach dem Mittagessen wurden die langwierigen Arbeiten für das Abendbrod in Angriff genommen. Das erhielt uns den Gleichmuth und wunderbarerweise auch die Verdauung.

Die Saptiehs jedoch wollten von unseren Dekokten nichts wissen, was uns schon recht sein konnte. Fleisch war für sie genug da und sie schwelgten nach ihrer Art, sich Unmassen von Schaschlik[1]) am Ladestock bratend. Den Gipfel des Entsetzens riefen wir hervor, als wir das einem mohammedanisch geschächteten Hammel entrinnende Blut nicht auf die Erde laufen liessen, sondern in einer mit Brodwürfeln gefüllten Pfanne auffiengen. Und doch wurde gerade dieses eine der glänzendsten Errungenschaften Hacker's.

Zwischendurch, wenn der Essdienst es gestattete, machten wir Jagdversuche auf Lämmergeier. Ein schwarzes Schaf wurde jenseits des menschenleeren Dorfes auf einer Anhöhe ausgelegt. Als Anstand benutzten wir die Moschee, ein sehr festes und gut gebautes Holzhaus, das allen Jailas gemeinsam zugehörte. Statt der Raubvögel

[1]) Kaukasisch für am Spiesse gebratenes Fleisch.

kamen aber nur wilde Schäferhunde von der Ostseite als regelmässige Besucher und mit diesen hatte Hacker, als er sie einmal erwischte, einen bösen Strauss auszufechten, der sehr willkommene Gelegenheit zur Anwendung der Gewehre bot.

In der Nacht des 7. September trat starker Frost ein und brachte uns klaren Himmel, dessen Einladung wir unverzüglich annahmen, frohgemuth den Weg zur Höhle einschlagend. Auf den erdigen Theilen der Hänge beobachteten wir während des Anstieges eine Erscheinung, die durch die plötzliche Einwirkung des heftigen Frostes auf den während der langen Regenzeit gründlich mit Wasser getränktem Boden erklärt werden muss. Sie fehlte dort, wo Gras wuchs und war auf schlammigen Geröllhalden am schönsten zu sehen. Es war ein Reif, der aus massenhaft aufgeschossenen Eispilzen oder Eishalmen bestand, die viele Ähnlichkeit mit gesponnenem Glase hatten und oft zierlich gekräuselt waren. Ich mass Strahlen von 10 *cm* Höhe. Viele hatten Gras und Lehmboden emporgehoben, oft sehr weit über die ursprüngliche Unterlage. So fand ich nussgrosse Steine auf schlanken Säulen von 5—7 *cm* Höhe und faustgrosse Steine auf Strahlen von 3 *cm*. Hoch oben lag natürlich viel Neuschnee, den die Sonne aber muthig angriff. Ein lieblicher Anblick waren neben weissleuchtenden Flecken die blauen Blüthensterne von Astern und Vergissmeinnicht, die das Unwetter überlebt hatten und nun zu neuem, kurzem Leben erwachten.

In der Höhle trafen wir noch Alles, wie wir es verlassen hatten. Die Kälte hatte die Nahrungsmittel frisch erhalten, sogar eine angeschnittene Melone und die Milch waren noch geniessbar. Auch auf dem Plateau, wo Skizzenbuch, Seil und Eisen schlummerten, zeigte sich ebenfalls die beste Ordnung.

Der 9. September sah uns wieder bei der Kletterarbeit, die diesmal durchwegs schwierig war und recht lange dauerte. Wir machten die Überschreitung des schönen Grates der Fünffingerspitze, die mit ihrer Grödner Schwester wirklich viel äusserliche Ähnlichkeit hat, aber nicht ganz so schwierig ist. Im Anschlusse daran wurde die Kanzel erstiegen. Mit Einzelheiten will ich den Leser verschonen und erwähne nur, dass zur Scharte zwischen Zentralpik und Fünffingerspitze ein verborgenes, merkwürdiges Band führt. Es ist eigentlich eine schräg abwärts laufende, tief in die Wand eingeschnittene Galerie, auf der wir Anzeichen fanden, dass sie ein beliebter Nistort der Adler und Geier sein muss. Überall bauten wir grosse Steinmänner, die auch einige Male ihre Schuldigkeit thaten und den Eingeborenen Rufe des Staunens abnöthigten.

In der Kanzelscharte kam es wieder einmal zum Gewitter, das uns viele Sorgen machte. Wir kürzten den Rückweg bedeutend ab, indem wir das Kar überquerten und einen gegenüber von uns liegenden Kamin benutzten, um direct über die jähe Südostseite das Plateau zu erreichen. Einmal dort oben, kamen wir in vertrautes Terrain, auf dem wir uns auch mit verbundenen Augen zurechtgefunden hätten.

Abgehärtet, wie wir waren, genossen wir trotz der bedeutenden Kälte in der Höhle einen sanften Schlaf. Beim Erwachen war das Wetter wieder mürrisch, was aber Hacker nicht hinderte, allein zu den Hinteren Spitzen aufzubrechen, deren höchste er auch glücklich erreichte. Spät kehrte er zurück und stürzte sich auf den Honig, das einzige Nahrungsmittel, das noch bis zuletzt aushielt, da der Vorrath gross war; dann erzählte er mir: »Über das Plateau erreichte ich auf dem gestrigen Wege die Kanzel, querte deren nordöstliche Flanke und gewann sodann den langgestreckten Verbindungsgrat zwischen der Kanzel und den Hinteren Spitzen.

Die Wildheit der Felsscenerie überraschte mich. Düster, von dunkelrothen Gesteinsadern durchzogen, mit scharf eingeschnittenen Rinnen stürzen nach Osten Kanzel-, Fünffinger- und Batumspitze in unnahbaren Wänden 500 *m* tief in ein schneeerfülltes Kar ab — ein Schneediadem krönt die verklüfteten Kämme. Nebelballen steigen zum Grat empor, verstieben im Nordsturme und umwirbeln in tollem Reigen die Gratzacken.

Nebel umfluthet auch mich und erschwert mein Vordringen.

Um 1 Uhr erreiche ich endlich das Gipfelmassiv. Wieder zwingt mich undurchdringlicher Nebel behufs Orientierung zu unfreiwilliger Rast. Mein kostbarstes Gut, unsere letzte Büchse Reisfleisch, die ich mit auf die Fahrt genommen, wird hervorgeholt. Kaum geöffnet, entqualmt ihr pestilenzischer Duft. Seit Tagesgrauen keinen Bissen genossen — versuch' ich's dennoch. Berstend aber fliegt sie schon im nächsten Augenblicke an die Felsen.

Da reisst der Nebelschleier — drohend blickt ein massiger Thurm, fast zu Häupten, auf den Eindringling.

Durch eine tief verschneite Rinne in der nordwestlichen Wand steige ich an. Bald hemmt ein senkrechter, gänzlich vereister, 5 *m* hoher Absatz mein Vordringen. Die äusserste Kraftanstrengung erfordert seine Überwindung. Wie erst wird der Rückweg sein?

Um 3 Uhr betrete ich den höchsten Punkt des dreiköpfigen Gipfels; derselbe liegt im Westgrate. Vom Schnee durchnässt, vom eisigen Nordsturme erstarrt, ist meines Verweilens nicht lange da droben im Nebelmeer. Ein einziger Tiefblick ist mir gegönnt über die jähe Ostwand in einen uns unbekannten Felsenkessel.

Das Aneroid zeigt 3450 *m*, das Thermometer 0,75° C.

Über den nördlichen Felsgrat versuche ich den Abstieg, im Gedenken an die grausige Rinne. Ob's wohl gelingt? — ich habe ja keine Ahnung, wie es weiter unten aussehen mag. Schwierige Gratstellen, trügerische Platten erheischen peinliche Vorsicht; langsam geht's daher nur abwärts. Schneetreiben setzt ein, scharf lug' ich aus; da erblick' ich unter mir in einem helleren Augenblicke unvermuthet das Kar, die Bahn ist frei! »Gewonnen« jubelt es in mir! Einige rasche Sätze über Blöcke und Platten, baar der anerzogenen Vorsicht — plötzlich kippt eine schneeüberdeckte gewaltige Platte um und reisst mich kopfüber mit sich fort. Mein braves Pickel errettet mich vor todtbringendem Sturze — unten donnert's ins Schuttkar. Compass und die angefertigte Wegskizze leiteten mich über all' die Kare und Flanken sicher auf's Plateau — trotz Nebels und Schneegestöber.

In unsrem Kare hatte mich schon finstere Nacht ereilt; wenn Deine Signalschüsse mir nicht Führer gewesen wären, hätte ich wohl schwer unser gastliches Troglodytenheim gefunden.«

Ich beschäftigte mich an diesem Tage auf dem Plateau mit Aufnahmen.

Die Oberfläche der kleinen Hochebene sieht aus wie ein sorgfältig zusammengefügtes und glattgewalztes Pflaster. Die Steine kehren meist ihre flachen Seiten nach oben und berühren sich dicht mit den Rändern.

Am 11. September weckte uns ein prickelndes Schneetreiben und kündigte uns an, dass nun die Abschiedsstunde gekommen sei. Vielleicht hätten wir ja nochmals warten können, denn es musste ja wieder schön werden, aber inzwischen hatten wir uns so oft die grosse Kaukasuskette angeschaut, dass allmählig eine verzehrende Sehnsucht sich unserer bemächtigte und wir nicht länger dem ungestümen Drange widerstehen konnten.

Einen Monat später berannten wir den Uschba in Svanetien.

Über den Zmuttgrat auf das Matterhorn.

Von

Dr. Hans Lorenz.

Es war am 6. September 1898. Glühend heiss brannte die Sonne nieder, die Luft zitterte über den Matten und kein Lüftchen rührte an den Kronen der mächtigen Arven, nach derem Schatten wir uns schon sehnten. Eduard Wagner und ich.

Schweigsam schritten wir dahin, den Ärger verbeissend. Zum Ärgern war es aber auch! Fast siegesgewiss hatten wir gestern nach den Klippen des Zmuttgrates emporgesehen — jetzt waren wir auf dem Rückzuge nach Zermatt hinaus und schwach war der einzige uns zur Verfügung stehende Trost: es war nicht unsere Schuld.

Unser Träger hatte uns gestern, entgegen seinen Weisungen, so spät auf der Staffelalpe abgeholt, dass wir erst nach Sonnenuntergang den zum Nachtlager ausersehenen Platz erreichten. Die gute Absicht, den Abend zum Auskundschaften zu verwenden, war so zu Schanden geworden, hatten wir doch nicht einmal mehr genügend Licht, uns nach einem passenderen Lagerplatz umzusehen. Der Träger tröstete uns mit der Versicherung, da vorne läge der gar nicht zu verfehlende Einstieg. Der Mann war uns von massgebender Seite empfohlen worden, er hatte an einer früheren Expedition Theil genommen, die allerdings in halber Höhe durch einen Unfall zur Umkehr gezwungen worden war. Was blieb übrig, als seiner Aussage Glauben zu schenken?

So tappten wir denn in der vierten Morgenstunde bei Laternenschein und der immerhin zweifelhaften Beleuchtung, die ein von Sternen übersäeter Himmel gewährt, auf dem Gletscher, am Fusse der Matterhornfelsen herum.

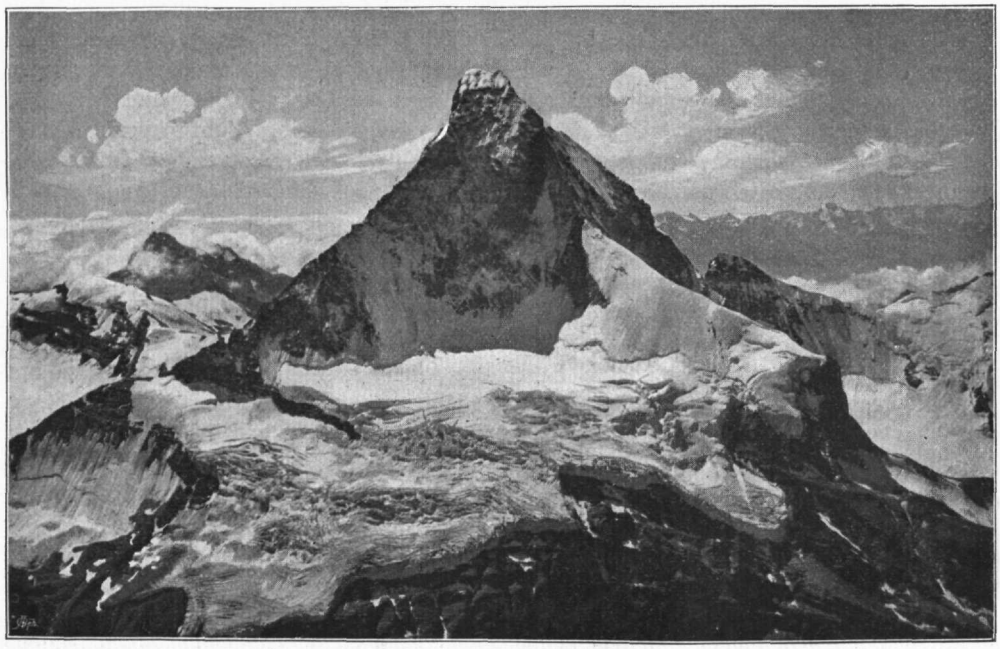
Dort, wo der Einstieg nach der Beschreibung unseres Gewährsmannes liegen sollte, waren glatte Felsen. Weiter rechts glatte Felsen. Noch weiter rechts musste einst Penhall eingestiegen sein, der nicht über den Zmuttgrat, sondern durch die Westwand den Gipfel erreichte. Vielleicht also weiter links?

Wie Irrlichter bewegten sich unsere Laternen dahin und dorthin. Wer je beobachtet hat, wie unsicher man sich nachts im Dunkeln, selbst im eigenen Zimmer, bewegt, der wird dies begreifen.

Um kurz zu sein: Während Edu droben noch suchte, traf ich nach mehr als einer verlornen Stunde wieder bei unserem Schlafplatze ein, um unseren Rathgeber herauszustöbern, dem dies im Vollbesitze dreier Schlafsäcke sichtliches Unbehagen bereitete. Des »nicht zu verfehlenden« Einstieges so kundig, möge er ihn uns nur zeigen! Er führte uns, obwohl wir unsere Zweifel nichts weniger als verhehlten, schnurstracks zum Fusse jenes ungeheuren Couloirs, das von Penhall seinen Namen erhalten, weil er es hoch oben gequert. Hier verliess uns der »Ortskundige« mit der Versicherung, ein Stück höher oben sei zur Linken der Einstieg; früher hätten wir viel zu weit links gesucht. Wir Beide waren von der Unsinnigkeit dieser Behauptung überzeugt und hielten unser Unternehmen für gescheitert. Um aber nichts unversucht zu lassen, stiegen wir doch, der Weisung folgend, hinan. Der erste Bergschrund, zu dem wir kamen,

liess sich übersetzen, vor dem zweiten, haushoch überhängenden, machten wir Halt, während die Dämmerung gekommen war, die Nacht vom Tage zu trennen. Nach aufwärts war ein Weiterkommen zweifellos ausgeschlossen, und auch nach links schien uns ein fürchterlicher Schlund von den Felsen abzuschneiden. Aber im Zwielicht kann man sich täuschen und so erwarteten wir, an die Pickel gelehnt, den Tag.

Tiefe Löcher, rings um uns aus dem Firn herausgeschlagen, hätten uns die ungeheure Gefahr des Ortes verkündet, — auch wenn wir früher, auf dem Gletscher, nicht bei einem Musterlager von Blöcken jeglicher Grösse vorbeigekommen wären. Jeden Augenblick konnte die Kanonade beginnen, und von Herzen froh nahmen wir Reissaus, als die Augen jegliche Täuschung ausschliessen konnten. Als wir wieder unten standen auf dem sanften Boden des Tiefenmattengletschers, da sahen wir freilich, weit links, die schwache Seite der Mauer, die wir in der Nacht vergeblich gesucht.



Matterhorn vom Obergabelhorn.

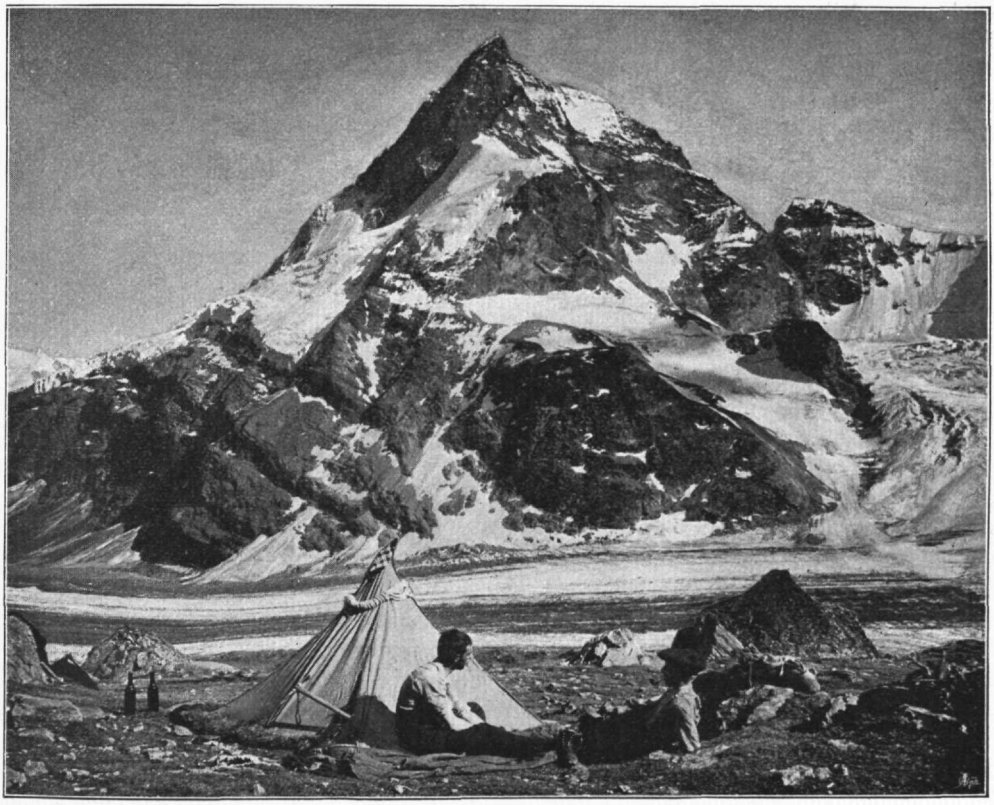
Aber wer zu dieser Jahreszeit den Zmuttgrat sich auserwählt, darf nicht am hellen Tag erst zum Angriffe blasen, noch dazu durch zwecklose Scharmützel geärgert und abgespannt, und so thaten wir, was die Vernunft gebot. Das war die Geschichte unseres »geordneten« Rückzuges durch das Zmuttthal.

Unschlüssig, ob wir den so schmählich abgewiesenen Versuch wiederholen oder unser Bündel zur Heimreise schnüren sollten, lagen wir dann zwei Nächte und einen Tag in Zermatt vor Anker. Das Ergebniss unserer Überlegungen war, dass wir am 8. September wieder von der Staffelalpe mit begehrlichen Blicken die Zähne und Einkerbungen des Zmuttgrates studierten.

Wer von Zermatt aus das Matterhorn aufmerksam betrachtet, dem fällt in der rechten Profillinie des unvergleichlichen Berges ein riesiger Überhang auf. Ein steiler und immer steiler werdender Grat zieht vom Gipfel zu ihm herab, ein Schneegrat, der späterhin wilde Zähne aufwirft, strebt zu ihm empor und scheint an dem Überhang ein Ende zu finden. Das ist eine Täuschung, die man auf der Staffelalpe zu ver-

stehen beginnt. Neben dem Überhang des Matterhornkopfes führt der Zackengrat noch weit hinauf, und wer von einem nicht allzu entlegenen Gipfel oder Pass im Norden oder im Westen des Matterhorns herüberblickt, kann sehen, dass dieser Grat höher oben ins Bergmassiv taucht, ohne mit jener Gratstrecke zusammen zu treffen, die von der Spitze bis zum Überhange herabzieht.

Diesmal hatten wir als Träger zum Schlafplatz Alois Truffer verpflichtet, einen Mann aus Randa (im Lerch), der uns schon bei früheren Gelegenheiten gedient und dabei sich bewährt hatte. Pünktlich stiess er zu uns und der Weitermarsch erfuhr keine Verzögerung. So waren die heissen Nachmittagsstunden noch nicht vorüber,



Zeltlager auf dem Schönbühl gegen das Matterhorn.

als wir in jenen vergletscherten Winkel einbogen, der gemeinsam mit dem Tiefenmattengletscher in den grossen, das Zmuttthal erfüllenden Eisstrom mündet.

Unser nächstes Ziel war jener flache Kamm, der mit einem kleinen Felskopf, dem P. 2962 *m* der Karte, gipfelt und endet, jener Kamm, der eben den Tiefenmattengletscher von dem kleinen Ferner trennt, der uns zum Anstiege diente. Zu guter Zeit erreichten wir die seichte Einsenkung knapp östlich vom P. 2962 *m*. Auf ihr fand sich ein schuttbedecktes, nahezu ebenes Plätzchen, dabei unter dem Schnee hervorrieselndes Wasser, und so beschlossen wir, gleich hier unser Zelt aufzuschlagen. Wir wussten, dass wir nichts Besseres finden konnten, und gegen diesen Platz kam unser schlechtes, nur wenig höher befindliches Lager von letzthin gar nicht in die engere Wahl. Nahe ist man hier den Wänden des Matterhorns. Sein sonst so edler Bau ist zu einer fast unschönen Gestalt zusammengeschrumpft, ist so stark verkürzt, dass

der lange und steile italienische Grat nur lächerlich wenig geneigt erscheint. Und doch gebietet er Achtung mit seinen furchtbaren Mauern, die nirgends eine brauchbare Bresche erkennen lassen. Eine solche ausfindig zu machen, den Zugang zum Zmuttgrat bis in alle Einzelheiten zu erforschen, damit unser Vormarsch im Dunkel der schwindenden Nacht keine Stockung erleide, das war für heute noch meine Aufgabe, während Wagner und Truffer die Sorge um Nachtquartier und Abendessen zugefallen war. Nach einer kurzen Pause der Erholung ergriff ich daher wieder das Pickel und wanderte über Schutt und Schnee weiter zur Höhe. Bald kam ich an unserem alten Lagerplatz vorüber und dann betrat ich die obersten Hänge des Tiefenmattengletschers, die ich nach rechts hin querte, um mich um den Fuss eines ziemlich weit herabreichenden Felsspornes herumzudrücken. Hinter diesem wusste ich jene schmale Firnbucht, die den Einstieg in den Bergkörper vermittelt. Ich lavierte also zwischen der Felsecke und einem darunter liegenden System unbedeutender Spalten hindurch und kam, neuerdings ansteigend, zu einem klaffenden Bergschrund, der den Zutritt zu der gesuchten Firnbucht vertheidigt. Ich vermied die Kluft in den äusserst morschen Felsen zur Linken, dann stieg ich, Stufen scharrend und schlagend, über den steilen Firn empor.

Die Bucht theilt sich nach aufwärts in zwei Äste, derem rechten[1]) ich zusteuerte. Er geht in eine Schneerinne über, und dieser folgte ich eine kurze Strecke, bis mir ein breites Band den Ausstieg nach rechts freigab. Kaum hatte ich es betreten, vernahm ich schon das Rauschen eines Bächleins, und als ich um jene Ecke bog, zu der das Band hinanleitet, lag ein tosender Bach vor mir, der ein enges Couloir zu seinem Laufe benützt, ehe er in weitem Bogen auf den Gletscher hinabspringt. Ein mässig breiter Sims führte mich an das hochgehende Wasser heran, ein Sprung half mir hinüber. Dann brachte mich Schutt und leichtes Geschröf seitwärts vom Wasserlauf an den Fuss steiler werdender Felsen, wo mich ein bequemes Schuttband nach rechts lockte. Doch sah ich bald, dass es mich von dem rauheren Weg des Guten wegführte, kehrte daher wieder in die Nähe des Wasserlaufes zurück und bekam es dort mit steilen, aber nicht schlimmen Felsen zu thun, wobei mir eine senkrechte Wand höher oben die Richtung angab. Unter dieser brachte mich ein ziemlich schwieriger Quergang über steile Platten an den Rand des unten verlassenen, wasserdurchronnenen Couloirs zurück. Es gelang mir, wenn auch nicht trockenen Fusses, den aufspritzenden Bach zu übersetzen, dann schwang ich mich noch über einen kleinen Überhang hinauf und was ich für heute wollte, hatte ich erreicht: ich sah das Gehänge nicht weit ober mir sich verflachen, der Weg zum Grat war frei. — Im Zwielicht traf ich wieder bei unserem Lager ein.

Rasch wurde es finster. Leiser wurde das Murmeln des Wassers unter der Schneedecke und nur ab und zu brach eine von der nahen Dent d'Hérens niedergehende Eislawine mit markerschütterndem Dröhnen den Gottesfrieden der Nacht.

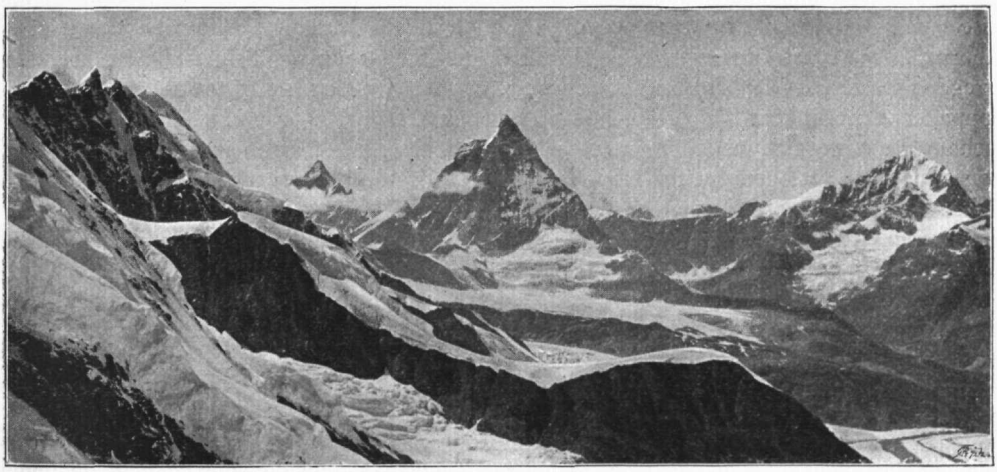
Eine flackernde Kerze leuchtete uns zum Abendmahl und warf verzerrte Schatten auf die Zeltleinwand daneben. Jetzt leuchtete auch ein Feuer auf dem Schönbühl auf, fast 300 *m* unter uns und jenseits des Zmuttgletschers. Dort lagerten offenbar Bergsteiger, welche es auf die edle Dentblanche-Pyramide abgesehen hatten, die riesengross vom Sternenhimmel sich abhob. Sie hatten auch unser Licht bemerkt und langgezogene Jauchzer schallten her und hin. So sassen wir noch lange vergnügt im Freien und als die zunehmende Kälte uns in das Zelt trieb, war es Zeit zum Schlafengehen geworden. —

Einzelne leichte Nebel standen über dem Col de Tournanche, als Wagner und ich am Morgen des 9. September um 10 Min. nach 4 Uhr uns in Bewegung setzten.

[1]) Rechts und links verwende ich im Sinne des Aufstieges.

Sonst war der Himmel klar und glückverheissend, und der Frost schnitt in die Wangen. Die schmale Sichel des abnehmenden Mondes stand noch hinter dem Matterhorn und brachte uns keinen Nutzen. Ihr matter Schein leuchtete dürftig den Dentblanche-Fahrern, deren Laternen als winzige Lichtpunkte bereits die Hänge ober dem Schönbühl hinankrochen.

Die Sorgfalt, mit der ich gestern abends beim Abstieg meine Stufen in der kleinen Firnbucht und in der Schneerinne darüber geschont hatte, machte sich jetzt belohnt; wie eine Treppe stiegen wir die hartgefrorenen Tritte empor. In dem Couloir, das gestern der schäumende Bach durchrauscht hatte, war es stille geworden. Kaum, dass der dünne Wasserfaden ausreichte, uns die Flaschen zu füllen. Dann veranlasste uns die zunehmende Steilheit der Felsen, die Laternen an der Brust zu befestigen, um beide Hände frei zu bekommen. Wer hier nicht ortskundig ist, mag sich den Aufbruch in der Nacht ersparen. Wir aber standen, als der Morgen graute, bei jener Stelle, zu der mich mein gestriger Gang gebracht (5 Uhr 30 Min.). Der kleine Überhang, der mir gestern einige Schwierigkeiten bereitet hatte, war jetzt leicht zu ver-



Matterhorn vom oberen Grenzgletscher.

meiden, in jenen noch feuchten Felsen, über die abends Wasser herabgefallen war. Während wir nun einen endlosen Hang von Schutt und wenig geneigten Felsen emporstiegen, ohne auf die allergeringsten Schwierigkeiten zu stossen, zog ein heiterer Morgen herauf und verjagte die grauen Nebel ober dem Col de Tournanche. Wieder einmal stürzte mit furchtbarem Getöse eine Lawine von der Dent d'Hérens, deren eisbelastete Wände schon Form und Farbe angenommen hatten. Es war die erste, die wir sahen, nachdem schon sechs andere seit unserem Abmarsch die Stille der Nacht aufgescheucht hatten. Später hörten wir auf, sie zu zählen und auf ihren Donner zu achten.

Um 6 Uhr 35 Min. wandten wir uns wenige Meter unter der Höhe des Zmuttgrates nach rechts, um dem schmalen Felsstreifen zu folgen, der sich hier in kurzem und gleichmässigem Abstande von der Grathöhe hinzieht. Zehn Minuten später verbanden wir uns mit dem Seil und schnallten die Steigeisen an die Füsse. Gleich darauf standen wir in der Sonne und blickten über eine jähe Firnwand auf den Matterhorngletscher hinab. Wir befanden uns auf einer schön geschwungenen, mässig steilen, beiderseits steil abdachenden Firnschneide. Ihr mit den Eisen an den Füssen zu folgen, war ein wahres Vergnügen und ohne eine Stufe geschlagen zu haben,

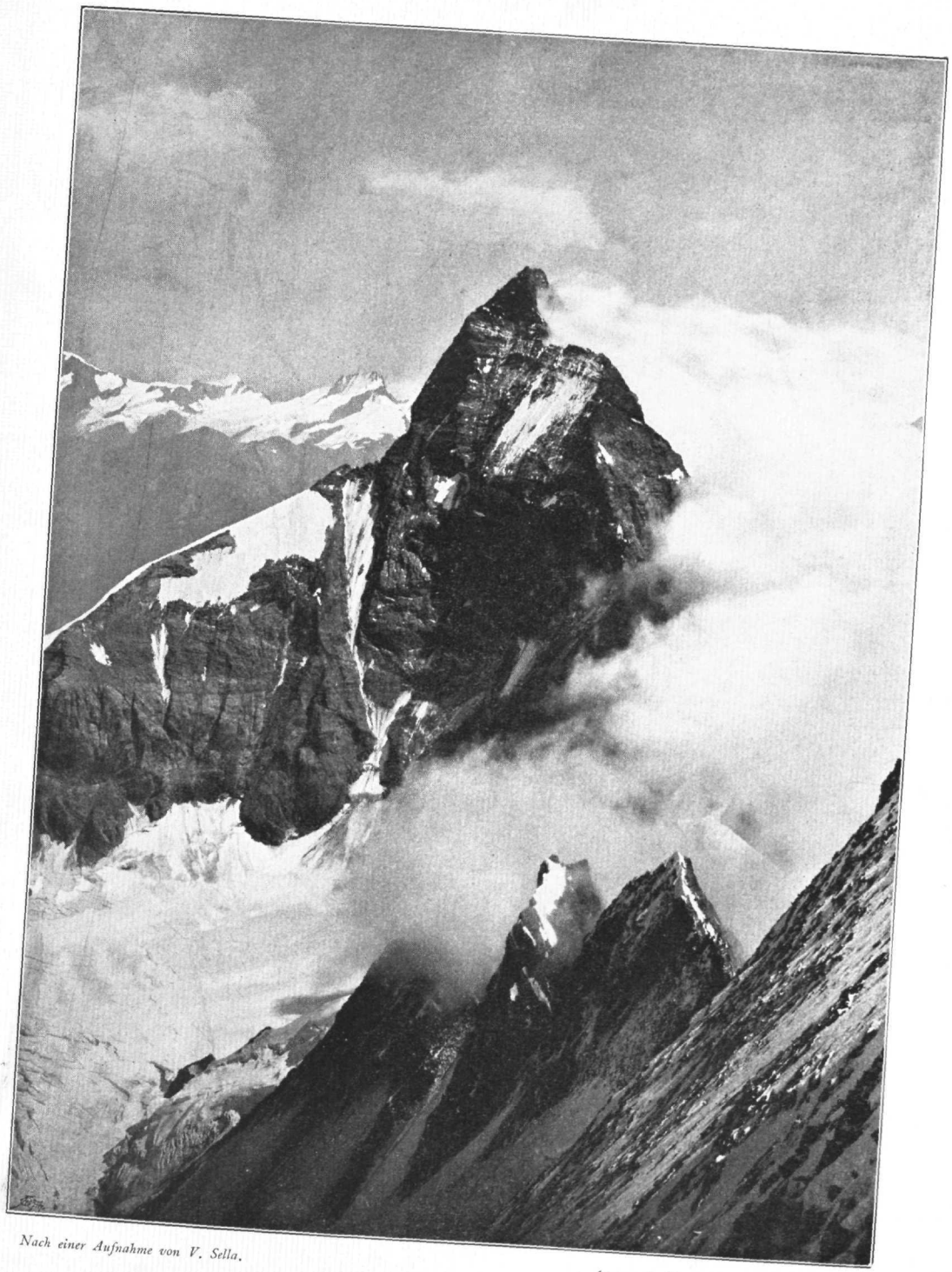
stiessen wir 7 Uhr 20 Min. an schneegesprenkelte Felsen, in denen wir noch ein Stückchen emporkletterten, bis wir in einer kleinen Einkerbung des Grates, auf eingeklemmten Blöcken, ein Plätzchen fanden, uns der Steigeisen zu entledigen, womit wir gleich die Frühstücksrast verknüpften. Dass diese nicht zu ausgiebig wurde (7 Uhr 30 Min. bis 7 Uhr 55 Min.), dafür sorgten Ungeduld und Zweifel, die ja grossen Unternehmungen nie ferne bleiben. Nachdem wir wieder die Säcke umgenommen hatten, folgten wir dem etwas brüchigen Grat zunächst auf seiner Höhe, stiegen aber gar bald nach rechts zu einem Eisfleck ab, um auf diesem der schwieriger werdenden Gratschneide auszuweichen.

Das Beil schuf uns einen sicheren Pfad quer über das Eisfeld, worauf wir über einige Felsleisten erst horizontal, dann etwas an Höhe aufgebend, in den Grund einer schmalen, scharf eingerissenen Gratscharte hineinquerten, durch die wir auf die jenseitige Bergwand hinübertraten, um in dieser den abenteuerlichen Zacken aus dem Wege zu gehen, die vor uns, einer hinter dem anderen, der zerfressenen Gratschneide entragten. Thunlichst nahe der Grathöhe bleibend, kletterten wir, schwach ansteigend, weiter und kamen so dem finsteren Winkel nahe, der von feuchtglänzendem Eise erfüllt, zwischen dem aufstrebenden Zmuttgrat und dem gewaltig überhängenden Abbruch des Matterhornkopfes eingeschnitten ist. Steil thürmen sich an diesem grauenerregend düsteren Orte die Felsen auf und brüchig, wie sie sind, mahnen sie zu gedoppelter Achtsamkeit. Wir fanden sie aber prachtvoll trocken und trafen daher weitaus geringere Schwierigkeiten, als wir erwartet hatten. Nachdem wir etwa 100 *m* vorsichtig gequert, überschritten wir eine winzige Eisrinne in zwei oder drei geschlagenen Tritten und stiegen nun jenseits derselben zur Grathöhe zurück. Die sonderbaren Felsfiguren, denen wir aus dem Wege gegangen waren, lagen uns schon im Rücken. Gleich darauf wurden wir wieder nach links gedrängt und mussten aufs Neue in den brüchigen Felsen der Gratflanke unser Fortkommen suchen. In diesen legten wir fast wagrecht etwa 50 *m* zurück, dann wurde aber ein weiteres Queren so peinlich, dass wir es vorzogen, mit einer ziemlich scharfen Kletterei über sehr steile, dafür aber weniger brüchige Felsen schräg nach rechts die Kammhöhe wiederzugewinnen. Wir konnten uns nun wieder an die ziemlich steile Gratkante halten, die mit ihrem festeren Gestein eine Zeit lang ein rascheres Fortkommen in Aussicht stellte.

Bald darauf — 9 Uhr 40 Min. — fanden wir auf einer kurzen, wenig geneigten Gratstrecke zwei leere Flaschen. Ihr Anblick rief auch in uns das Bedürfniss nach einem kühlen Trunke wach, und diesem gerecht zu werden, unterbrachen wir die Arbeit für einige Augenblicke.

Weiter gieng es die uns leitende Kammlinie hinan. Wir waren einstweilen dem grandiosen Abbruch des Matterhornkopfes, dem schon früher so mancher Ausruf des Staunens gegolten hatte, in nächste Nähe gerückt. Von ihm durch eine Schlucht von unbeschreiblicher Wildheit getrennt — derselben, in deren Bereich uns früher die beiden Quergänge gebracht hatten — bewegten wir uns jetzt etwa in seiner halben Höhe, und so machte er, die einfachsten Gesetze der Schwerkraft höhnend, einen Eindruck von nicht wiederzugebender Grossartigkeit. Man wird aber auch in den ganzen Alpen wenige überhängende Wände von so kolossaler Höhe finden und nur wenige werden sich dem Beschauer so völlig entfalten. Wer diesen Überhang geschaut, wird an ihn denken sein Leben lang.

Auf den steilen Gratfelsen machten wir gute Fortschritte und auch die zierlichen Firnaufsätze, die sich an weniger geneigten Stellen gebildet hatten, schufen kein ernstliches Hinderniss. So erreichten wir, nachdem wir uns zum Schlusse noch ein wenig links von der Gratschneide gehalten hatten, bald nach 10 Uhr die Höhe eines Gratthurmes, auf dessen Scheitel eine mächtige Felsplatte auf gewaltigen Blöcken ruht. Ein Tisch für Riesen. Einige Schritte noch und Zermatt mit seinen Häusern und Hütten,



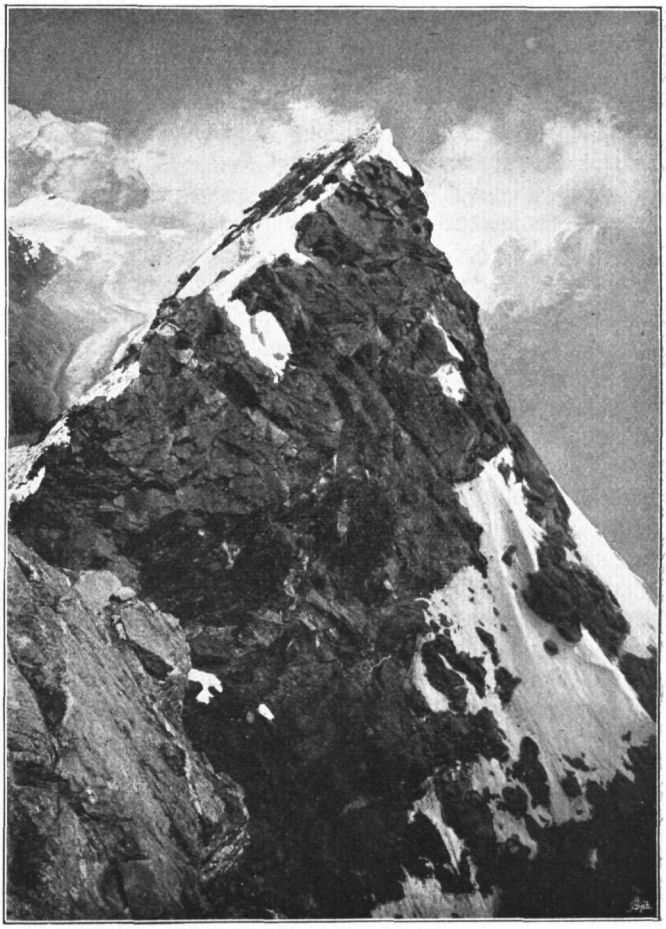
Nach einer Aufnahme von V. Sella.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Matterhorn von der Dent d'Hérens.

seinen dunklen Wäldern und hellen Matten verschwand hinter dem Überhang des Matterhornkopfes. Vor uns aber zog der Grat in einem nach links offenen Bogen, steil und noch drei oder vier Zacken tragend, empor, um sich dann erst im Bergkörper zu verlieren.

Rastlos strebten wir weiter. Der vorletzte Zacken wurde rechts umklettert, glatte Platten brachten uns links um den letzten herum und um 10 Uhr 35 Min. hatten wir in der kleinen Scharte dahinter das Ende des Grates erreicht, wo wir uns zu gemächlicher Rast niederliessen.



Schweizer Gipfel des Matterhorns.

Zwar wussten wir, dass die Entscheidung höher oben liege, an Stellen, die sich unserer Neugier noch immer entzogen. Aber die Spitze der sich immer mehr zuschärfenden Matterhornpyramide zeichnete sich bereits mit solcher Klarheit von dem lachenden, tiefblauen Himmel ab, was noch bevorstand, schien so kurz im Verhältniss zu der ungeheuer langen, zinnengekrönten Gratstrecke, die uns im Rücken lag, dass wir hofften, in etwa zwei Stunden auf dem Gipfel zu sein. Schon reichte der Blick gegen Westen in unendliche Fernen. Und hatte er sich an sonnenglänzenden Bergketten satt gesehen, dann kehrte er wieder zurück zu der Riesenflanke des Matterhorns, an derem Rande wir standen. In steilem Aufschwung streben ihre gewaltigen Kanten der zierlich gebauten Spitze zu, über der gerade ein leuchtendes Strahlenbündel aufblitzte, der Vorbote des dem Zenith zueilenden Tagesgestirns. — Ferne verhallendes Stimmengewirr machte uns stutzen. Drei Männer erschienen für kurze Zeit auf dem Gipfel. Sie hatten wohl, von Italien kommend, uns schon früher bemerkt, denn deutlich konnten wir erkennen, wie sie sich nach unserer Seite vorneigten und Auslug hielten.

Für uns hiess es jetzt, in die Westflanke hinauszugehen, die noch immer im Schatten und so im Banne des Frostes lag. In ihr mussten wir einen Weg nach aufwärts suchen. Rechts von uns eine steile Eishalde, über ihr eine annähernd 10 *m* hohe Felsstufe, darüber Platten — das war alles, was wir von dem bevorstehenden Weg vorläufig überblicken konnten. Punkt 11 Uhr giengen wir an die Arbeit.

Vorerst folgten wir einem Schuttband über der Eishalde nach rechts, nicht weit, denn gleich anfangs liess sich die Felsstufe erklettern. Dann kamen glatte und steile Platten, in ihnen gieng es weiter nach rechts und nur wenig empor.

Der Quergang war ziemlich lang und manchmal ein wenig heikel, nirgends aber von aussergewöhnlicher Schwierigkeit. So kamen wir verhältnissmässig schnell in ein breites und flaches, sehr steiles Couloir, das sich nach oben trichterförmig gegen die wie eine hohle Schaufel zurücktretende Gipfelwand ausbreitet. Blankes Eis erfüllte seine Mitte, während die jähen Platten daneben sich vollständig überglast zeigten und glänzten. Da war also nichts zu holen. Wir kehrten einige Schritte zurück und wandten uns den steilen Platten zu, die hier das Couloir begrenzen.

Seit Jahrzehnten ist es bekannt, dass die Gesteinsschichten des Matterhorns eine gegen Osten aufsteigende Richtung besitzen. Daher kommt es, dass hier die Platten im Allgemeinen eine Schichtung zeigen, wie Ziegel oder Schiefer auf einem steilen Dache. Der Erfahrene weiss, dass solche Felsen gar keiner ungewöhnlichen Neigung bedürfen, um wahrhaft furchtbar zu werden. Und hier trifft solche Felsen nur während weniger Stunden die sich senkende Sonne. Dann tropft es und trieft es von dem schmelzenden Eis und eine Wasserader neben der anderen fliesst über die schlüpfrigen Platten, um in der darauffolgenden Nacht zu einem Streifen durchsichtigen Glases zu erstarren. Auch unsere Platten zeigten vielfach solch' glasigen Belag. So oft wir aber versuchten, uns weiter nach links zu wenden, drängte uns noch stärkere Vereisung wieder an den Rand der flachen Runse zurück, wo wir langsam an Höhe gewannen.

Vielleicht hätten wir besser gethan, uns gleich anfangs noch weiter links zu halten. Doch jetzt waren die Würfel gefallen und es blieb das Beste, auf der einmal betretenen Bahn den Weiterweg zu erkämpfen. Oder sollten wir auf eine blosse Vermuthung hin das aufgeben, was wir in den letzten Viertelstunden mühsam errungen? Das wäre nicht klug gewesen.

So gelangen wir, als die blendend weisse Schneehaube des Pic Tyndall sich anschickt, unter den Horizont zu tauchen, zu einem sehr steilen Streifen schwarzgrauen Eises, der, von rechts kommend, das Couloir neben uns durchsetzt und, wie ein wagrechter Gürtel, sich an der Felswand nach links hinzieht, soweit als wir sehen. Über ihn müssen wir hinauf und uns dabei ein wenig nach rechts halten. Das verspricht, uns am frühesten wieder zu Felsen zu bringen.

Auf einem Fleckchen, zum Sitzen nicht gross genug und gerade so wenig geneigt, dass man aufrecht darauf zu stehen vermag, schnalle ich die Steigeisen an, während mein Freund mich rückwärts am Rocke hält. So schwer ist es hier, vorwärts gebeugt sich im Gleichgewicht zu erhalten. Dann saust das Beil auf die spiegelglatte Fläche nieder, dem Fuss einen Tritt nach dem andern auszumeisseln. Anfangs ist die dem Fels aufliegende Eisschale von so geringer Dicke, dass ich die ersten Stufen weit auseinander schlage und nicht eine gerade über die andere verlege. Nur um ja nicht der Eisschichte mehr zuzumuthen, als sie verträgt. Edu, der unten das Seil Zoll für Zoll ausgiebt, fürchtet so gut wie ich, das ganze Zeug könnte ausbrechen und mit mir auf seiner haltlosen Unterlage zum Teufel fahren. Er sieht, mit welch' ängstlicher Sorgfalt ich jeden Hieb führe, wie genau abgewogen eine jede meiner Bewegungen ist; nicht zum ersten Mal sind wir durch das Seil verknüpft und so manchen Strauss haben wir schon gemeinsam bestanden — und doch mahnt er mich unausgesetzt zur äussersten Vorsicht, bis mit der zunehmenden Dicke der Eislage ihm und mir das Gefühl der Sicherheit wiederkehrt. Harte Arbeit habe ich in dem furchtbar jähen Hang, den Füssen und der linken Hand Stützpunkte zu schaffen. Und alle die Stücke und Splitter, die meine Axt herausschlägt, hüpfen und springen in grösser und immer grösser werdenden Bögen durch die eisbelegte Rinne hinunter, die ins Leere

abbricht. Grauenhaft ist der Blick auf den Tiefenmattengletscher, dessen gähnende Klüfte als haarfeine Risse erscheinen. Als ich 15 *m* emporgearbeitet, bekomme ich wieder Felsen unter die Füsse: Eine abschüssige, griffarme Platte, die ich aus dem Eis herausgeschlagen. Gleich darauf muss ich wieder das Pickel schwingen, um an jene schmale Felsrippe zu gelangen, die am weitesten in die Eisfläche hereinreicht. Der zwar nur mannshohe, doch überhängende Beginn der Rippe drängt mich, da ich auf der glatten Platte darüber für die Hände keinen Halt finde, noch ein wenig nach rechts, dann kann ich mich endlich auf den Fels hinaufschwingen und als die letzte Spanne unseres 30 *m* messenden Seiles ausgegeben ist, stehe ich sicher. Noch keuche ich von der aufregenden Arbeit, während jetzt Wagner, von mir am Seile gehalten, die Steigeisen anlegt. Bedächtig folgt er mir dann über die unheimliche Stelle und es ist jetzt an mir, jede seiner Bewegungen ängstlich zu beobachten und Stück für Stück des in leichtem Bogen durchhängenden Seiles einzureffen.

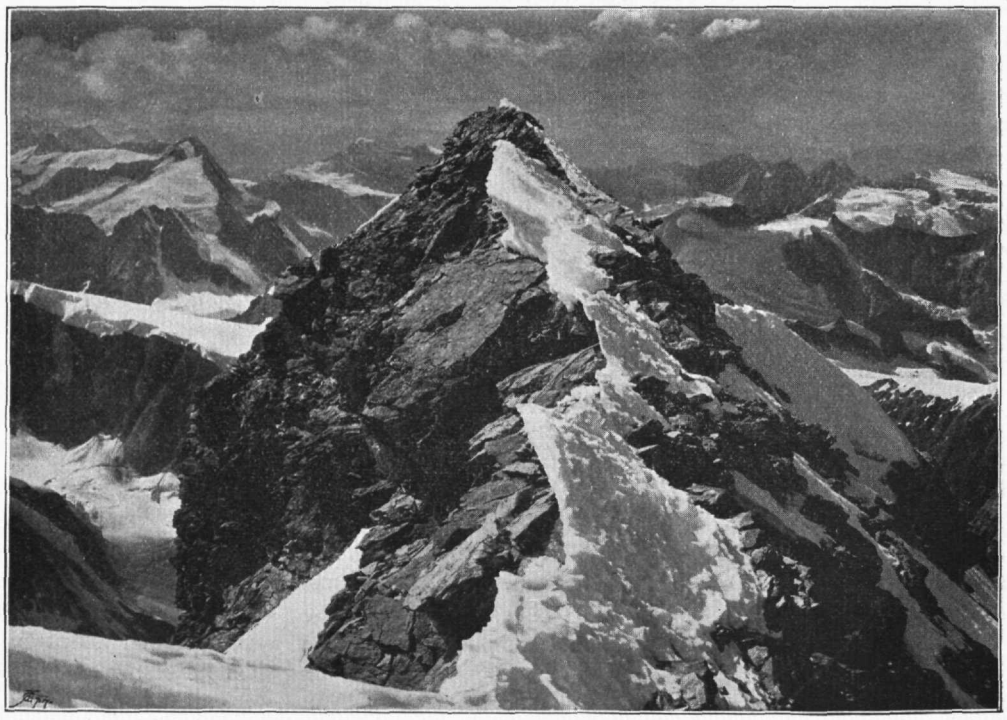
Längst war während unseres schneckengleichen Vordringens die Sonne herübergekommen. Wir hatten gefürchtet, mit ihr könne eine Gefahr aufziehen, die uns aber gnädig verschonte; nicht ein einziges Mal hörten wir das schrille Pfeifen eines fallenden Steines. Abermals Platten brachten uns weiter empor, auf ein abschüssiges Band, von dem sich nicht sagen liess, ob es ununterbrochen bis zum Zmuttgrat sich hinziehe. Aber 100 Fuss höher befand sich bereits das letzte zusammenhängende Band in der immer praller werdenden Gipfelwand. Nach Allem, was uns aus Beschreibungen erinnerlich war, musste das die »Gallerie« sein, die 1865 den ersten italienischen Ersteigern ihr kühnes Werk vollenden half, indem sie jene vom Südwest- zum obersten Stücke des Nordwestgrates hinüberleitete. Die lothrechte Felsstufe, die uns von dem angestrebten Bande noch trennte, schien rechts von uns ein Kamin zu durchreissen. Indem wir diesem uns zuwandten, kamen wir noch näher an den italienischen Grat heran, als uns der schräge Anstieg in der schmal gewordenen Flanke ohnehin schon gebracht hatte. Über Platten erreichten wir den Fuss des Kamines, schwierig gieng es durch diesen empor. In halber Höhe musste eine überhängende Stelle auf einer schwer zu bewältigenden Platte umgangen werden und oben zwang ein grosser Überhang zum Verlassen des Kamines. Gleich darauf — es war 1 Uhr geworden — betraten wir die »Gallerie«, ein schmales, ziemlich abschüssiges und vielfach plattiges Band, das bald auf- bald absteigend und jedem Vorsprung sich anschmiegend, an der Felsmauer dahinläuft.

Aber noch war unsere Prüfung nicht zu Ende. Schon nach wenigen Schritten stiessen wir neuerdings auf Eis, das den Weg versperrte und dem ungestümen Vorwärtsdrängen unerwünschte Verzögerung schuf. Meine Arme waren müde geworden und freudig stellte sich wieder mein Freund an die Spitze. Schlag auf Schlag fiel sein Beil auf das Eis und dann trat er auf das Fleckchen, auf das er geschlagen, um von Neuem das Beil zu erheben. Darauf konnten wir das Eis wieder mit Felsen vertauschen und folgten weiter dem sich senkenden und darauf neuerlich ansteigenden Band. Hinter einer Ecke lag wieder Eis. Doch liess es an seinem Fusse einen schmalen Felsstreifen übrig, auf dem wir uns weiterschoben.

Dem Zmuttgrate sind wir wieder so nahe, dass ein mit mässiger Kraft geworfener Stein über ihn hinausfallen würde, und schon beginnen wir an der Existenz jener Felskluft zu zweifeln, vor der 1865 zwei von den vier Männern zurückbleiben mussten, um neidlos ihren zur Spitze vordringenden Gefährten den Rückzug zu sichern. Da stossen wir selbst auf einen Einriss, bei dem die lange Leiste der Gallerie ein jähes Ende findet. Zwischen dem Einriss und dem Grat steht eine schier senkrechte Platte, kaum ei. · halbe Seillänge breit — aber unübersteigbar. Edu plagt sich vergebens, über sie hinwegzukommen, zwei Versuche meinerseits scheitern ebenso kläglich und auch die Felsen darüber zeigen sich uneinnehmbar.

So müssen wir denn trachten, auf das nächste untere Band hinabzugelangen, das etwa 25 *m* tiefer ununterbrochen den Grat erreicht.

Der Einriss, an dem die Gallerie endet, zieht als Kamin hinunter. Ihn wollen wir benützen. Und siehe, da ragt ein verrosteter, abgebrochener Stift aus dem Fels. Vor mehr als drei Jahrzehnten eingeschlagen, ist er ein denkwürdiges Zeichen an eine denkwürdige Zeit. Auch er weist uns den Weg hinab. Soweit es geht, bis dass er überhängend abbricht, klettern wir durch den Kamin. Dann aber holen auch wir einen stählernen Stift hervor, mit vereinten Kräften wird er in eine Ritze getrieben und einige Augenblicke darauf ziehen wir das Seil ein, an dem wir herabgeglitten. Ein Stückchen noch ohne besonderes Hinderniss und um 1/2 3 Uhr nachmittags sehen wir wieder auf Zermatt hinab, das noch die helle Vormittagssonne beschien, als es unseren



Der italienische Gipfel des Matterhorns.

Blicken entzogen wurde. Mit lautem Jubel begrüssen wir es, von aller Sorge befreit; denn die Bedrängniss der letzten Stunden war hart gewesen.

Jetzt hatten wir aber auch gewonnenes Spiel. Über gutartige Felsen konnten wir hinanstürmen, bald auf der Grathöhe, bald links daneben; etwas athemlos kamen wir auf dem italienischen Gipfel an und zehn Minuten darauf, Schlag 3 Uhr, war auch der nordöstliche Endpunkt des luftigen Gipfelgrates, die Schweizer Spitze des Matterhorns, in unserem Besitz. Mit dem Gefühl des Siegers, der einen tapferen Gegner niedergerungen, lagerten wir uns zu erquickender Rast.

Nicht um der Aussicht willen steigen wir auf solche Berge; doch ist uns der Himmel gnädig, dann wissen wir sie zu würdigen und betrachten sie als ein kostbares Geschenk. Und diesmal war uns der Himmel gnädig! Windstill war es und kein Wölkchen stand auf dem Firmament. In glitzernder Pracht umstanden uns

alle die vielgestaltigen Riesen der penninischen Alpen und mancher davon weckte Erinnerungen an entschwundene Tage.

Und weiter zurück, in immer geräumiger werdenden Kreisen, stand eine schimmernde Bergkette hinter der andern, klar und mit scharfen Umrissen sich abzeichnend noch in weitester Ferne, wo schon die Kraft des Auges erlahmt. Alles in den herrlichsten, fein abgestuften Farben, alles in unübertroffener Reinheit; ja selbst über der lombardischen Tiefebene lag nur ein zarter, durchscheinender Hauch.

Doch der Schatten des Matterhorns wuchs auf den Gletschern und nach halbstündigem Aufenthalt schien es uns an der Zeit, an einem Septembertag von einer Spitze niederzusteigen, die 4 1/2 Tausend Meter über das ferne Meer sich erhebt. Um 1/2 4 Uhr begannen wir den Abstieg gegen Zermatt. Er gieng so von statten, wie es



Aussicht vom italienischen Gipfel des Matterhorns gegen Westen.

dem ganz aussergewöhnlich guten Zustande entsprach, in dem sich der Nordostgrat anno 98 befand. Bald banden wir uns von dem Seile los, das uns nur hinderlich war, und knapp nach 4 Uhr, weit früher, als wir es erwartet hatten, passierten wir bereits das untere Ende der Schulter. Auch weiterhin machte uns das Suchen des Weges nicht die geringsten Schwierigkeiten. Ein förmlicher Pfad war in den Felsen ausgetreten, und wir wunderten uns, wie selten man herzhaft mit den Händen zugreifen musste, wie selten einmal lose Griffe sich fanden. So hatte eine lange Reihe von schönen Tagen und eine grosse Zahl aufeinanderfolgender Ersteigungen einen Berg verändert, den wir vor wenigen Jahren ganz anders gefunden hatten.

Es war erst 5 Uhr, als wir die traurige Ruine der oberen, alten Matterhorncabane trafen. Drei Mauern, die mit der Felswand einen Eisklumpen umschliessen, sind so ziemlich alles, was von dieser altehrwürdigen Zufluchtsstätte übergeblieben.

Unsere Fortschritte waren so überraschend gute gewesen, dass wir hier ein wenig sorgloser Ruhe und ruhigem Genusse uns hingeben durften. Noch hatten wir über das Furggenjoch weg eine weite Fernsicht. Aber zu Spitzen, über die wir vor kurzer Zeit noch hinweg gesehen, schauten wir jetzt schon ehrerbietig hinauf, und auch die Eiswüsten, aus denen Breithorn und Lyskamm und der vielgipfelige Monte Rosa emporwachsen, waren nicht mehr so tief unter uns.

Nach Ablauf einer Viertelstunde gieng es weiter hinab, aber noch oft hemmten wir unsere Schritte und hielten Umschau, wie sich die Berge mit satteren Farben schmückten, dem alt gewordenen Tage zu Ehren.

Wir waren nicht mehr weit vom Ausstiege entfernt, als wir in den Felsen vor uns drei Gestalten entdeckten. Es war die Gesellschaft, die wir vormittags auf der Spitze bemerkt hatten und die wir längst im Thale wähnten: ein Tourist mit zwei Führern, das konnte man von ferne aus den Bewegungen erkennen. Sie hatten die kleine Felsstufe beim Ausstiege gerade hinter sich bekommen, als wir an derem oberen Rande erschienen. Um die Leute nicht etwa durch Steine zu gefährden, kletterten wir etwas seitwärts hinab, an einer auch ganz gut gangbaren Stelle.

Da rief uns der Herr zu, wir machten die Sache schlecht und sollten doch so wie er hinunter. Die Belehrung machte uns Spass und mit flüchtigem Gruss eilten wir an den Dreien vorbei zur nahen Clubhütte, wohin auch unser Lehrmeister von seinen biederen Lootsen aus dem Val Tournanche gebracht wurde. Erst unter der Thüre wurde er vom Seil gebunden. Aber der Stolz leuchtete aus seinen Augen, dass auch er dem Matterhorn eine schmerzende Niederlage beigebracht habe. —

Als wir nach kurzem Aufenthalt (6 Uhr 40 Min. bis 6 Uhr 50 Min.) die Hütte wieder verliessen, da standen links von der herrlichen Dent blanche, über dem langen Kamme der Wandfluh, einige goldene Flocken. Dort war die Sonne hinabgetaucht und das leuchtende Roth auf den Bergen verblasste.

Mit Riesenschritten kam die Dämmerung und mit ihr um die Wette eilten wir zu Thal. Schüchtern zeigten sich die ersten Sterne, kaum dass wir Grasboden unter die Füsse bekommen hatten, und die tiefe Nacht liess nicht lange auf sich warten. Beim Schwarzseehotel entzündeten wir die Laternen und nach 9 Uhr abends fand unsere Wanderung in Zermatt ihr Ende.

Der Zmuttgrat wurde zum ersten Male am 3. September 1879 begangen von A. F. Mummery und Alexander Burgener, J. Petrus und A. Gentinetta.[1]) Am selben Tage wurde auch die Westwand vom Tiefenmattengletscher aus durchklettert. Über sie erzwang sich W. Penhall mit Ferd. Imseng und L. Zurbrüggen den Zugang zur Spitze, nachdem sie am Tage zuvor einen Versuch mit dem Zmuttgrat gemacht hatten. Einige Stunden nach Mummery betraten sie den Gipfel. So waren vom Zmuttthal her zwei Wege auf's Matterhorn entdeckt, und Whymper's Ausspruch, dass nichts unersteiglicher aussehen und auch wirklich unersteiglicher sein könne, als das Matterhorn auf seiner nördlichen und nordwestlichen Seite, hatte seine Gültigkeit, zur Hälfte wenigstens, eingebüsst.

Penhall's Weg erfuhr, so viel ich weiss, nie mehr eine Begehung. Anders der Zmuttgrat. Der wurde schon drei Tage später, am 6. September 1879, von Mr. Baumann mit J. Petrus und E. Rey zum zweiten Male begangen.[2])

Die dritte Besteigung führte am 27. August 1894 wieder Mummery aus, der sich in Gesellschaft des Herzogs der Abruzzen, Dr. Norman Collie's und des jungen

[1]) Alpine Journal, IX., S. 365, und Mummery, »My climbs in the Alps and Caucasus.«
[2]) Alpine Journal, IX., S. 366.

Führers Pollinger befand.[1]) Diesmal wurde ein neuer Zugang zum Zmuttgrate gefunden, jener, den auch wir im grossen Ganzen benützt haben. Er ist vor abbrechenden Eistrümmern sicher, was man dem alten Zugang, der sich nahe dem zerbrochenen Westrande des Matterhorngletschers bewegt, kaum nachsagen kann. Vier Tage darauf, am 31. August 1894, wurde der Grat zum vierten, fünften und sechsten Male begangen.[1])

Alles in Allem ist der Weg vielleicht ein Dutzend Male benützt worden.[2])

Nach unserer Ersteigung habe ich gehört, man halte sich dort, wo man in die grosse Westflanke hinaus muss, zweckmässigerweise nicht so weit rechts als wir; auch müsse man nicht ganz bis zur »Gallerie« hinauf, so wie wir es thaten und wie es einst auch Mummery gethan.

Gewiss kann man dadurch Zeit gewinnen, und gerade dort, wo wir auf die grössten Hindernisse stiessen, auch einzelne Schwierigkeiten vermeiden. Doch mehr als davon, ob man einen Steinwurf weiter rechts oder weiter links die Platten überwindet, hängt der Zeitaufwand von den Verhältnissen ab, die man gerade antrifft. Und von den Verhältnissen ist der Nordwestgrat des Matterhorns viel abhängiger als die üblichen Zugänge von Zermatt und von Breuil, schon deshalb, weil er eben ein Nordwestgrat ist.

So wird Manchem der Anstieg auf diesem Wege schwerer fallen als uns und Manchem auch leichter.

In jedem Falle bleibt aber seine Begehung ein ernstes und grosses Unternehmen. Denn wer das Matterhorn über den Zmuttgrat angreift, kämpft mit dem alten Matterhorn und nicht mit einem in Ketten geschlagenen Riesen.

Bemerkungen zu den Bildern.

Vollbild:

Matterhorn von der Dent d'Hérens. Man hat die dem Tiefenmattengletscher entsteigende Westflanke vor sich. Die ausgesprochene Schulter rechts unter dem Gipfel, hinter der die Wolken hinankriechen, ist der Tyndallgrat, ein Theilstück des »italienischen« Grates. Vom unteren Ende dieser Schulter zieht der italienische Grat in der Richtung gegen den Beschauer herab und trennt tiefer unten Sonne und Schatten.

Links vom Gipfel ist der Zmuttgrat. Man sieht, wie der obere Theil desselben zum Abbruch des Matterhornkopfes führt, von dem gerade noch das oberste, noch nicht überhängende Stückchen über den von unten kommenden Grat herüberschaut, der daneben zur Höhe steigt, um erst hoch oben, fast schon in der Höhe des Tyndallgrates, im Bergmassiv zu verschwinden,*) dort, wo rechts vom Grat und nahe demselben zwei übereinander liegende, etwas grössere Schneeflecken auffallen.

Wo der von der (italienischen) Spitze des Matterhorns anfangs in gleichmässiger Neigung sich absenkende Zmuttgrat steiler zu werden beginnt, liegt rechts neben dem Grat ein auffallender, kleiner Schneefleck. Das ist die Stelle, wo wir schliesslich den Grat wieder betraten. Die »Gallerie« ist ein wenig höher, durch einige winzige Schneefleckchen (im Bilde weisse Pünktchen) kenntlich.

Das ungeheure, auf den ersten Blick auffallende Couloir, das nahe der Stelle entspringt, wo der weiter unten überfirnte Zmuttgrat felsig zu werden beginnt, ist das »Penhallcouloir«.

Die Firnbucht, die uns vom Gletscher aus den Einstieg in den Bergkörper vermittelte, ist rechts von dem am tiefsten ins Eis hereinreichenden Felssporn zu suchen. Es ist die zweite, vom linken Rande des Bildes gezählt, etwa 1½ *cm* von diesem entfernt.

Textbilder:

Matterhorn vom Obergabelhorn. S. 180. Links der »Schweizer«-Grat, der die uns zugekehrte, im Schatten liegende Nordwand begrenzt, die aus den Firnfeldern des Matterhorngletschers aufsteigt. Rechts der Zmuttgrat, dessen unterste, überfirnte Strecke die Sonne beleuchtet. Über den

[1]) Mummery, »My climbs in the Alps and Caucasus«, S. 22.

[2]) Unsere Partie ist die einzige, an der kein Führer theilnahm.

*) Vergl. das Seite 180 Gesagte.

Zmuttgrat sieht ein Stück des »italienischen« Grates - - vom Pic Tyndall bis zum Col du Lion — und die Tête du Lion herüber.

Zeltlager auf dem Schönbühl gegen das Matterhorn. S. 181. Der Schönbühl ist der jetzt übliche Schlafplatz für die Dent blanche-Ersteiger. Jenseits des Zmuttgletschers baut sich das sehr stark verkürzt erscheinende Matterhorn auf. Seine linke Profillinie ist der »Schweizer«, seine rechte der »italienische« Grat, während der uns zugewandte Zmuttgrat in enormer Verkürzung und daher nur undeutlich sich präsentiert. Man sieht aber auch hier wieder, wie der untere Theil des Zmuttgrates rechts vom Abbruch des Matterhornkopfes zur Höhe zieht.

Rechts vom Matterhorn ist die Tête du Lion, der schwarze Felskopf fast in der Falllinie darunter, vorne, ist der P. 2962. Auf der seichten Einsattlung unmittelbar links von diesem, zu der wir über den kleinen Gletscher gelangten, verbrachten wir die Nacht. Rechts vom P. 2962 ist der Tiefenmattengletscher.

Matterhorn vom oberen Grenzgletscher. S. 183. Vom Gipfel nach rechts zieht der »Schweizer«-Grat, nach links der »italienische« mit seiner Schulter, dem Tyndallgrat herab. Der gegen den Beschauer gekehrte Furggengrat ist kaum kenntlich. Zu Füssen des Matterhorns liegt der Furggengletscher. Rechts vom Matterhorn ist die Dent blanche, links von ihm die Dent d'Hérens und noch weiter links, in der Nähe, das Breithorn zu sehen.

Schweizer Gipfel des Matterhorns, gesehen vom italienischen. S. 185. Links, in der Ferne, scheint der Hornergletscher durch die Nebel.

Der italienische Gipfel des Matterhorns und der Gipfelgrat, vom Schweizer Gipfel. S. 188.

Aussicht vom italienischen Gipfel des Matterhorns gegen Westen. S. 189. Vorne links die Dent d'Hérens, rechts dahinter der Grand Combin und links von diesem, in weiter Ferne angedeutet, die Gruppe des Montblanc.

Zur Ersteigungsgeschichte des Weisshorns (4512 *m*).

Bezugnehmend auf meine Bemerkungen in der vorjährigen Zeitschrift, S. 177, theilt mir Herr W. E. Davidson mit, es sei weder ihm noch einem seiner Gefährten vom Jahre 1877 jemals eingefallen, die erste Begehung des ganzen Südwestgrates für sich in Anspruch zu nehmen, sondern ihre Berichtigung im »Alpine Journal«, XVIII S. 289, die mich zu dieser Annahme verleitete, sei lediglich deshalb abgefasst worden, »um sehr ungenaue und von ihnen nicht autorisierte Angaben« des Mr. Broom über ihre Route richtig zu stellen.

»Die Besteigung im Jahre 1877 war die erste über die Südostflanke und den Südwestgrat, und ist in allen Berichten, für welche sie direct oder indirect verantwortlich waren, so beschrieben worden. (Siehe A. J. vol. VIII p. 340 und pp. 419—425, Skizze ihrer Route auf p. 581 vol. XVII des A. J. und Conway's Climber's Guide to the Central Pennine Alps p. 110 etc.).«

Übrigens hätte Herrn Davidson's Gesellschaft den Grat an einem viel tiefern Punkte erreicht als wir annahmen, d. h. südwestlich (unterhalb) und nicht nordöstlich (oberhalb) jener Stelle, die von Mr. Broom als »big red rock« und von mir als »rother Thurm« bezeichnet worden war.

»Von der Stelle, an der sie zuerst den Südwestgrat betrat, bis zum Gipfel benöthigte die Gesellschaft mehr als zwei Stunden, oder etwa die Hälfte der wirklichen Marschzeit von dem Bergschrunde der Südostflanke bis zum Gipfel des Weisshorns.«

Hingegen hält auch Herr Davidson die ursprünglich angegebene annähernde Schätzung von »etwa 1500 Fuss unter der Spitze« für zu hoch gegriffen und ist der Ansicht, dass »1000 Fuss wahrscheinlich der Wirklichkeit näher sein dürften.« Dr. Hans Lorenz.

Die Aiguille de Grépon (3489 *m*).

Von

Leutnant W. Lohmüller.

Der gewaltige Rücken des Montblanc entsendet in nord-nordöstlicher Richtung einen Grat, welcher die weiten Firnbecken der Vallée-Blanche und des Glacier du Géant, sowie die beiden entspringende Mer de Glace von dem grünen Thale von Chamonix trennt und dicht nördlich des allen Besuchern des herrlichen Chamonixthales wohlbekannten Berghotels Montanvers ausläuft. Wohl steht er an Höhe und wuchtiger Masse seiner Erhebungen hinter anderen Ausläufern des »Monarchen« zurück, doch übertrifft er alle durch die nadelgleiche Form seiner Gipfel, die wilde Steilheit seiner Flanken und die Unzugänglichkeit seiner Einschartungen. Schwarze, senkrechte Granitwände wehren den Weg zu den kühn in den Himmel ragenden »Aiguilles«, lawinendurchfurchte Eisrinnen den Zugang zu seinen schmalen, tiefeingeschnittenen »Cols«.

Vom Thalboden von Chamonix aus ist von der wilden Pracht seiner östlichen Einrahmung wenig zu sehen, als wollten sich die herrlichen Gipfel vor den profanen Blicken Unzünftiger verbergen. Die unteren Berghänge sind so steil, dass die weiter rückwärts gelegenen Wände fast gänzlich verdeckt werden und nur die höchsten Spitzen über die bewaldeten Berghänge in den Thalboden hinabblicken. Man muss auf den westlichen Höhen, dem »Brévent« oder dem »Flégère« stehen, um in die wilden Felskare und Steilgletscher Einblick zu gewinnen, welche den Fusspunkt der senkrechten Mauern umgeben. Doch um die wahre Pracht und unvergleichliche Wildheit bewundern zu können, scheue man nicht die Mühe, nicht die Gefahren, sondern steige hinauf auf eine der luftigen Nadeln, um von hier aus in die schwindelnden Tiefen zu blicken, sprachlos staunend die Naturkräfte zu bewundern, welche solch' spitze Thürme, solch' glatte und steile Wände, solch' scharfe Grate zu schaffen im Stande waren.

Der nördlichste Theil des Grates umschliesst, kurz bevor er sich in jähem Fall zur Mer de Glace hinabsenkt, ein kleines, steiles Gletscherbecken, den Glacier des Nantillons.

Jener weltabgeschiedene Erdenwinkel ist den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt. Im Jahrgang 1896 schildert Herr G. Euringer gelegentlich seiner Ersteigung der Aig. des Gds Charmoz und der Aig. de Blaitière den überwältigenden Eindruck, den jener Theil des Gebirges durch seine Wildheit und die Unsicherheit und Schwierigkeit der Verhältnisse auf ihn gemacht hat. Vor allem aber war es der unvergleichlich wilde und kühne Anblick der Grépon,[1]) welcher sich ihm tief eingeprägt hat. »Die Nordwand der Aig. de Grépon« — schreibt er bei der Schilderung seiner Charmozbesteigung — »der Weg der ersten Ersteiger, stand uns jetzt gerade gegenüber und ihre glatten, griffiosen Felsen machten einen abschreckenden Eindruck.

[1]) M. Brault — An. d. C. A. F. 1898, — leitet das Wort »Grépon« von »grimper« ab, welches das chamoniardische Patois in »se grampomer« oder »se greponner« verwandelt hat. Grépon hiesse demnach: »Kletterberg«.

Der Gipfelthurm schien lediglich aus einer gewaltigen, aufrechten Platte zu bestehen, die mit einem winzigen Steinmann gekrönt war. Gegen dieses Problem war unsere Aufgabe nur mehr kurz und unterhaltend.«

Kaum giebt es eine kühnere Felsgestalt in den Alpen; höchstens die Meije mit ihrer gewaltigen Südwand ist ihr überlegen. In einem einzigen Plattenschusse von 500 *m* steigen die schwarzen, senkrechten, ja zum Theil überhängenden Wände aus dem Nantillongletscher empor. Nicht minder steil und unnahbar, dabei fast doppelt so hoch sind die Abstürze nach dem Géantgletscher. Von beiden Seiten gesehen gleicht der Berg einer senkrechten Mauer, auf welche sieben Riesenblöcke, jeder 30—40 *m* hoch, scharfkantig und glatt, aufgesetzt sind; vom Col du Géant aus, wo man die Riesenmauer im Profil sieht, dagegen einem Obelisk mit schmaler Basis und senkrechten Wänden.

Von den sieben Gratthürmen sind drei in der Ersteigungsgeschichte besonders bezeichnet worden: der nadelspitze Nordgipfel (3478 *m*), der zweite in der Reihe der Gipfelthürme; der sechste an der ihm aufliegenden Platte erkenntlich, der Süd- oder Hauptgipfel (3489 *m*); der letzte, bereits dem Südgrat angehörend, der Pic Balfour — so genannt nach seinem ersten Ersteiger. Von der benachbarten Aiguille des Charmoz wird der Berg durch eine tiefe Scharte — den Charmoz-Grépon-Col (3395 *m*) — getrennt. Zu ihm zieht aus der Tiefe des Nantillongletschers ein steiles, meistentheils vereistes, steingefährliches Couloir empor. Zwischen der Grépon und der im Süden mit steilen Eiswänden aufragenden Aig. de Blaitière schneidet der Col des Nantillons (3289 *m*) tief ein, von welchem der gleichnamige Gletscher erst in sanften Wellen, dann weiter unten, eingeengt durch einen dem Fusse der Blaitière entspringenden Felssporn, in wildem Eisbruche herniederfliesst.

Lange Zeit war die Grépon im Hintergrunde jenes weltentlegenen, schwerzugänglichen Gletscherbeckens unbeachtet geblieben. Da ihre kühne Gestalt durch die Charmoz verdeckt wird und ihre Höhe vom Thale aus nicht zur Geltung kommt, wurde sie nicht für einen selbstständigen Gipfel, sondern nur für eine Verlängerung des Charmozgrates gehalten. Selbst der sonst zuverlässige Guide Kurz, der »Hochtourist« der Montblancgruppe — Ausgabe 1892, Seite 107 — verwechselt noch beide Rivalen und nennt »Aig. de Grépon den neuerdings Aig. de l'M bezeichneten Gipfel«. Auch auf den meisten Karten finden wir ihn theils gar nicht, theils falsch eingezeichnet. Wie an so manch anderer Stelle in den Alpen ist auch hier die geographische Richtigstellung das Verdienst der Hochtouristen.

Den ersten Versuch zur Ersteigung des stolzen Gipfels unternahm — vom Col des Nantillons aus — ein Franzose, Namens Pierre Charlet; er scheiterte jedoch an einer senkrechten Felsspalte, welche jede Annäherung an die eigentliche Felswand unmöglich machte. Auf dem höchsten Punkte, den er erreichte, meisselte er zum Beweise seiner Anwesenheit die Buchstaben C. P. in den Fels. Sie sind heute noch sichtbar und nach ihnen wird der Weg über den Südostgrat auch kurz die »C.-P.-Route« genannt. Der zweite bekannte Versuch wurde auf derselben Seite von M. F. und G. W. Balfour unternommen und hierbei der nach ihnen benannte niedrigere Südgipfel erreicht.[1])

Da gelang dem kühnsten und tüchtigsten der damaligen englischen Bergsteiger, A. F. Mummery mit seinen Führern Alex. Burgener und B. Venetz die erste Ersteigung der Aiguille des Charmoz. Als sie von ihrer hohen Warte eine kühne Felsgestalt im Süden aufragen sahen, die sie zudem noch überhöhte, da liess ihr Ehrgeiz sie nicht eher ruhen, als bis sie die Fahne des Sieges auf jenem Gipfel aufgepflanzt hatten. Da jedoch die Nordwand zu abweisend aussah, versuchten sie die Ersteigung zunächst

[1]) Alp. Journ. X, S. 397.

von der Mer de Glace aus (1. Aug. 1881). Über den steilen Glacier de Trélaporte erreichten sie nach achtstündiger schwerer Arbeit die Spitze eines grossen rothen Thurmes. Wohl standen der Fortsetzung des Weges keine ungewöhnlichen Hindernisse im Wege, doch kehrten sie um, da sie sahen, dass die beiden einzigen Stellen des Grates, die sie von hier aus erreichen konnten, der Pic Balfour und der Charmoz-Grépon-Col, von der Nantillons-Seite leichter und in kürzerer Zeit zu ersteigen sind.

Zwei Tage später (3. Aug. 1881) finden wir die kühnen Bergsteiger abermals unterwegs, um die Ersteigung von der Nantillons-Seite zu versuchen. Sie folgten ihrer Route auf die Charmoz solange als möglich und erreichten den Charmoz-Grépon-Col nach Ersteigung eines steilen, vereisten Couloirs. Auf der Anstiegsroute wieder wenige Meter hinabsteigend, entdeckte Venetz einen ca. 30 *m* hohen, senkrechten Riss, den er trotz aussergewöhnlicher Schwierigkeit erstieg. Unter dem Namen »Mummery-Riss« bekannt, gilt er als eine der schwierigsten und anstrengendsten Kletterstellen der gesammten Alpen. Nach Erreichung des Nordgipfels, den man für den höchsten hielt, erfolgte die Rückkehr auf der Aufstiegsroute.

Doch bald regten sich in Mummery Zweifel, ob der erstiegene Gipfel auch wirklich der höchste sei. Dieselben zu lösen, war nur durch Ersteigung des Südgipfels möglich. Sein Ehrgeiz liess ihm keine Ruhe, sodass er nach 2 Tagen (5. Aug. 1881) sich abermals aufmachte und über den Nordgipfel und den Grat den Südgipfel erstieg, der sich auch wirklich um einige Meter höher erwies. Die Rückkehr erfolgte auch diesmal auf der Anstiegsroute. An einer Abseilstelle des Grates hatte man zur Ermöglichung der Rückkehr ein Seil hängen lassen.

Mannigfache Versuche wurden in den folgenden Jahren unternommen, das Pickel, das Mummery als Siegeszeichen auf dem Hauptgipfel aufgepflanzt hatte, herabzuholen, doch alle vergebens, bis es im Jahre 1885 der zähen Ausdauer M. Dunod's und seiner Führer nach einmonatlicher Belagerung gelang, auf der C.-P.-Route den Gipfel zu erreichen. Vier Versuche waren abgeschlagen worden, theils durch Ungunst der Witterung, theils durch unüberwindliche Schwierigkeiten. Technische Hilfsmittel aller Art wendete man an, um sie zu überwinden: Mit einem Balken überschritt man die Steilschlucht, welche den Punkt C. P. von der Felswand trennt; mit drei ineinanderschiebbaren Leitern von je 4 *m* Länge wurden die steilen, grifflosen Wände erstiegen; ein Lasso sollte dazu dienen, ein Seil um den Gipfelthurm zu werfen, dessen senkrechte, glattpolierten Wände auf andere Weise unersteiglich schienen. Endlich — am 2. Sept. — gelang die Ersteigung dank der Kühnheit und Klettergewandtheit des Führers A. Tairraz.

In den folgenden Jahren muss von einer unbekannten Partie ein Ersteigungsversuch unternommen worden sein, denn als Mr. Morse und Ulrich Almer 1888 von der Charmoz kommend, die Höhe des Charmoz-Grépon-Cols erreichten, fanden sie in einem engen Felsspalt auf der Mer de Glace-Seite zahlreiche Holzpfähle eingekeilt, auf denen sie wie auf Leitersprossen hinaufkletternd, den Mummery-Riss bequem umgingen und den Nordgipfel erstiegen. An der Fortsetzung der Tour bis zum Hauptgipfel hinderte sie nur die vorgerückte Tageszeit. 1892 waren diese Pfähle wieder verschwunden. Eine Wiederholung des Dunod'schen Anstieges führten Anfang August 1892 ohne Führer die Herren Morse, Gibson, Pasteur und Wilson aus, doch Mummery's Anstieg ward nicht wiederholt, bis der kühne erste Ersteiger selbst sich aufmachte (19. Aug. 1892) und diesmal ohne Führer in Begleitung der Herren Hastings, Collie und Pasteur nicht nur die zweite Besteigung, sondern auch, da die C. P.-Route zum Abstieg benützt wurde, die erste Überschreitung des Berges ausführte. Wenige Tage darauf wiederholte er die Überschreitung abermals führerlos in Begleitung einer Dame — Miss Bristow —, dabei noch bei Vereisung und strenger Kälte! —

Der Bann, der lange Zeit auf dem Berge lag, war dadurch gebrochen und die Furcht, welche die Führer aus Chamonix vor den Schwierigkeiten des »Grand diable«, wie

sie die Grépon nennen, hegten, wich bald der Aussicht auf den hohen Geldgewinn, den die Besteigung des schwierigen und gefährlichen Gipfels versprach. Da auch, dank der meisterhaften Beschreibung der Ersteigung und ihrer Schwierigkeiten durch Mummery das bis dahin nur wenig Eingeweihten bekannte alpine Kleinod mit einem Schlag ein Modeberg geworden war, so finden wir in den folgenden Jahren eine stets sich steigernde Besuchsziffer. Grösstentheils sind es Engländer und alle sind sie begleitet von Führern ersten Ranges.

In weiteren Kreisen bekannt geworden sind die Überschreitungen des Berges durch den Herzog der Abruzzen in Begleitung des Herrn M. Gonella, unter Führung von Simond, Croux, Proment und Emilio Rey am 6. Aug. 1894 — geschildert im Boll. d. C. A. J. 1895 - -, des Herrn A. Brault aus Paris am 11. Aug. 1897 — ausführlicher Bericht im Annuaire d. C. A. F. 1898, p. p. — und die Traversierung von Eugénie Rochat aus Stuttgart in Begleitung zweier Führer — beschrieben im Jahrbuch des S. A. C. von 1897. Ohne Führer überschritten den Berg Herr Oscar Schuster aus Dresden und der Verfasser am 11. Aug. 1897, den Nordgipfel bestiegen ohne Führer im Sommer 1899 die bekannten österreichischen Hochtouristen Dr. Hans Lorenz und Eduard Wagner.

Noch herrschte Finsterniss über der zwischen hochragenden Felshäuptern eingebetteten Mer de Glace, doch hellere Lichtstreifen, von Osten heranwallend, färbten bereits die Grate der Aiguille Verte und ihrer östlichen Nachbarn, den nahenden Tag verkündend, als wir das gastliche Berghotel Montanvers verliessen. Fern inmitten des Eismeeres, zu Füssen der Aiguille de Trélaporte, verrieth ein schwankendes Licht eine Partie, welche den Col du Géant zum Ziele hatte.

Es war der 11. August 1897. Seit 14 Tagen hatten wir die wunderbar grossartige Montblancgruppe durchstreift und bei herrlichstem Wetter — nur der König der Berge bereitete uns auf seinem hohem Throne einen recht ungemüthlichen Empfang — Alles erreicht, was wir uns zum Ziel gesetzt hatten. Auch heute trübte kein Wölkchen den klaren, ruhigen Morgenhimmel, der einen herrlichen Tag verhiess. Und dennoch war ich traurig gestimmt: Morgen hiess es scheiden aus all' den Herrlichkeiten des Hochgebirges, die uns in der Montblancgruppe besonders grossartig entgegentraten, — hiess es aus dem Kampf gegen Eis und Fels hinausziehen in einen minder gefahrvollen auf den langweiligen Stoppelfeldern der lothringischen Hochebene.

Nun, es sollte wenigstens ein zünftiger Abschied werden! Noch waren wir, als wir aufbrachen, über unser Ziel nicht schlüssig. Die Ersteigung einer jener steilen und schwierigen Aiguilles, von denen wir schon soviel gehört und gelesen hatten, war unsere Absicht, um deren Schwierigkeiten aus eigener Anschauung kennen zu lernen und vergleichen zu können mit den schwierigen Dolomitgipfeln der Pala-, Rosengarten- und Langkofelgruppe, die wir im Vorjahre gemeinschaftlich bezwungen hatten.

Die Aiguille des Charmoz stand ursprünglich auf dem Programme. Da wollte es der Zufall, dass wir Tags zuvor Christian Klucker aus Sils Maria und Sepp Innerkofler aus Sexten auf dem Montanvers trafen. Des Ersteren begeisterte Schilderung von der unvergleichlichen Schönheit der Grépon und der Schwierigkeit ihrer Besteigung, des Letzteren inniges Bedauern, keine Gelegenheit zu haben, seine in den Dolomiten so oft erprobte Kletterfertigkeit an den steilen Wänden und Thürmen der berüchtigten »Aiguille« zu messen, erregten auch unsere Leidenschaft und weckten unseren Ehrgeiz. Warum sollten wir nicht versuchen, was Andere vor uns schon gewagt hatten! Waren wir doch jung, frei und unabhängig. Schon manche schwierige Tour hatten wir gemeinschaftlich glücklich durchgeführt. Warum sollte uns nicht gelingen, was schon Anderen gelungen war? Doch die Stimme der Vorsicht rief warnend in uns: Würden

wir den aussergewöhnlichen Schwierigkeiten auch gewachsen sein? Nun, diese Frage konnte nur die Praxis beantworten. So hatten wir denn beschlossen, da die Routen auf die Charmoz und Grépon doch bis kurz unterhalb des Gipfels der ersteren zusammenführen, uns die Schwierigkeiten, zumal des berüchtigten Mummery-Kamins, von der Nähe anzusehen; Alles Weitere würde sich dann schon finden. —

Vom Hotel steigt man über blockdurchsetzte Rasenhänge den Ausläufer der Crête des Charmoz empor zu einem von unten aus sichtbaren Signal, verfolgt den Grat bis zu einem zweiten Signal und verlässt ihn alsdann nach rechts, um horizontal an steilem Grashange entlang dem Felskessel zuzustreben, aus welchem die Aiguille de l'M — so genannt, weil ihre Gestalt einem M gleicht — emporsteigt. Es ist inzwischen vollends Tag geworden, als wir den letzten Bergriegel überschreiten, der uns den Einblick in den Winkel des Glacier des Nantillons verbirgt. Ein herrlicher Anblick öffnet sich uns: In wilder Zerklüftung fliesst der steile Gletscher von dem tiefeingeschnittenen Col zu Thal, zur Linken flankiert von den senkrechten, schwarzen Felswänden der Grépon und der Charmoz, zur Rechten von der eisgepanzerten Blaitière, deren Fuss ein Felsriegel entspringt, welcher die Eismassen des Gletschers zu wildem Eisbruch zusammendrängt.



Der Glacier des Nantillons mit den Aiguilles des Charmoz, de Grépon und Blaitière, im Hintergrunde die Aiguille du Géant.

Der Weg, den wir die folgenden Stunden einzuschlagen haben, ist deutlich zu verfolgen. Vom Gletscher trennt uns noch ein weites Kar, angefüllt mit den riesigen Blöcken eines Bergsturzes, und hält uns während der nächsten halben Stunde in Athem. Das Springen über die wackeligen, hohen Blöcke erfordert unsere ganze Aufmerksamkeit und schnell schwindet dabei der letzte Rest von Müdigkeit und Missbehagen — die unangenehmen Begleiter während der ersten Morgenstunde nach unruhiger Nacht und frühzeitigem Aufbruch —, die zu verscheuchen selbst dem herrlichen Morgen und der grossartigen Umgebung noch nicht ganz gelungen war. Froh das unangenehme Stück des Weges hinter uns zu haben — und nunmehr im Vollgenusse unserer Lebensfreude und wiedererwachten Thatkraft — betreten wir (6 Uhr 20 Min.) die stark ausgeprägte Seitenmoräne des Nantillongletschers, dicht unterhalb der Steilwände der Aiguille des Pts Charmoz. Die wenigen Spalten des aperen Gletschers gestatten uns überall ein bequemes Fortkommen. Alles liegt hier noch im Banne des Frostes. Nur tief im Innern der unergründlichen Spalten rauschen dumpf die Wasser. Der flachen Gletscherzunge folgt bald ein steileres Stück, das die Anlegung von Seil und Steigeisen

geboten erscheinen lässt. Da stossen wir plötzlich auf frische Stufen, welche sich bis in die Séracs unterhalb jener Felsinsel verfolgen lassen, die dem Fusse der Blaitière entspringt und von uns erstiegen werden muss. Von der Partie, von der sie herrühren, ist nichts zu sehen; auch auf unser Rufen antwortet nur das Echo. Rasch gewinnen wir, den Stufen folgend, an Weg und kommen bald in den verwickelten Gletscherabsturz zwischen der Felsinsel und den Wänden der Charmoz, durch welchen uns unser Ariadnefaden schnell und sicher an die Stelle führt, wo es allein möglich ist, auf schwacher Schneebrücke den tiefen Schrund zu überschreiten, der uns vom sicheren Felseneiland trennt. Fälschlicherweise halten wir uns beim Aufstieg über den Felsrücken zu sehr nach links und gerathen dadurch in unnöthige Schwierigkeiten. Vom obersten Felsen verfolgen wir auf guten Stufen einen kurzen, scharfen Schneegrat und erreichen so das flache Firnband, welches oberhalb des Felseneilands ansetzt.

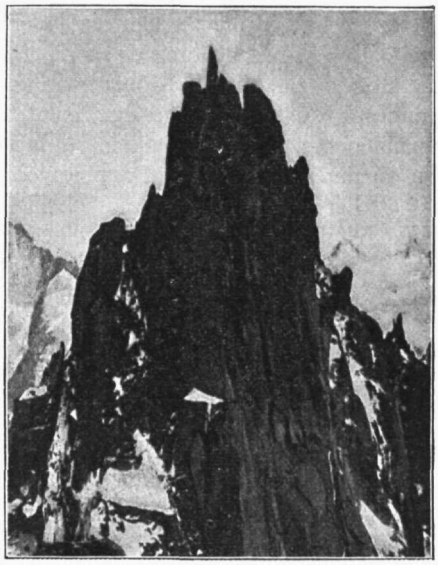
Waren wir bisher langsam gegangen, so erforderten nunmehr Klugheit und Gebot der Selbsterhaltung die grösste Eile. Hoch oben zu unserer Rechten hängt sturzdrohend ein mächtiger, sich überwölbender Hängegletscher, und die Eistrümmer, durch welche unser Weg führt, reden eine deutliche Sprache. Ein Ausbiegen nach links verwehren mächtige, unüberschreitbare Spalten. Lautlos und so schnell als möglich eilen wir dahin; eine Ewigkeit dünken uns die wenigen Minuten der unheimlichen Passage. Ausser Bereich der Gefahr, wenden wir uns nach links, überschreiten einige kleine Spalten und steuern, immer den Spuren folgend, an dem steil ansteigenden Hange auf die Felswand der Charmoz zu. 8 Uhr 45 Min. erreichen wir unmittelbar am Fusse einer wenig ausgeprägten Rinne bei einem grossen Felsblock den an alten Flaschen und Conservenbüchsen kenntlichen Frühstücksplatz. Hier theilten sich die Spuren: die eine führte in der Richtung auf den Col des Nantillons, die andere endete unmittelbar hinter dem Felsblock in der Felswand.

Im Augenblicke unserer Ankunft hörten wir hoch oben zu unserer Rechten laute Stimmen und bald entdeckten wir zwei Personen, welche vom Col des Nantillons dem C. P.-Felsen zukletterten. Aber auch unmittelbar über uns und gleich darauf halblinks von uns wird es hoch oben in den Wänden laut, so dass plötzlich der ganze Felscircus lebendig geworden zu sein scheint. Schliesslich entdeckten wir noch eine Partie, welche eben im Begriffe war, vom Col des Nantillons aus die Eiswand der Blaitière emporzuhacken. Das Ziel dieser Partie war klar, doch wo wollten all' die Anderen hin? Es war diese Frage sehr wichtig, einmal der Orientierung, dann auch der Steingefahr wegen, welche bei aller Vorsicht von einer grösseren Abtheilung nicht vermieden werden kann.

Die Orientierung auf unserer Stelle war eine sehr schwierige. Der Col des Nantillons und die Aiguille de Blaitière waren nicht zu verkennen, und die Wand, welche sich unmittelbar nördlich des Col erhob, musste jene der Grépon sein. Doch was wollen die beiden Leute, welche jetzt eben auf dem C. P.-Felsen angekommen sind? Von dort aus kann man zu Zweien den Gipfel nicht erreichen, das wussten wir bestimmt und das verwirrte uns! Auf dem Frühstücksplatz waren wir gleichfalls unzweifelhaft. Wo aber war das Couloir, das sich von hier aus zwischen Charmoz und Grépon emporziehen sollte? Wir sahen nur eine Felswand, welche von einer seichten Rinne durchzogen war. Von Schnee, wie wir in einem Couloir erwartet hatten, keine Spur. Welches war die Charmoz? Wie weit reichte der Grat der Grépon? Von unserem Standpunkte aus sahen wir zu unseren Häuptern nur eine einzige, von keiner besonders ausgeprägten Scharte getrennte Mauer. So überlegten wir hin und her während der ganzen Stunde unserer Frühstücksrast (8 Uhr 45 Min. bis 9 Uhr 45 Min.), bis wir nach reiflicher Prüfung von für und wider zur Überzeugung kamen, dass die seichte Rinne das Charmoz-Grépon-Couloir sei, dass man die tiefe Trennungsscharte zwischen beiden Gipfeln der Verkürzung wegen nicht erkennen könne, dass schliesslich die eine

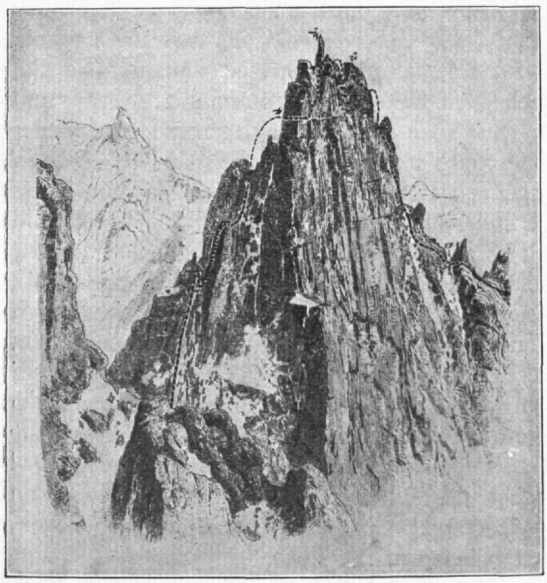
Partie der Charmoz, die andere der Grépon zustrebe. Nur für die beiden Leutchen auf dem C. P.-Felsen konnten wir keine Erklärung finden. — Wie wir später erfuhren, waren es zwei Träger, welche die Grépon-Partie mit den Rucksäcken und einem photographischen Apparat dorthin gesandt hatte, um dort den Abstieg der Partie abzuwarten.

Die seichte Rinne, unser fernerer Weg, war steingefährlich. Wir wussten es nicht nur aus der Literatur (ein Führer Dunod's wäre in ihr beinahe erschlagen worden), sondern konnten uns während der Stunde, die wir an ihrem Fusse, geschützt vom Frühstücksblock, rasteten, persönlich davon überzeugen. Jeder Stein, den die oben kletternde Partie losmachte, nahm pfeifend durch die Rinne seinen Weg und vergrösserte den an ihrem Ausgange bereits aufgehäuften Schuttkegel.



Aiguille de Grépon von der Grand Charmoz aus.

Nachdem wir aus dem Nachlassen des Steinfalles erkennen konnten, dass die vor uns am Berge befindliche Partie bereits so weit war, dass sie uns durch Steine nicht mehr gefährdete, schulterte ich den zur Mitnahme bestimmten Rucksack, und nun, Schuster voran, begannen wir mit dem Aufstieg (9 Uhr 45 Min.). Gross war des Sackes Umfang und Gewicht. Neben Proviant und den Feldflaschen barg er zwei Paar Kletterschuhe, ein Paar Steigeisen, einige Abseilschlingen und zwei Seile: ein 34 *m* langes englisches und ein 30 *m* langes deutsches Clubseil. Ein drittes gewöhnliches, 20 *m* langes Seil verband uns. Klucker hatte uns der vielen Abseilstellen wegen gerathen, so viel Seil als möglich, mindestens aber 60 *m*, mitzunehmen. Und wir thaten wohl daran! Auch einen Pickel führten wir mit, um für alle Fälle gerüstet zu sein.



Wegskizze.

* Beginn des Mummery-Kamins; ** Stelle, wo die Nantillons-Seite wieder erreicht wird; *** Nordgipfel; **** Hauptgipfel.

Wie aus der mitgeführten Seilmenge ersichtlich ist, hatten wir unseren Plan, die Grépon anzugreifen, keineswegs aufgegeben. Im Gegentheil! Durch die Partie vor uns war unsere Hoffnung, das ersehnte Ziel zu erreichen, bedeutend gestiegen. Denn, wenn diese hinauf kam, so war dadurch der Beweis geliefert, dass der Berg heute nicht unnahbar sei, unsere Aussichten, auch hinauf zu kommen, also von vornherein keine ungünstigen.

Auf einem Rest von Lawinenschnee überschreiten wir den mässig breiten Schrund, kreuzen schnell von rechts nach links die Rinne und

klettern ohne Mühe an den sie links begleitenden Wänden empor. Da wir etwas zu weit nach links gekommen sind, halten wir uns scharf rechts aufwärts wieder auf die Rinne zu, die, je höher wir kommen, um so mehr die Gestalt eines Couloirs annimmt, und erreichen ihre linke Seite in bedeutender Höhe nach Querung einiger unangenehm plattigen Stellen. Wir verfolgen sie bis zum Fusse einer gelbleuchtenden Felsbarrière, welche das Hauptcouloir abschliesst.

Hier stehen wir am Scheidewege. Links führten leichte Felsen in kurzer Kletterei zur Charmoz, rechts eine schmale, steile Eisrinne zur Grépon. Das Wetter war herrlich, wir in bester Verfassung und brennend vor Neugierde, den nicht mehr fernen Mummerykamin, den Schlüssel zur Ersteigung, zu erblicken. Also: Parole Grépon!

Gleich wird die Sache ernster! In der schmalen Eisrinne ist Stufenschlagen unmöglich, da das Eis nur in dünner Schicht auf den Platten liegt. Es bleibt also bei den glatten Seitenwänden nichts anderes übrig, als zuerst in einem schmalen, seichten Spalt zwischen Wand und Rinne, demnächst an einzelnen eingefrorenen Steinen sich emporzuarbeiten — ein mühsames, nicht ungefährliches Stück Arbeit. Zum Glück dauert es nicht lange und bald stehen wir vereint auf der Höhe der Gratscharte, in welche die Rinne ausmündet.

Gross ist die Überraschung! Seit mehr als einer Stunde haben wir uns zwischen engen und finsteren Mauern bewegt, in düsteren Schatten, heftig frierend; jetzt traten wir mit einem Male beim Betreten der Scharte in das blendende, wärmespendende Sonnenlicht hinaus auf eine weitvorragende Felsplatte, einen Balkon, der 1000 *m* senkrecht zur Mer de Glace abbricht. Wohlthuend wirkte die Sonnenwärme auf unsere frosterstarrten Finger. Freudig wächst unsere Zuversicht bei dem herrlichen Wetter und der wunderbaren Aussicht auf die vom Sonnenlicht überfluthete, glitzernde Firnwelt zu unseren Füssen. Bereits überhöhen wir die Aiguille de Moine; wir können also vom Gipfelgrat nicht mehr weit entfernt sein!

Und dennoch standen wir erst am Anfange der Schwierigkeiten! Schnell die Kletterschuhe angezogen und die Bergschuhe in den Rucksack. Umfang und Gewicht wachsen dadurch in das kaum Glaubliche. Aber was hilft's! Wir wissen nicht was uns unterwegs begegnen wird und schleppen daher lieber zu viel, als dass uns nachher etwas fehlt. Das bisher benützte Seil wird mit dem 34 metrigen vertauscht. »So, nun kann es losgehen!« Aber wo? Nach allen Seiten ragen glattpolierte, griff- und trittlose Wände empor. Doch wir wissen, dass man auf der Anstiegsroute erst wieder einige Meter abwärts steigen muss, bis ein schräg hinabziehender Felsspalt zu einer in die senkrechte, riesige Nordwand hinausragenden Kanzel führt, die den Fusspunkt des »Mummerykamins« bildet. Ich suche und finde in der Scharte sicheren Stand, während Freund Schuster mit bekannter Behendigkeit hinter der Felskante verschwindet. »Hurrah! der Riss« — tönt es um die Ecke — »erstaunlich glatt ist das Gewänd! Und exponiert!«

Doch viel reden an solcher Stelle ist nicht Schuster's Art! An den Bewegungen des Seiles, dem Scharren und Wetzen von Kleidern und Kletterschuhen erkenne ich, dass er mit dem Einstiege begonnen hat. Langsam hebt sich das Seilende, an dem ich, da der Kletterer selbst meinen Blicken verborgen ist, seine Fortschritte bemessen kann. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolge ich jeden Centimeter Steigens, lausche ich auf das stöhnende Athmen des mit aller Anstrengung Aufwärtsstrebenden. Da! die Vorwärtsbewegung stockt, langsam geht das Seil wieder abwärts! »Der Kamin ist vereist; ich muss erst meine Finger wieder wärmen«, tönt es in abgebrochenen, von heftigen Athemstössen unterbrochenen Silben um die Ecke.

In der Zwischenzeit habe ich Musse, über den Werth der Seilversicherung Betrachtungen anzustellen. Wohl habe ich festen und sicheren Stand, doch was nützt dieser, wo ich mich ungefähr 4—5 *m* seitwärts des Kletternden befinde. Die Versicherung ist dadurch so gut wie hinfällig.

Bald beginnt das Seil sich von Neuem zu heben und diesmal bleibt es in stetiger Vorwärtsbewegung. Nach ungefähr 8 *m* tritt abermals eine Pause ein. Hier befindet sich gerade zur rechten Zeit und an der richtigen Stelle ein Ruhepunkt. Ohne ihn wäre die Ersteigung unmöglich, denn keines Menschen Kräfte reichten aus, ohne Ruhepause die 30 *m* hohe Kletterstelle zu überwinden. Wenige Minuten darauf verkündete ein froher Juchzer, dass die schwere Stelle glücklich überwunden ist. Nun komme ich an die Reihe! Erst das Ungethüm auf den Rücken und dann hinabgeklettert zum Einstieg, einem äusserst luftigen Plätzchen. Das war also der berüchtigte Mummery-Kamin! Nun, ich muss gestehen, meine bereits hochgespannten Erwartungen wurden noch übertroffen! So eng, so steil, so glatt hatte ich mir ihn nicht vorgestellt! Eine riesige, senkrechte Platte lehnt sich gegen die glatte Felswand und bildet so den ca. 40 *cm* breiten Riss: links die grifflose schmale Kante, rechts die glatte Granitwand. Nachdem Pickel und Rucksack aufgeseilt sind, finde auch ich Gelegenheit, meine Kletterkünste zu erproben. Der Riss ist so eng, dass nur das rechte Knie und der Ellenbogen in ihm Platz haben. Mit diesen muss man sich verspreizen und in die Höhe arbeiten, während das linke Bein und die linke Hand vergebens an der glatten Kante nach Griff oder Tritt tasten. Heute ist der Riss zudem innen vereist, so dass die Rechte fast vollständig erstarrt. Endlich, nach 8 *m* grösstentheils senkrechten Kletterns bildet die Felskante jenen abschüssigen Absatz, der als Ruhepunkt unentbehrlich ist. Der Stand auf ihm ist jedoch so unsicher, dass man den Halt der Arme nicht einen Augenblick entbehren kann. Hastig arbeitet die Lunge und trotz der Kälte perlt Tropfen um Tropfen von der Stirne herab. Nach kurzer Ruhepause geht es weiter, nachdem die Kräfte einigermaassen wieder gesammelt sind. Nun kommt die schwerste Stelle. Der Kamin verengt sich so weit, dass nur noch Unterarm und Fuss in ihm Platz finden, dazu hängt er an einer Stelle etwas über. Ich führe die geöffnete Hand in den Spalt und balle die Faust. Die so eingezwängte Faust bildet nebst dem eingeklemmten Fuss den einzigen, wenn auch schmerzhaften Stützpunkt. So arbeitet man sich durch abwechselndes Anziehen des einen Armes und Nachziehen und Ausstrecken des Beines Fuss um Fuss in die Höhe. Zwei eingeklemmte Steine bieten dort, wo der Kamin wieder weiter wird, vorzügliche Griffe und helfen sofort einige Meter weiter. Das Schlimmste ist jetzt überstanden, denn der Kamin wird in seinem obersten Theile so weit, dass der ganze Körper sich hineinzwängen kann. Die letzten Meter sind gegen das Überstandene, trotzdem man kaum noch Kraft für einen Klimmzug hat und mühsam nach Athem ringt, verhältnissmässig leicht. Eine günstig gestufte Felsleiste zur Rechten bietet Tritte und Griffe, so dass ich nach abermaliger kurzer Ruhepause bald neben meinem wackeren Gefährten anlange. Er sitzt auf einem bequemen, sicheren Band, von dem aus vollkommenste Seilversicherung möglich ist.

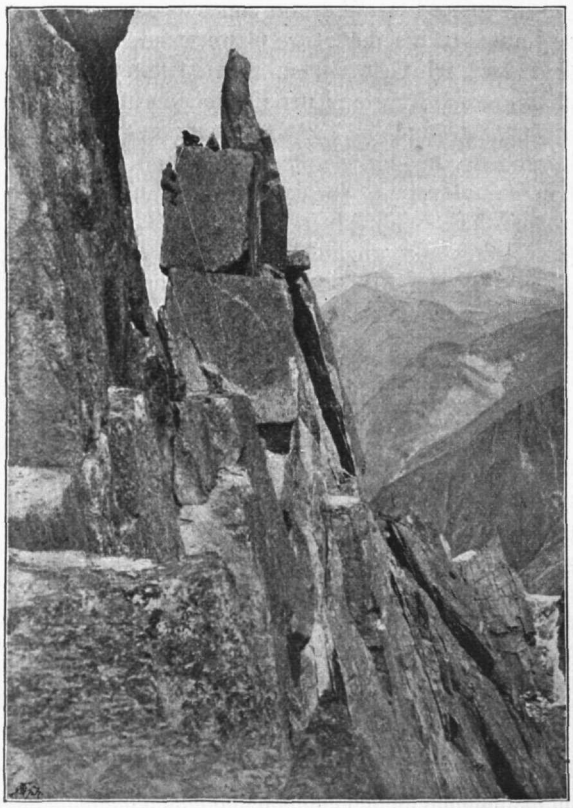
Bewundernd gedenken wir der Glanzleistung des ersten Bezwingers, und Beide waren wir uns darüber einig, dass wir noch niemals eine so schwierige und anstrengende Kletterstelle überwunden hatten. So gut sich übrigens unsere Kletterschuhe im weiteren Verlaufe bewährten, zur Ersteigung des Risses scheinen mir die steifsohligen Bergschuhe geeigneter, da sie dem eingeklemmten Fuss einen sicheren Halt verleihen.

Nach kurzer Rast verfolgen wir das sich gegen den Grat aufwärts ziehende Band etwa 10 *m* weit und kommen in einer kurzen, steilen Rinne zu einem Loch in der Felswand, durch welches wir auf die Seite der Mer de Glace hinüberwechseln. Abermals erfreuen wir uns des lichten Tages und der strahlenden Sonne im Vorgefühl des sicheren Sieges! Räumlich nahe, aber dennoch weit ist der ersehnte Gipfel. Der zackige Grat mit seinen schroffen Thürmen und tiefen Scharten trennt uns von ihm.

Auf leichten Felsen klettern wir in die steile Wand hinaus, tief zu unseren Füssen die zerklüfteten Eishänge des Glacier de Trélaporte, bis die glatte Wand uns nöthigt, unmittelbar aufwärts zu steigen zu einem sich weit vorwölbenden Überhang. Die

Überwindung dieser Stelle erfordert abermals grosse Kraft und Kletterfertigkeit. Freund Schuster bewältigte sie mit gewohnter Sicherheit und Eleganz. Nachdem er bis hierher die Führung gehabt hatte, wechseln wir hier, denn auch ich will an der Ersteigung mein Verdienst haben.

Befreit von dem die Brust einschnürenden, jede Bergfreudigkeit raubenden Rucksack geht es hurtig in einen langen, engen Kriechspalt hinein, durch welchen man zwischen zwei Gratthürmen hindurch wieder die Nantillon-Seite gewinnt. Ellenbogen und Kniee gegen die glatten Flanken gestemmt, passieren wir den ca. 15 *m* langen, bodenlosen Schlund und landen am Fusse des Nordgipfels, der sich noch ungefähr 30 *m* über uns erhebt. Seine Wände sind überall glatt und senkrecht, doch lehnt sich gegen die Nantillon-Seite eine ungeheure, steil aufgerichtete Platte, wodurch ein schräg nach rechts aufwärts führender Riss entsteht.



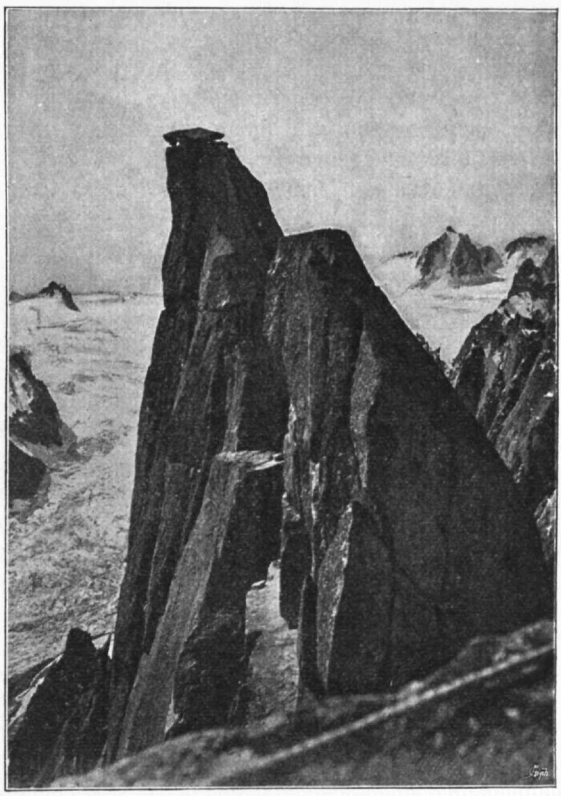
Abstieg vom Nordgipfel.

Anfangs ist der Spalt zu schmal, als dass man Knie oder Fuss in ihn hineinzwängen könnte. Es bleibt daher kein Mittel, als mit beiden Händen den Rand der Platte zu erfassen und sich, nur an den Armen hängend — denn die über dem Abgrund baumelnden Beine suchen vergebens nach einem Tritt — Fuss um Fuss in die Höhe zu hangeln. Nach etwa 7—8 *m* wird der Riss glücklicherweise so weit, dass man Knie und Fuss hineinklemmen und so die Arme entlasten kann. Die letzten 5 *m* nimmt die Neigung der Platte zu, sie steht hier jedoch so weit vom Fels ab, dass man sich rittlings, Kniee und Ellenbogen gegen die zärtlich umarmte Kante gepresst, mühsam emporschieben kann.

Diese zwischen Wand und angelehnten Steilplatten entstehenden Risse, seien sie nun senkrecht wie der Mummery-Kamin oder schräg aufwärts führend, wie der eben überwundene, sind für die Grépon charakteristisch. Bei jedem der drei Thürme, welche bei der Überschreitung des Grates erklommen werden müssen, bietet solch ein Riss die einzige Möglichkeit der Ersteigung, denn die senkrechten Granitwände sind allenthalben glatt und bieten nirgends Griffe und Tritte. Es lässt sich daher die Art des Kletterns an der Grépon nur schwer mit anderen Klettereien im Urgestein, und gar nicht mit solchen in den Dolomiten vergleichen. Nur in den seltensten Fällen kann man von einem richtigen Klettern, bei dem Arme und Beine gleichmässig in Thätigkeit treten, sprechen, es ist ein fortgesetztes Klimmziehen, wo es hinauf, Abseilen, wo es hinunter geht. Dabei bewegt man sich stets über dem gähnenden Abgrunde, dessen Tiefe auf der Nantillon-Seite ca. 500 *m*, auf der Seite nach der Mer de

Glace wohl das Doppelte betragen kann — eine der härtesten und längsten Schwindelproben, der man in den Alpen begegnen kann. »Le Grépon« — wie ein Führer aus Chamonix treffend sagte — »c'est un grand diable, qui se défend rudement, et il faut avoir de bons bras et la tête solide si on veut en venire à bout.«[1]) Der Reitgrat endigt am Fusse eines etwa 5 *m* hohen, leichten Kamins, der uns schnell auf eine nur wenige Quadratmeter messende Plattform führt. Von hier aus ist der Nordgipfel ohne Schwierigkeit in wenigen Augenblicken zu ersteigen, was wir jedoch leider aus Unkenntniss unterlassen.

Zum ersten Male stehen wir auf der Grathöhe selbst. Nur einen Steinwurf im Süden vor uns überhöht uns der Hauptgipfel. Dazwischen zieht sich der Grat hin, schmal und schartig. Treten wir an die Wand unserer Plattform, so schauen wir überall an den Wänden in die schauerliche Tiefe. Und doch heisst es da hinab; eine um einen Block befestigte Seilschlinge weist den Weg. Wo er hinführt, ist von oben nicht zu sehen. Wir stehen an der ersten Abseilstelle. Vom sicheren Seil gehalten, steigt mein Gefährte hinab. Das Gewicht, das ich zu halten habe, zeigt mir nur zu gut, dass die Wand keinen Halt bietet. Nach Ausgabe von 20 *m* ist er unten.



Hauptgipfel vom Nordgipfel. Im Hintergrunde der Col du Géant und la Tour Ronde.

Der Vorsicht halber nehme ich eine neue Seilschlinge, prüfe sie mit peinlicher Vorsicht und ziehe durch dieselbe zwei zusammengeknüpfte Seile, um mich kunstgerecht abzuseilen. Vorsichtig lasse ich mich über den Rand des Felsens in den Abhang hinunter, die scharfe Kante des Blockes nehme ich zwischen die Kniee, um an ihr hinunterzurutschen. Schon habe ich etwa 2—3*m* zurückgelegt, da höre ich Schusters Schrei: »Halt! halt! Ihre Seilschlinge hat sich gelöst!« In der That, der Knoten des noch störrigen, neuen Seiles hatte sich durch den Zug gelockert, die Seilschlinge sich gelöst. In meiner gegenwärtigen Lage den Knoten neu zu schürzen, war unmöglich. Glücklicherweise sehe ich einige Meter unter mir eine schmale Felsleiste, zu welcher ich mich, nur an den Armen hängend, abseilen muss. Die Balancierfähigkeit eines Seiltänzers ist nöthig, um auf der schmalen Leiste an der senkrechten Wand eine neue Schlinge zu knüpfen. Mit Recht wird man den Vorwurf der Unvorsichtigkeit gegen mich erheben. Ich habe eine unvergessliche Lehre aus dem Zwischenfall gezogen, und wenn ich ihn erzähle, geschieht es nur in der Absicht, zu warnen.

[1]) Alex. Brault, Ann. du Club A. F. 1898.

Die rettende Felsleiste lag in der Nantillon-Wand. Um zur Gratscharte zu kommen, hiess es aber, um die Blockkante herum auf die Géant-Seite einen seichten Kamin zu erreichen, in welchem man geborgen ist und verhältnissmässig leicht zur engen, tiefeingeschnittenen Gratscharte hinabkommt. Die Schwierigkeit besteht darin, am Seile hängend ohne Griff und Tritt allein durch die Reibung sich nach rechts abwärts dem glatten Fels entlang um die hier überhängend abbrechende Kante zu schieben.

Alles gieng gut und wohlbehalten lange ich in der kaminartigen, schmalen Scharte an, um mit Armensündermiene Schuster's kräftige, aber wohlgemeinte Standpauke für meine Unvorsichtigkeit in Empfang zu nehmen. Auf die Scharte folgt eine kurze Traverse auf bequemem Band auf der Nantillon-Seite, dann führt ein steiler Reitgrat, ähnlich demjenigen, der uns an den Fuss des Nordgipfels gebracht hat, abermals auf die Grathöhe. Überall versperren glatte Wände den Weg. Wie auf der Géant-Seite ist der Block, auf dem wir stehen, durch einen senkrecht hinabführenden, schmalen Riss gespalten. Wir klettern in ihm hinunter bis auf ein kleines Band, überspringen einen in den Abgrund hinabführenden Spalt und landen jenseits auf einem ungefähr 80 *cm* breiten, ebenen Bande, dem »Grand Chemin«. Endlich einmal wieder eine Stelle, an der man seinen müden Armen Ruhe gönnen kann! Dieser Sims an senkrechter Wand, 1000 *m* hoch über dem schimmernden Eisstrom, ist zwar eine der luftigsten aber auch grossartigsten Stellen, die ich je betreten habe. Im Gefühle momentaner Sicherheit und wohlthuender Ruhe blicken wir mit Entzücken auf die Eiswildniss zu unseren Füssen und den weiten Bergkranz, der uns unmittelbar gegenüber in schroffen, eisgepanzerten Wänden aus dem tiefen Gletscherthale mächtig emporsteigt. Dicht vor uns ragt kühn der Hauptgipfel empor, erkenntlich an der ihm aufgesetzten Gipfelplatte. Hinter uns hebt sich scharf die Kante des Nordgipfels ab, an der wir soeben hinabgeturnt sind. Nur kurz dauert die Herrlichkeit! Das Band wird nach wenigen Schritten schmäler, bis schliesslich die ausbauchende Wand den sich fest an das Gestein schmiegenden Körper in bedenklicher Weise über den Absturz hinausdrängt. Nach Überwindung der peinlichen, aber zum Glück nur kurzen Stelle erreichen wir — vorerst einen tiefen Spalt überspreizend — einen kurzen, verhältnissmässig leichten Kamin, an den sich eine Platte anschliesst, welche wiederum rittlings erklettert werden muss. So kommen wir an einen engen, kaminartigen Schlund, der zwischen zwei hochragenden Gratzacken hindurchführt. 15 *m* weit kriechen wir horizontal in ihm fort und landen auf einem kleinen Vorsprung hoch über dem Nantillon-Gletscher. Noch ungefähr 5 *m* in steilem Kamin aufwärts und wir stehen endlich am Fusse des langersehnten Hauptgipfels. Ungefähr 2 *m* unter uns, am Rande des senkrechten Wandsturzes entdecke ich einen massiven Eisenhaken — den Anfang der Abstiegsroute.

Der Weg zum Gipfelthurm ist nicht zu verkennen, d. h. wenn man weiss, dass der senksecht aufragende, glattwandige Felszahn von der Nantillon-Seite erstiegen wird. Es wird wohl in dem schmalen Risse hinaufgehen, der erst von links nach rechts, dann unmittelbar aufwärts die Wand durchzieht. Sonst sind die Wände wie überall am Berge glatt und grifflos. Dass selbst Alexander Burgener bei der ersten Ersteigung den Riss für unersteigbar hielt, ist bei dessen Exponiertheit und Aussehen nicht zu verwundern! Ähnlich dem Kamine am Nordgipfel ist er so eng, dass man sich zuerst nur durch Weitergreifen im Kurzhang fortzuhelfen vermag. Der Übergang vom schrägen in den senkrechten Theil ist eine der schwersten Stellen der ganzen Ersteigung; das oberste Stück ist dank einiger vorzüglicher Griffe leichter. Um 3 Uhr 2 Min. nachmittags schüttelten wir uns, stolz des errungenen Sieges, auf dem schmalem Gipfelthurme die Hände. 3 Stunden 45 Min. waren seit dem Einstiege in den Mummery-Kamin verflossen — kaum 150—200 *m* der Luftlinie haben wir in dieser Zeit zurückgelegt!

In diesem Augenblicke hören wir tief unter uns fröhliche Rufe. Es ist die

Partie, die vor uns den Berg überschritten hat und sich soeben anschickt, vom Col des Nantillons über den Gletscher abzusteigen.[1])



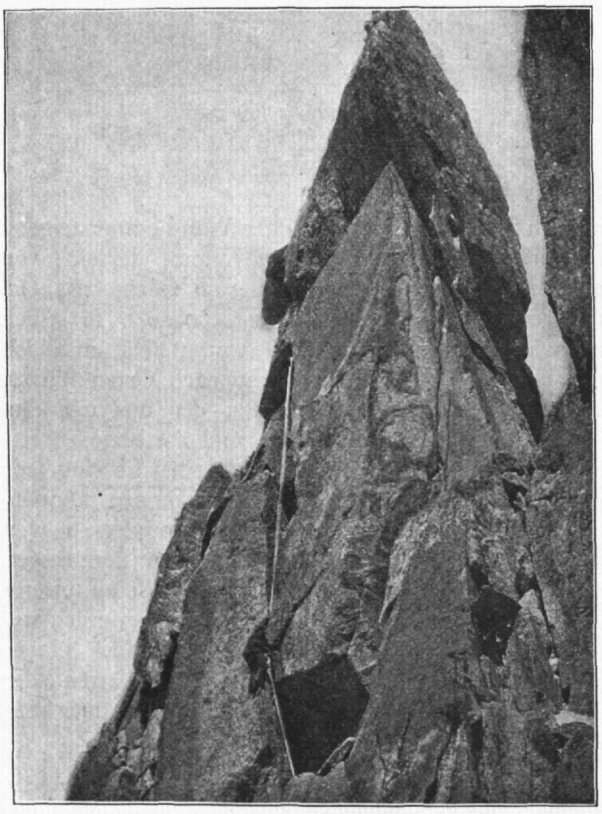
Aussicht vom Hauptgipfel nach den Grandes Jorasses und der Aiguille du Géant.

Ein Bild von unvergleichlicher Harmonie und Schönheit belohnt uns für die ausgestandenen Mühen und Gefahren! Wolkenlos blaut der Himmel über den schimmernden Firnen und hochragenden Gipfeln. Nur über der tief eingeschnittenen Scharte des Col du Géant ringt die Sonne mit einer dräuenden Wolkenbank, welche von der heissen Ebene des Po heranwallt. Noch siegt das Licht und einzelne als Vorhut über den Grenzkamm herübergesandte Wolkenballen zerschmelzen in kurzer Zeit an der Fülle von Licht, die ihnen aus dem weiten Firnthal entgegenstrahlt. Wie kein zweiter gewährt unser Gipfel infolge seiner günstigen Lage einen Überblick über die Firnbecken, denen die Mer de Glace entströmt und den stolzen Gipfelkranz, der diesen prächtigen Gletscher nach allen Seiten umschliesst. Nur die herrlichsten der herrlichen Berggestalten will ich nennen, die unser Auge entzücken: Unmittelbar vor uns, in mehr als 2000 *m* hoher Wand emporsteigend die Aiguille Verte (4127 *m*); zu unserer Rechten der gewaltige Kamm, der sich von den Grandes Jorasses (4205 *m*) zur kühn emporragenden Aiguille du Géant (4014 *m*) hinzieht, nur an wenigen Stellen sinkt er um ein Geringes unter 4000 *m*. In seinen steilen Eishängen glitzert die Sonne wie in tausend Spiegeln. Unmittelbar im Süden reckt der Montblanc unnahbar seine schwarze Titanenbrust weit nach Osten hinaus, während er sich in steilen Schneegehängen zu dem Grate senkt, der uns mit ihm verbindet. Dazwischen starrt die nadelscharfe Aiguille du Plan und die eisgepanzerte Blaitière in die Luft. Letztere ist uns so nahe, dass wir auf ihrem steilen Eishang jede Stufe der Partie, die wir heute Morgen beobachtet haben, deutlich erkennen können. Mehr als 2400 *m* unter uns, dabei in der Luftlinie nur ungefähr doppelt so weit von uns entfernt, blinkt in lieblichem Thale zwischen dichtbewaldeten Berghängen und grünen Matten, im herrlichen Gegensatz gegen die arktische Landschaft zu unserer Rechten, die silberglänzende Arve und freundlich grüssen zu uns herauf, zierlich wie ein Kinderspielzeug, die Häuser von Chamonix und Argentière. Darüber hinaus schweift der Blick nach Westen über die Aiguilles Rouges und die rauhen Karrenfelder des Plateaus von Sixt in die weite Ebene des Rhonethales, nach Nordwest über den Genfer See bis zu den langgestreckten Höhen des Jura.

[1]) Wie wir später erfuhren, war es Herr Alex Brault der Sekt. Paris des C. A. F. mit den Führern Joseph Aristide Simond und Francois Compte. Vergleiche auch Annuaire du Club Alp. Franç. Jahrgang 1897, Seite 36. Anmerk.

Doch nicht vermag trotz all' ihrer Schönheit die Fernsicht allein uns zu fesseln. Der Grat, den wir soeben überschritten haben und seine nach beiden Seiten senkrecht abfallenden Mauern ziehen immer und immer wieder unser staunendes Auge auf sich. Kaum 20 *m* breit ist die Mauer und nur Riesenhände können es gewesen sein, die ihr jene scharfkantigen, bald spitzen, bald stumpfen, glattwandigen Riesenblöcke aufgesetzt haben! Welch' dämonische Gewalten müssen hier gehaust haben, die ein Bild von solcher Wildheit und Zerstörung schaffen konnten! —

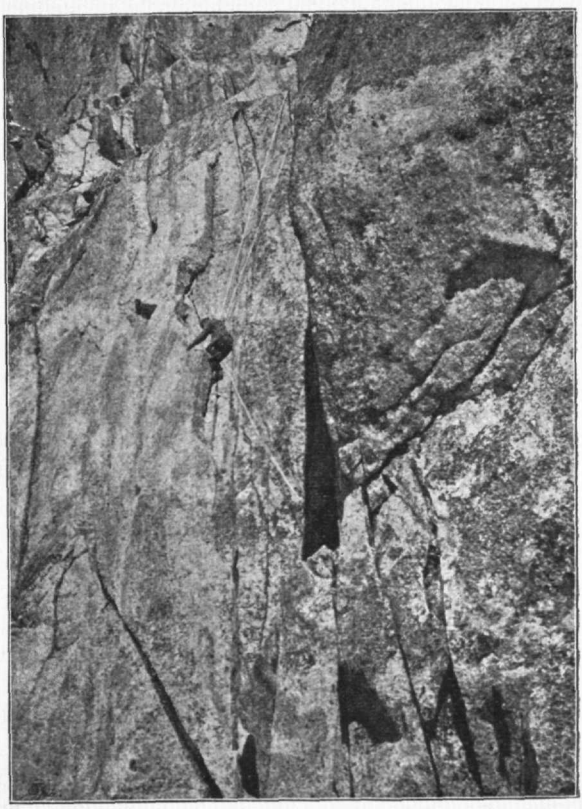
Nur kurze Zeit dürfen wir uns gönnen, den Lohn unserer Mühen zu geniessen, denn zum sicheren Col ist noch weit und wir müssen eilen, um nicht von der Nacht überrascht zu werden, bevor wir auf sicheren Pfaden angelangt sind. Um 3 Uhr 20 Min. verlassen wir den Gipfel, nachdem wir vorher unsere Karten in dem kleinen Steinmanne verwahrt haben. In wenigen Minuten stehen wir wieder am Fusse des Gipfelthurmes. Ein Blick über die Wand, an deren scharfer Kante der eingerammte Mauerhaken zeigt, wo es weitergeht, fällt ins Bodenlose. Es ist die Wandstufe, die dem wackeren Dunod so grosse Schwierigkeiten bereitet hat und die er schliesslich nur auf drei ineinandersteckbaren Leitern ersteigen konnte. Da wir wissen, dass die Höhe der Abseilstelle ungefähr 30 *m* beträgt, wird wieder das Reserveseil hervorgeholt. Auch hier muss man sich, ebenso wie bei der Abseilstelle auf dem Grat, an der glatten Wand entlang um eine Felskante nach rechts in einen seichten Kamin schieben, den man bis zu seinem Ende hinabklettert. Leider verhängt sich, als ich mich abseile, das durch den Eisenring des Hakens gelegte Seil und ist trotz vereinter Bemühungen nicht loszubekommen, so dass wir das schöne englische Seil opfern müssen. Glücklicherweise hatten wir noch Seil genug, denn noch eine zweite, fast ebenso hohe Abseilstelle stand uns bevor. Wie gefährlich wäre unsere Lage gewesen, wenn das verlorene Seil unser einziges gewesen wäre!



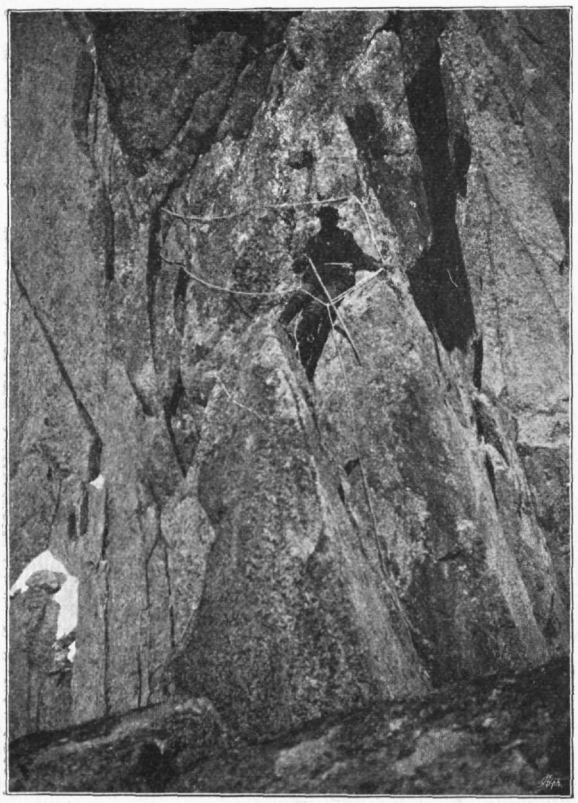
Erste Abseilstelle beim Abstiege.

Die Abseilstelle endet in einer kleinen Scharte, dem Fusspunkt eines steil aufwärts führenden Kamins, in dem wir wieder hinaufsteigen müssen. Er führt in die Scharte zwischen dem Gipfelthurme und dem Pic Balfour. Eine schräg geneigte Felsleiste zieht von hier halblinks abwärts. Sie bietet Griffe und Tritte zu gleicher Zeit und zum ersten Male kann man hier so klettern, wie man es von anderen Bergen gewohnt ist. Die Leiste bietet auch noch eine zweite Annehmlichkeit. Glühend brannte die Sonne in den die Hitze wiederstrahlenden Felsen und brennender Durst war die Folge. Trotz alles Haushaltens mit Getränk war der Inhalt unserer Feldflaschen längst versiegt.

Nun befand sich oberhalb unserer Leiste eine schneebedeckte Stelle, auf der die Sonnengluth eine nützliche Wirkung ausübte, denn in kleinen Bächen kam das erquickende Nass an der glatten Wand heruntergeronnen. Mit gierigen Zügen schlürften wir die Bächlein von der Felswand und neubelebt setzten wir nach kurzem Aufenthalt unsere Wanderung fort. Die Leiste endet auf einem breiten, trümmerbesäten Bande, welches abermals in senkrechter Wand abbricht. Wenige Schritte in westlicher Richtung und wir stehen an einem zweiten Mauerhaken. Wiederum lasse ich Freund Schuster hinab, wobei sich herausstellt, dass auch diese Abseilstelle 20 *m* hoch ist. Gewitzigt durch den Vorfall von der zweiten Abseilstelle opfere ich das zweite Seil lieber freiwillig, als dass ich mich der Gefahr aussetze, dass die beiden aneinander geknüpften Seile sich verhängen — einzeln reichte doppelt genommen keines hinab — und entweder unnöthigen Zeitverlust verursachen oder gar abgeschnitten werden müssen. Zum dritten Male musste ich das Manöver des Herabturnens am dünnen Seile und der Drehung an der glatten Wand ausführen, hatte darin also schon ziemliche Übung, so dass ich nach wenigen Augenblicken auf dem Fusspunkt, einem von der Felswand abgespaltenen Felsblock neben meinem Freunde ankomme. Zu unserer grossen Freude erkennen wir die Felsplatte »C. P.« wenig unterhalb unseres Standpunktes und in geringer Entfernung. Doch trennt uns von ihr eine schauerliche Eisschlucht von etwa 20 *m* Breite, welche in jähem Falle zum Nantillons-Gletscher hinabschiesst. Dicht zu unserer Linken, dort wo die Rinne an den Grat ansetzt, hat sich ein mächtiger Felsblock zwischen die Felswände eingeklemmt und dieser vermittelt den Übergang. Doch zu ihm zu gelangen ist nicht so einfach. An der steilen, nur winzige Griffe und Tritte bietenden Felswand queren wir ungefähr 4 *m* weit zu einem steilabfallenden, schmalen Felsrücken, über welchen man erst rittlings hinunter und dann einige Meter horizontal weiterrutschen muss, zur Linken der Platten-Absturz zum Géant-Gletscher, zur Rechten die unheimliche, steile Eisrinne. Mit Aufbietung aller Vorsicht führen wir unseren peinlichen Gang aus, bei welchem, ist man nur zu Zweit, gegenseitige Versicherung unmöglich ist. Nothdürftig finden wir neben einander auf dem eingeklemmten Blocke, der die Brücke zum C. P.-Felsen bildet, Platz. Dieser überhöht uns noch um ungefähr $2^1/_2$ *m*, die nur dadurch überwunden werden können, dass sich Schuster auf meine Schultern stellt. So kann er den oberen Rand des Felsbruches fassen und sich hinaufschwingen. Mit Hilfe des Seiles stehe auch ich nach wenigen Minuten auf der horizontalen Felsplatte, neben den langersehnten



Zweite Abseilstelle beim Abstiege.



Dritte Abseilstelle beim Abstiege vom Punkt C. P. aus.

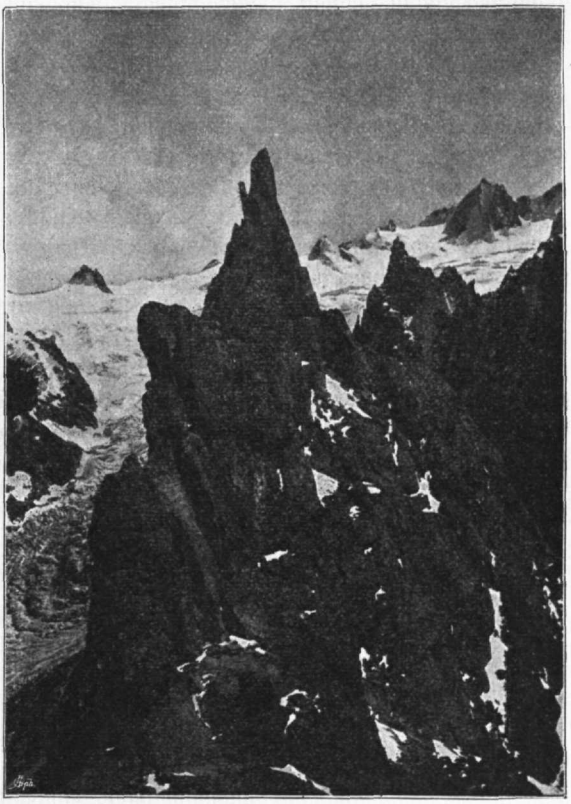
Buchstaben, die das Ende der Fährnisse und Schwierigkeiten verkünden. Der »Grand Diable« war besiegt. — Zwei volle Stunden hatten wir trotz des Abseilens zur Überwindung der nur 180 *m* hohen Wand benöthigt!

Wie herrlich ruhte es sich nach dem errungenen Erfolge auf dem warmen Felsen! Mit erhöhtem Genuss, den nur derjenige kennt, der ihn sich durch freiwillig übernommene Mühsale und Gefahren erkämpft hat, betrachten wir die uns umgebende wilde Landschaft und die unnahbar scheinende Wand, über die wir soeben abgestiegen sind. Vor Allem fesselte uns aber der Anblick der uns gerade gegenüberstehenden Dent du Requin (siehe das Bild Seite 209), die sich aus wilder Eisschlucht in schroffen Wänden emporzieht. Langgestreckte spitze Schatten, welche die Nadeln und Grate auf das makellose Weiss der zu unseren Füssen ausgebreiteten Firnbecken werfen, künden den tiefen Stand der Sonne und mahnen zum Aufbruch.

Nachdem wir die Kletterschuhe gegen die Bergschuhe vertauscht haben, steigen wir eilig die leichten Felsen hinab, müssen eine Weile ein kurzes Gratstück wieder hinauf und springen dann über ein trümmerbedecktes Band in langen Sätzen dem vor uns liegenden Col des Nantillons zu, den wir 6 Uhr 10 Min. nachmittags erreichen. Zur tiefsten Stelle der Einschartung führt uns ein messerscharfer, kurzer Eisgrat, über den wir, die vorhandenen Stufen benutzend, behutsam hinabbalancieren. Mit aller Vorsicht — wir haben nur einen Pickel — steigen wir den steilen Eishang, der sich vom Gletscher zum Col hinanzieht, hinab und überschreiten auf guter Brücke den Bergschrund. Den Spuren folgend winden wir uns in grossem Bogen um einige mächtige Spalten und erreichen nach wenigen Minuten unseren Frühstücksplatz.

Im Schutze des grossen Felsblockes verzehren wir den Rest unseres Proviantes. Jetzt, wo die warme Sonne den ganzen Nachmittag auf dem Felszirkus gestanden hatte, waren die Fesseln des Frostes gelöst und Stein auf Stein kam mit unheimlichem Sausen das Couloir, das wir am Morgen zum Aufstieg benutzt hatten, heruntergeflogen. Von dem überhängenden Eisbruch, der uns am Morgen schon beängstigt hatte, war eine grosse Eislawine über unsere Spuren herniedergebrochen. Im Laufschritt durcheilen wir die gefahrdrohende Zone. Auf dem Felseneiland gelingt es uns diesmal, die richtige, weiter links führende Abstiegsroute zu treffen. Die Stufen, welche durch die unteren, gleichfalls einsturzdrohenden Séracs führen, sind durch die verschiedenen Partien so bequem ausgearbeitet, dass wir auch dieser Gefahr rasch enteilen. Eine sausende Abfahrt über den steilen Gletschertheil bringt uns in wenigen Minuten zur ebenen Gletscherzunge hinab. (7 Uhr 20 Min.).

In wenig mehr als einer Stunde hofften wir uns in den gastlichen Räumen des Hotel Montanvers von den Strapazen des Tages erholen zu können. Doch es sollte anders kommen! Die Überraschungen des erlebnissreichen Tages sollten noch nicht zu Ende sein! — Blockhalden und Geröllfelder sind des Bergsteigers Fluch, vor Allem aber dann, wenn man nach langer, mühevoller Wanderung auf solch' ausgedehnte und heimtückische stösst, wie diejenigen, die den Fuss der Aiguille de l'M umsäumen. Manch' kräftiger Ausdruck unserer Gefühle entfuhr daher, während wir mühsam von Block zu Block sprangen, unseren Lippen, besonders aber den meinigen, der ich dank meiner Ungeschicklichkeit intimere Bekanntschaft mit den Blöcken und ihren scharfen Kanten gemacht hatte, als mir lieb war. Für diese kleinen Unannehmlichkeiten entschädigte uns jedoch die Herrlichkeit der uns umgebenden Natur! Dem herrlichen Tage folgte ein noch herrlicherer Abend, von einer Farbenpracht, wie man sie eben nur im Hochgebirge zu schauen bekommt. In brennender Gluth leuchteten die von der bereits hinter den Bergen untergegangenen Sonne purpurgefärbten Wolken und als wir uns umsahen, flammte der stolze Gipfel der Grépon zum Abschiedsgruss im letzten Sonnenstrahl. In dunkles Violett sind die Thäler getaucht, das an den steilen Hängen emporschleicht, je mehr das Hellrosa verblasst, vergeht der Widerschein der hoch am Himmel schwebenden Abendwolken allmählig. Schon blinken aus der tiefen Thalfurche zu unserer Linken Chamonix' freundliche Lichter herauf, als wir endlich den Bergsturz hinter uns haben. Nun heisst es eilen!



Dent du Requin vom Col des Nantillons.

So schwer den ganzen Tag auch unsere Rucksäcke gewesen waren, so hatten doch zum geringsten Theile Proviant und Leckerbissen jenes Gewicht ausgemacht. So hatte sich bei uns nach der langen und anstrengenden Tour ein wahrer Wolfshunger eingestellt. Diesen möglichst bald und mit möglichst schmackhaften und wohlbekömmlichen Sachen zu stillen, danach allein stand in dieser Stunde unser Sinnen und Trachten. Plötzlich kamen wir daher auf den Gedanken, den weiten Bogen, den wir horizontal am Berge entlangwandelnd, heute Morgen beschrieben hatten, dadurch zu vermeiden, dass wir die Höhe der Crête des Charmoz erstiegen, um jenseits auf kürzerem Wege zu unserem heissersehnten Capua hinabzugelangen.

In einer rothen Erdrinne steigen wir zur Kammhöhe hinan. Nacht ist es geworden, als wir ihr oberes Ende erreichen. Der Grat war seiner felsigen Beschaffenheit wegen nur mit Zeitverlust zu begehen. Also halblinks abwärts in einer

breiten, seichten Rinne über steile Rasenhänge. Nothdürftig beleuchtet das schwache Licht der Laterne die nächsten Schritte. So steigen wir einige hundert Meter zu Thal. Halblinks vor uns in einer Entfernung von 1500—2000 *m* erscheint plötzlich die hellerleuchtete Front des Hotels. Schon hoffen wir in wenigen Minuten seine Schwelle zu überschreiten — da! — halt! Wenige Schritte vor uns gähnt ein schwarzer Abgrund. Um uns, zu unserer Linken und zu unserer Rechten pralle Felsabstürze, die bei der herrschenden Dunkelheit hinabzusteigen unmöglich ist. Etwa 150 *m* unter uns fliesst, magisch vom Lichte des hinter der Charmoz aufgegangenen Vollmondes beschienen, das Eismeer; der an seinem linken Ufer entlangführende Steig hätte uns in kürzester Zeit zu unserem Ziel geführt. Jenseits, uns unmittelbar gegenüber, erhebt sich aus den Gletscherbergen, einem Riesengespenst gleichend in dem Lichtmantel, den das fahle Mondlicht um seinen schlanken Leib wob, die Aiguille du Dru — ein Bild von unvergleichlicher Pracht! Was thun? Ein Vorwärts und Seitwärts ist unmöglich, das Rückwärts mühsam und zeitraubend. Oder sollten wir bei der linden Nacht gar biwakiren? Hunger und Durst siegen über unsere Müdigkeit und so beginnen wir denn betrübten Herzens den steilen Hang hinaufzukeuchen, den wir so froh und schnell herabgestiegen sind. Die Hälfte der Höhe mögen wir wieder erstiegen haben, als Freund Schuster's Spürsinn plötzlich ein Steinmanndl entdeckt, das nicht durch Zufall dorthingekommen sein konnte. Richtig finden wir eine weitere Daube und daneben ein schwach ausgeprägtes Steiglein, das uns im Zickzack die Felswand zu unserer Linken hinableitet.

Eine halbe Stunde später (10 Uhr 40 Min.) betreten wir das gastliche Hotel Montanvers, freudig begrüsst und beglückwünscht von unseren Freunden, stolz, die ersten Deutschen zu sein, welche die Überschreitung des Berges durchgeführt haben, den Kenner als einen der schwierigsten aber auch schönsten in den Alpen bezeichnen, dessen Überquerung selbst die Meije im Dauphiné an Schwierigkeit übertrifft.

Literatur: My Climbs in the Alps and Caucasus by A. F. Mummery. Cap. VI. — H. Dunod: Un mois autour de l'Aiguille de Grépon. Annuaire du Club Alpin Français 1885. — F. Gonella, Ascensioni del Duca degli Abruzzi. Traversata dell'Aiguille de Grépon. Bolletino del Club Alpino italiano. 1894. Al. Brault. — Le Grépon et ses difficultés. Annuaire du Club Alpin Français 1898.

Karte: La chaine du Mont-Blanc 1:50000 von H. Imfeld. 1896.

Der Loferer Steinberg.

Von

H. Cranz.

Der orographisch wichtigste Einschnitt im Zug der nördlichen Kalkalpen zwischen den Lechquellen und dem Wiener Becken ist nicht die grosse Völkerpforte des Inndurchbruches bei Kufstein, sondern das Thal der grossen Ache von St. Johann bis Kössen. Westlich davon herrscht das Kettengebirge; langgezogene parallele Kämme thürmen sich hintereinander, die Thalmulden dazwischen ziehen meist von Ost nach West und nur wenige nordsüdliche Durchbruchthäler durchschneiden einzelne Ketten. Östlich vom Achenthal beginnt nach kurzer Unterbrechung durch das niedrige Hügelland des Kirchberges beim Pillersee die Region der Plateaugebirge. Die verschiedenen Gruppen der Salzburger und der Berchtesgadener Alpen, der Dachstein, das Todte Gebirge, die Ennsthaler und die niederösterreichischen Alpen bilden ebenso viele einzelne Plateaustöcke, die mit mauerähnlichen Wänden gegen die Ebene oder die engen trennenden Thäler abfallen. In der Richtung der Thäler tritt ein anderes Gesetz auf als im Westen. Die Nordsüdrichtung kommt mit der Westostrichtung ins Gleichgewicht. Dadurch wird das Gebirge in zahlreiche Einzelstöcke von annähernd rechteckiger oder rautenförmiger Gestalt zertheilt. Aus ihrer nahezu wagrechten oder sanft gewölbten Decke haben die Atmosphärilien jene typischen Gruben, Trichter, Karrenfelder, Blockhalden und eigenthümlich treppenförmigen Randkämme herausmodelliert, welche den meisten Lesern der Zeitschrift von einem Besuch des Steinernen Meeres her bekannt sind.

Im Zusammenhang mit der verschiedenartigen Gebirgsbildung steht die Zusammensetzung des Gesteins. Westlich, im Wetterstein und Karwendel z. B., tritt als gipfelbildend in erster Linie der Wettersteinkalk auf. Die gleichfalls stark entwickelten Schichten des unterlagernden Muschelkalkes und die des jüngeren Plattenkalkes, sowie der Hauptdolomit, sind von einander durch weiche, mergelige, schieferige und thonige Gebilde getrennt. Gleich an der Grenze des östlichen Theiles aber, beim Pillersee, sinkt der Muschelkalk in die Tiefe, der Wettersteinkalk keilt sich völlig aus. Den Träger der Plateaustöcke bildet der gutgeschichtete Hauptdolomit, meist mit mehr Kalkgehalt und weisserer Farbe als im Westen. Ohne Zwischenlage geht er gegen oben in eine dickbankige, dolomithaltige Form des Plattenkalks über, der seinerseits wieder ohne nennenswerthes weicheres Zwischenpolster den vielfach grobklotzigen oder, namentlich in grösserer Höhe, wohlgeschichteten weissen Dachsteinkalk trägt. Der letztere bildet in den Platterten der Salzburger Kalkalpen das oberste Stockwerk und ist nur an wenigen Stellen von dünnen Lagen von grauem oder rothem Lias überzogen. Es ist begreiflich, dass auf eine so mächtige Folge dichter, der weichen Zwischenlage entbehrender Kalke die gebirgsbildenden Kräfte anders einwirken mussten, als auf das weniger starre System des Westens.

Insbesondere das erste Massiv an der Westgrenze dieses Theiles, der Loferer Steinberg,[1]) zeigt den geschilderten Aufbau in typischer Form. Die obere Grenze des Hauptdolomits fällt so ziemlich mit derjenigen der Latschen zusammen. Bei der

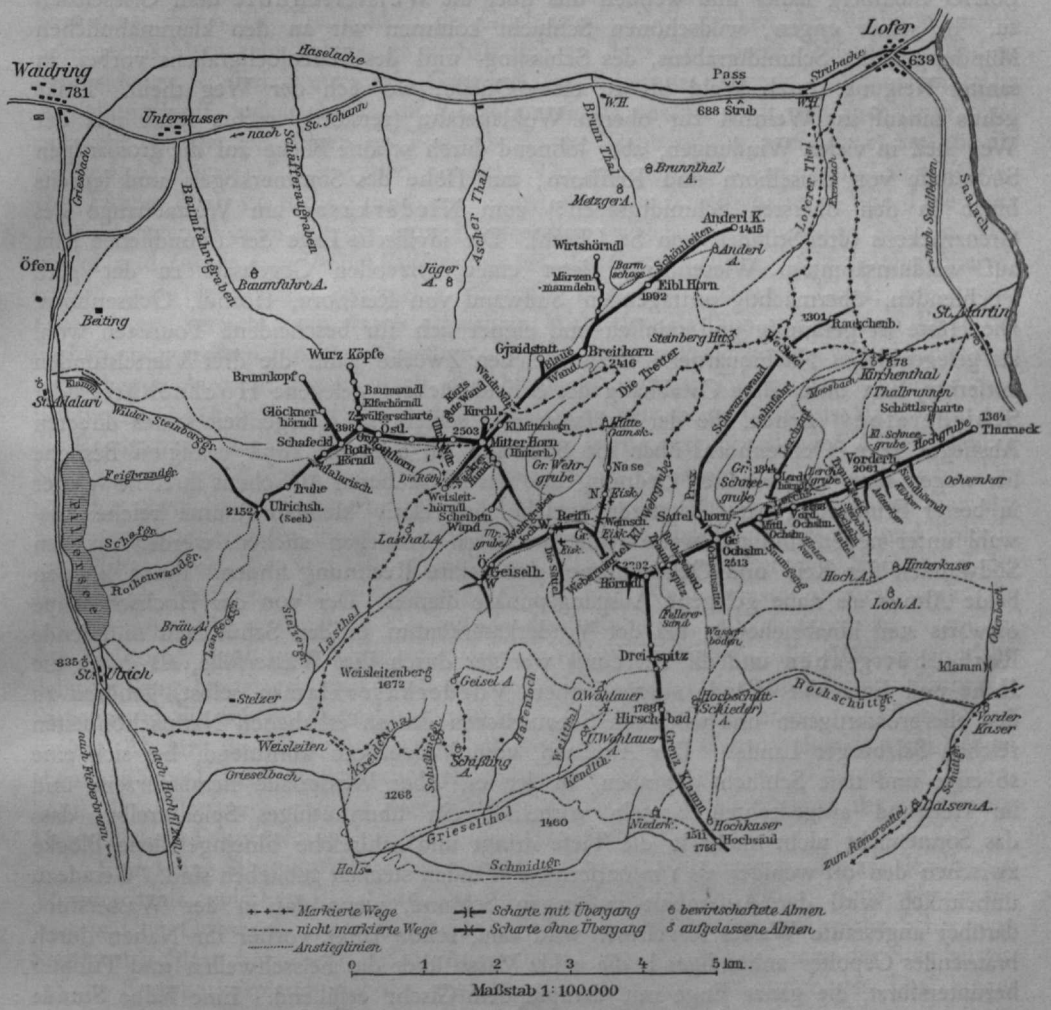
leichten Zerstörbarkeit dieses von zahllosen feinen Sprüngen durchzogenen Gesteins haben sich am Fusse des Gebirgsstockes überall tiefe, wilde Gräben eingenagt, welche endlose Massen von Schutt in die angrenzenden Thäler hinausführen. Über dem Hauptdolomit ragt der Plattenkalk in dicken Schichten mit senkrechten Wänden mauergleich auf. Die annähernd wagrechten, durchschnittlich gegen Nordosten mit 10° bis 15° Neigung einfallenden Schichtflächen bilden jene, oft auf Kilometerlänge sich erstreckenden, bei erhöhtem Standpunkt oder Neuschneebedeckung weithin sichtbaren Bänder, von den Anwohnern Kreise genannt, welche reifenähnlich die Gipfel umziehen. Wegen der Neigung der Schichten treten sie besonders an der Nordseite der Berge deutlich hervor. Der Dachsteinkalk ist unter anderem an der Nordseite des Breithornkammes, auch am Ochsenhorn, ferner bei den Wurzköpfen und am Geiselhorn als Riffkalk entwickelt, an anderen Stellen, so an der Westseite des Mitterhorns, am Südhange des St. Ulrichhorns, wohlgeschichtet, theils von lichtem Weiss, theils röthlich gefärbt durch örtlichen Einschluss kalkiger Thone. Der graue und rothe Lias, welcher auf dem Steinernen Meer so häufig ist, scheint dem Loferer Steinberg ganz zu fehlen, während er auf der niedrigen, nur durch das enge Thal der Haselache geschiedenen Kammerkürplatte eine grosse Rolle spielt.

Die räumliche Ausdehnung der Gruppe ist beschränkt. Der Loferer Steinberg bedeckt ein 70—80 *qkm* grosses Areal von ungefähr rechteckiger Gestalt, 10—12 *km* von West nach Ost, 7—8 *km* von Nord nach Süd. Die durchschnittliche Kammhöhe ist 2200 *m*, die relative Höhe des Randes im Süden 1200 *m*, im Westen 1400 *m*, im Norden und Osten 1500—1600 *m*. Zwei Gipfel erheben sich über 2500 *m*, fünf bis zu 2400 *m* und mehr.

Die Grenze bildet im Südwesten, Westen und Norden der Grieselbach, der diesen Namen nur von seinem Ursprung beim Niederkaser bis zum Pillersee trägt, von da bis Waidring Griesbach, für den Rest seines Tiroler Lebens bis zum Pass Strub Haselache und schliesslich bis zur Mündung in die Saalach bei Lofer Strubache heisst. Im Osten bildet die Saalach, im Süden der Rotschüttbach und der Schüttbach die Grenze. Ausser von den genannten Thälern erblickt man den Loferer Steinberg nur noch von wenigen Thalorten, denn unmittelbar hinter den angrenzenden Thalfurchen erheben sich die Umfassungsmauern anderer Gruppen; im Norden liegt die breite Kammerkürplatte, im Westen der Kirchberg, südwestlich schiebt sich zwischen die St. Ulricher Thalweitung und das Thal der Pillerseeache der Buchberg mit der Buchensteinwand, südöstlich thürmt sich der Zwillingsbruder des Loferers, der Leoganger Steinberg, auf, und über der Saalachspalte ragen die Wände und Gipfel des Steinernen Meeres und der Reitalm in die Höhe. Nur wenige Punkte der Eisenbahn gestatten einen Blick auf die versteckte Gruppe, so eine kurze Strecke der Linie München—Salzburg zwischen Übersee und Prien und wieder bei Freilassing, ferner die Giselabahn zwischen St. Johann i. T. und Fieberbrunn und bei Hochfilzen. Nur ein kundiges Auge findet vom Salzburger Festungsthurm das Mitterhorn und das Rothhorn neben den Gipfeln der Reitalm heraus. Diese Zurückgezogenheit ist wohl auch der Grund, wesshalb die Gruppe dem grossen Touristenschwarm bis heute fremd, aber auch dem Hochtouristen fast nur dem Namen nach bekannt ist. Und das, trotzdem hart an der nordöstlichen Ecke des Gebirgsstockes, am Ausgange des poetisch schönen Lofererthales, eine der besuchtesten und komfortabelsten Sommerfrischen des Salzburger Landes, der Markt Lofer liegt, trotzdem die rührige Section Passau seit Jahren durch Einrichtung der Steinbergalmhütte, neuerdings durch Erbauung des »v. Schmidt-Zabierow«-Schutzhauses, durch Anlage eines bequemen Steiges auf das Mitter(Hinter)horn, sowie durch zahlreiche Markierungen für die Erschliessung des Steinberges thätig ist. Die Literatur über die Gruppe ist eine recht spärliche, auch im Hüttenbuch der Steinbergalmhütte sind die Daten für die Ersteigung anderer als des Mitterhorngipfels sehr rar, die Nomenklatur ist

sowohl in Bezug auf die Gipfel als die Scharten und Gruben eine unsichere, auch die Special-Karte (Korrektur von 1890) lässt an vielen Stellen im Stich, besonders die Höhenkoten scheinen oft verdächtig.[2])

Schon eine Umwanderung der Gruppe, die ein rüstiger Fussgänger in einem Tage ausführen kann, bietet grossen Reiz. Wir beginnen die Reise in St. Ulrich am Pillersee, als der nächsten tirolischen Thalstation, und wenden uns gegen das zwischen den Loferer und den Leoganger Steinberg eingesenkte, wälderreiche Mittelgebirge. Schon



bei der ersten Hebung des Plateaus dürfte eine breite Aufbruchspalte die beiden Steinberge getrennt haben. Durch Abtragung der oberen, widerstandsfähigeren Deckschichten und eine beispiellose Erosion des weicheren Hauptdolomits ist ein Gewirr von Schluchten und Gräben entstanden, das hohen landschaftlichen Reiz bietet, aber an die Orientierungsgabe ziemliche Anforderungen stellt. Als letzter Rest der alten Zusammengehörigkeit zieht sich ein schmaler Verbindungsrücken vom südlichsten Winkel des Loferer Steinberges gegen den Leoganger hin. Er beginnt mit dem Hörndl in 2292 *m* Höhe, sinkt noch in der Felsenregion zu dem dreigipfeligen Dreispitz, circa 1900 *m*, ab, treibt von da an eine Reihe niedriger, theils bewaldeter, theils grasiger Buckel auf

(Hirschbadkopf, 1788 *m*, Hochsäul, 1756 *m*) und schliesst sich, nachdem er auf dem Römersattel[3]) bis auf 1208 *m* gesunken, mit dem Heueck, 1757 *m*, an einem am Marchanthorn nördlich vorspringenden Felssporn an. Über diesen Rücken läuft die Grenze zwischen Tirol und Salzburg. Gewöhnlich wird der Grenzrücken von Hochfilzen aus durch den zu den Schiessübungen der Tiroler Artillerie verwendeten Schüttgraben[4]) erreicht. Da aber dieser allerdings markierte Weg, der vom Sattel aus dem östlichen Schüttgraben folgt, weniger landschaftlichen Genuss bietet, bleiben wir dem Loferer Steinberg näher und wenden uns über die Weisleitenhöfe dem Grieselbach zu. In seiner engen, wildschönen Schlucht kommen wir an den klammähnlichen Mündungen des Schmidtgrabens, des Schissling- und des Hafenlochgrabens vorbei, in sanfter Neigung durch Wald bis zu einer Quelle, wo sich der Weg theilt. Links geht's hinauf ins Weitthal zur oberen Wohlaueralm (zerstört), rechts führt uns der Weg steil in vielen Windungen, aber lohnend durch schöne Blicke auf die grossartigen Südwände von Geiselhorn und Reifhorn, zur Höhe des Sommerkogels und jenseits hinab in den obersten Schmidtgraben[5]) zum Niederkaser am Westabhange des Grenzrückens (drei Stunden von St. Ulrich). Die idyllische Lage der freundlichen Alm auf waldumsäumtem Wiesenhang bietet einen reizvollen Gegensatz zu der grell leuchtenden, übermächtig aufragenden Südwand von Reifhorn, Hörndl, Ochsenhorn. Die Hütte ist geräumig und reinlich und eignet sich für bescheidene Touristen wohl als gelegentliches Nachtquartier. Dem gleichen Zwecke kann die drei Viertelstunden entfernte, hart unter dem Ostabhang des Scheiderückens gelegene Hochschütt- oder Schiederalpe[6]) dienen, die der Verfasser von seinem bei Gelegenheit seines directen Abstieges vom Ochsenhorn über die Südwand im Sommer 1898 erfolgten Besuche her wegen ihrer musterhaften Ordnung und des bildsauberen Aussehens ihrer Bewohner in bester Erinnerung hat. Kletterer, welche auf relativ kleinem Raume reiche Auswahl unter neuen und theilweise recht schweren Anstiegen suchen, werden an den Südwänden der Reif- und Ochsenhörner sicher ihre Rechnung finden. Ihnen können beide Almen als nahe gelegene Ausgangspunkte dienen. Der von der Hochschüttalpe ostwärts steil hinabziehende, bei der Vorderkaserklamm in den Schüttbach mündende Rothschüttgraben und die allerdings weniger durch ihre Wasserfülle, als durch die Höhe und Enge der Wände ausgezeichnete Vorderkaserklamm selbst, gehören zu den allergrossartigsten und wildesten Schaustücken des an erhabenen Naturschönheiten reichen Salzburger Landes. Der Almbach, vom Vorderhorn kommend, hat sich eine so enge und tiefe Schlucht gegraben, in der er, über Wasserfälle herabstürzend und in kreisrund ausgedrehten Kesseln wirbelnd, ein übermüthiges Spiel treibt, dass das Sonnenlicht nicht mehr in die Tiefe dringt und zahlreiche hineingefallene Blöcke zwischen den oft weniger als 1 *m* entfernten Wänden stecken geblieben sind. Geradezu unheimlich wird der Aufenthalt im engen Schlund, wenn das in der Wasserstube darüber angestaute Wasser losgelassen wird und, schon lange vorher ihr Nahen durch brausendes Gepolter ankündigend, die wilde Masse über die Felsschwellen und Trichter herunterstürzt, die ganze Enge mit dampfendem Gischt erfüllend. Eine halbe Stunde nach Verlassen des Vorderkasers (einschliesslich Klammbesuch drei Stunden vom Niederkaser), erreicht man die Saalfeldener Strasse beim Schiederhof. Vom Pass Luftenstein an, wo die bewaldeten Ausläufer des Vorderhorns links und des Kammerlinghorns rechts mit einer Steilheit von mehr als 40° und 1000 *m* relativer Höhe das Thal einengen, weitet sich der Thalboden; ein alter Bergsturz unterhalb Lofer hatte hier früher einen ausgedehnten See geschaffen, sein flacher Grund trägt jetzt schöne Wiesen und parkähnliche Wäldchen. Wir passieren das freundliche St. Martin mit dem bayerischen Forsthaus und der guten Kircherwirthschaft, geniessen einen prächtigen Blick ins eng umschlossene Kirchenthal, wo in der Waldeinsamkeit, vom Vorderhorn, Berchhörndl und Schwarzwand umstanden, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche neben

dem Wirthshaus liegt. Die Strasse gewinnt die Mitte der Thalweitung, der Blick hinauf zu den Bergen wird freier, rechts sehen die Gipfel der Reitalm, gegen Süden das Kammerlinghorn und dahinter der Hundstod des Steinernen Meeres herein, im Norden schliesst die Kammerkürplatte mit dem Grubhörndl und die Höhen um den Kniepass die Aussicht ab und von links drohen die Kolosse des Steinberges, die Ochsenhörner, das Breithorn und das Wahrzeichen Lofers, das nördliche Reifhorn.

Der Markt Lofer (1½ Stunde vom Schiederhof) ist durch seine ungemein geschützte Lage, seine gute Post- und Stellwagenverbindung mit Reichenhall und Saalfelden, durch die Trefflichkeit der Gasthäuser und Sauberkeit der Wohnungen bei Sommerfrischlern sehr beliebt, er verhält sich zu dem einfacheren Waidring und dem bescheidenen St. Ulrich etwa wie Garmisch zur Scharnitz und zur Oberleutasch. Die Anziehungskraft, welche Lofer auf die Sommergäste ausübt, zeigt sich auch darin, dass nur sehr wenige von diesen im Tourenbuch der Steinberghütte verzeichnet stehen, die meisten begnügen sich mit den schönen Thalspaziergängen und dem Lawn-Tennis. Der Führer Sock ist tüchtig und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Von Lofer aus geht es gegen Westen auf der alten Reichsstrasse, welche Innsbruck mit Salzburg verbindet und früher eine hohe Bedeutung für die Gegend hatte. Gleich eine Viertelstunde nach dem Markt zeigt eine Wegtafel links ins Loferer Thal; auf gutem Spaziergange erreicht man durch schattigen Wald den Pavillon am unteren Ende des flachen, mit grossen Blöcken übersäten, herrlich grünen Weidebodens und geniesst eine entzückende Aussicht hinauf nach den blendend weissen Zinnen des Reifhorns und Breithorns. Auf breitem Promenadeweg gelangen wir beim Gasthaus Hinterhorn auf die Reichsstrasse zurück und auf ihr neben der hurtig entgegeneilenden Ache in sanfter Neigung zu den Ruinen der alten, vielumstrittenen Schanzen am Pass Strub. Die nächsten zwei Stunden haben wir im weiter werdenden Thal wenig Schatten von der Nachmittagsonne, dafür ungehinderten Blick auf lange Felsmauern rechts und links in der Höhe. Dort die vertikale, geradlinige Wand, mit welcher die Hochfläche der Waidringer Platte auf die davorliegende Wald- und Weideterrasse abstürzt, links die stellenweise völlig senkrechten Nordwände des Steinberges. Gleich zuerst der Felsthurm des Eiblhorns, dann eine Reihe weit heraustretender Felsköpfe, die Märzenmanndeln, dahinter lang hingelagert das Breithorn und über regelmässig gebänderter, blaugrauer Riesenwand die schöne Mitterhornpyramide. Mehrfache Erhebungen des Randes mit steilem Absturz ins Thal deuten wir auf die Rothhörner, davor stehen in zwei Reihen abenteuerliche Felsthürme, Elferhörndl, Baumanndl, Glöcknerhörndl, Wurzköpfe, Brunnkopf. Das Glöcknerhörndl ist durchlöchert; man nennt diese Löcher in der nur wenige Meter dicken Felsmauer in Waidring die Schönwetterfenster.

Eine kurze Steigung bringt zur stattlichen Post in Waidring, das auf der flachen Wasserscheide zwischen der Haselache und dem gegen die grosse Ache fliessenden Innerwalder Griesbach freier als Lofer gelegen, ebenfalls eine zahlreiche Schar von Sommerfrischlern beherbergt. Der Ausblick auf den Nordwestabsturz des Steinberges, auf die Kammerkürplatte und das aussichtsreiche Fellhorn und durch das Thal hinaus auf die schönen Gipfel der Reitalm, ist ein überaus harmonischer.[7]) Von jetzt ab biegen wir auf schmalem, schattigem Strässchen scharf nach Süden um. Durch der Waidringer Öfen abenteuerliche Felsthürme, offenbar Reste einer frühzeitig gealterten Klamm, die der Griesbach im Hauptdolomit ausgenagt hat, erreichen wir in ¾ Stunden das malerisch gelegene, treffliche Wirthshaus von Adalari mit dem freskenberühmten Wallfahrtskirchlein dabei, das sich inmitten düsterer Tannen an den Fuss einer steilen Felswand schmiegt. Gegenüber in der Höhe das Rothhörndl, die Klippen der Brunnköpfe, Truhe, Ulrichshorn. Ein wilder Schuttgraben zieht hoch oben von der mürben Wand herab, ergiesst sich durch eine kleine Klamm, die vom Adalariwirth gangbar gemacht und mit 1 St. Zeitaufwand hin und zurück zu begehen ist, in den Griesbach.

Bald ist auf ebenem Wege das Ende des krystallklaren Pillersee's erreicht, das Ulrichshorn spiegelt sich darin. Auf den breiten Thalboden von St. Ulrich schauen von Süden der Spielberg der Kitzbühler Alpen und das Marchanthorn des Leoganger Steinberges herein, im Norden schliesst die Kammerkür die Aussicht, jenseits der stillen, vom Abendwind leicht gekräuselten Wasserfläche hebt sich eine steile, latschen- und waldbedeckte Wand, von mehreren Gräben durchschnitten, die hoch oben, wo über dem Grün die weissen Köpfe des Seehorns leuchten, ihren Anfang nehmen. Der schlanke Kirchthurm von St. Ulrich blickt über das Wasser, 3/4 Stunden nach Adalari landen wir im trefflichen Seewirthshaus neben dem Widum.

Noch ist's hell; bis die treubesorgte Seewirthin die Forellen zubereitet, gehen wir einige Schritte vor den Ort bis zu der Brücke über den Kalkbach, dort ist die Ausschau auf die Steinbergriesen ungehindert. Da steht wie eine Gestalt aus den Ampezzaner Dolomiten der zackige Koloss des Geiselhorns, der mit dem Ulrichshorn gegenüber den Eingang in's dunkelnde Lasthal beherrscht. Darüber hebt sich, breit auf weisser Schutthalde thronend, das regelmässige Dreieck des Mitterhorns vom Himmel ab, links davon der kecke Kopf des Rothhörndls, rechts erscheint eine tiefe, eckige Scharte, welche durch die kleine Steinfigur des »Nackten Hundes« gedoppelt ist. Unten im Thal ist's Dämmerung, oben sind die Felsen noch im glühenden Sonnenschein; über die finsteren Wälder gegen Hochfilzen zu schaut der Marchant herüber, leuchtend wie flüssiges Gold. Höher und höher ziehen die Schatten hinauf, das Ulrichshorn ist dunkel geworden, jetzt ist auch der letzte Sonnenstrahl vom Geiselhorn geschwunden, auch vom erhabenen Mitterhorn eilt der freundliche Schimmer weg; feierliches Schweigen ringsum. Da tönt melodisches Geläut der weidenden Heerde aus dem Walde gegenüber; wie wir wieder aufschauen, stehen alle die vorhin weissen Wände in rothe Gluth gehüllt, blutig leuchtet's um die Flanken des Mitterhorns, in purpurnem Schein treten die Thürme des Geiselhorns zwischen den tiefschwarzen Schluchten heraus, gespenstig erheben sich die Leoganger Gipfel wie eine Wolke über dem nächtigen Wald. Rasch wie er gekommen, verschwindet der Zauberschein; in fahl phosphorescierendem Grau stehen die Felsen da; ein fröstelnder Schauer geht durch die Luft; auch die Berge gehen zur Ruhe. —

Während bei Kettengebirgen die Richtung der Falten und der Verwerfungslinien meist den Zug der Kämme und die Thalrichtung bestimmt und daher der Verlauf der Gebirgskämme für die Ausgestaltung der Thäler und Mulden maassgebend war, so tritt bei den Platterten der Ostalpen der gegentheilige Fall ein. Die Erosion der ursprünglich flachen Decke durch Regen und fliessendes Wasser, Eis und Schnee, durch chemische Auflösung und mechanische Zertrümmerung bewirkte zunächst grössere oder kleinere Austiefungen, zwischen denen Reste des Stockes stehen blieben. Die bald mehr gesetzmässige, bald mehr zufällige Gruppierung solcher Mulden und ihr Zusammenwachsen veranlasste die Entstehung von Kämmen und isolierten Gipfeln, die nur als stehengebliebene Ränder solcher Mulden aufzufassen sind. Deshalb wird die Darstellung der orographischen Verhältnisse des Steinberges von den Thälern und den Mulden, hier Gruben genannt, auszugehen haben.

In den Plateaustock schneiden zwei längere Thalfurchen tief ein, das Loferer-thal mit dem Exenbach im Nordosten, das Lasthal im Südwesten. Auf eine tektonische Vorbildung beider scheint der Umstand hinzuweisen, dass die herrschende Fallrichtung der Schichten gegen Nordosten, an der Südseite des Breithorns, wie am Zug zwischen Rothhörndl und Ulrichshorn in den oberen Lagen durch eine gegen Süden gerichtete ersetzt ist. Die beiden Thalgründe haben manche Ähnlichkeit. Die eigentlichen Thäler sind nur kurz, nach wenigen Kilometern folgt Steilwand, über



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Ochsenhörner von Nordwest (aus der Kl. Wehrgrube).

dieser erhebt sich die Fortsetzung des Thales in mehreren deutlich unterscheidbaren Terrassen als muldenförmige Einsenkung. Mit zunehmender Höhe, beim Übergang in den dichten Platten- und Dachsteinkalk, folgen Block- und Karrenfelder. Gleichzeitig ändert sich die Längsrichtung der Furche: An das gegen Südwest in den Steinberg hineinziehende Lofererthal mit seiner oberen Fortsetzung, den sogenannten drei Trettern, schliesst sich die Grosse Wehrgrube mit ostwestlicher Längenausdehnung; ebenso biegt das Lasthal unter den Hängen der aufgelassenen Lasthalalpe um und setzt sich erst als schmaler Graben, dann als wüste Trümmer- und Blockmulde unter dem Namen Ulricher Grube gegen Osten bis unter das westliche Reifhorn fort. Ein schmaler Riegel, vom Mitterhorn in südöstlicher Richtung auf kurze Strecke verlaufend, dann aber steil gegen ein breites, vor das westliche Reifhorn gelagertes Karrenfeld, das Wehrgrubenjoch,[8]) abbrechend, trennt die Grosse Wehrgrube vom Lasthal und der Ulricher Grube. Im Laufe der Jahrtausende wird wohl auch dieser Rücken immer niedriger, die Gruben immer tiefer werden, dann wird der Loferer Steinberg ebenso in zwei Theile zerfallen, wie die ganze Gruppe der beiden Steinberge durch die Schüttgräben getrennt worden sind.

Im dritten Thal von Bedeutung, dem Kirchenthal,[9]) aus dem der Moosbach bei St. Martin in die Saalach mündet, wiederholt sich die geschilderte Terrassenbildung. Bis wenig über die Wallfahrtskapelle ein idyllisches Waldthal, steigt es zu einer steinigen, latschenbedeckten Terrasse auf. Diese Terrasse wird durch einen in der Mitte herabziehenden Scheiderücken getheilt. Am südlichen Theil liegt unter dem Vorderhorn die Kleine Schneegrube, im nördlichen der öde Hang der Lahnfahrt (Lawinengänge). Über der Kleinen Schneegrube liegt die selten betretene, von Lofer aus nicht sichtbare Lerchgrube, über der Lahnfahrt breitet sich hinter dem Lerchhörndl die Grosse Schneegrube aus, deren perennierende Schneereste von Lofer gut sichtbar sind. Zwischen Grosser Schneegrube und Lerchgrube liegt der Scheiderücken des Lerchhörndls, der sich nicht direkt an den Südrand des Gebirges anschliesst, sondern in einen flachen Sattel, den Lerchsattel, ausläuft.

Der südliche Theil des Plateaus wird durch eine, der Grossen Wehrgrube an Ausdehnung fast gleichkommende Mulde, die Kleine Wehrgrube, eingenommen, die mit ihrem oberen Ende direkt an den Südrand des Massivs heranreicht.

Die genannten Thäler und Gruben, sowie einige Karmulden zweiter Ordnung am Aussenrand des Plateaus, und verschiedene tiefer eingenagte Schluchten bewirkten ein einfaches System von Randkämmen, nämlich zwei ungefähr von Ostnordost nach Westsüdwest streichende Züge mit einigen Seitenkämmen.

Der Nordkamm steigt beim Anderlkopf, 1415 *m*, südöstlich von Lofer über die Waldgrenze, sinkt sofort wieder zur Einsattlung bei der Anderlalpe und geht als begrünter Rücken unter dem Namen »die Schönleiten« südöstlich weiter bis zur jähen Steilstufe, mit der sich das Eiblhorn, 1992 *m*,[10]) aus ihm erhebt. Der Kamm steigt stetig, hat mehrere Krümmungen, stürzt gegen Norden auf die vorgelagerte Grube der Barmschoss, gegen Süden auf die Tretter steil ab, bis das Breithorn, 2416 *m*,[11]) steil aus ihm heraustritt. Schmal fällt er gegen einen aussichtsreichen Sattel, die Waidringer Nieder, ca. 2370 *m*, ab, um dann über den unbedeutenden Felskopf des Kleinen Mitterhorns[12]) zum Kulminationspunkt des Nordrandes, dem Mitter- oder Hinterhorn, 2503 *m*,[13]) anzusteigen, das den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen Gruppe bildet. Über gut gestufte Felstreppen und eine schwache Scharte wird nach Überwindung eines wenig ausgeprägten Gratbuckels[14]) die scharfe Einsattelung der Ulricher Nieder, ca. 2330 *m*, erreicht, dann folgt über zerrissene, bis ins kleinste Detail zerschründete Karrenbildungen mit einer Anzahl von Höckern und Scharten der Gipfel des Östlichen Rothhorns. Eine tiefe Scharte trennt diesen von dem nördlich etwas vorgeschobenen Grossen Rothhorn, 2398 *m*. Abermals

ist eine Scharte zu überklettern, um auf das westliche Rothhorn, das Rothhörndl (oder Kleinhörndl) zu gelangen, das in hohen Steilwänden auf die weitere Fortsetzung des Grates abfällt. Der niedrige Kopf des Schafeckls ist beiderseits durch Scharten hervorgehoben, die westlich davon gelegene ist die Adalarischarte. Fast horizontal zieht der Kamm, welcher vom Rothhörndl an wieder südwestliche Richtung angenommen hat, über glattplattigen Gehängen schmal weiter, bis mit kurzer Steilstufe der gestreckte Rücken der Truhe[15]), und nach einem noch plattigeren kurzen Stück der Doppelgipfel des St. Ulrichshorns oder Seehorns, 2152 *m*, folgt.

Nur kurze Seitenkämme strahlen vom Nordkamm aus. Östlich vom Breithorn löst sich ein Ast gegen Norden ab, der die fünf Märzenmanndeln,[16]) kecke Felsthürme, trägt, deren äusserster, das Wirthshörndl, mit ca. 200 *m* hoher vertikaler Wand gegen Norden abfällt. Zwischen diesem Zug und dem Hauptkamm liegt die Grube Barmschoss. Nördlich vor dem Gratstück zwischen Breithorn und Waidringer Nieder liegt ein Thurm, die Gjaidstatt, deren Fuss von einem ausgedehnten Schutt- und Karrenfeld umgeben ist. Vom Grossen Rothhorn ist durch die tiefe Zwölfuhrscharte ein mauerähnlicher, von den Thürmen des Elferhörndls, des Baumanndels und der Wurzköpfe gekrönter Querast getrennt. Westlich von ihm, durch den Baumfahrtgraben geschieden, zweigt vom Rothhörndl gegen Nordwesten ein Seitenkamm ab, in welchem das schmale Glöcknerhörndl und der Brunnkopf[17]) stehen. Das Ulrichshorn sendet zwei kurze Ausläufer nach Süden[18]) und einen längeren, längs des Pillersees sich erstreckenden, nach Nordwesten.

Der scharfgeschnittene, aber rasch abfallende Südwestgrat des Mitterhorns endet über der Lasthalalm mit dem spitzigen Weisleithörndl.[19]) Der Südostgrat des Mitterhorns endlich, der sehr steil zur Scharte des Nackten Hundes abfällt, setzt sich jenseits über zwei markante Zwillingsthürme[20]) bis zum Wehrgrubenjoch fort und hat gegen Südwesten einen Ausläufer, die basteiähnliche Scheibenwand,[21]) welche die Ulricher Grube von der obersten Lasthalschlucht trennt.

Der Südrand beginnt beim Pass Luftenstein mit dem bewaldeten Thurneck, das steil aus dem Thal zu 1364 *m* aufsteigt, erreicht dann in der Felsenregion im Vorder- oder Flachhorn[22]) die Höhe von 2061 *m*, zieht in unveränderter Westsüdwestrichtung, beiderseits in Steilwänden abstürzend und durch eine breite Einschartung, den Traunsteig,[23]) unterbrochen, zum Vorderen Ochsenhorn, 2288 *m*, von diesem über das Mittlere[24]) zum Hinteren oder Grossen Ochsenhorn,[25]) 2513 *m*, das durch eine tief einschneidende Kluft gedoppelt ist. Die Scharte zwischen Vorderem und Mittlerem Ochsenhorn trägt einen steilen Felsklotz, das Mannl, in dessen Nähe fast auf dem Grat das ganze Jahr hindurch eine Quelle fliesst. Westlich vom Grossen Ochsenhorn stürzt der schmale Grat in hohen Treppenabsätzen zum engen Rothschartel ab. Über letzteres führt zwar nicht, wie in der Sp.-K. angegeben, ein Weg, wohl aber wurde die Scharte wiederholt von Einheimischen und Touristen zum Abstieg nach Süden, zunächst zur Schiederalm, benützt. Die Section Passau trägt sich mit dem Gedanken, durch einen hier durchgeführten Steig ihre Hütten auf den beiden Steinbergen zu verbinden. Es würde das eine grossartige, abwechslungsreiche Tour geben.

In einem weit gegen Süden ausgreifenden Bogen umstehen von hier an durch Scharten getrennte Felsköpfe das obere Ende der Kleinen Wehrgrube. Der östlichste dieser isolierten Köpfe, der den Namen Traunspitz führt, ist durch eine von Süden ersteigbare Scharte[26]) von dem am weitesten südlich vorgerückten Hörndl,[27]) 2292 *m*, getrennt. Auf das Hörndl folgt eine kleinere Scharte, ein unbenannter Felskopf und sodann eine tiefe Einsattlung, wo der Kamm fast auf das Niveau der Kleinen Wehrgrube absinkt. Diese Einsattlung ist die Scharte am Webermarterl.[28]) Ein Marterl erinnert dort an die vor etwa 40 Jahren geschehene Ermordung eines Jägers durch

zwei Wildschützen. Ausser an dieser Stelle trifft man noch am Wehrgrubenjoch und an der Waidringer Nieder Bildstöckeln, wohlthuende Symbole menschlicher Pietät in der furchtbaren Einsamkeit der hohen Steinwüste. — Unheimlich steil hebt sich von der Scharte weg der Südostgrat des Grossen Reifhorns,[29]) bei welchem der Kamm wieder die alte Richtung einschlägt. Eine tiefe Kluft, deren Ostwand schwer erkletterbar ist, während die Westseite überhängt, trennt vom Grossen das Westliche Reifhorn[30]) ab, das etwa 50 *m* niedriger ist und sich allmählig gegen das Niveau der Ulricher Grube hinabsenkt. Der Kamm macht eine Biegung nach Süden zu und zieht dann zwischen Hafenloch im Süden und Lasthal im Norden sehr scharf und von mehreren abenteuerlichen Thürmen gekrönt, annähernd horizontal hinüber zu den beiden Geiselhörnern,[31]) 2269 *m*, deren Trennungsscharte mit brüchigem Gestein beiderseits in schwindelnde Tiefen Rinnen entsendet.

Zahlreicher als beim nördlichen Zug sind die Verzweigungen des Südkammes. Westlich vom Mittleren Ochsenhorn tritt ein kurzer Sporn nach Nordosten vor, in der Tiefe verflacht er sich zum karrendurchfurchten Lerchsattel und steigt dann wieder zum latschenbewachsenen Lerchhörndl, 1874 *m*, empor.

Etwas westlich vom Grossen Ochsenhorn löst sich in anfänglich nordwestlicher Richtung ein langer Seitenast ab, der vom Körper des Ochsenhorns durch eine markante Scharte getrennt ist. Hiedurch tritt das Ochsenhorn freier heraus und der oberste Theil des Seitenastes erscheint als selbstständige Erhebung. Sie führt den Namen Sattelhorn. Bald biegt der ganze Seitenast, der im oberen Abschnitt als Prax, im unteren als Schwarzwand bezeichnet wird, gegen Nordosten um und endigt mit dem bewaldeten Rauschenberg, 1301 *m*, zwischen Lofer und St. Martin. Über eine tiefe Einsattlung westlich vom Rauschenberg, den Wechsel, führt ein beliebter Übergang vom Loferer Thal ins Kirchenthal.

Etwas östlich von dem Grossen Reifhorn verzweigt sich der eben erst der Tiefe entstiegene Hauptkamm abermals. Der nördliche Seitenast behält seine Höhe ziemlich lange bei; zwei nicht leicht erkletterbare Scharten, deren südliche das Weinschartl heisst, trennen den Verzweigungspunkt vom formenschönen Nördlichen oder Kreuzreifhorn,[32]) 2430 *m*, das von Lofer aus gesehen das Grosse Reifhorn deckt. Die Fortsetzung des Zuges führt über einen durch eine Scharte vom Kreuzhorn getrennten Vorgipfel, die Nase, als breiter, von Karren durchfurchter Riegel zum unbedeutenden Gamsköpfel fort, auf dem die neue Hütte der Section Passau thront. Der Riegel bildet einen Damm, hinter welchem die Schneemassen der Grossen Wehrgrube in der Tiefe zurückgehalten werden. Ein ähnlicher Riegel verbindet den Nordfuss des Kreuzreifhorns mit der Schwarzwand als Abschluss der Kleinen Wehrgrube nach Norden.

Gegen Süden ist der bedeutendste Zweig jener lange Grenzrücken zwischen Tirol und Salzburg, dessen Verlauf oben schon geschildert wurde. Kürzere Felssporne gehen aus: Von den drei Ochsenhörnern, vom unbenannten Felskopf zwischen Hörndl und Webermarterl, vom Geiselhorn und ein etwas längerer vom Reifhorn, der unter dem Namen »die Sättel« den Hafenloch vom Wohlauer Graben trennt.

Zahlreich sind auf dem Steinberg die oft bis ins Kleinste zerschründeten Karrenfelder mit den tiefen und engen Spalten und Löchern und deren scharfkantigen Zwischenrippen, die eine Wanderung darüber zu einer äusserst mühsamen und gefährlichen Aufgabe machen. Eines der ausgedehntesten legt sich rings um den Nordfuss des Kreuzreifhorns, ein zweiter befindet sich in der Südflanke des Kammes zwischen Ulricher Nieder und Östlichem Rothhorn, andere im östlichen Theile der Kleinen Wehrgrube, am Lerchsattel, zwischen der Unteren und der Oberen Ochsengrube, am Wehrgrubenjoch. Dagegen sind Quellen in der Felsenregion selten. Unmittelbar über der alten Steinberghütte tröpfelt ein spärlicher Wasserfaden aus dem Boden; in der Nähe der neuen Hütte fliesst eine kalte Quelle auch im heissen Sommer, in der

Ulricher Grube auf der Seite gegen den Grat zwischen Reifhorn und Geiselhorn zu scheint eine schwache Quelle gleichfalls anzudauern. In der Ochsenhorngruppe findet sich ausser der schon erwähnten Quelle beim Maul noch eine solche am Ostfusse der Prax, zwischen Lahnfahrt und Grosser Schneegrube. Dagegen bleiben in den versteckten Klüften der grossen Blockfelder den ganzen Sommer hindurch Schneereste liegen, aus denen sich das Schmelzwasser an manchen Stellen in schattigen, mit Lehm ausgekleideten Trichtern ansammelt, so in der Röth oberhalb des Weisleithörndls. Zu den eigenartigsten Erosionsbildungen gehören die sogenannten Eiskeller. Der grösste derselben, den Jägern und Hirten wohlbekannt, findet sich auf der Südseite des Grossen Reifhorns bei dem Treiberpfad, der vom Webermarterl nach den Sätteln führt, ein anderer, von Führer Sock entdeckt, liegt an der Ostseite des Nördlichen Reifhorns, etwa eine Viertelstunde unter dem Gipfel; beide sind geräumige, mit Schnee- und Eisresten erfüllte Höhlen. Einen dritten, mitten in der furchtbar steilen Ostwand des Grossen Reifhorns, entdeckte der Verfasser mit Führer Widmoser im Sommer 1898. Es ist eine etwa 30 *m* lange, nur 1—2 *m* breite, bergschrundähnliche Spalte im Felsen von mehr als 20 *m* Tiefe. Auch an der Südseite des Ochsenhornkammes, nur wenige Meter unterhalb der Scharte zwischen dem Mittleren und dem Grossen Ochsenhorn, findet sich ein derartiges Loch im Felsen.

Von den Einheimischen, Jägern, Treibern und Hirten sind die meisten Gipfel und Kämme schon längst wiederholt bestiegen worden, für den Fremdenbesuch haben bis jetzt nur das Mitter(Hinter)horn, das Kreuzreifhorn und das Grosse Ochsenhorn eine Rolle gespielt. Die beiden ersten erreicht man von der neuen Schmidt-Zabierow-Hütte in 1½ bis 2, das letztere in 2½ bis 3 Stunden. Zur Hütte führt von Lofer durch das Loferer Thal und über die Tretter ein von der A.-V.-S. Passau erstellter guter Steig, der sich über die Waidringer Nieder zum Mitterhorn fortsetzt. Mit dem Besuch des Mitterhorns lässt sich die leichte Kletterei auf das Breithorn bequem verbinden (dreiviertel Stunden von der Waidringer Nieder). Die Aussicht vom Mitterhorn ist überaus grossartig und rivalisiert mit der vom Birnhorn im Leoganger Steinberg. Die Tauern von den Zillerthaler Bergen bis zum Ankogel, die Berchtesgadener Alpen mit dem Steinernen Meer und Hochkönig, die grünen Chiemseer Alpen und darüber die bayrische Ebene und der Chiemsee, die nordtiroler Kalkalpen bis zur Zugspitze, ganz im Vordergrund majestätisch gelagert der Wilde Kaiser, über dem lachenden Pillerseethal die Kitzbüheler Schiefergebirge und zu Füssen die lebensfeindlichen Steinwüsten der Wehrgrube, sind die Hauptbestandtheile der umfassenden Rundschau. Ganz ähnlich ist sie auch von den andern Gipfeln des Steinberges; die bayrische Ebene tritt vom Breithorn noch deutlicher hervor, die Berchtesgadener Alpen und der Dachstein zeigen sich auf dem Ochsenhorn vollkommener; das Grosse Reifhorn bietet einen imposanten Anblick des Leoganger Steinberges und der verworrenen Gräben des Zwischengebietes; vom Geiselhorn sind die Tauern noch freier und vom Ulrichshorn hat man einen einzigartigen Blick auf den Pitlersee tief unten. Auch die Waidringer Nieder vereinigt eine imposante Fernsicht mit instruktiver Ansicht der gewaltigen Wände von Mitterhorn, Reif- und Ochsenhörnern. Ein besonderer Vorzug der neuen Hütte ist es, dass sich von ihr aus ohne grosse Anstrengung mehrere Gipfel am gleichen Tage besuchen lassen. Hoffentlich wird in den nächsten Jahren das Reisepublikum seine Gunst auch den bisher missachteten Höhen zuwenden, mit dem Mitterhorn das Breithorn verbinden, vom Kreuzreifhorn auch auf das Grosse oder das ganz leichte Westliche Reifhorn steigen, auch auf dem Mittleren und Vorderen Ochsenhorn, dem bescheidenen Hörndl, den prachtvollen Rothhörnern seine Karten abgeben. Der Hochtourist aber möge weit mehr als bis jetzt dem Steinberg seine Schritte zulenken, um dort diejenigen Touren auszuführen, zu welchen der ganze Aufbau des Steinberges so besonders geschaffen zu sein scheint, lange Kammwanderungen[33]) über eine Reihe



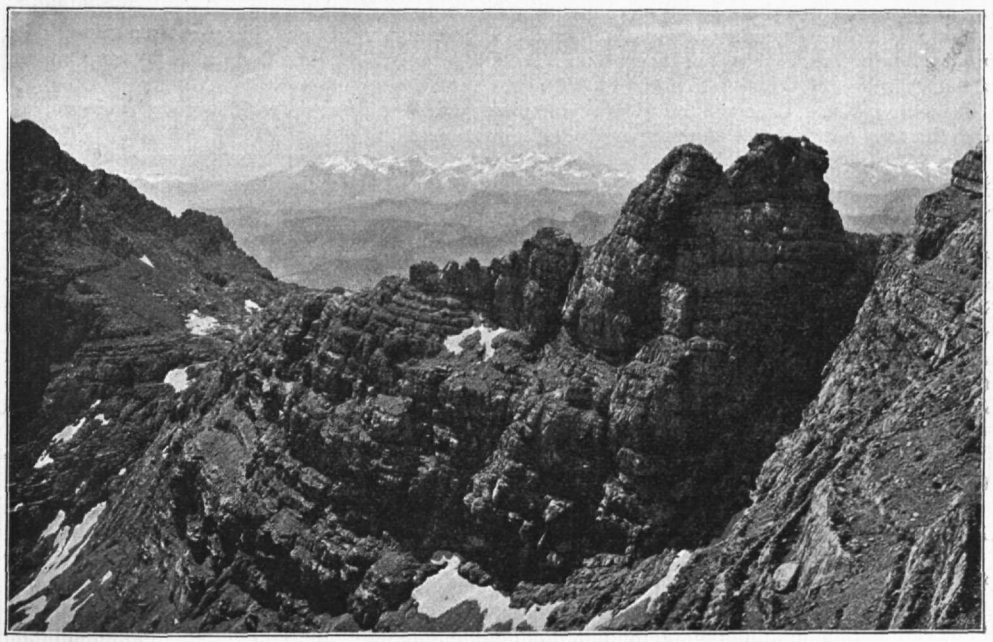
Schmidt-Zabierow-Hütte in der Grossen Wehrgrube.

von Gipfeln, über Felstreppen und Scharten, oder Quergänge in der Flanke steiler Wände auf lang sich hinziehenden Bändern, deren Verlauf das geübte Auge schon von ferne erspäht hat. So ist dem Verfasser seine erste Tour im Steinberg, am 31. August 1896, noch in schönster Erinnerung, als er mit Führer Soder aus Waidring von der Steinberghütte über die Waidringer Nieder zum Mitterhorn hinauf und zur Ulricher Nieder hinunterstieg, um dann in langgestreckter, horizontaler Traverse in der Mitte der steilen Südwand der Rothhörner hoch über den gemsenreichen Weidegründen ob dem Lasthal bis zum Schafeckl vorzudringen und von der Adalarischarte durch den Steinberggraben nach Waidring abzusteigen, mit einem Gesammtzeitaufwande von 10 Stunden einschliesslich der Rasten. Oder jene scharfe Gratwanderung im Sommer 1897 mit seinem Freunde E. Peter, als sie von der Schisslingalpe aus durch die Latschen- und Plattenrinne an die Felsen des Geiselhorns hinaufeilten, um auf schmalem, steilem Band über dem Abgrund des Hafenloches die oberen Felsen des Westgipfels zu gewinnen und dann, bald in Nebel und Regen, bald im schönsten Sonnenschein, den schwierigen Gratübergang bis zum Westlichen Reifhorn unternahmen, sodann — das Grosse Reifhorn flankierend — auf dem Kreuzhorn anlangten und dort über eine halbe Stunde ihre Abbilder auf lichter Nebelwand, von goldener Aureole umstrahlt, bewundern durften. Noch wenige solcher Combinationstouren sind im Steinberg unternommen worden, es möge darum dem Verfasser gestattet sein, die Beschreibung einer solchen folgen zu lassen, welche Herr Fill, der als Tischler in Lofer längere Zeit beschäftigt war, ihm freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Die Wanderung vom Breithorn zum Grossen Rothhorn gehört zu den schönsten, aber auch anstrengendsten Touren, die ich in den nördlichen Kalkalpen gemacht habe. Am 7. September 1896 abends verliess ich die Werkstätte des Herrn Stainer in Lofer und stieg zur Steinberghütte hinauf. Ein herrlicher, milder Abend war es, der Himmel wolkenlos und die stolzen Felsenriesen des Loferer Steinberges von der untergehenden Sonne farbenprächtig bestrahlt. Langsam verwandelten sich die rosig glühenden Massen ins Graue, endlich war der Tag verschwunden und die Sterne funkelten auf. Schweigsam wanderte ich durch das Loferer Thal und auf dem wohlbekannten Pfade zur kleinen

Steinberghütte, wo ich zu meiner Freude keinen Touristen fand. Bald prasselte im leidlichen Herd ein prächtiges Feuer, das die kleine Räumlichkeit erwärmte. Während das Wasser für den Thee kochte, las ich im Hüttenbuche alle bemerkenswerthen Touren nach, welche da aufgeschrieben sind. Dann begab ich mich ins Freie, um nach dem Wetter zu sehen. Eine herrliche, stille Nacht! So feierlicher, tiefer Frieden umgiebt diese Hütte! Die Berge im Osten sind vom Monde silberhell beschienen, während über das Thal ein tiefer Schatten ausgebreitet liegt. Nachdem ich mich des grossartigen Bildes erfreut hatte, begab ich mich zur Hütte zurück, brachte alles in Ordnung und suchte das Lager auf. Das Licht war ausgelöscht; ich einsam in diesem Raum! Welche Freude für mich! Nach einem erquickenden Schlafe stand ich verhältnissmässig spät auf und begab mich sogleich hinaus. Es war schon ziemlich hell und ein herrlicher Tag brach an. Hastig kochte ich Thee, den ich mit derselben Hast austrank. Endlich nach ½5 Uhr brach ich auf. Meine ursprüngliche Absicht war die Besteigung des Hinterhorns. Ich stieg zum ersten Trett auf und sah nach unten. Das Thal lag noch im Nebel. Immer weiter gieng's, rechts sah ich die grossartigen Abstürze des Breithorns, in geringer Entfernung tauchten links die stolzen Gipfel der Ochsenhörner über den Schwarzwandgrat empor, die soeben in der aufgehenden Sonne rosig aufglühten, auch das Breithorn grüsste in rosiger Pracht herunter. Nach einem zweistündigen Steigen stand ich vor der Grossen Wehrgrube, es wehte ein eisiger Wind, der mir den Körper durchschauerte. Ich hielt Rast und erfreute mich des Bildes von fesselnder Grossartigkeit. Sie ist so tiefernst, die Wehrgrube! Nachdem ich mich gehörig gestärkt hatte, trat ich wieder den Aufstieg an. Der markierte Weg führte mich anfänglich über das Karrenfeld, dann über Schutthalden zu einer Felshöhle, dem sogenannten Sammelhaus, und endlich über ein langes Grasband zur breiten Scharte, der Waidringer Nieder, wo ich kurz nach 8 Uhr anlangte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch über den Ochsenhörnern. Über dem Kamm, der vom Hinterhorn zur Grossen Wehrgrube hinabzieht, gewahrt man im Süden die ganze Tauernkette und in der Nähe die abenteuerlich geformten Zwillingsthürme bei der »Nackten Hund«-Scharte. Auf der Waidringer Nieder entschloss ich mich, das Breithorn anzupacken; ich verwahrte meinen Rucksack an einem sicheren Orte und stieg an der Scharte rechts ein wenig ab. Nach einem horizontalen Quergange durch die Westwand stand ich am Einstiege, welcher ohne Schwierigkeit vor sich gieng. Über Wandeln und Risse geht es an sehr hübschen Griffen und Tritten rasch vorwärts, stets mit reizendem Tiefblick. Der Grat wurde etwas südlich vom Gipfel erreicht. Der weitere Aufstieg vollzog sich auf diesem Grate und nach einer halben Stunde von der Waidringer Nieder war der Gipfel des Breithorns erreicht. Eine herrliche Aussicht belohnte die Mühen. Reizvoll ist der Blick auf die unermessliche Ebene im Norden mit ihren Seen. Nur eine Viertelstunde war es mir vergönnt, auf dieser luftigen Hochzinne zu verweilen. Der Abstieg wurde auf demselben Weg zur Waidringer Nieder bewerkstelligt, wo ich zur Weiterwanderung den Rucksack wieder nahm. Nun galt es dem Kleinen Mitterhorn. Schon nach wenigen Minuten stand ich auf dem Bande an der Westflanke dieses Berges, über welches auch der markierte Weg führt. Unter Zurücklassung des Rucksackes erreichte ich über einige Stufen in kürzester Zeit die sehr schmale Gipfelschneide, die man ganz gut rittlings passieren kann. Ich fand dort ein Steinmannl mit einer Stange und zwei Karten vor, die von zwei Traunsteiner Touristen (Scherer und Auer) herrührten. Schön ist der Tiefblick auf die Felswüste der Grossen Wehrgrube und auf die in freundlich grüner Mulde eingebettete Jägeralm. Schnell giengs wieder hinunter und auf dem vorzüglich markierten Wege zum Mitterhorn. Schon circa 10 Uhr sah ich den grossen Steinmann mit dem hölzernen Kreuze, mit welchem der Gipfel geziert ist, und bald darauf betrat ich die Spitze. So mild war die Luft, dass ich den Rock ausziehen und ein kurzes Mittagsschläfchen machen konnte. Ich genoss die herrliche Aussicht, an der namentlich der Einblick in das öde Hockkar der Grossen Wehrgrube mit seinen wilden Felsgestalten charakteristisch und imponierend ist, und den Ausblick auf die in seltener Reinheit glänzende, schneebedeckte Tauernkette. Sehr interessant ist der furchtbar zerrissene Grat Reifhorn—Geiselhorn mit seinen ungemein kühn geformten Thürmen. Wie lieblich grüssen die grünen Thäler, besät mit Häusern und Hütten aller Art, mit den silbernen, schlangengleich durchfluthenden Bächen freundlich herauf! Wie reizend winken die sonnigen grünen Matten, die Hügelketten mit ihren unzähligen Heerden, mit ihrem idyllischen, poesiedurchwehten Leben! Neben dem Lieblichen schaut man in nächster Umgebung die ernsten, wilden Felsriesen, die starr und öd ins Thal blicken. Die grünen Gebirgsgruppen und schimmernden Schneegipfel im Süden bilden einen wirksamen Contrast zu dieser starren Felsumgebung. Weiter im Südwesten blicken eisgekrönte Häupter und im Westen die Felsgestalten des Kaisergebirges und der Tiroler Kalkalpen, und zuletzt winkt gebieterisch das stolze Grosse Rothhorn herüber. Bis 11½ Uhr blieb ich auf der interessanten Hochwarte und stieg auf der Lasthalseite ab, wo der Abstieg gleichfalls markiert ist. Er ist etwas beschwerlicher als der Loferer Hinterhorn-Weg, auf dem ein flinker Bergsteiger bequem in einem halben Tage zum Hinterhorn hinauf- und zurückbummeln kann. Nach einigen Irrfahrten über die Bänder gelangte ich endlich unten an und beschloss, den in der Nähe stehenden Vorgipfel[14]) und das Grosse Rothhorn noch zu »nehmen«. Ich stieg ziemlich leicht zum Gipfel des Gratberges, wo ich ein kleines Steinmannl fand mit den Karten der HH. Rosenthal und Baldermann aus Wien. Nach sorgfältiger Betrachtung der Terrainverhältnisse stieg ich über die Nord-

westwand hinab und erreichte nach einem unschwierigen Quergange eine tiefe, enge Scharte, die Ulricher Nieder, von wo aus ich einen sehr reizvollen Einblick auf die liebliche Jägeralm und auf die furchtbaren Nordwände des Mitterhorns bekam. Von der Scharte weg stieg ich auf einem Band in die Nordwand des Östlichen Rothhorns hinaus und noch weiter aufwärts, fand aber Schwierigkeiten vor und kletterte nun gegen links zum Grat hinauf, welchen ich eine kurze Strecke verfolgte. Auch der Grat weist an einigen Stellen Schwierigkeiten auf, denen ich mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit auswich. Ich unternahm daher einen vollständigen Quergang an der Südwand des Östlichen Rothhorns, welcher infolge der eigenthümlichen Bänderstructur nicht leicht war. Unterhalb der Scharte zwischen dem Östlichen und dem Grossen Rothhorn fand ich wieder günstiges Terrain, und da hinterlegte ich meinen Rucksack und den Rock, worauf ich den Aufstieg über die Südostwand des Grossen Rothhorns begann. Er gieng ohne Schwierigkeit von statten, ungefähr um 4 Uhr stand ich auf dem Gipfel des Grossen Rothhorns, den ich aber nach Deponierung meiner Karte gleich wieder verliess, da die Zeit drängte und ich noch am selben Tage in Lofer sein sollte. Es wurde zum Rucksack zurückgekehrt und dieser wieder aufgenommen, dann stieg ich theilweise auf dem gleichen Wege wieder zurück; in der Mitte verliess ich ihn, um direct abzusteigen, daher querte



Blick von der Waidringer-Nieder gegen die Glocknergruppe.

ich die Wand des Östlichen Rothhorns auf einem Bande. In der Mitte fand sich ein Hinderniss. Eine aus finsterer Tiefe heraufgähnende Kluft schneidet das Band entzwei. Trotz langem Umschauen sah ich keinen andern Ausweg und dachte schon daran, wieder umzukehren; ich warf aber endlich resigniert meinen Rucksack hinüber. Lange zauderte ich, ihm nachzufolgen, endlich kam plötzlich ein Augenblick der Auffrischung meines Muthes, es gelang mir, die über 1 *m* breite Kluft zu überspringen. Dann verfolgte ich das Band seiner ganzen Länge nach gegen Osten. Als es abbrach, kletterte ich über eine 20 *m* hohe Wandstufe schwierig hinab. Diese Stelle war die schwerste, da die Wand ungemein scharf zerklüftet ist. Glücklich unten angelangt, überschritt ich ein kleines Schneefeld und die Felsentrümmer darunter, und erreichte schliesslich den markierten Weg, auf dem ich über die Lasthalalpe ins Lasthal hinabstieg. Dort fand ich endlich Wasser, mit dem ich meinen Durst reichlich löschte, da ich seit dem Aufbruch von der Hütte nichts getrunken hatte. Nun stand ich wieder unten und schaute hinauf zu den stolzen Häuptern, die in der Abendsonne schön rosig leuchteten. Nach 1 Stunde überschritt ich die Schwelle des gastlichen Seewirthshauses, wo ich ausgiebig ass. Die Nacht kam heran; schweren Herzens verliess ich das Haus und begann die Wanderung aufs Neue. Nach Lofer waren es noch 3½ Stunden! Bei Adalari war ich schon müde und infolge von Fussschmerzen marschunfähig, ich musste da übernachten. Noch einmal blickte ich hinaus in die stille, herrliche Mondlandschaft! — Am nächsten Morgen stand ich schon um 4 Uhr auf und erreichte

nach einem geradezu tödtlich langweiligen Strassenmarsch um 1/27 Uhr Lofer, wo ich mich sogleich in die Tischlerwerkstätte begab, um meinen unerbittlichen Berufspflichten nachzukommen, müde, aber hochbefriedigt von der gelungenen Bergfahrt!

Anmerkungen und Zusätze.

1) Von den Anwohnern auf der Tiroler und Salzburger Seite wird stets von dem Loferer und dem Leoganger Steinberg gesprochen, die Steinberge, wie die Sp.-K. und die Reisehandbücher schreiben, sind beide Gruppen zusammen.

2) Über die hier gebrauchten Benennungen habe ich zahlreiche Einwohner von St. Ulrich, Waidring und Lofer gehört. Es sei besonders den Herren Bürgermeister Stainer, L. Reska, G. Sock in Lofer, Soder in Waidring, Priv. Pichler, Führer Widmoser und dessen Frau aus St. Ulrich für zahlreiche Notizen gedankt. Einer der besten Kenner der Gruppe, besonders ihres östlichen Theiles, ist Herr Hans Fill in Salzburg, der, obwohl seit dem dritten Jahre taubstumm, auf zahlreichen Hochtouren, die er allein von Zell a/See und Lofer aus unternahm, werthvolle Notizen und Zeichnungen gemacht hat. Seinen opferwilligen Bemühungen verdankt es der Verfasser, wenn es einigermaassen gelungen ist, in das Gewirr von Gräben und Seitenkämmen mit den verschiedensten Namen halbwegs Ordnung zu bringen.

3) Der Name »Römersattel« dürfte von einem Missverständniss des Mappeurs herrühren, auf alten Karten findet sich die Bezeichnung: »Auf den Ramern«.

4) Es giebt einen nach Osten zur Saalach und einen nach Westen zum Griesensee fliessenden Schüttbach. Die Gräben heissen beide auch Schieder- oder Schüttachgräben. Das Volk sagt meist »Schiedergraben«.

5) Auch durch den Schmidtgraben gelangt man zum Niederkaser. Der vom Forstärar neu gerichtete Steig zweigt kurz nach der grösseren Brücke beim Hals rechts ab, führt in Serpentinen hoch ins orographisch linksseitige Gehänge hinauf und dann — mit prächtigem Blick in die wilde Schlucht — unter Kreuzung zahlreicher Seitengräben an dem Bach und an schönen Wasserfällen vorbei auf die oberste Thalstufe. Hier aber endigt er an der Grenze des privaten Weidegrundes und man muss sich möglichst in der Nähe des Baches noch eine halbe Stunde durch Gestrüpp und Wald durchschlagen, bis man den Niederkaser erreicht. In der Sp.-K. ist der Name der Alm nicht verzeichnet, es ist die dem Hochkaser nächste, westlich davon gelegene Alm.

6) Auf der Karte ist diese Alm da zu suchen, wo das d vom Wort Hirschbad-K. steht.

7) In Waidring sind der schon ältere Führer Soder und Glockengiesser Lugmair gute Kenner des Gebirges.

8) Den Namen Wehrgrubenjoch habe ich zwar nicht selbst von den Einwohnern gehört, wohl aber in der Österr. Touristenzeitung 1896, p. 275, gelesen.

9) Die Darstellung der orographischen Verhältnissee des Kirchenthales, das ich nicht aus eigener Anschauung kenne, verdanke ich Herrn Fill, bezw. durch seine Vermittlung Herrn Hinterseer aus Lofer.

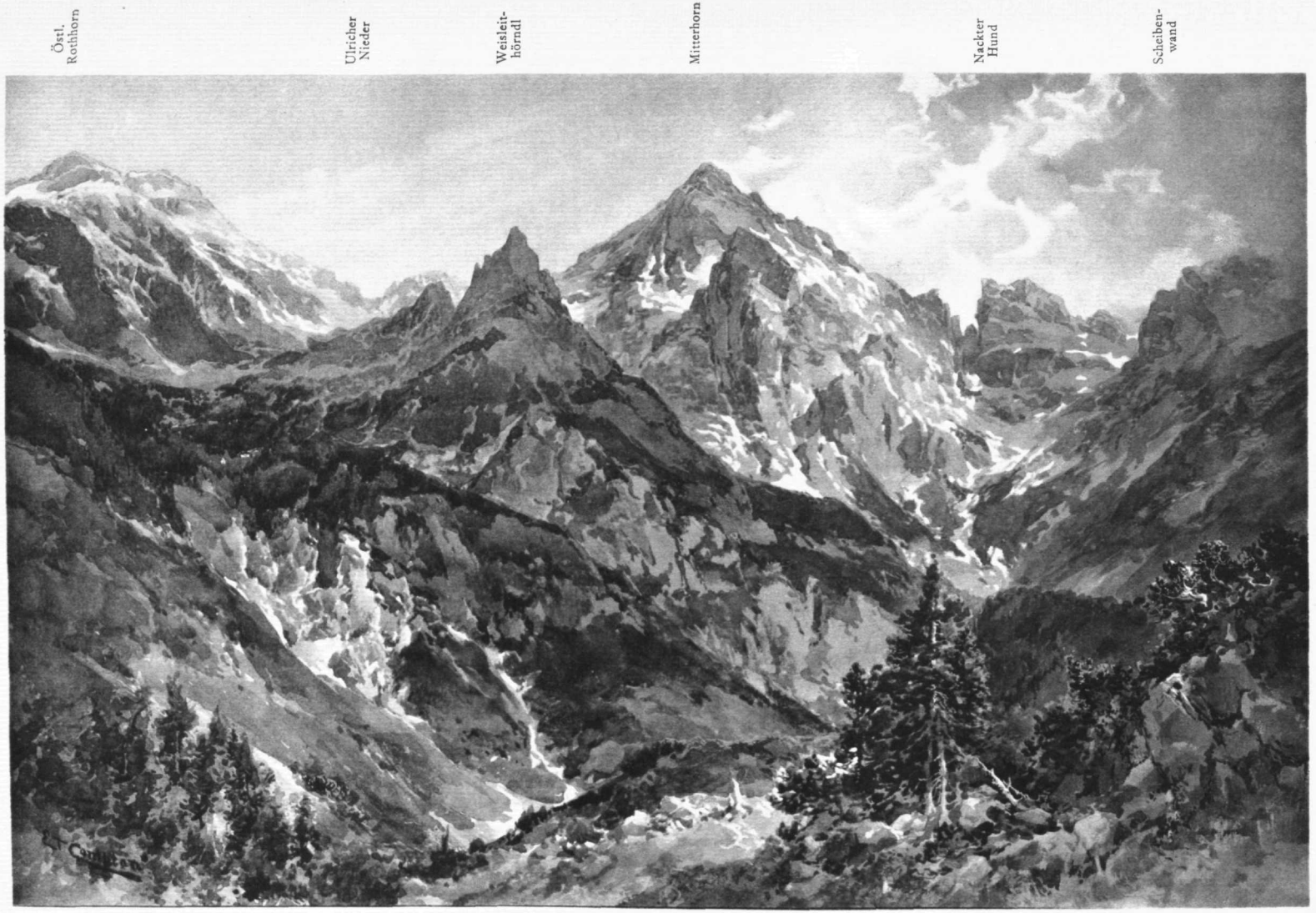
10) Touristische Ersteigungen dieses Gipfels sind nicht bekannt.

11) Erste touristische Ersteigung durch L. Doppler, 18. Sept. 1869.

12) Ph. Rosenthal und G. Baldermann, Wien, bestiegen diesen durch eine Stange markierten Vorgipfel am 11. Sept. 1893 mit Führer Sock, der ihnen die Benennung Kl. Mitterhorn dafür angab, und bestimmten ihn barometrisch zu 2444 *m*.

13) Der Name des Berges ist in St. Ulrich und Waidring Mitterhorn, in Lofer, wo er durch das Breithorn verdeckt wird, Hinterhorn. Da er die ganze Gruppe, in deren Mitte er steht, beherrscht und ausserdem auf Tiroler Boden liegt, erscheint es richtiger die Tiroler Bezeichnung zu wählen. Erste touristische Ersteigung durch P. C. Thurwieser 1833, weiters M. Hofer 1852, L. Doppler 1869, Dr. B. J. Barth 1870, Dr. E. Pan 1874, L. Purtscheller 1878. Von Lofer führt ein guter A.-V.-Steig zur Spitze (4 1/2 St), von St. Ulrich aus ist der beschwerliche Anstieg durch das Lasthal, 5 1/2 St., markiert. Varianten dieser Routen sind: Direkter Abstieg von der Spitze zur Grossen Wehrgrube, ohne Benützung der Waidringer Nieder durch L. Purtscheller 15. August 1879, Aufstieg über den Südwestgrat ohne Berührung der Ulricher Nieder durch den Verfasser mit E. Peter, München, August 1897. Der alte Weg von Lofer auf die Waidringer Nieder (über die Anderlalpe, Schönleiten, Barmschoss, hinter den Märzenmanndeln durch unter der blauen Wand zur Gjaidstatt, von da auf den Sattel) wurde seit 16 Jahren nicht mehr von Touristen benützt und ist nur noch wenigen Einheimischen bekannt. Touristisch noch nicht gemacht, aber von Einheimischen öfter begangen ist ein Weg, der 3 *km* unterhalb Waidring rechts abgeht, durch das Aschertal zur Jägeralpe und von ihr über »Karls gute Wand« zur Waidringer Nieder zieht.

14) Ph. Rosenthal und G. Baldermann besuchten ihn touristisch erstmals mit Führer Sock, 11. Sept. 1893. Sock gab den Namen Rothhörndl an, was entschieden falsch ist, denn das Roth-



Gezeichnet von E. T Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Loferer Steinberge: Mitterhorn vom Lasthal aus.

hörndl liegt westlich vom Rothhorn und ist ein scharf gezeichneter Berg. Die Ulricher Nieder trennt die Mitterhorngruppe von der Rothhorngruppe, unser Gipfel ist noch zur ersten zu zählen als westlicher Vorgipfel des Mitterhorns. Er würde, wenn nicht der Name »Kleines Mitterhorn« durch seine touristischen Erstersteiger schon für den Gratkopf östlich des Mitterhorns in die Literatur eingeführt wäre, am besten mit diesem Namen bezeichnet.

[15]) Im Ostalpenwerk wird die Truhe mit dem Ulrichshorn identifiziert, in der Sp.-K. steht an Stelle des Ulrichshorns der Name Truhe. Der Verfasser folgt der in St. Ulrich üblichen Bezeichnung. Dass die Truhe eine selbstständige Erhebung ist, lehrt ein Blick vom Thal aus. Erste tour. Ersteig. durch L. Purtscheller, 1. Nov. 1886, vom Grossen Rothhorn her; von St. Ulrich aus bestieg den Gipfel der Verfasser mit G. Silcher, Stuttgart, im August 1897; vom Mitterhorn her mit Quergang an der Südwand der Rothhörner Hermann Cranz mit Führer Horngacher, Aug. 1898.

[16]) Touristische Ersteigungen der Märzenmanndeln und der Gjaidstatt sind nicht bekannt.

[17]) Die Namen der den Rothhörnern vorgelagerten Köpfe verdanke ich Frau Widmoser aus St. Ulrich. Von Touristen ist noch keiner betreten. Das Elferhörndl und das Baumanndl sind überhaupt noch jungfräulich. Auch das dem Mitterhorn nördlich vorgelagerte klotzige Kirchl ist von Touristen noch nicht besucht. Von Waidring geht ein bis jetzt nur von Einheimischen benützter Weg über die Schäferau, Baumfahrtalpe, Brunnkopf, Glöcknerwegl und Zwölferscharte zum Rothhorn. Der Abstieg von der Adalarischarte westlich des Schafeckls durch den wilden Steinberggraben nach Adalari ist touristisch zum erstenmale vom Verfasser in den Jahren 1896 und 1897 unternommen worden.

[18]) Zwischen ihnen führt ein Jagdsteig durch das dichte Latschengestrüpp, mit welchem das ganze Ulrichshorn umsäumt ist.

[19]) Auch dieser Kopf, der von dem dahinter gelegenen Karrenfeld, »die Röth«, leicht zu erreichen ist, wurde von Touristen noch nicht betreten.

[20]) Auf dem Bilde S. 223 (nach einer Photographie von Herrn Jos. Schmidt, Lofer) ist ganz rechts die Südostwand des Mitterhorns zu erkennen, welche die Nackte Hund-Scharte zum Theil deckt; über letztere weg ist ein Theil der Geiselhörner zu sehen. Der breite Sattel links ist das Wehrgrubenjoch. Erster touristischer Ersteiger der Nackthund-Thürme: Hermann Cranz mit Tischler Pöll, Aug. 1898.

[21]) Über die Scheibenwand selbst oder unmittelbar nördlich links von ihr steigt man aus dem Lasthal zum Wehrgrubenjoch hinauf: der kürzeste Weg von St. Ulrich zum Reithorn oder zur neuen Hütte.

[22]) Touristische Ersteigungen dieses Gipfels sind nicht bekannt. Die Einheimischen kennen zwei Wege: a) Von Norden (St. Martin) über die Schöttlscharte zur Hochgrube, einer Mulde unter dem Sattel zwischen Thurneck und Vorderhorn, von da etwas nach rechts auf den Grat und, diesen westlich verfolgend, zum höchsten Punkt, welcher Sandhörndl heisst. b) Von Süden durch die Vorderkaserklamm zum Almberg und direkt aufsteigend durch den Hochwartgraben zum Ochsenkar, von dem aus die Südwand über Gemswechsel erstiegen wird.

[23]) Die Scharte »Traunsteig« ist vom Vorderhorn aus über den Grat erreichbar, ebenso von Süden aus dem darunter befindlichen Steinkar durch direkten Anstieg über die gestufte, mit Grasbändern durchsetzte Wand. Ins Steinkar gelangt man von der Hochalm aus, welche an dem Höhenfussweg zwischen der Hochschüttalpe und dem Almberg liegt. Die Nordwand unter dem Traunsteig dürfte kaum zu erklettern sein. Der Absturz des Vorderen Ochsenhorns gegen Osten hängt gegen den Traunsteig über. Man umgeht den Absturz auf einem horizontalen Band auf der Südseite, das in ein steiles, zum Grat östlich des Vorderhorngipfels hinaufziehendes Klamm führt.

[24]) Eine Höhenkote für das Mittlere Ochsenhorn ist nicht bekannt. Der direkte Aufstieg von Norden (Kirchenthal) führt längs der Grasböden (steile, terassenförmig abfallende Wände) über die Thalbrunnen zur Kleinen Schneegrube, von ihr zur Lerchgrube und nun erst etwas links auf den Rücken am Fusse des Vorderen Ochsenhorns, über diesen Rücken hinauf, dann knapp unter den Abhängen des Vorderen gegen das Mittlere Ochsenhorn zu. Man kommt zu einer unter der Mannlscharte gelegenen Mulde, das Mannlkar genannt, und von ihr zur Scharte beim Mannl, von da, etwas auf der Südseite des Grates sich haltend, zum Gipfel. Direkte Aufstiege von der Südseite sind nicht bekannt. Dagegen lässt sich, meist auf der Südseite, der Übergang vom Vorderen Ochsenhorn her leicht bewerkstelligen.

[25]) Die Scharte zwischen Mittlerem und Grossem Ochsenhorn nennt H. Fill die Obere Ochsenscharte. An ihr mündet der zweite, nicht markierte, meist nur von Einheimischen begangene Weg auf das Grosse Ochsenhorn. Dieser Weg führt von Kirchenthal aus auf der nördlichen Thalseite über die Lahnfahrt längs der Schwarzwand auf das Mittlere Ochsenhorn zu, wobei man sich hüten muss, zu weit rechts in die Nordwand des Grossen Ochsenhorns zu gerathen. Von der Scharte aus ist der Grat selbst ziemlich schwer zu erklettern, man geht besser auf der Südseite an dem grossen Felsenloch vorbei über leichte Felsstufen zum Gipfel.

Der markierte Touristenweg auf das Grosse Ochsenhorn geht von der Steinberghütte als schmaler Steig zur Kleinen Wehrgrube, dort wendet er sich links gegen das Sattelhorn zu, in dessen Westflanke unterhalb eines in der Höhe hervortretenden Felszahns, des Daumens, (im Hochtourist fälschlich

als Mannl bezeichnet), eingestiegen wird. Durch ein Klamml und über Bänder kommt man zwischen dem Grate und dem Daumen hindurch in die Scharte, die das Sattelhorn vom Ochsenhorn trennt und an letzterem selbst in den obersten Theil der grossen Nordrinne und in und neben derselben zum Gipfel.

Die Anstiegsroute H. Fill's (25. Juli 1897) gieng über die Kleine Schneegrube, Lerchgrube und den Lerchsattel zur Grossen Schneegrube, von da in den unteren Theil der grossen Nordrinne, wegen Steingefahr nach rechts heraus in die Ostflanke des Nordwestgrates, auf diesen letzteren und nach Gewinnung der Scharte ungefähr der Markierung nach.

Die Überschreitung sämmtlicher drei Ochsenhorngipfel unternahm zuerst Führer Sock allein, dann G. Scherer und Th. Auer 1897; beidemale wurde über die Nordwestwand des Vorderen Ochsenhorns abgestiegen. Direkte Abstiege gegen Süden, mit Richtung auf die Hochschüttalpe zu, vom Verfasser im Sommer 1898 mit Führer Horngacher, von R. Hirsch und W. Heiden, München, führerlos im Sommer 1900.

[26]) Die Traunspitze — Höhenkote unbekannt — wurde vom Verfasser Aug. 1898 mit Führer Horngacher touristisch erstmals überklettert. Der Aufstieg geschah von Süden (Fellerer Sand beim Dreispitz) durch eine Rinne, die sich oben gabelt; der westliche Ast führt, wahrscheinlich gangbar, in die Ostflanke des Hörndls, der benützte östliche zur Scharte zwischen Hörndl und Traunspitze. Bei dieser Gelegenheit wurde der ganze Westgrat des Grossen Ochsenhorns vom Rothschartel her begangen.

[27]) Erste touristische Ersteigung durch H. Fill, 13. Sept. 1896, von der Kleinen Wehrgrube über die Scharte zwischen Traunspitze und Hörndl.

[28]) Vom Webermarterl führt ein schwach ausgeprägter Treibersteig unter der Südwand des Grossen Reifhorns auf schmalen Bändern westlich abwärts gegen die »Sättel« und über diese in den Wohlauer Graben oder ins Hafenloch. Man hüte sich jedoch zu früh abzusteigen, da die vom Webermarterl direkt hinabführende Schneerinne in überhängender Steilwand abbricht und nur an einer Stelle ein Ausgang aus ihr möglich ist. Der Verfasser begieng den ersten Weg im Sept. 1898 mit Führer Widmoser, die Rinne Aug. 1899 mit E. Peter und Hermann Cranz, beidemale im Abstieg.

[29]) Die in der Sp.-K. dem Grossen Reifhorn gegebene Höhe hält Verfasser nach zweimaligem Augenschein und einer oberflächlichen Aneroidmessung gegenüber dem Mitterhorn für zu niedrig. Da der Gipfel fast nie bestiegen wird, sondern stets das etwa 30 *m* niedrigere Kreuzreifhorn, auch das grosse keinerlei Signal trägt, so glaube ich die Zahl 2430 *m* dem Kreuzhorn zutheilen zu müssen. Ersteigungen des Grossen Reifhorns sind bekannt von A. Bonnet, Augsburg, 19. Juli 1880, Dr. W. Merz und Dr. A. v. Böhm, Wien, 28. Juli 1892, beidemale von der Steinberghütte über das Kreuzhorn. Zum erstenmale über den Westgrat vom westlichen Reifhorn her durch den Verfasser mit Führer Widmoser Sept. 1898 und mit E. Peter und Herm. Cranz Aug. 1899.

[30]) Erste touristische Ersteigung wahrscheinlich durch E. von Kallina mit Führer Sock, 27. Aug. 1891, wenn Verfasser die bezügliche Stelle im Hüttenbuch der Steinberghütte richtig gedeutet hat.

[31]) Erste touristische Ersteigung durch L. Purtscheller, 2. November 1886, von St. Ulrich aus. Die »Ersteigung des südöstlichen Gipfelzackens durch H. Biendl am 6. August 1894 in 4½ Stunden von der Steinberghütte aus« (Österr. Tour.-Ztg. 1894) beruht wohl auf einem Missverständniss des begleitenden Führers Sock, der den westlichen Theil des Steinberges nicht gut kennt. Mit dem Geiselhorn hat diese Tour schon wegen des angegebenen kurzen Zeitaufwandes, welcher etwa bis zum Wehrgrubenjoch gereicht hätte, nichts zu schaffen. Es hätte dazu der lange, sehr schwere Grat Reifhorn—Geiselhörner überklettert werden müssen.

[32]) Erste touristische Ersteigung durch L. Doppler, 18. September 1869, ferner L. Purtscheller, 23. Juli 1878. Der Weg führt von der Grossen Wehrgrube aus theils an der westlichen, theils an der östlichen Seite der Nordkante hinauf. Doch sind zahlreiche Varianten möglich, da der Berg am meisten unter den gewöhnlich besuchten Gipfeln die charakteristische Eigenthümlichkeit der Steinberge aufweist. Es wechseln gut gangbare, auf längere Strecken fast wagrechte Bänder mit Steilstufen von verschiedener Höhe, über die spärliche Einrisse hinaufzukommen gestatten. Ein langer Bergstock, wie ihn die Einheimischen dort gebrauchen, leistet sowohl im Aufstieg als im Abstieg gute Dienste. Der Verfasser erstieg den Gipfel mit Peter im Sommer 1897 über die Westwand, aus der Ecke zwischen ihm und dem Grossen Reifhorn, nach einem Quergang an der Nordwand des letzteren vom Westlichen her, ausserdem im Sommer 1898 mit Widmoser vom Grossen Reifhorn ganz über den Grat. Das 6 *m* hohe Eisenkreuz hat Führer Sock im Jahre 1896 aufgestellt.

[33]) Solche Kammwanderungen sollen demnächst in den »Mittheilungen« besprochen werden, vielleicht giebt dies Anregung zu Wiederholungen.

Streifzüge durch die Reisseckgruppe.

Von

Frido Kordon.

»Haben Sie sich genügend mit düsteren Farben versorgt, um die dunklen Töne massigen Urgesteins, schattenbrütender Abgründe, trauervoller Bergseen und geröllerfüllter Thalkessel im Bilde festzuhalten?« fragte ich meinen lieben Freund E. T. Compton, als er sich am 17. August 1899 in Gmünd einfand, um die mit mir vereinbarte Wanderung durch die Reisseckgruppe anzutreten.

Der geehrte Meister alpiner Kunst bejahte lächelnd. Ich hatte diese Frage nicht unberechtigt gestellt, denn das Gebirge, welches wir zu durchstreifen beabsichtigten, steht unter dem Zeichen hohen Ernstes. Selbst der Goldglanz eines klaren Sommertages vermag es nicht, die einsamen Gneisslandschaften, in denen das Reisseck als Herrscher ragt, von dem Banne ihrer eigenartigen Schwermuth zu befreien.

Nicht allein durch den geologischen Aufbau der Gruppe wird dieser Eindruck hervorgebracht, sondern auch ihre vollkommene Weltabgeschiedenheit trägt dazu bei. Der Wiederhall, welcher dort in plattigen Wänden schläft, wird allerdings oft von Büchsendonner, Peitschengeknall und Menschenrufen aufgerüttelt, es sind jedoch nur Jäger oder Wildschützen, Hirten und Holzknechte, welche die Stille der Wildniss stören. Sie machen verwunderte Gesichter, die wetterharten Älpler, wenn sie Jemanden erblicken, der mit Bergstock oder Pickel zur Höhe strebt, und betrachten ihn staunend, halb wohlwollend, halb mitleidig, wie es sich für eine solche Seltenheit, die oft jahrelang nicht zu sehen ist, ziemt. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet seit einiger Zeit das Gmeineck, der am leichtesten erreichbare Gipfel des Gebietes, welcher sich häufigeren Besuches erfreut.

Die Literatur über die Reisseckgruppe ist weniger spärlich, als es das oben Gesagte vermuthen lässt. Verschiedene Touren fanden bereits mehr oder weniger ausführliche Schilderung, ohne dass aber — wie es scheint — dadurch die Bergfreunde zur Nachfolge angeeifert worden wären.[1])

[1]) F. Kordon: Ein Winterspaziergang (Bartlmann), Mitth. 1893, S. 43. — Die Tristenspitze im Gössgraben. Ö. A. Z. 1896, S. 185. — Zauberernock (Touren im Bereiche des Malteinthales), Zeitschr. 1895, S. 201. — Oberkärntens Rigi (Gmeineck), Mitth. 1896, S. 171. — Maurilius Mayr: Gratübergang vom Gmeineck zur Hohen Leier, Mitth. 1896, S. 70. — Julius Waizer: Eine Gratwanderung in der Reisseckgruppe, Mitth. 1898, S. 31. — Gratübergang vom Säuleck zum Rickenkopf, Mitth. 1899, S. 244.

In den Reisehandbüchern ist die Reisseckgruppe gar nicht oder nur flüchtig erwähnt. Eine Ausnahme davon machen: Purtscheller und Hess, Der Hochtourist in den Ostalpen, 2. Auflage, Band 2, (Südlicher Theil der Ankogelgruppe), S. 226; F. Kordon, Gmünd und Umgebung, S. 132, in welchen Büchern die wichtigsten Gipfel und Übergänge besprochen werden.

Als Karten der Reisseckgruppe eignen sich am besten Lechner's Specialkarte der Ankogelgruppe 1 : 75,000 oder die Blätter Gmünd-Spital (Z. 18. Col IX) und Möllthal (Z. 18. Col VIII) der österr. Sp.-K. 1 : 75,000. Die Namensbezeichnung lässt auf denselben jedoch viel zu wünschen übrig. Auf Freytag's Karte der Hochalmspitze und des Ankogelgebietes 1 : 50,000 fehlt leider der südliche Theil der Reisseckgruppe.

Die Reisseckgruppe ist der südöstlichste Arm jenes Theiles der Hohen Tauern, welchen die Hochalmspitze beherrscht. Als nördliche Begrenzung ist der Gössgraben, die Dössenerscharte und der Dössenergraben, als westliche der untere Theil des Mallnitzthales und — von Obervellach bis Möllbrücken — das untere Möllthal anzusehen; die Südgrenze ist das Drauthal mit dem Lurnfelde bis Spital, die Ostgrenze das Liserthal bis Gmünd und das Malteinthal bis zum Pflüglhofe, wo der Gössgraben mündet. Der Kammverlauf, welchen das Gebirge innerhalb dieser Marken nimmt, erscheint ziemlich verästelt, weil von Osten und Westen tiefe Thalfurchen einschneiden. Die bedeutendste derselben ist der Radlgraben, welcher die Wässer der Ostseite zur Liser führt, ebenso wie das fast gleich lange Hintereggenthal. Von Westen, aus dem Möllthale, führen in das Reisseckgebiet der Mühldorfer-, Ricken-, Zwenberger- und Kapponiggraben. Die Ortschaften an den Mündungen dieser Thäler sind günstige Standquartiere für Bergwanderungen im Bereiche der Reisseckgruppe. Die wichtigsten Ausgangspunkte, wo der Tourist auch Unterkunft und Verpflegung findet, sind: Spital a. d. Drau (Südbahnstation), Liserhofen, Trebesing, Gmünd, Maltein und Pflüglhof, ferner Mallnitz, Obervellach, Kolbnitz, Mühldorf und Möllbrücken (Südbahnstation Sachsenburg). Im Gebirge hat der Bergsteiger ausser Alm- und Jägerhütten noch keine Zufluchtsstätten zur Verfügung, obwohl gar manche lohnende Plätze für Schutzhäuser vorhanden wären. Möge den mit Unrecht vergessenen Bergen der Reisseckgruppe recht bald eine hüttenbauende Section des Alpenvereins als thatkräftiger Anwalt erstehen!

Gmeineck (2587 *m*)[1] — Hintereggenthal — Hintereggener Sonnblick (2521 *m*).

17. und 18. August.

Wir sind also reisefertig. Compton und ich haben die Rucksäcke mit Lebensmitteln für eine ganze Woche vollgepackt, denn dort, wohin wir zu ziehen gedenken, giebt es kein anderes Proviantsystem, als jenes der uralten Verpflegung mit Milch und Butter. Das Wetter sah zweifelhaft aus, als wir durch das Thor des Städtchens schritten. Im Malteinthale lagen Wolken, so brütend und traurig, als hätten sie ebenfalls gewichtige Rucksäcke zu tragen. Weil mir jedoch beim Abschiede mein jüngstes Schwesterlein einen frisch gepflückten Vierklee gegeben hatte, der nun wohlgeborgen in der Brieftasche ruhte, war meine Zuversicht auf das Gelingen unseres Unternehmens gross.

Wo in den durchsichtig mageren Liserfluss die mit Gletschermilch aufgezogene, üppig wogende Maltein mündet, zweigt von der nach Spital führenden Reichsstrasse die alte Strasse ab, auf welcher sich noch vor zwei Jahrzehnten der gesammte Verkehr zwischen Gmünd und der übrigen Welt abspielte. Weil die Strasse gehorsam jeden Rücken erklimmt, der sich ihr entgegenstellt, und ebenso geduldig auf der anderen Seite wieder hinabkriecht, ist sie eher ein Hinderniss, als ein Mittel, um rasch vorwärts zu kommen. Obschon sie thalauswärts zieht, steigt sie ein beträchtliches Stück tüchtig an, weshalb der Name »langer Bichl« gerechtfertigt erscheint. Nach einer halben Stunde ist das Dorf Radl erreicht, wo die Strasse stark fällt und eine grosse Schlinge in den Radlgraben hinein macht. Dort erblicken wir zum erstenmale den grauen Herrscher dieses Thales: das Reisseck. Rechts im Vorder- und Mittelgrunde ziehen jähe Hänge zum Bartlmann hinan, links zum Stoder, einem Ausläufer des Gmeinecks. Der rauschende Bach hat grosse Felsklötze herbeigewälzt und liegen gelassen, wie ein Kind, welches seines Spielzeuges plötzlich überdrüssig wurde. Neben einer Brettersäge steht am Ufer das alte Schloss Mallentein, welches jetzt als Bauerngehöft dient. Der

[1] In den Karten fälschlich Hühnersberg.

weisse, dreistöckige Bau mit dem verwitterten Ziegeldache gereicht trotz seiner nüchternen Umrisse dem Landschaftsbilde zur Zier.

In Radl haust der Bergführer Mathias Hofer, welchen ich als Träger bestellt hatte. Hofer ist Schneidermeister, aber er hatte schon die Scheere auf den dazu bestimmten Nagel gehängt und die alpine Ausrüstung hervorgesucht. »I hab' den Bergstock abstaub'n müss'n!«, sagte er mit sanftem Vorwurfe, denn wir waren heuer die ersten Touristen, welche seiner bedurften.



Schloss Müllenstein in Radl.

Beinahe die Hälfte unserer Esswaaren liessen wir hier zurück, und Hofer's Sohn wurde beauftragt, dieselben im Laufe der nächsten Tage zur Rubenthalerhütte zu befördern, wo wir am 21. August einzutreffen gedachten. Den Rest der Last vertheilten wir redlich in die drei Rucksäcke und machten uns auf den Weg zur Gamperhütte am Gmeineck. Da ich jedoch Compton das Radlbad zeigen wollte, wanderten wir vorerst dorthin, was etwa eine Viertelstunde erfordert. Wir giengen an den spärlichen Resten der drei Hammerwerke vorbei, deren Pochen noch um die Mitte des Jahrhunderts zu den Höhen klang, während jetzt zwischen den zerbröckelnden Mauern Gemüse wachsen und bunte Lappen zum Schrecken genäschiger Vögel wehen; dann kamen wir zur herrschaftlichen Säge mit dem seltsam anzusehenden Überbleibsel eines Bauernhauses, dessen grössten Theil der Bach weggerissen hat, während nur eine Ecke mit dem Hausthore und einer Stube stehen blieb. Hier wohnt unter einem Nothdache der Sägler und er schmückte die Fenster der traurigen Ruine mit lachenden Nelken. Schliesslich lagerten wir uns auf einer Anhöhe vor dem Radlbade, wo Compton sich sogleich anschickte, das Bild dieser einsamen Curanstalt festzuhalten.

Ich sendete mittlerweile Hofer mit dem Auftrage hinüber, eine Flasche an dem Wunderborne zu füllen und vorsichtigerweise etwas Wein mitzubringen, damit man das Wasser im Nothfalle verdünnen könne. Gewissenhaft tranken wir den stark tintenartig schmeckenden Eisensäuerling, welchem das Bad seinen Ruf verdankt. Der jetzige Besitzer hat das Badehaus erneuern und 15 Zimmer für Fremde, sowie eine Kegelbahn mit Veranda herrichten lassen.[1])

Neben dem schattigen Garten ragen zwei graue Schlote, auf denen allerlei Kräuter wachsen, weil die Zeit schon lange vorüber ist, als daraus die letzten qualmenden Athemzüge entflohen. Das ist der Schmelzofen des Radler Goldbergwerkes. Die Grube befindet sich fast eine Stunde weiter thalaufwärts unter der Rabenwand. Wir können von unserem Lagerplatze eine Reihe steinerner Pfeiler sehen, welche dort den steilen Hang herabziehen. Diese weissen Male trugen einst die Rutschbahn, auf welcher

[1]) Seit 1900 Eigenthum der Baronesse von Urban, welche das schlichte Bad zu einer modernen Sommerfrische umgestaltet hat.

die goldhaltigen Schwefelkiese in das Pochwerk herabgefördert wurden. Der Betrieb wurde versuchsweise vor etwa zehn Jahren wieder aufgenommen, musste jedoch nach kurzer Zeit neuerdings eingestellt werden. All diese stummen Zeugen vergangener Thätigkeit tragen dazu bei, den Ernst des Thales zu erhöhen.

Wir kehrten nach Radl zurück und begannen den Aufstieg. Der bezeichnete Weg zur Gamperhütte führt vorerst nach Zlating, wo ebenfalls eine eisenhaltige Quelle entspringt. Purpurne Pfützen, die Eisenoxyd ablagern, stehen am Wege; ein Kieselsäurehäutchen, in der Sonne farbig schillernd, bedeckt das Wasser. Es sieht aus, als wäre Erdöl über Blut gegossen worden. Der Hang unter dem Brunnenhause ist mit rothen Sinterbildungen überkrustet.

Unter uns liegt das Pfarrdorf Trebesing mit seinen hellen Häusern, die zwischen dunkelgrünen Obstbäumen Verstecken spielen; ungehindert fliegt der Blick durchs Liserthal zum Goldeck, hinter dem die Kalkhäupter der Staffgruppe hervorlugen. Auf schmalen Feldpfaden, über denen die Sonne brütet, zwischen nickenden Goldähren und blauen Kornblumen, gieng es hinan nach Neuschitz, wo wir im Hause Gamper's eine kleine Rast machten.

Nun beginnt der gutgehaltene Almweg; er ist anfangs recht steil; später zieht er, wenig steigend, im Neuschitzgraben hinan. Wir wandeln in dämmeriger Kühle, wo Bach und Wipfel rauschen. Im Süden sind Mittagskogel und Dobratsch aufgetaucht und einige Gipfel der Julischen Alpen; tief unten am Fusse der Wälder blinkt der Milstättersee.

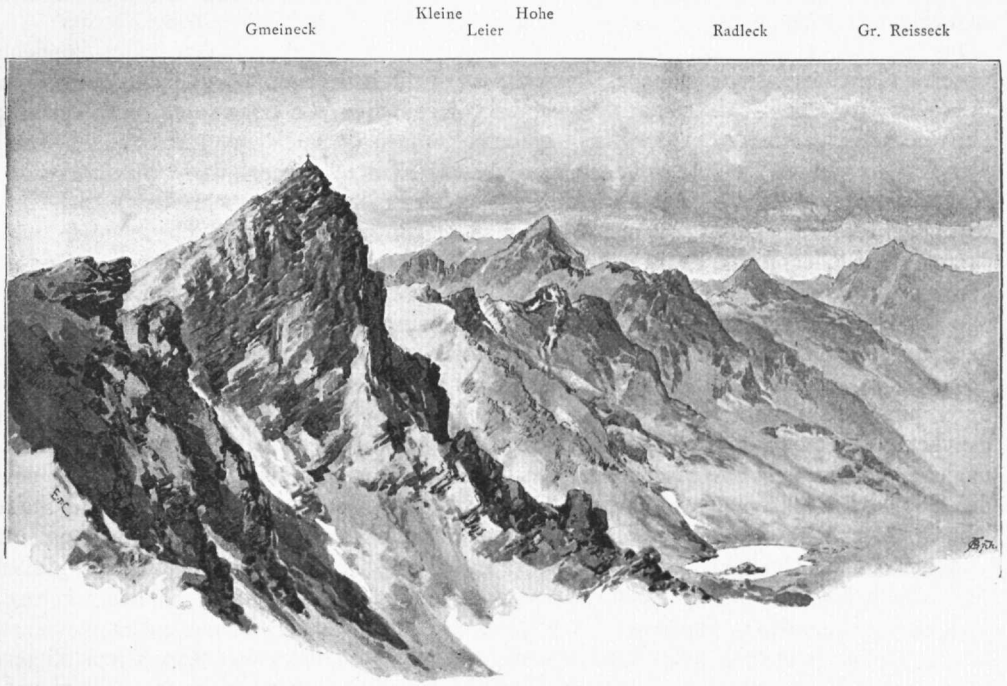
In 2½ Stunden war die Gamperhütte (1800 *m*) erreicht. Dort hat die Section Gmünd zwei Touristenzimmer mit je fünf Matrazenlagern eingerichtet, ausserdem werden Konserven und Wein vorräthig gehalten. Wir haben nun Gelegenheit, von der Kultur für einige Zeit Abschied zu nehmen, denn in den nächsten Tagen werden uns weder Betten noch Rebensäfte beschieden sein.

Ein leichter Sprühregen verschleierte das weite Landschaftsbild. Als aber der Schauer vorüber war, schien er Dunst und Mattigkeit hinweggespült zu haben. Die Farben ringsum hatten an leuchtender Kraft gewonnen. Über den waldigen Tschirnock, der uns breit gegenüberliegt, spannte sich die siebenfarbige Brücke Bifrost, während die Burgen des Südens in Flammen standen. Walhall glüht! Mittagskogel, Scharlachwand (Skerlatiza), Triglav, Razor, Moistroka, Jalouz, Manhart und Wischberg lohen purpurn. Wie der Rauch des ungeheueren Brandes ballen sich Wetterwolken am Himmel. Naht Götterdämmerung? Ein grauer Schleier zieht sich allmählig zusammen, er beschleunigt den Sieg der anbrechenden Nacht. Die Fackeln der Julischen Alpen verlöschen, ein Gipfel nach dem anderen verblasst, bis nur noch König Dreihaupt einsam in die Lande leuchtet. Auch er versinkt schliesslich in Dunkelheit. Weisse Nebelfetzen werden vom Sturme herbeigezerrt, ihre durcheinanderquellenden Umrisse bilden wunderliche Gestalten auf dem finsteren Grunde. Einer von Odins Wölfen hat sich losgerissen, er rast mit weitgeöffnetem Rachen und drohend erhobenen Pranken durch die Lüfte. Plötzlich entfährt seinem Auge ein Feuerstrahl, der Rachen wächst ins Ungeheure, lautes Gebrüll hallt hernieder und wälzt sich durch die Winkel der Berge fort. Ein schweres Gewitter zieht über das Drauthal, während wir unser Mahl verzehren und durch das Fenster schauen. Es ist vollkommen Nacht geworden und wir blicken aus dem trauten Stübchen ins wesenlose Dunkel. Wenn jedoch ein Blitz zuckt, dann erscheinen geisterhaft der blaue Spiegel des Sees und die ausgezackten Ränder der kämpfenden Wolken. . . .

Als das Wetter ausgetobt hatte, sahen wir im Drauthale einen Brand. Wahrscheinlich hatte der Blitz Heu- oder Getreidevorräthe entzündet, denn die vier feurigen Punkte, welche wir wahrnahmen, verglommen bald. Und während im Süden noch immer Blitze flammten, war hinter dem Mirnock der Mond aufgestiegen und sein Friedenslicht ergoss sich versöhnend über Alm und See und fliehende Dünste.

Wir hatten sehr gut übernachtet, liessen uns von der Sennin ein weidliches Frühstück bereiten und giengen um 5 Uhr fort. Die Berge schienen sich noch nicht ausgeschlafen zu haben und lagen zwischen Wolkenpolstern und unter Nebeldecken. Dort, wo die goldene Lichtspenderin auftauchen sollte, verband ein trüber Regenstreifen Himmel und Erde.

Seit zwei Jahren führt auf das Gmeineck ein Steig, den die Section Gmünd bauen liess, er zieht über die Rasenhänge der obersten Neuschitzalm in westlicher Richtung allmählig empor. Rechts oben ragt der Stoder (2424 *m*), eine düstere Mauer, welche an zwei Stellen eingestürzt ist. Ein Geröllfeld, dessen unteres Ende einer versteinerten Gletscherzunge gleicht, senkt sich von den Einschartungen herab. Jedoch die groben Trümmer beginnen schon den zarten Siegern aus dem Pflanzenreiche zu



Gipfel des Gmeinecks gegen Westen.

unterliegen, allenthalben entspriesst der todten, verwitterten Halde frisches Leben. Bei zwei gemauerten Halterhütten am Fusse der vom Steinkopfe (1977 *m*) zum Stoder ziehenden, begrünten, aber sehr steil abfallenden Schneide, wendet sich die Wegbezeichnung, welche aus hohen Stangen besteht, nach Nordwesten und leitet über Almböden zu einer steinernen Stiege. Unweit dieser langen Stufenreihe, welche den Wanderer rasch die Höhe der Seeleiten erreichen lässt, bedecken rauhe Platten ein verborgenes Grab.

Vor mehreren Jahren ist in den Stoderwänden ein siebenzigjähriger, halberblindeter Greis abgestürzt, der sich in der Loibeneckalm, am jenseitigen Hange des Gmeinecks, mit dem Zurichten von Mühlsteinen beschäftigte. Eines Sommers verschwand er spurlos; viel geforscht wird nach dem Bürschl[1]) übrigens Niemand haben, und erst im nächsten Jahre wurden die kärglichen Überreste hier gefunden und beerdigt. Wie der Alte lebte und starb, so ruht er nun: zwischen Steinen.

[1]) = Bürschl, Bezeichnung für unverheirathete, besitzlose, wenn auch alte Leute.

Auf dem Kamme angelangt, erblickten wir eine Pfütze, welche die Verantwortung für den Namen Seeleiten trägt; ausserdem schauen wir in die Biedermannalm hinab, die ihrer sanften Benennung mehr Ehre macht, weil kein einziges Steingebilde die Einheit der schönen Wiesen stört. Nach längerem, geduldigen Aufwärtswandern gelangen wir zur Stelle, wo der Stodergrat einmündet und der Schlund des Radlgrabens sich öffnet. Dort unten liegt die Zlatinger Alm, in ihre Kare stürzt unser Berg mit senkrechten, hie und da moosüberzogenen Mauern ab. Der Weg führt theils auf der Schneide, theils an ihrer linken Seite fort, plötzlich stehen wir dem Gmeineckgipfel ganz nahe und Freund Compton zeichnet das schöne Bild, obschon heute die freudigen Farben und der blendende Hintergrund der Hochalmspitze fehlen.

Dann steigen wir über ein Wirrsal zerschellter Platten zur Spitze. (2½ Stunden von der Hütte.) Der Steinmann ist verschwunden, an seiner Stelle ragt ein neues, hölzernes Vermessungszeichen.

Das Wetter sah aus, als wollte der April seinen Einzug halten. Im Bereiche unseres Gesichtskreises regnete es fortwährend, bald hier, bald dort, manchmal auch in mehreren Gegenden gleichzeitig, während dazwischen die Sonne schien. Auf das Gmeineck vergassen die triefenden, grauen Bummler, was uns nicht unlieb war. Manche der stolzen Häupter, welche von dieser mit Recht gerühmten Aussichtswarte zu erblicken sind, fehlten heute. »Venediger, Glockner und Hochalm lassen sich entschuldigen«, sagte ich ein wenig ärgerlich zu Compton, denn ich hatte mich sehr darauf gefreut, das mir lieb gewordene Rundbild im Glanze der Reinheit vorführen zu können. Der Berg versöhnte mich jedoch bald. Weshalb sollen wir uns über einige Wolkenschwärme grämen? Sie verhüllen zwar manche Gipfel, lassen aber dafür andere in desto schönerer Beleuchtung hervortreten und zaubern über die Thäler wandernde Schatten, denen mein Blick gerne folgt. Köstlich ist das Schimmern des grossen Sees unter uns. Es leuchtet auf vorgeschobener Halbinsel der Ort Milstatt herauf und daneben die blinkende Reihe der Dörfer, welche das Gestade zieren. Durch einen niederen Höhenzug vom Milstättersee geschieden, dehnt sich das breite Drauthal, von der Enge bei Sachsenburg bis zum Fusse des Mittagskogels, wo im Dunste die Stadt Villach liegt. Die Windungen des Flusses glänzen, ein kurzes, schwarzes Schlänglein, von weisslichem Flaume umhüllt, kriecht an seiner Seite. Dumpfes Rollen, ein greller Pfiff dringt zu uns stillen Beschauern empor. Dort unten fährt der Wiener Eilzug, welcher in die ruhigen Berge den Weltlärm trägt. Die Karawanken und Steineralpen überragen im Südosten rauchende Thäler, um die Julischen und Karnischen Riesen balgen sich Nebel. Ein Sonnenstrahl ruht lange auf dem Gletscher der Kellerwand.

Vom Gmeineck zieht ein zerborstener Grat über den Rosskopf (2540 *m*) und die Königsangerspitze (2607 *m*) zur Hohen Leier. Die bisherigen zwei Überkletterer dieser brüchigen Schneide haben sie als eine recht schwierige, theilweise sogar unangenehme Aufgabe geschildert. Zu ihrer Rechten starrt der Abschluss des Radlgrabens: das Reisseck, das weitgedehnte Hohe Kar und die Tandlspitze, welche einen schroffen Kamm zum Bartlmann entsendet. Zur Linken sehen wir die öde Mulde des obersten Hintereggenthales, von den steilen Abstürzen der Bösen Nasen (2227 *m*), der Gurglitzen (2351 *m*), des Hocheggs (2441 *m*), des Hintereggener Sonnblicks und der Kleinen Leier (2662 *m*) umrahmt. Es ist jener Bergkranz, welcher am Milstättersee oder in Spital die Augen der Fremden am meisten fesselt. Am Fusse des Sonnblicks sehen wir auf vorspringenden Stufen die winzigen Hütten der Ross- und Ochsenalm, von welchen uns eine heute Nacht Herberge gewähren muss.

Wir nahmen den Abstieg über den zum Rosskopfe führenden Grat, bogen von dessen erster Erhebung, welche südlich einen zerscharteten Seitenkamm entsendet, links ab und geriethen in ein Durcheinander ungünstiger Wandabbrüche, welche ein mannigfaches Hin- und Herklettern nöthig machten. Es lässt sich — wie wir später sahen —

dieser steinerne Irrgarten vermeiden, wenn man sich gleich unter dem Gmeineckgipfel links hinab hält. In einer Stunde war der ins Auge gefasste Zielpunkt, die oberste grüne Einsattlung des Seitenkammes, Feldscharte genannt, erreicht. Eine sorgsam geschichtete Mauer sperrt diesen Übergang, damit sich die Schafe der Loibeneckalm nicht in die Hintereggener Schaf- (in der Karte Schober-) Alm verlaufen. Der Thalschluss macht von hier einen viel gewaltigeren Eindruck, als von dem 300 *m* höheren Gmeineck. Nach einer kleinen Zeichen- und Frühstücksrast gieng es über Geschiebe und steilen Rasen, theilweise auf Schafsteigen, ins Thal hinab, wobei ich sah, dass die Feldscharte die einzige Möglichkeit bietet, um über den Seitenkamm zu gelangen. Seine übrigen Einsenkungen brechen westlich in unzugänglichen Wänden ab. Das Rauschen des Baches klang immer stärker an unsere Ohren und bald konnten wir aus der klaren Lebensader dieses stillen Erdenwinkels unseren Durst löschen.

Wir trafen hier den von der Ruppnig- (früher Rebernig-, in der Karte fälschlich Inga-) Hütte kommenden Pfad, der die steile Stufe zur Ochsenalm hinanklimmt. Um 11 Uhr 20 Min. waren wir bei der Hütte (1950 *m*). Alles an dem schlichten Bauwerke ist aus Stein, auch das Dach. Der Halter war nicht daheim. Wir versteckten unser entbehrliches Gepäck in dem leeren Viehstalle und wanderten nach kurzem Aufenthalte über die theils rasigen, theils gerölligen Hänge weiter. Nach einer halben Stunde standen wir an dem See, 2173 *m*. An seinen öden Ufern liegen lange, bleiche Gerten, mit denen die Halter gewiss schon manchen schimmernden Saibling aus der dunklen Fluth zogen. Heute störten kein Wellentanz, keine glitzernden Kreise die Ruhe dieses Spiegels, in dem einerseits die Wände des Rosskopfes und der Königsangerspitze, andererseits die zerfetzten Grate der beiden Leiern sich abbilden. Wir stiegen nach einigen Minuten stummer Beschaulichkeit südlich über steile Rasenhänge und Felsstufen hinauf zu einem sehr kleinen, etwa 2300 *m* hoch gelegenen See, an dessen Gestade ein Alpenhase die langen Löffeln spitzte.

Wir haben den trümmerbedeckten Ostgrat des Sonnblicks erreicht. Das trübe Wetter sieht wieder besser aus. Wie eine verheissungsvolle Offenbarung glänzt es blau und goldig durch die Nebel, welche unsichtbare Geisterhände zerpflücken. Die Südseite der Hohen Leier, mit ihren zahlreichen jähen Rinnen einer gefurchten Greisenstirne gleichend, lässt sich von den wogenden Schleiern bald umhüllen, bald befreien. Um trotz dieses flüchtigen Spieles die ernsten Züge festzuhalten, blieb Freund Compton mit Hofer bei etwa 2400 *m* zurück; ich verfolgte den Grat, der steil und schmal wird, aber keine Beschwerden bietet, weiter und war um 1 Uhr 20 Min. auf dem Gipfel.

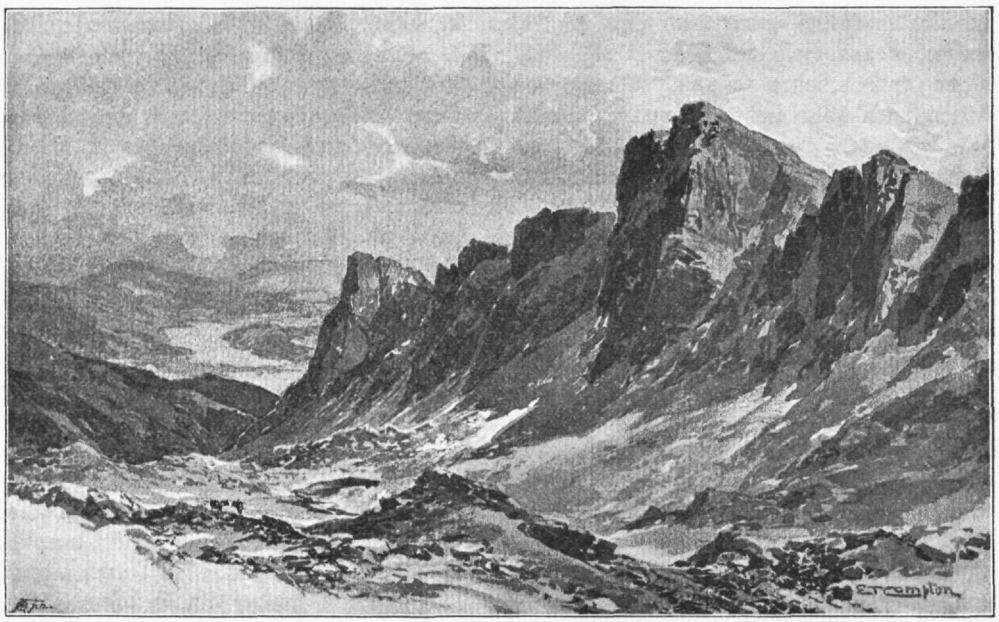
Die spärlichen Gräser der Höhe zitterten, denn ein kalter Wind pfiff aus Norden. Dort starrt die Kleine Leier, ein herrlich geformter Berg mit wilden Gratthürmen; die tiefe Einsenkung der Hochgoaselescharte trennt diese schönste Zinne des Hintereggengrabens von meinem Gipfel. Ihre Ersteigung scheint von dieser Seite zwar mühsam, aber nicht schwierig zu sein, weil sich die Thürme auf Geröllhalden rechts leicht umgehen lassen. Der Kamm, welcher vom Sonnblick zum Hochegg und zu den Bösen Nasen südlich weiterführt, sieht ebenfalls leicht begehbar aus.

Unter dem Westabsturze des Sonnblicks dehnt sich das Hochgoasele. Es ist der Beginn eines kurzen Thales, welches in den Mühldorfergraben mündet. Die Kleine Leier und ihr pyramidenförmiger westlicher Nachbar, der Hochkedl, beherrschen es und einige Seen liegen in den Karen eingebettet. Will sich der traurig blickenden Augen kein Sonnenstrahl erbarmen? Die grimmen Wächter der Kleinode, mit steinernen Hellebarden bewehrt, von grauen Bannern umflattert, lassen kein freundlich Licht zur Tiefe, wo die schwarzen Perlen in gramvoller Versunkenheit träumen.

Aber im Südosten flimmert voll heller Lebensfreude ein weites Becken, bis zum Rande mit flüssigem Silber gefüllt, von grünen Wäldern umkränzt. Das ist der Millstättersee, welcher zu der mürrischen Wildniss wie ein glückverheissendes Märchen

emporfunkelt. Und noch weiter draussen verliert sich das Drauthal zwischen blauenden Bergflanken in duftiger Unendlichkeit.

Im Westen ragt die Stassenhöhe, welche der Hochkedl als Scheidekamm zwischen Hochgoasele und Mühldorferalm entsendet. Hinter ihr öffnet sich das Teichlthal, welches zum Herzen der Kreuzeckgruppe zieht, links vom Salzkofel, rechts vom Polinik behütet. — Nachdem ich eine Viertelstunde auf dem Gipfel des Sonnblicks gesessen, fühlte ich Hunger und beeilte mich, zu meinem Freunde abzusteigen, um mit ihm das Mittagsmahl zu verzehren. Als das Bild der beiden Leiern fertig war (3 Uhr), begaben wir uns in die Mulde der Rossalm hinab und entdeckten dort ein herrliches Plätzchen. Zur Rechten die Bösen Nasen, die Gurglitzen und das Hochegg, Berge, welche sich aus dem Drauthale voll grüner Sanftheit erheben und in das Hintereggenthal heimtückisch, unvermittelt, mit senkrechten Wänden abbrechen. Links von dieser gewaltigen Mauer, deren Risse und Vorsprünge die Sonne mit ausdrucksvollen Lichtern



Die Bösen Nasen und die Gurglitzen gegen den Millstättersee.

und Schatten belebt, glänzt in blauer Tiefe der Milstättersee, dehnt sich das Drauthal bis zu den Karawanken. Winzige, weisse Häuschen leuchten auf smaragdenem Grunde, goldene Getreidefelder blinken, die Ferne aber verschwimmt in zauberischem Flore, als hätte sich der Äther aus dem unfassbaren Raume herabgesenkt, als beginne dort das geheimnissvolle Land erfüllten seligen Wünschens. Glocken klangen. Ich fragte nicht, woher die Töne kamen; sie gossen heimliche Wonne in die lauschende Seele. Kein Bachesrauschen drang durch den grossen, heiligen Frieden, wir sassen still, andachtdurchdrungen. Unhörbar liess des Künstlers Pinsel allmählig ein holdes Bild entstehen, welches mich immer an diese selige Stunde erinnern wird.

Um 4 Uhr 45 Min. stiegen wir die Hänge hinab, begegneten grossen Rinderherden, welche neben moosigen Lachen, den Überresten ehemaliger Seen, weideten, und erreichten die Rossalmhütte, wo uns der Halter — um die Unterkunftsverhältnisse befragt — mittheilte, dass hier kein Platz vorhanden wäre, weil Mähder auf der Alm seien. Wir wanderten auf schmalem, fast schwindeligem Pfade zur Ochsenhütte und langten dort um 5 Uhr 45 Min. an.

Das Gepäck im Stalle war unberührt, die Hütte verlassen wie vormittags. Um die Thürme der Kleinen Leier rauchten gespenstige Nebel, während den Ort Spital im Drauthale scheidende Sonnenstrahlen verschwenderisch mit satter Gluth überschütteten, dass er wie eine verzauberte Stadt zur weltfremden Alm heraufleuchtete. Ziegen hatten sich um die Hütte versammelt, gleich uns ungeduldig den Halter erwartend. Das Lager ist für zwei berechnet und bietet höchstens dreien Platz. Wenn hier heute ebenfalls Mähder wohnen wollen, so bleibt uns nichts übrig, als zur Ruppnighütte hinab zu gehen, was für den nächsten Morgen einen ziemlichen Höhenverlust bedeutet.

Zu unserem Missvergnügen rückte der Halter wirklich in Gesellschaft zweier Mähder an, erklärte sich jedoch bereit, die Hütte diese Nacht gänzlich räumen und zur Ruppnigalm gehen zu wollen; nicht aus Liebe für uns, sondern deshalb, weil er dort unten eine Anzahl guter Kameraden, die wegen der Heumahd auf der Alm weilten, treffen wollte. Er molk die Ziegen; vier Stück, die gesitteteren, wurden in zwei Käfige unter die Liegestatt geschoben, die übrigen, weniger artigen, mussten in den kalten Stall hinaus. Dann wünschte der Halter gute Nacht und stieg mit seinen Genossen thalab.

Wir kochten das Mahl und streckten uns bald enge aneinandergeschmiegt auf dem heubelegten Pfühle aus. Freund Kohlmayr hatte in Gmünd versprochen, hierher nachzukommen, um die für morgen beabsichtigte Tour auf die Hohe Leier mitzumachen. Weil aber das Wetter zweifelhaft ist, wird er daheim geblieben sein. Beim Scheine des ersterbenden Herdfeuers betrachte ich die wuchtigen Steinplatten, welche, auf nicht besonders dicken Pfosten ruhend, das Hüttendach bilden. Ich fügte daher meinem Gutenachtwunsche die Bemerkung an, dass ein allfälliger Einsturz sämmtlichen Hüttenbewohnern das Aussehen gequetschter Herbariumspflanzen verleihen würde. Die Ziegen schienen meine Worte verstanden zu haben, denn sie meckerten ängstlich und bimmelten leise mit den Glöckchen.

Hohe Leier (2772 *m*) — Mühldorferalm. 19. August.

Die Nachtruhe war vorzüglich. Weil jedoch durch die schlecht verstopften Fugen des Gemäuers fortwährend ein frischer Luftzug über mein Gesicht strich, hatte ich unerquickliche Träume, in welchen allerlei kalte Dinge: Kröten, Blindschleichen und eine schaurige Todtenhand die Hauptrolle spielten. Zur Wirklichkeit erwacht, vernahm ich das Geräusch emsig fallender Regentropfen und später sich nähernde Menschenstimmen, unter denen ich alsbald die Kohlmayr's erkannte. Er war trotz des unfreundlichen Wetters gestern von Gmünd über Altersberg in 5 Stunden zur Ruppnigalm gegangen und hatte dort eine unruhige Nacht verbracht, weil die Halter und Mähder bis zum Morgen unermüdlich sangen und tanzten. Dass sie auch die Kehlen ausgiebig durchfeuchtet hatten, bewies am deutlichsten unser mit Kohlmayr zurückgekehrter Hausherr, eine urkräftige, blonde, junge Germanengestalt, deren blaue Augen aber heute noch trüber blickten, wie draussen der grämliche Morgen.

Wir verzehrten unser Frühstück und begannen um 5 Uhr 45 Min. die Weiterreise. Sie gieng in trostloses Grau hinein. Der Regen hatte zwar aufgehört, schien aber jeden Augenblick wieder beginnen zu wollen. Bald war der See erreicht, von welchem auf die Hohe Leier zwei Anstiege führen: der eine nördlich über die steile Halde der Goldries'n zu einem Schartl zwischen Vorderer und Hoher Leier, der andere nordwestlich durch eine mässig geneigte Schlucht, der obersten Verzweigung des Hintereggengrabens, zur tiefen Einsenkung zwischen Kleiner und Hoher Leier und dann über den Westgrat zum Gipfel. Wir entschieden uns für den letzteren Weg, dessen erster Theil sogar ganz überraschend bequem war, weil wir auf gut gangbaren, breiten Rasenbändern dem geröllerfüllten Grunde der Schlucht links ausweichen konnten.

Auch das Wetter bereitete uns eine angenehme Überraschung; in die träge brütenden Wolken kam Bewegung, sie flohen thalab, denn der Nordwind war erwacht und schwang seine luftreinigende Geissel. Hoch oben querten wir die Schlucht und erreichten am rechten Hange über lockeres Geröll die Scharte, welche von den Hintereggener Haltern Pauladamsloch, von den Mühldorfern Rossalmscharte genannt wird, 7 Uhr 30 Min. Die eigentliche Einsenkung betraten wir nicht, sondern eine rechts höher befindliche, die von der Hauptscharte durch einen überhängenden Felszacken getrennt ist. Nun bekamen wir die pfeifenden Peitschenhiebe des Alten, welcher das Nebelvolk vor sich her trieb, ausgiebig zu kosten. In grimmigen Stössen tobte der Sturm über den Grat und mit verdoppelter Wucht durch die enge Felsenpforte.

Zähneklappernd barg ich mich hinter einem Vorsprunge, meine empfindlichen Finger gruben in den Taschen nach Wärme, aber vor den Augen hatte sich wie auf einen zauberischen Befehl das Bild des jenseitigen Thales aufgethan und entlockte mir den begeisterten Ausruf: wie schön! Es wird von den Menschen übermässig oft gebraucht, dieses Wort, jedoch welches andere soll ich wählen? Denn gewaltige Schönheit predigen Höhe und Tiefe, jene mit dem glänzenden Talare des Neuschnees umhüllt, diese im heiteren Festgewande einer lichtgrünen Wasserfluth. Es ragen vor uns Kammwand, Provilspitze, Riedbock und Radlkopf, zwischen beiden letzteren öffnet sich das Rickenthörl und darüber schauen Tristenspitze, Rickenkopf und Rickener Sonnblick herein. Weisse Sturmfahnen wehen von den spitzen Gipfeln, aber diesem Toben entrückt schimmert ruhig durch die Schatten des Abgrundes der obere Mühldorfersee. Ich bewunderte Meister Compton, der trotz Kälte und Wind mit sicherer Hand die Umrisse der stolzen Landschaft zeichnete, während meine Finger kaum fähig waren, die bauchige Flasche mit altem Birnschnapse, welche mir Freund Kohlmayr reichte, zu umklammern. Er nickte mir verständnissinnig zu, denn wir zwei sind grimmige Gegner des Alkohols und vertilgen ihn daher, damit er der übrigen Menschheit nimmer schaden kann.

Nach 15 Min. stiegen wir weiter, den Platten zuerst auf der Mühldorfer Seite ausweichend, später rechts unter dem Grate bleibend. Es war ein lustiges Ringen und Klimmen über eine verwickelte Aufeinanderfolge von Felsstufen, schmalen Gesimsen, seichten Rinnen, lockeren Blöcken und steilen Wandabsätzen, die nirgends ernstliche Schwierigkeiten boten, aber Vorsicht verlangten. Stürzendes Gestein, von unseren Tritten in Bewegung gesetzt, bald frohe, bald ärgerliche Zurufe und die Klänge klirrender Pickel gaben dem Wiederhall die seltene Gelegenheit zu gründlicher Aussprache. Hier musste einmal ein Rucksack verunglückt sein, denn wir fanden Glasscherben, Riementheile und gebleichte Lappen. Hofer wusste zu erzählen, dass im Vorjahre die Halter unten am Fusse der Wände mit Gollasch gefüllte Blechbüchsen entdeckt und ihren Inhalt kalt verzehrt hatten.

Die kleine Leier war drüben bereits in die Tiefe gesunken, als wir den Grat betraten, der einen merkwürdigen Anblick bot: Luftige Abgründe zu beiden Seiten, die trennende Mauer aber selbst wieder durch einen Längsriss in zwei Hälften gespalten. So gähnt uns allenthalben leeres Nichts entgegen. Wir klammern uns gerne an das Greifbare, welches die zerstörenden Kräfte dazwischen übrig gelassen haben und erreichen bald den westlichen Vorgipfel, wo sich ein Jägerlager befindet, aus Platten erbaut und gerade gross genug, um einen Mann aufnehmen zu können, der wie in einen Backofen hineinkriechen muss. Eine keck aussehende, aber harmlose Scharte bereitet uns noch einige Unterhaltung und um 8 Uhr 45 Min. haben wir den Gipfel der Hohen Leier erreicht. Die Zahl 2772 *m*, welche als Höhenmaass gilt, bezieht sich jedoch auf die Vereinigungsstelle des Westgrates mit dem Nordwestgrate; der viel weiter östlich gelegene höchste Punkt der Leier ist nicht gemessen.

Der Gesichtskreis glich einem wogendem Schlachtfelde. Der sonnengoldlockige,

himmelblauäugige Recke, Nordsturm geheissen, führt seine weissen Wolkenheere mit flatternden Federbüschen in den Kampf. Graubärtiger, thränenreicher Südwind wollte sich mit seinem feuchten Nebelgesindel im Reiche der Tauern festsetzen. Die tückischen Schleicher verkrochen sich in den Thälern und benützten jeden Bergvorsprung als Deckung, aber schon hat sich der übermächtige Gegner auf sie gestürzt und zerrt die Lauerer aus ihren Winkeln hervor. Immer mehr neigt sich während unserer Hochrast der Sieg auf die Seite des schönen Wetters. Die Hoffnung auf kommende reine Tage tröstet uns über die heute grösstentheils mangelnde Fernsicht. Dieselbe ist dem Gmeineckrundbilde sehr ähnlich und übertrifft es an Umfang; bei der malerischen Anordnung der Thalblicke muss die Hohe Leier jedoch zu Gunsten ihres sanften Nachbars zurücktreten. Der Milstättersee ist nur theilweise sichtbar, das Drauthal in zwei Stücke getheilt: rechts sehen wir die Gegend von Kleblach, Lind und Weissach, links die Strecke von Spital bis gegen Villach. Von der Gmündner Gegend zeigen sich die Ortschaften Kreuschlach, Heizelsberg, Buch und Nöring.

Von diesen Stätten blühenden Lebens wieder zur Einöde rückkehrend, welcher die Leier mit zerfurchten Wänden entragt, schauen wir im Süden das durchwanderte Hintereggenthal mit seinen schroffen Gipfeln; nördlich zur Rechten die Neualm des Radlgrabens, einen wilden, schneeerfüllten Kessel, in welchem frische Felsabbrüche unseres Berges röthliche Streifen gezogen haben, während links in der Tiefe sich der überraschend grosse Untere Mühldorfersee zu dem schon früher sichtbar gewesenen Oberen gesellt hat. An den scharfen Graten, welche diese Hochthäler beherrschen, sind längst alle Nebelschleier zerrissen und im blendenden Glanze frischen Schnees ragt Gipfel an Gipfel, vom Bartlmann bis zum Reisseck, Radleck, Zauberernock und zur Tristenspitze. Auch Säuleck- und Hochalmspitze durchdringen das Wolkengewühle und lassen sich von den Sonnenstrahlen goldene Kronen auf ihre Häupter zaubern.

Vom östlichen Vorgipfel der Vorderen ist die Hohe Leier durch jenes Schartl getrennt, zu welchem aus der Neualm eine sehr steile Schneerinne und vom Hintereggenthal die Goldriese emporzieht. Rothe Erdrutschstellen verrathen die grosse Brüchigkeit des oberen Theiles dieser Halde, deren Name an reiche Erze erinnert, auf welche einst Welische hier mit Erfolg geschürft haben sollen. — Nach längerer Rast verabschiedete sich Kohlmayr von uns und kletterte in das Schartl hinab, weil er nach Gmünd zurückkehren musste. Sein Heimweg vollzieht sich in der von den wenigen Besuchern der Hohen Leier gewöhnlich eingehaltenen Richtung über die Vordere Leier und deren Nordgrat bis zur Scharte südlich vom Donnerschlag, dort hinunter zum Bockrieglsee, zur Zlatingeralm und in den Radlgraben: eine wegen des vielen Gerölles mühsame, etwa fünfstündige Wanderung.

Wir machten uns um 11 Uhr auf. Ich schlug vor, über den zur Mühldorferscharte ziehenden Nordwestgrat abzusteigen; bei der Abzweigungsstelle desselben angelangt, sahen wir aber, dass er sogleich mit einer bösen Scharte beginnt, von welcher zur Neualm eine ungemein jähe Eisrinne abschiesst, und dass überhaupt die ganze, zerfranste Schneide sehr schwierig sein würde. Weil Freund Compton am Mühdorfersee längere Zeit zu malen beabsichtigte, gaben wir unseren Plan wieder auf und verfolgten den Weg zurück, welchen wir gekommen. Von der um 11 Uhr 45 Min. erreichten Rossalmscharte eilten wir sogleich nördlich über grobe Blöcke hinunter. Ich bemerkte bald, dass diese scheinbar stummen Bruchstücke zerschellter Zinnen allerlei Sprachen reden können. Anfangs war es Plaudern und Murmeln, von versteckten Wasseradern herrührend, später dumpfes Poltern, weil unsere Tritte die äusserst locker liegenden Gesellen in ihrer fragwürdigen Ruhe störten, und auf einmal wuchs das Geräusch zu einem unheilverkündenden Krachen an, während der Boden bebte und sich mit uns Dreien in Bewegung setzte. Einige der Riesensteine hatten unter den Füssen Hofer's zu rutschen begonnen, mehrere andere wälzten sich nach, drohten

den Führer zu erdrücken und brachten auch unsere Standplätze ins Wanken. Erschrocken retteten wir uns durch einige Sprünge aus dem gefährlichen Bereiche, das Schieben und Rollen hörte wieder auf und die unsichtbaren Wässerlein plauderten weiter, als hätte sich nichts ereignet. Aber brenzliger Qualm erfüllte noch eine Weile die Luft. »Da stinkt's wie in der Höll'!« meinte der bleich gewordene Hofer. Ich sah mich um. »Und dort oben haben Sie den Teufel dazu!« sagte ich, denn der überhängende Felszacken in der Scharte zeigte jetzt ein Antlitz mit schadenfrohen Zügen, welches auf uns Zwerge riesenhaft herabstarrte. Compton fand in dem steinernen Gesichte eher dichterisches Nachgrübeln, als boshaftes Ränkeschmieden ausgedrückt und verglich es mit dem Profile Dante's.

Scheinbar nahe unter uns lagen die beiden Seen, wir mussten aber noch lange über holperige Schneefelder und Geröll wandern, bis der obere Spiegel versank und wir auf steilen Rasenhängen zum Gestade des unteren (2281 *m*) hinabeilen konnten. Es war 12 Uhr 30 Min. Über die Blöcke, an welchen krystallene Wellen glucksen, schreiten wir rasch weiter, um das gegenüberliegende Nordufer zu erreichen. Dieser 30 Minuten lange Weg entspricht ungefähr dem halben Umfange des Beckens. Dort, wo der plätschernde Abfluss des oberen Sees sich in die ruhige Fluth ergiesst, lagerten wir uns. Links ziehen steile Hänge zur Mühldorferscharte hinan, welche einen unschwierigen Übergang in den Radlgraben vermittelt, daran schliesst sich ein langer, sanfter Rücken mit zwei auffallenden Steinmannd'ln und der jähe Abbruch des Nordwestgrates der Hohen Leier: ein gewaltiger Pfeiler, der die ungeheuere Mauer stützt. Wir thaten wohl daran, ihn nicht für den Abstieg benützt zu haben, sonst würden wir jetzt wahrscheinlich im wilden Ringen mit seinen schreckhaften Hindernissen sehnsüchtig auf den friedvollen See herabschauen, anstatt sorglos am Ufer zu sitzen. Rechts von der Bresche mit dem teuflischen Thorwarte ragt die Kleine Leier. Dieser Berg zeigt hier so kühne Thürme, so stolz sich emporschwingende Grate, dass nicht viel Einbildungskraft dazu gehört, um an einen Dolomitgipfel zu denken, der sich ins Urgebirge verirrte. Mein Auge kann sich an der schönen Zinne kaum satt sehen, und ich bereue jetzt, sie nicht besucht zu haben. Rechts von ihr folgt wieder eine tiefe Scharte, durch welche man in das Hochgoasele gelangen kann, und daneben erhebt sich der Hochkedl (etwa 2500 *m*) als spitzes Dreieck.

Compton malte das hinreissende Bild. Es wird den Bergfreunden weit mehr, als es Worte zu thun vermögen, von der Schönheit des Mühldorfersees verkünden, an dessen Ufer gewiss schon ein Schutzhaus stehen würde, wäre das ganze Gebiet nicht derart unbeachtet. Und doch lässt sich dieser herrliche Hüttenplatz im Herzen der Reisseckgruppe von der Bahn über Mühldorf in sechs Stunden erreichen!

Nachdem der Künstler mit seiner Skizze fertig war, giengen wir zur südlichen Uferecke zurück, wo Radlkopf, Rieckenthörl und Riedbock sammt ihren Spiegelbildern die Mappe bereicherten. Es waren schöne Stunden, die ich, während mein emsiger Freund arbeitete, verträumte. Windstille herrschte, nur manchmal zeigte ein goldenes Wölkchen, welches hastig über die Grate gesegelt kam, dass in der Höhe noch immer der Odem des nordischen Sturmrecken blies. Und wurde ich müde, in das tiefe Blau des Himmels zu gucken, dann durfte ich das Auge nur etwas senken und es badete in der tiefblauen, köstlichen Wasserfläche, auf welcher silberne Lichter ihren Schimmerreigen tanzten. Theils wurde dieses Blitzen und Funkeln durch ein lindes Lüftchen erregt, das die glatte Fläche sanft streichelte, wie ein milder Vater sein Herzenskind, theils waren daran die Saiblinge schuld, welche aufhüpften und schwebende Fliegen raubten. Böse Fische! Seht ihr dort nicht eine Reihe bleicher Gerten aufgepflanzt? Trotzdem sie in dem kargen Boden keine Wurzel fassen können, werden doch häufig Früchte daran hängen, und die Früchte werdet ihr sein, schillernde Bewohner kalter Tiefe! Und ich weiss jetzt auch, warum euer Fleisch solchen Wohlgeschmack besitzt: Ihr nährt euch ja von zarten Wesen, die sich auf Sonnenstrahlen wiegten!

Um 4 Uhr 45 Min. verlassen wir das holde Gestade und eilen an der linken Seite des Seebaches thalab. Ungefähr 300 *m* tiefer liegt an seinem rechten Ufer die Ochsenhütte; dieselbe wird jedoch nur vom 15. Juli bis 15. August bewohnt, unser Ziel ist daher die sogenannte Mühldorfer Goasshütte (bei 1600 *m*). Das Thal bildet nun eine steile Stufe, der Bach zieht über schiefe, 200 *m* hohe Platten drei weisse Schaumstreifen, bald umfängt uns Hochwalddämmer. Unter den alten Bäumen haben Lawinen und Menschenhände blindlings gehaust. Einen jämmerlichen Anblick bieten 1 bis 2 *m* hohe Strünke, welche von den Holzfällern stehen gelassen wurden. Da der Mühldorfer Graben bis vor kurzer Zeit keinen ordentlichen Weg zum Hauptthale besass, wurde hier dem Holze wenig Werth beigelegt. Nach einer Stunde schritten wir über die sattgrüne Wiese, um welche ehrwürdige Fichten einen hehren Kreis schliessen. Seinen Mittelpunkt bildet die Hütte. Zwei Pferde vollführten um das Blockhaus, über dessen Dach blauer Rauch schwebte, einen wilden Wettlauf und störten die Beschaulichkeit theils weidender, theils wiederkäuender Ochsen, bis plötzlich eine Gestalt mit klafterlanger Peitsche aus der Hüttenthüre stürzte und die beiden Gäule auf kurze Zeit verjagte.



Der teuflische Thorwart in der Rossalmscharte.

Hier hausen ein Senner und zwei Schafbuben, ausserdem waren noch zwei Bauernknaben vorhanden, welche G'leck[1]) zur Alm gebracht hatten. Das giebt mit uns drei zusammen acht Leute, für welche drei Betten bereit stehen. Es war begreiflich, dass der würdige Verwalter der Hütte anfänglich nicht geneigt schien, uns aufzunehmen. Weil wir aber beharrlich blieben, erklärte er schliesslich, »ein Mittel zu machen«. Das Mittel bestand darin, dass den vier Buben auf einer Truhe ein wenig verlockendes Lager eingerichtet, Herrn Compton und mir je ein Bett, Hofer jedoch die Hälfte eines solchen — welches er mit dem Senner zu theilen hatte — zugesagt wurde. Hierdurch aller schweren Sorgen enthoben, kochten wir unser Abendmahl, wobei uns der wiedererwachte Wind beinahe das grosse Feuer ausgelöscht hätte, weil die Hütte eher einem Lattenkäfige, als einer Menschenwohnung glich. Zwischen den einzelnen Bäumen der roh gezimmerten Wände waren derartige Fugen freigelassen, dass man durch die Spalten jemanden aussen Stehenden hätte ohne Mühe die Hand reichen können. Ein sonderbarer Gegensatz zu der Holzvergeudung im Walde! Ich kann mich nicht erinnern, jemals in den Alpen unter einem luftigeren Dache geschlafen zu haben.

Rickenthörl — Radlkopf (2744 *m*) — Radleck (2809 *m*) — Riedbock (2310 *m*) — Rickengraben. 20. August.

Während der Nacht hatte ich — halb im Traume — Sturm und Regentropfen verspürt, dann gab es zwischen den vier Buben auf der Truhe lärmende Platzstreitigkeiten, schliesslich legte sich etwas Schweres auf meine Beine, die wärmende Decke

[1]) Lecksalz und -Mehl für's Vieh.

wurde mir entzogen, ich ermunterte mich und gewahrte, dass einer der Bauernjungen von den anderen vertrieben worden und an meine Seite geschlüpft war. Der Schlingel lachte vergnügt. Unter dem Bette war gleichfalls Gekicher zu hören. Dort lag auch einer. Die zwei Schafbuben hatten die Truhe als Sieger behauptet.

Durch die Hüttenwände schien reichlich das erste Morgengrau. Es zog sich schleunigst wieder zurück, als der Senner das Herdholz in Brand setzte. Bald strich ein angenehmer Duft durch den kühlen Raum, mildes Geprassel drang aus einer Pfanne, in welcher beim Flackerscheine der Halter mit Eifer rührte. Ja, auf die Bereitung eines guten Muses verstand sich der Mann! Es mundete zum Frühstücksthee herrlich, dieses Ergebniss des Zusammenwirkens von Rahm, Mehl, Butter und Feuer!

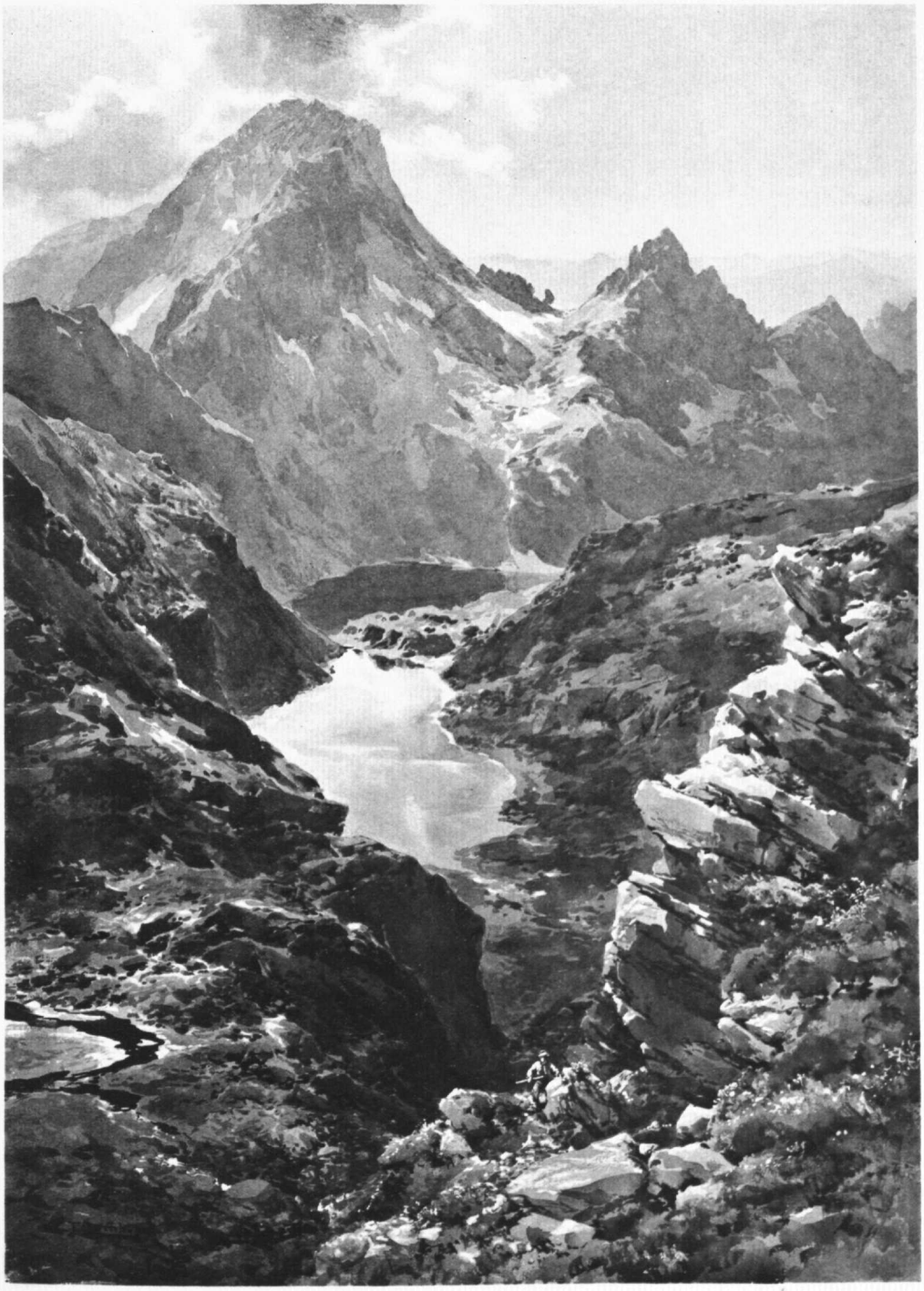
Um 5 Uhr traten wir in den köstlich reinen Morgen hinaus. Die nächtlichen Regenschauer waren zum Thaue geworden, der an Gräsern und Bäumen hieng. Rasch zogen wir wieder thalaufwärts. Vor dem mächtigen Walle angelangt, der den unteren See aufstaut, überschritten wir den Abfluss und wandten uns links hinauf. Zwischen schwellenden grünen Polstern schliefen die Gentianen noch, sie hielten ihre Blauaugen geschlossen; die kahlen Abstürze der Kammwand und Provilspitze hatten sich aber schon in Purpur gekleidet, um die Lichtkönigin würdig zu empfangen. Bald standen wir am oberen, dem Kleinen Mühldorfersee (2333 *m*), umgiengen ihn links und stiegen über Geröll und Blöcke zum Rickenthörl (2525 *m*). Ich gelangte mit Hofer um 8 Uhr in die breite Einsattlung, Freund Compton war tiefer unten zurückgeblieben, der Blick auf die Seen hatte es ihm angethan.

Riesenhaft ragen die beiden Leiern auf; über ihren Häuptern sendet der brennende Osten rothe Strahlenbündel zum fahlen Raume. Im farblosen Dämmerschatten des stolzen Schwesternpaares liegen die Seenbrüder, unbewegt, dunkel, als hätten sie Geheimnisse zu hüten. Oder sind sie selbst das Geheimniss, welches die Berge eifersüchtig bewachen, damit das grosse Flammenauge des Himmels sich darin nicht spiegeln kann? Dann beginnt ihr schon zu unterliegen, brütende Träumer! Der Lauf der Allsiegerin lässt sich nicht hemmen. Der Rand des oberen Wasserbeckens saugt bereits gierig die jungen Lichtstrahlen auf, silberne Funken sprühen und setzen die ganze Fläche in Brand, rastlos eilt das Licht weiter, die Schatten sinken zurück, bald wird auch der grosse See erwacht sein und aus der Tiefe flimmern. Unser Gesichtskreis ist weit geworden, hinter dem Hochkedl erblicken wir die Bösen Nasen, die Kreuzeckgruppe und die Julischen Alpen. Im Norden schauen wir den Rickengraben, darüber Tristenspitze, Rickenkopf, Rickener Sonnblick, Stapnik und Reisseck. Die oberste Mulde dieses Hochthales sah aus, als ob von den Schultern seiner grauen Herrscher violette Mäntel herabflössen, in deren Falten Edelsteine glänzten; denn vier grössere und eine Anzahl kleiner und kleinster Seen liegen zwischen den Bodenwellen zerstreut.

Ich stieg mit Hofer nordöstlich weiter, anfangs über ein steiles, hartes Schneefeld rechts vom Grate, später auf demselben. Er ist stark verwittert, aber leicht begehbar; in 25 Minuten war der Radlkopf erreicht. Weicher, weisser Flaum bedeckt die Steine, die Stürme der verflossenen Nacht haben ihn den fliehenden Wolken abgejagt. Vor uns im Norden starrt das Reisseck, die düsteren Wände sind weiss überhaucht, zu seinen Füssen dehnt sich das grosse, runde Becken des Hohen Sees. Der Bann schweigender Schwermuth liegt auf der schwarzen Fläche. Im Westen ist wie ein strahlender Märchenkönig der Grossglockner aufgetaucht und im Südwesten lacht das Drauthal mit den Ortschaften Kleblach und Lind im heiteren Sonnenlichte.

Wir eilten auf dem Grate, der manchmal tiefe Längsspalten aufwies, mühelos weiter und standen in 25 Minuten auf dem Radleck. Nun war auch sie zu sehen, die Königin meiner lieben Berge, Frau Hochalm, mit ihrem getreuen Thronherrn, dem Säuleck. Rechts daneben erhebt sich der Zug vom Malteiner Sonnblick zum Stubeck, dann in traumverlorenen Umrissen die westlichen Niederen Tauern, die wogenden,

Hohe Leier Rossalmscharte Kleine Leier Hochkedl



Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Reisseckgruppe: Die Mühldorfer Seen mit der Hohen und Kleinen Leier.

saftgrünen und purpurbraunen Nocke, die wirr durcheinander geschobenen Steiner Alpen und Karawanken, die stolz ausgebreiteten Julischen und Gailthaler Alpen, die verwegenen Zacken der Tolmezziner. — Das ganze Gebiet der Kreuzeckgruppe, auch ein verkanntes Aschenbrödel unter den Kärntnerbergen, liegt vor uns aufgeschlagen, dahinter blauen und schimmern Dolomite, gleisst und funkelt die Hochschobergruppe, blinkt links vom Glockner wie ein Silberdom der Venediger.

An den Ostabstürzen des Grates von der Mühldorferscharte zur Hohen Leier zeigt mir Hofer einen kühnen Jägersteig, welcher mitten durch die Wand zur obersten Neualm hinüberführt. Keine Menschenhand, sondern die Kräfte der Natur haben diesen Pfad über schwindelnden Abgründen ausgemeiselt, denn er ist nichts anderes, als ein sehr langes und so breites Band, dass es als Schaftrieb verwendet wird.

So weilt das Auge bald in der Nähe auf spiegelnder Seefluth, dräuender Wand, zerrissener Zinne, bald in der Ferne bei lichtverklärten, duftumwobenen, erinnerungweckenden herrlichen Höhen! Und gleich einem Aufjubeln der in eigener Schönheit schwelgenden Wildniss klang aus der Tiefe des Radlgrabens der Ruf eines Hirten zu uns empor . . . Wir gaben jauchzende Antwort. O, könnte ich Jene, an welche mein Herz jetzt in Liebe denkt, durch einen Zauberspruch aus den Thälern, von weiten Ebenen heraufheben zu mir und ihnen die Wunder der Berge weisen! Dann würde ich zu ihnen sagen: Nun könnt Ihr geniessen, was der Menschheit tolles Jagen in der Tiefe vergebens zu erringen strebt: das Glück! Ein reines, hohes Glück, wie es Allmutter Natur nur dem gewährt, dessen Seele sich ihr kindlich, hingebend naht . . .

Wohl uns, dass selbst in solchen seligen Augenblicken unerfüllte Wünsche übrig bleiben und das überquellende Empfinden an seine Zusammengehörigkeit mit dem Leben der Erde mahnen; wir würden sonst am liebsten gar nimmer rückkehren zur Niederung der Thäler!

Drei wundersame Viertelstunden verlebte ich auf dem Gipfel, dann ertönte meines Freundes Ruf aus dem Kare, zum Zeichen, dass sein Bild fertig sei und er uns im Thörl erwarte. Wir eilten hinab und waren um 10 Uhr 15 Min. bei ihm. Die Reise gieng nun zum Riedbock südwestlich weiter. Der Grat ist steil, seine untere Hälfte besteht aus lockerem Geschiebe, der obere Theil aus festem Rasen und Blockwerk. Wir hielten uns meist links von der Schneide und waren in 35 Minuten auf der Spitze. Die Rundsicht ist der vom Radleck ähnlich; hinzugekommen sind Ankogel und Kölnbreinspitze. Der Grat, welcher vom Riedbock über Provilspitze (etwa 2700 *m*) und Kammwand (2739 *m*) zum Schoberspitz (2566 *m*) zieht, besitzt schneidige Gestaltung und würde Kletterfreunden lohnende Aufgaben stellen. Westlich — etwa 300 *m* unter uns — erblicken wir eine dem Gewände unseres Berges entspringende, schmale Mauer, die zur Grüblwand hinüberführt, einer kühnen Warte, welche die mittlere Thalstufe des Rickengrabens beherrscht.

Von den Mühldorferseen war längst der letzte Schatten gewichen, jetzt blendeten sie fast das Auge. An den hinreissend schönen Felsenleibern der beiden Leiern lässt das Licht nun alle Einzelnheiten erkennen, und Compton vertieft sich in eine Zeichnung dieser prächtigen Riesinnen, zwischen denen die Gegend von Villach blaut. — Die feierliche Stille der Lüfte wird öfters durch Schüsse gestört. In Mühldorf krachen zu Ehren des Kirchtages die Böller und jeder solche Knall wird von den vielen Bergvorsprüngen zum rollenden Donner umgewandelt.

Es war schon 1 Uhr vorbei, als wir dem Riedbock Lebewohl sagten und in 25 Minuten zum Thörl zurückkehrten. Dort verabschiedeten wir uns von dem Mühldorferthale, ich mit der Hoffnung, bei meinem nächsten Besuche am unteren See ein gastlich Bergsteigerheim begrüssen zu können!

Wir stiegen nördlich über Schneefelder und grosse Blöcke hinunter, kamen an einem See vorüber, der in den Karten fehlt, und querten die mit blauem Speick über-

säten Hänge zur Mooshütte (2302 *m*) in 50 Minuten vom Rickenthörl. Die Pforte des Gebäudes sah einigermaassen bedenklich aus: die längliche Steinplatte, welche sich darüber spannte, und auf welcher das Mauerwerk des Giebels ruhte, war gesprungen und nur ein daruntergeklemmter Holzknittel bewahrte sie vor dem Herabfallen. Wir hüteten uns sehr, mit dieser wichtigen Stütze in Berührung zu kommen und öffneten äusserst höflich die Thüre. Der Halter war gerade nicht daheim,[1]) weshalb wir gegen seine nachträgliche Erlaubniss Ziegenmilch schlürften und eine Suppe kochten.

Unsere urwüchsige Zufluchtsstätte hat eine sehr schöne Umgebung. Der Zug vom Schoberspitz zum Riedbock, der Radlkopf, das ausserordentlich kühne Horn des Kleinen Stapniks (2572 *m*), der Rickener Sonnblick, der Rickenkopf, neben welchem links eine Scharte (2695 *m*) ins Zwenbergerthal führt, der Thörlkopf (2834 *m*), das Gamolnickeck (2783 *m*) und Kampleck (2518 *m*) bilden einen malerischen Halbkreis. Zwischen den beiden letztgenannten Gipfeln befinden sich — von der Mooshütte nicht zu sehen — Jocheck (2684 *m*, in der Karte fälschlich Hinteres Brodeck) und Dorneck (2648 *m*). Dieser ganze Grat harrt — sowie die anderen Verzweigungen der Reisseckgruppe gegen das Möllthal — noch immer seiner Begeher.

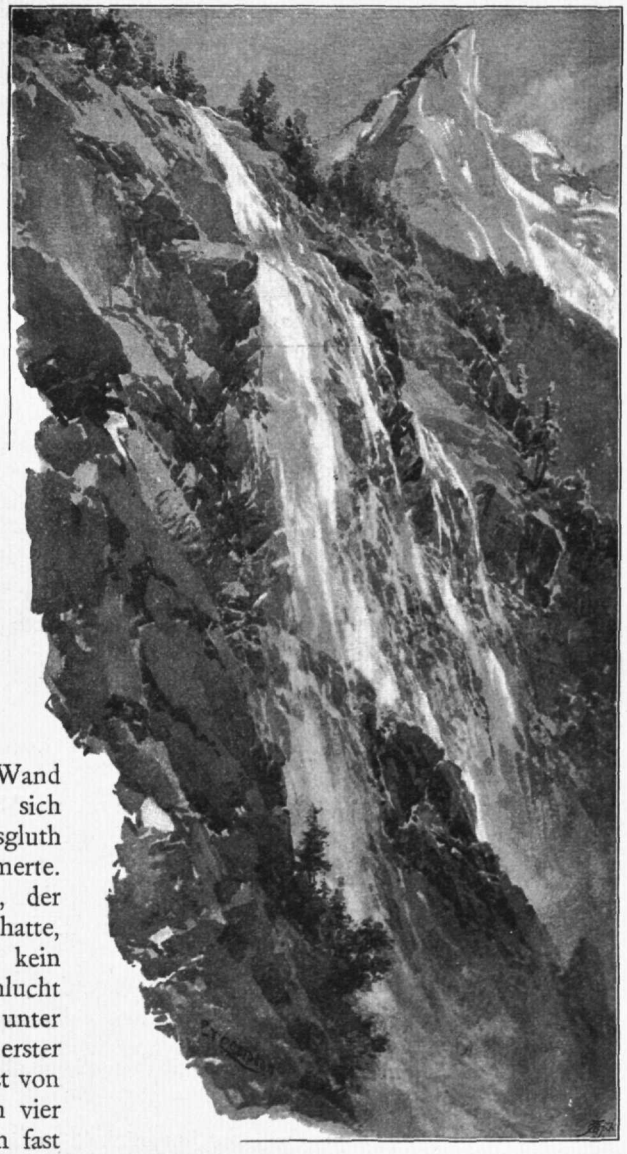
Auch die Stufenbildung des Thales ist bei der Mooshütte hübsch zu überblicken: etwa 300 *m* tiefer liegt ein grüner Boden mit der unteren Mooshütte, 800 *m* tiefer die Ebene der Zandlacher Alm, noch weiter draussen das Möllthal, vom Salzkofel der Kreuzeckgruppe überragt.

Neben der Mooshütte steht ein Jägerhaus, welches erst im gleichen Sommer durch einen Zubau vergrössert wurde. Wir hielten es anfänglich für unbewohnt, als wir aber später aufbrachen, um dem Rickenfalle einen Besuch abzustatten, und an dem schmucken Gemstödterheime vorbeigiengen, erschien plötzlich in der Thüre ein Jäger, welchen ich von meinen früheren Streifzügen im Gebiete kannte. Und da ich mich auf die Empfehlung eines der Jagdherren berufen konnte, wurde uns die Nachtherberge in diesem den Bergsteigern gewöhnlich strenge verschlossenen Heiligthume des Hubertus zugesagt, was nach den verschiedenen Ochsenhüttenlagern selbstverständlich angenehme Aussichten bot.

Wir eilten am rechten Thalhange auf gutem Steiglein zur unteren Mooshütte (1987 *m*) hinab — liessen dieselbe am jenseitigen Ufer und giengen rechts weiter. Je tiefer wir kamen, desto trotziger und wilder wurde oben zur Linken die Grüblwand (2514 *m*), deren Südabsturz eine einzige, fast senkrechte, gegen 300 *m* hohe Platte bildet und einen Anblick von unbeschreiblicher Kühnheit gewährt. Der Weg führt nun längere Zeit ziemlich eben durch verwachsenes Geröll, der Bach ist unsichtbar geworden, aber sein Rauschen verwandelt sich in dumpfes Tosen, plötzlich senkt sich der Pfad und wir kommen zu der höchst merkwürdigen Stelle, an welcher das Thal mit einer 300 *m* hohen Stufe unvermittelt abbricht. . . . Wo will der Weg hin? In den leeren Abgrund hinaus? Er benutzt eine steile, ziemlich schmale Gratrippe der furchterweckenden Wand, den sogenannten Gassruck'n. Ich bemerkte, dass (wie mir später erzählt wurde, im Auftrage der Jagdgesellschaft) der noch voriges Jahr sehr ursprüngliche Pfad stark hergerichtet und an den schwindligsten Stellen mit Stufen und Geländern versehen worden war, wozu man leider die Zirben gefällt hatte, welche die Felsschneide schmückten. Trotz dieser Verbesserungen bleibt der Gang über den Gassruck'n noch immer ein abenteuerlicher und »kopfschiache« (schwindelige) Leute sind gezwungen, den ungefährlichen, aber zeitraubenden Triebweg (Troier) zu wandeln, welcher bei der unteren Mooshütte links hinansteigt, an der Holzgrenze im weiten Bogen den geschlossenen Halbkreis der Wände umgeht und erst weit draussen im Thale zu den Zandlacher Hütten herabführt, was fast zwei Überstunden erfordert.

[1]) Diese für Touren so günstig gelegene Hütte ist nur vom 25. Juli bis Mitte August, bei schönem Wetter bis Ende August bezogen.

Wir schreiten also den luftigen Grat hinunter, rechts und links fällt der Blick in bedeutende Tiefen, vor den Augen aber rauscht und wallt der Rickenbach, zu einer grossen Anzahl glitzernder Streifen zersponnen, über dunkle Platten in einen grausigen Schlund und hoch oben neigt sich die Grüblwand herüber, welche die Gestalt eines unnahbaren Hornes angenommen hat. Nach einer Weile wendet sich der Steig links in die schattige Schlucht zwischen Gassruck'n und Wasserfallwand hinein und wir stolperten ziemlich lange durch wüstes Geröll abwärts, bis Meister Compton ein Plätzchen zur Aufnahme des eigenartigen Bildes fand. Der Fall musste das zu der Aquarellskizze nöthige Wasser selbst beisteuern. Fast zwei Stunden sassen wir angesichts der sprühenden Fluthen in ziemlich unbequemer Stellung. Die sinkende Sonne liess auf den weissen Staubwolken ein siebenfarbiges Band erstrahlen, welches langsam emporstieg, dem rastlos stürzenden Gischte entgegen. Dieser zauberischen Erscheinung folgte unmittelbar der grämliche Schatten des Abends, der allmählig sein Grauviolett über die riesenhafte Wand hinaufschleichen liess, während sich das Licht mit purpurner Abschiedsgluth an die Felsen der Höhe klammerte.



Rickenfall mit Grüblwand.

Um dem heutigen Tage, der uns soviel Schönheit gezeigt hatte, Lebewohl zu sagen, war wohl kein schönerer Ort denkbar, als die Schlucht beim Rickenfalle, der verdient, unter den Naturwundern Kärntens an erster Stelle genannt zu werden. Er ist von Kolbnitz im Möllthal mühelos in vier Stunden erreichbar und trotzdem fast unbekannt und unbesucht. —

Bei beginnender Nacht waren wir wieder oben im Jagdhause. Der Jäger gab mir verschiedene bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Benennungen der Scharten, Gipfel und Seen des Thales. Ich erfuhr, dass der von uns heute bemerkte, in den Karten fehlende See unter dem Riedbocke, südlich über dem Kesselesee (2305 *m*), Schwarzsee genannt wird, während die Kârten fälschlich einen unbedeutenden See (2455 *m*) westlich unter dem Hohensee (2480 *m*) als Schwarzsee bezeichnen. Der Hochalmsee (2365 *m*) der Karten heisst richtig Stapnicksee.

Allerlei Sagen knüpfen sich an diese weltentrückten Wasserbecken, welche wie räthselhafte Augen den Fremdling anblicken.

Der Kesselesee barg in seinem seichten Boden vor Zeiten unendliche Mengen Gold, und ein Venetianer, welcher das Geheimniss kannte, erschien oft am Gestade und schöpfte reiche Schätze. Einmal wurde er bei seiner Arbeit von einem Gemsenjäger überrascht, der — von Gier nach dem gelben Glanze erfasst — sich auf den arglosen Welschen stürzte und ihm das Messer in den Leib rannte. Tödtlich getroffen sank dieser in das Wasser, aber vorher hatte er noch mit lauter Stimme die Geister der Tiefe gerufen und das Gold des Sees auf ewige Zeiten verflucht. Nachts darauf pochte es beim Ochsenhalter in der Ricken. Als er öffnete, stand ein riesenhafter Mann draussen, welcher ihn zu einer schweren, mehrere Stunden währenden Arbeit um zwei seiner stärksten Ochsen bat und hohen Lohn versprach, den er aber unbedingt mit dem Eigenthümer des Vieh's theilen müsse. Der Halter war damit einverstanden und der Mann verschwand mit den zwei grössten Ochsen. Bald darauf war ein dumpfes Rollen zu hören und der aufmunternde Ruf einer schauerlichen Stimme: »Hüh! Kohlram![1]) Vom Kesselesee zum Schwarzsee! Hüh! Kohlram! Hüh!« Der Unbekannte hatte die Rinder in einen Karren gespannt und war damit zum Kesselesee gefahren. Dort schöpfte er das ganze Gold heraus, führte es zum Schwarzsee und leerte es in seine Fluth. Es ist verloren für alle Zeiten, weil der Schwarzsee keinen Grund hat. . . . Als aber der Halter des Morgens vor die Hütte trat, lagen die Ochsen todt vor derselben und an den Hörnern und Schweifen hing soviel Gold, dass die Hälfte davon den Ochsner zum reichen Manne gemacht hätte. Vom Geize verblendet, achtete er jedoch die Mahnung des Berggeistes, mit dem Almherrn seinen Schatz zu theilen, nicht und behielt alles für sich. Da ward das Metall plötzlich zu Stein. Verzweifelt rannte der Hirte zum Schwarzsee hinauf, er glaubte in den dunklen Wellen einen goldenen Glanz zu sehen und stürzte sich voll Gier in das unergründliche Gewässer. Noch oft sollen in Mondnächten an den Ufern der Seen klagende Stimmen zu hören sein; das sind die Opfer des Golddurstes: der Venetianer und der Hirte, welche keine Ruhe finden können.

Auch am Rickener Sonnblick wohnt eine wunderbare Märe. Im Felsgeschröffe befindet sich eine steinerne Hand, und wer ihr nachgeht, kommt zu einer Grotte, in welcher Schaufel und Spaten neben unermesslichen Mengen rother und blauer Lasur[2]) liegen. Die Wenigen, welchen es gelang, den zauberischen Wegweiser zu finden, sind reiche Leute geworden.

In der Ricken wurde übrigens einst wirklich auf Erze geschürft. Dies beweisen die Überreste einer Knappenstube unter dem Riedbocke, von welchen uns der Jäger berichtete.

Den Kopf voll mit diesen seltsamen Geschichten, begab ich mich sammt meinen Genossen zur Ruhe. Dieselbe fiel leider nicht so angenehm aus, wie wir es erwartet hatten, weil die Betten — was ihre Kürze anbelangt — an die berüchtigten Lagerstätten des Prokrustes erinnerten.

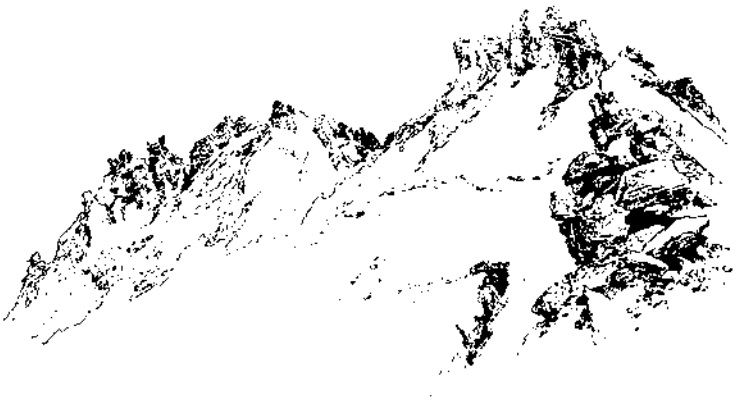
Zauberernock (2941 *m*) – Grosser Stapnick (2891 *m*) – Grosses Reisseck (2959 *m*) – Radlgraben. 21. August.

Um 5 Uhr 30 Min. begannen wir den Aufstieg. Das Wetter war klar und kalt. Über die gestuften Hänge hatten wir nach 15 Min. den Stapnicksee erreicht. Das ist eine überraschend grosse, herrliche Wasserfläche, welche rauhe Geröllhänge mit starken

[1]) Schwarzzicketer = schwarzgezeichneter Ochse.

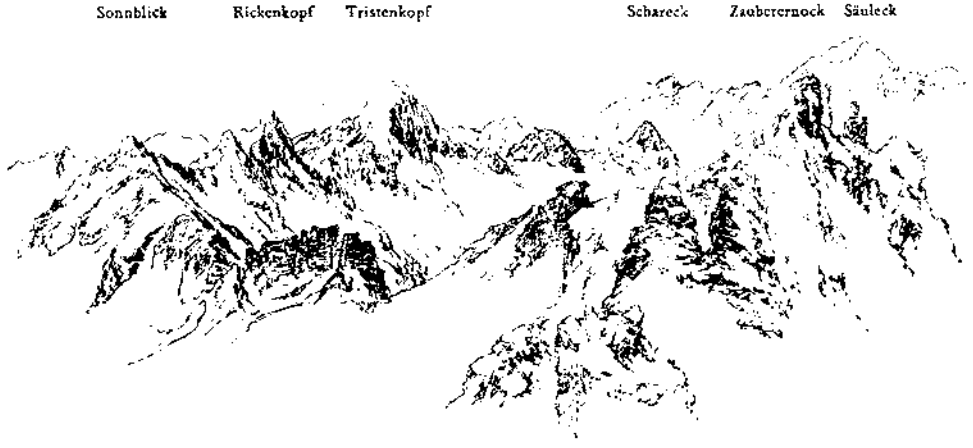
[2]) Die rothe Lasur soll eine goldhältige Erde gewesen sein, aus der blauen wurde das ehemals sehr kostbare Ultramarin dargestellt.

Fesseln umklammern. Gleich einer ausgestreckten Tatze, die das Kleinod festhält, springt vom Nordufer eine Halbinsel vor und spiegelt sich mit solcher Reinheit in der blanken Fluth, dass die Grenze zwischen Gestein und Wasser kaum zu sehen ist. Zu den ruhigen Linien des Sees bilden die verwitterten Grate im Hintergrunde einen malerischen Gegensatz. Links erhebt sich der Rickener Sonnblick (2928 *m*) mit einer steilen Schneerinne, dann folgen rechts die G'wändscharte, die wenig auffallenden Thürme des Zauberernocks und der Grosse Stapnick (in den Karten irrig Staubnicheck.)



Ritterspitzen und Zauberernock.

Die Berge begannen röthlich zu lohen, und mit einem frohen Jauchzer grüsste ich das Licht. Da ward mir vielfältige Antwort, in jedem Winkel schien ein Kobold zu sitzen, der meinen Ruf seinem Nachbar weitergab, und es dauerte eine Weile, bis der letzte Ton verklang. Weil sich nun die neckischen Geister so unvorsichtig verrathen hatten, liess ich ihnen ziemlich lange keine Ruhe und schrie sie weidlich an, während Compton trotz der Kälte in zehn Minuten eine Skizze des Sees anfertigte. Nahe dem südöstlichen Ufer, etwas höher, befindet sich ein zweiter, sehr kleiner See, und als wir — rechts weiterschreitend — eine ermüdende Blockhalde querten und dann auf einer Rasenrippe nördlich emporstiegen, bemerkten wir, dass eine ganze Anzahl solcher kleiner Wasserbecken unweit des Südgestades versammelt ist. »Der grosse See kriegt



Ausblick vom Niederen Zauberernock.

Junge!« meinte Hofer, als sich immer mehr dieser glänzenden Spiegelchen zeigten. »Ein Riese hat dort unten seine Flasche zerschlagen und die Scherben umhergestreut«,

sagte ich. Freund Compton deutete lächelnd auf den zackigen Kamm zwischen Kleinem und Grossem Stapnick und rief: »Dort steht sogar der Riese noch!« Wahrhaftig! Den Grat überragte eine seltsame Gestalt, eigentlich wusste ich nicht recht, wie ich sie deuten sollte. Hat vielleicht einmal der alte Zauberer in heiliger Sonnwendnacht die Zukunft befragen wollen und sich — da ihm ja der grosse Seebecher zur Verfügung stand — ein wenig im Bleigiessen geübt? Denn so räthselhaft, wie diese launisch erstarrten Metallklumpen meistens aussehen, war auch das Steinbild dort. Am ehesten gleicht es noch einem geharnischten Ritter, der in der Schlacht beide Arme verlor.

Bald tauchen hinter dem wunderlichen Herrn duftige Höhenzüge auf: Kreuzeckgruppe und Gailthaleralpen, welche ein Frühbad in Sonnengoldwellen nehmen. Wir schreiten auf Gesimsen entlang mächtiger Platten, die der Frost mit gläsernen Vorhängen schmückte, und manchmal muss das Pickel unseren Pfad von der glatten Kruste befreien. Gelegenheit, um unschwierig über die Felsstufen hinaufzukommen, bietet sich überall, schon um 7 Uhr 25 Min. betraten wir die Gwändscharte. Hurrah! Die Hochalmspitze! Im juwelenbesetzten Hermelingewande steht sie plötzlich vor uns; aus dem weitgedehnten Hohen Gösskare schwingen sich ihre Flanken im ununterbrochenen, ruhigen Aufschwunge empor bis zur Gipfelkrone, welche der blaue Himmel küsst. Aber sie bleibt kalt, trotz aller Zärtlichkeiten, und schickt zu den winzigen Menschen, welche auf dem Rücken des Zauberers herumkrabbeln, einen eisigen Hauch herüber, so dass einer von ihnen schleunigst seine empfindlichen Finger in den Fäustlingen versorgen muss. Dass dieser Mann Compton nicht war, ist selbstverständlich.

Wir hatten, anfangs einigen Gratzacken rechts ausweichend, später auf der Schneide bleibend, den Schwalbenkopf (2932 *m*) erreicht, wo sich mein Freund zum Zeichnen niederliess. Hier gewährt der Zauberernock ein wundersames Bild mit seinen senkrechten Thürmen, die den geborstenen Säulen einer zerstörten Tempelhalle gleichen, während zur Linken der Gletscher heranbrandet und blaue Klüfte gähnen. Wir setzten die Wanderung um 8 Uhr 5 Min. fort. Der kalte Hauch war zum schneidenden Sturme geworden, welcher leider über die Fernsicht den trüben Schleier feinvertheilter, schwebender Eiskryställchen zog. Um 8 Uhr 25 Min. sassen wir auf dem leicht erklimmbaren Thurme des Zauberernocks.

Es scheint mir vom Schicksale bestimmt zu sein, auf dieser Zinne stets zu frieren, denn auch ihre erste Besteigung im Jahre 1893, welche ich über das Zaubererkees und den schwierigen Nordgrat unternahm, vollzog sich bei grosser Kälte und Neuschnee. Heute war mir wenigstens ein Theil der Aussicht vergönnt, obschon viel wechselndes Gewölk das Rundbild zerstückte. Herrlich sind die beiderseitigen Tiefen, im Süden der Stapniksee, im Norden rechts die Ritteralm, eine grüne Oase in der dräuenden Steinwüste, zu welcher die beiden Reisseckgipfel furchtbare Wände und einen steilen Gletscher entsenden; links das Hohe Gösskar mit dem schön gewölbten Zaubererkees, der mächtigen Tristenspitze (2925 *m*), den Pfaffenberger Nocken, den Gössachspitzen und dem Säuleck.

Hofer lag unbeweglich und spähte aufmerksam in die Tiefe. Von Zeit zu Zeit schüttelte er seinen Kopf. Er fand es unbegreiflich, dass keine Gemsen zu sehen waren, obwohl gerade die Umgebung des Zauberernocks durch ihren Reichthum an Gratwild berühmt ist. Endlich zeigte sich ein Bock und sprengte mit rasender Geschwindigkeit in die Ritteralm hinab.

Da es heroben immer ungemüthlicher wurde, brachen wir um 9 Uhr 15 Min. auf; den kühnen Thurm östlich vom Hauptgipfel, welcher letzteren um ein Weniges überragt, liessen wir links, ebenso auch die übrigen abenteuerlichen Gebilde dieser ungemein zersägten Schneide, und waren nach einer halben Stunde vorsichtigen Gehens auf dem Niederen Zauberernock (2934 *m*), wo sich der Kamm nach Süden wendet. Hier fand sich ein angenehmes Plätzchen zur windgeschützten Frühstücksrast und wir

blieben bis 10 Uhr 30 Min. In seinem weiteren Verlaufe hat der Grat die kleine Bosheit, eine Reihe senkrechter Absätze zu bilden, welche erst im letzten Augenblicke und wenn man sie gar nicht vermuthet, sichtbar werden. Links liess sich auf geröllligen Bändern diesen Hindernissen leicht ausweichen und nach 25 Min. setzten wir unseren Fuss auf den Grossen Stapnick.

Ach! Wir kamen als unerwartete Störenfriede. Ein starker Gemsenrudel hatte sich unter einem kleinen Überhange der Spitze gesonnt, der scharf wehende Wind konnte den feinen Nasen keine Warnung zukommen lassen, da er in gerade entgegengesetzter Richtung blies, und die Gesellschaft stob daher erst auseinander, als wir schon ganz knapp daran waren. Heisa! Das war eine tolle Flucht! Umwirbelt vom sprühenden Gestein rast die braune Schaar den Geröllhang hinab, springt Stück für



Reisseck vom Stapnick.

Stück vom Fels auf das steile Kees und eilt in langer Reihe über den Gletscher, den Schründen geschickt ausweichend und dabei so schnell, als rollte sie auf durchgehenden Rädern davon; die Gemsen werden unfassbar rasch kleiner und verwandeln sich in winzige Pünktchen, welche schliesslich der dunkle Felsenleib des Kleinen Reissecks aufnimmt. Den langen gefährlichen Weg, zu dessen Überwindung die Krone der Schöpfung mit Hilfe aller Vorsichtsmaassregeln etwa zwei Stunden benöthigen würde, haben sie in 5 Min. durchflogen! Auf dem weissen Hintergrunde konnten wir die Theilnehmerzahl an diesem Ausfluge leicht feststellen, es waren ihrer 50. Hofer hatte sie geradezu mit Leidenschaft gezählt, denn er ist ein alter Gemsentreiber und die Begeisterung für das edle Krickelwild bleibt dann zeitlebens im Blute.

Kurz bevor wir den Stapnick verliessen (10 Uhr 20 Min.), sprengte ein zweiter, ungefähr ebenso starker Rudel von den Wänden der Ritterspitzen zum Kare. Wir bummelten zur Ritteralmscharte (von den Haltern auch Ochsen-, fälschlich Kalteherberg-Scharte genannt) hinunter und gelangten über den unschwierigen Westgrat um 12 Uhr 15 Min. auf das Grosse Reisseck.

Der Hauptgipfel unserer Gruppe hielt einen sehr ungnädigen Empfang bereit. Schneeflocken wirbelten, manchmal kam auch eine Handvoll Eiskörner und die Fernsicht — welche noch viel umfassender ist, als die vom Radleck — war vernebelt. Trotzdem gab es keinen Mangel an wundersamen Bildern.

Unter uns zwischen Felswänden die schwarze Fluth des Hohen Radlsees. Nebel wallen darüber hin. Brauen missgünstige Luftgeister in dem riesenhaften Kessel einen Todestrank für Sonnenschein und Farbenfreude? Mit dumpf grollender Stimme murmeln sie Beschwörungen. Und hinter dem finsteren Bollwerke der Hohen Leier, an der die bleichen Schneerinnen schaurig glänzen, schiebt sich dräuend ein ungeheures Wolkengespenst herauf. Graue Schwaden folgen ihm, das Donnern klingt immer näher. Wir haben nicht Lust, hier oben in dem Schauspiele eines Hochgewitters vielleicht die undankbare Rolle des Blitzableiters übernehmen zu müssen, und verlassen um 1 Uhr 5 Min. den Gipfel.

Vorsichtig gieng es den steilen Südgrat hinab, und wir mussten uns an einer Stelle durch einen ziemlich engen Längsriss dieser verwitterten Mauer zwängen. Nach einer halben Stunde waren wir in der Kalten Herberg-Scharte (2712 *m*), dem Übergange zwischen Ricken- und Radlgraben, deren Seeaugen zu beiden Seiten traurig durch den Nebel blinken. Von der Scharte südlich erhebt sich die sehr schroffe Radlermauer (in Freytag's Karte irrig als Mulleternock bezeichnet, welcher Name dem runden Kopfe zukommt, mit dem der Nordostgrat des Radlecks an den Seen endigt).

Die Felsenpforte hat ihren sonderbaren Namen von zwei Jägern bekommen, welche einmal gezwungen waren, in ihr bei Sturm zu übernachten, und in dieser kalten Herberge beinahe erfroren wären.

Aber nicht nur die Wuth entfesselter Luftströme tobte schon oft durch das granitene Thor, sondern auch die Stürme menschlicher Leidenschaften haben es bereits einmal zum Schauplatze eines blutigen Trauerspieles gemacht.

Vor etwa fünfzehn Jahren treffen hier zwei Radler Jäger mit drei Möllthaler Wildschützen zusammen. Zuerst hallen von den Wänden zornige Rufe nieder, dann klirren Bergstöcke im Geschröff, knirschen Schuhnägel auf den Platten. Es wird grausig stille, aber keuchende Athemzüge, dumpfes Stöhnen aus zugeschnürter Kehle und das laute Hämmern fünf wildpochender Männerherzen verkünden der einsamen Wildniss, dass ein Ringen auf Leben und Tod begann . . . . Plötzlich krachen Schüsse, kurz und scharf. Zwei Möllthaler fliehen; wie ein verkörperter Rachegeist, den rauchenden Revolver in der Faust, steht oben im Felsthore einer der Jäger, sein Genosse liegt schwer verwundet zwischen den Steinen. Auch ein Wilderer blieb zurück, aber sein Auge wird nimmer aufleuchten, wenn ein argloser Gemsbock in Schussweite kommt, und sein Arm nimmer die Büchse heben . . . .

Von der Kalten Herberg-Scharte führt eine steile, breite Runse zu den Seen. Der Schnee, welcher dieses Wegstück gewöhnlich sehr erleichtert, fehlte diesmal gänzlich und das Absteigen über den anfangs erdigen, später mit Rasenschöpfen besetzten Hang war mühsam. Wir liessen den oberen See, welcher das Radleck mit seinen Schneefeldern spiegelt, rechts und gelangten auf verwegenem Schafsteige über eine jähe Stufe um 2 Uhr 15 Min. zum Hohen See. Am Südufer, nahe dem Ausflusse, verzehrten wir die Reste unserer Esswaaren, worauf Meister Compton zu Block und Pinsel griff.

Ich weiss in unseren Bergen kein zweites Bild, welches so ergreifend ernste Schwermuth mit stolzer Erhabenheit vereint, als jenes, das der Wanderer am Hohen See schaut. Ein Stück Nacht ist aus der Unterwelt emporgestiegen, hat sich in den Schatten rauher Felsen geflüchtet und bleibt nun geborgen vor freudigem Glanze. Wunderlich gestaltete Schneefelder säumen den Fuss der Wände, ihr Wiederschein und der des Baches, welcher munter rauschend seine weissen Streifen über Platten zieht, unterbrechen mit hellen Tönen die grosse schwarze Fläche, aber die Spiegel-

bilder gleichen versunkenen Gespenstern und das Rauschen ist der Sterbegesang eines Verlorenen, welcher sich in den Bann dunkler Mächte stürzt. Oben am Himmel flogen Wolken und rauchten um die zerzackten Grate, die todte Ruhe des Sees störte kein Lufthauch. Seiner Tiefe fehlen die Fische, seinem Gestade die tanzenden Fliegen, daher erwachen auch seine Wellen nie zum krausen Silberreigen. Ich kann mir auf diesem Wasser kein anderes Boot vorstellen als den Nachen Charons, schattenbeladen der Vergessenheit entgegengleitend.

Nur an einer Stelle kann das Auge der erdrückenden Wucht ringsum sich aufthürmender Starrheit entfliehen, das ist im Osten, wo durch die weit offene Pforte zu diesem öden Kessel die Zinkenspitzen und der Bartlmann hereinlugen. Mit letztgenanntem Gipfel ist der See gleich hoch (2420 *m*).

Schneeflocken wirbelten, Graupeln fielen, unbekümmert darob vollendete der Künstler seine Skizze und um 4 Uhr konnten wir den Weg zuerst links, später rechts vom Bache, welcher tiefer unten noch einige kleine Seen durchfliesst, fortsetzen. Wir kamen an den zwei sehr ärmlichen Behausungen der Ochsenhalter vorüber, der Seebach- (etwa 2300 *m*) und Zottachhütte (etwa 2100 *m*). Hier, auf der zweithöchsten Thalstufe des Radlgrabens, wäre der geeignetste Platz für ein Reisseckhaus. Jetzt ist der Bergsteiger gezwungen, im Thale zu übernachten und er hat am Morgen einen Aufstieg von 1700 *m* vor sich, welcher Umstand den seltenen Besuch erklärt.

Zur Rechten blicken wir in die unwirthliche Neualm, von der Leier und dem Donnerschlage (2460 *m*) beherrscht; vor uns, zur Linken, ragen die Zinkenspitzen (2463 und 2346 *m*) mit ihren pfeilergeschmückten Wänden. Scharfe Einrisse trennen die Gipfel, welche ihrer kühnen Gestaltung gewiss auch den trotzig klingenden Namen verdanken. Links von ihnen vermittelt die Karscharte einen Übergang ins Hohe Kar, welcher trotz seiner Steilheit als Schaftrieb dient. Noch 800 *m* unter uns liegt der sogenannte Kessel des hinteren Radlgrabens; um hinabzugelangen, giebt es zwei Wege: den Viehtrieb links, der an der Schwandhütte vorbeigeht, und den Kesselsteig rechts, welcher nur für Jagdzwecke benützt wird. Wir wählten letzteren, da er mir von früher noch in angenehmer Erinnerung stand, ich kann ihn aber jetzt — wenigstens für den Abstieg — nimmer empfehlen. Er ist in ganz unglaublichem Maasse verwachsen und wir kamen einigemale trotz der grössten Behutsamkeit von der richtigen Spur ab. In weitem Bogen umgeht der Steig in südlicher Richtung den Halbkreis der gewaltigen Wände, über welche der Seebach wallt, und mit vielen Windungen führt er dann zur Tiefe. Anscheinend endlos mussten wir durch wirres Gesträuch schlüpfen, welches den verwahrlosten Pfad längst schon wieder als Eigenthum ansieht und die Geduld ausgiebig beansprucht. Während wir uns mit dem Dickichte ärgerten, hatte der Sturm mit allen Wolken aufgeräumt. Ein tadellos reiner Abend brach an. Wir hatten uns doch schliesslich durch die Spiessruthen schnöder Haseln und zudringlicher Erlen gerungen und betraten als zerkratzte Sieger den Thalboden. Ehrwürdige Greise empfiengen die Helden, Friedenswedel nickten, versöhnende Accorde klangen. Das waren die Fichten und Lärchen des Hochwaldes, die erstaunlich üppigen Farrenkräuter und die Glocken weidender Kühe.

Um 6 Uhr 45 Min. zogen wir in die Rubenthalerhütte (1250 *m*) ein. Nur drei Wegstunden trennen uns hier von Gmünd. Unter dem grossen Dache wird doppelte Wirthschaft geführt, weil sich in die Alm zwei Besitzer theilen. Die Küche ist gemeinsam, Stube, Milchkammer und Sennerin sind in zwiefacher Anzahl vorhanden. Eine von diesen ist sehr alt, die andere sehr jung. Wir suchten nach unseren in Radl zurückgelassenen Esswaaren und entdeckten bald die umfangreichen Päcke, welche Hofer's Sohn pünktlich heraufgeliefert hatte. Es war von ihm gut gemeint, dass er die Sachen in jenem Zimmer hinterlegt hatte, welches der jungen Sennin gehörte.

Hohenkareck (2517 *m*) — Tandlspitze (2623 *m*) — Gössgraben. 22. August.

Das blaue Märchenlicht einer Vollmondzaubernacht hatte durch die Öffnungen des Dachgiebels auf das mächtige Heulager geschienen, wo drei müde Wanderer aus der Berührung mit den duftenden Gräsern zur Bezwingung der Höhe, welcher sie entstammten, neue Kraft schöpften. Als die Ausgeruhten jedoch um 5 Uhr 30 Min. morgens die Hütte verliessen, bedeckte den Himmel düsteres Gewölk. Unser Weg führte an dem Jagdhause vorbei und am rechten Hange des Schwandgrabens durch Wald äusserst steil empor. In einer Stunde waren die 500 *m* zur Schwandhütte zurückgelegt. Hier geht der Viehtrieb links eben zu den Seen weiter; wir verfolgten den theilweise roth bezeichneten, ganz guten, wenn auch stellenweise ungemein steilen Jägersteig über den Möselskamp (der sich manchmal auch die unrichtige Bezeichnung Eselskamp gefallen lassen muss), eine felsige Schneide, welche von dem zur Linken in gleicher Richtung ziehenden Zinkenspitzgrat durch eine Schlucht getrennt ist. Der Wald wird spärlicher, die Aussicht freier. Gegenüber im Süden die wanddurchsetzten, dicht mit Fichten bestandenen Hänge des Bocksteins (2184 *m*), welche ein neuer, schön angelegter Jagdsteig bei etwa 1700 *m* fast wagrecht durchzieht; rechts daneben der Donnerschlag, die Hohe Leier und das Radleck.

Um 8 Uhr sind wir am Beginne des Hohen Kares und halten eine halbstündige Frühstücks- und Zeichenrast. Würden wir westlich weiter steigen, so könnten wir nach zwei Stunden den Gipfel des Kleinen Reissecks (2910 *m*), welches dort als breite Pyramide ragt, und über den kecken Verbindungsgrat in weiteren drei Viertelstunden das Grosse Reisseck erreichen, eine Route, die kürzer ist, als jene über die Kalte Herberg-Scharte. Wir setzen jedoch die Wanderung nördlich fort und halten uns beim Queren des Kares immer möglichst hoch, weil wir dadurch die zahlreichen Rinnen und Schluchten dieser merkwürdigen Hochebene an ihren bequemer gangbaren Anfängen überschreiten können. Das Vorwärtskommen ist übrigens auf den mässig geneigten, von Schnee und Wasser rein gescheuerten Platten sehr leicht. Unser Ziel war die Hohenkarscharte (2394 *m*) zwischen der langen Mauer des Hohenkarecks links und der Tandlspitze (Winkelnock) rechts. Da sich Meister Compton's Auge fortwährend lohnende Vorwürfe zu Skizzen zeigten, zog sich der angenehme Bummel ziemlich in die Länge. Das Wetter neckte uns mit allerlei tollen Launen. Es liess die Sonne behaglich scheinen, dazu einen grimmen Nordwind blasen und in der Luft Eiskügelchen tanzen. Wir gelangten zu dem nicht unbedeutenden Oberen Karsee, welcher — ebenso wie der kleine Untere — in den Karten fehlt. Südöstlich von der Tandlspitze erhebt sich der Bären-Nock (2587 *m*), dessen jähe, rinnendurchfurchte Abstürze der grosse Dombaumeister mit gothischem Zierrathe: spitzen Thürmchen, schlanken Nebengiebeln und schmalen Erkern versehen hat.

Compton blieb oberhalb des Sees mit Hofer zurück, ich stieg weiter und war um 9 Uhr 45 Min. in der Hohenkarscharte. Über den breiten Pass — den ein sehr grosser, sorgsam gebauter Steinmann kennzeichnet — tobte heulend die wilde Jagd des Sturmes. Trotzdem musste ich einen Jubelschrei der Wonne hinausrufen.

Nicht sterblichen Augen, sondern Götterblicken scheint das Bild bestimmt zu sein, welches sich vor mir erhoben hat. Sie sind alle traute Bekannte, die den herrlichen Halbkreis zusammenfügen, aber ihre Gestalten und ihre Aufeinanderfolge sind schön, wie von keiner zweiten Höhe unserer Berge. Da hebt sich rechts vom Kleinen Reisseck die gleissende, vielzackige Doppelkrone des Zauberers und der Ritterspitzen, die beiden Gössachspitzen als gepanzerte Thorhüter der Dössenerscharte, das zugespitzte Riff des Säulecks, die blendend weisse Firnkuppel der Schneewinkelspitze, dann die königliche Hochalmspitze, edle Anmuth in jeder ihrer Linien, besonders aber in den eng übereinander gedrängten Zinken des kühn sich emporschwingenden Ostgrates mit

dem dämonischen, überhängenden Horn der Schwarzen Schneide, endlich — hinter den Ausläufern dieser versteinerten Himmelsstürmer — die Kölnbreinspitze, der Hafner und das Riesendreieck des Schobers. Über diese ganze hehre Pracht streut der Nordwind silbernes Weiss, giesst die Sonne sattes Gold und hellleuchtenden Pupur. Und um die höchsten Gipfel flattert ein durchsichtiger Schleier und steigert noch den unbeschreiblichen Reiz der Stimmung, in welcher das wundersame Gemälde sich mir zeigt. Dunkle Spiegel sind sein Vordergrund: die von den Kartographen bis heute unbemerkt gebliebenen Seen der obersten Walkeralm.

Es wäre ungerecht, nur diesen Ausblick zu preisen und des Südens zu vergessen. Da träumt der Karsee im länglich runden Felsenbette, über welches hinweg ich die Thalsohle des tiefeingeschnittenen Radlgrabens schaue und die ganze Kette von Stoder und Gmeineck bis zu den Leiern, weiter draussen Tschirnock und Mirnock, den flimmernden Milstättersee und — im warmen Hauche eines schönen Sommertages — das weitgedehnte Drauthal, überragt von Dobratsch, Mittagskogel und Skerlatiza.

Radleck



Auf dem Möselskamp.

Freund Compton, der bald nachkam, bedauerte sehr, für diesen gottbegnadeten Punkt so wenig Zeit zur Verfügung zu haben. Während er zeichnete, unternahm ich in 25 Min. den Abstecher auf das Hohenkareck, anfangs rechts vom Grate, später auf demselben, welcher aus den gewaltigsten Klötzen, die man sich denken kann, nicht aufgebaut, sondern zusammengeworfen ist. Der Gipfel trägt zum Zeichen seiner Würde eine morsche Stange, die langgestreckte Mauer überhöht er nur wenig. An ihrem noch ziemlich entfernten westlichen Ende befindet sich ebenfalls eine derart gekennzeichnete Erhebung, welche etwas höher als die von mir erreichte zu sein scheint. Ich freute mich der lehrreichen Übersicht des Hohen Kares und noch mehr des vielfachen Echos, welches mein Ruf in den zerfransten Wänden des Bären-Nocks aufrüttelte. Das Geschrei schien aber die Kobolde zu erzürnen, sie antworteten plötzlich mit dem Gekrache einer furchtbaren Steinlawine, worauf ich kleinlaut schwieg.

Nach 15 Minuten war ich wieder bei Herrn Compton, welcher in der Zwischenzeit zwei ausserordentlich mächtige Geier ganz nahe beobachtet hatte. Wir verliessen um 12 Uhr die Scharte. Der Grat zur Tandlspitze beginnt mit einer Reihe sehr kecker Thürme, deren Uberlegenheit wir durch Benutzung eines Schafsteiges anerkannten, welcher an ihrer Rechten in den steilen, wanddurchsetzten Rasenhängen emporführt.

Auf den Wellen der erhitzten Luft, die in brütender Sonnenwärme über Gräsern und Gestein zitterte, schwebten kräftige Wohlgerüche herbei. Denn die windgeschütze Bergflanke — welche aus der Ferne so braun und kahl erschien — ist bedeckt mit den Blumengaben der Alpenfee. Hier wuchsen würzige Edelraute, blauäugiges Leinkraut, schüchterner Augentrost, weissleuchtende Steinbreche, breitdoldige Schafgarben, violette Bergastern und dunkelkrausköpfige Kohlröschen. Karg ist der Boden, welcher diese Pflanzen entspriessen lässt, ihr Leben ist ein fortgesetztes Ringen im Sturme und nur kurz die Zeit ihres Blühens; kaum so viele Wochen sind ihnen, den Blumen der Höhe, beschieden, als jenen des Thales Monde. Aber diese Zusammengedrängtheit ihres Daseins bedingt die Verdichtung ihrer Daseinsfreude, giebt ihnen gluthvolle Farben und feurige Düfte, wie sie die Vettern und Basen der Ebene nicht kennen.

Nur langsam klommen wir durch den wundersamen Garten, schliesslich empfieng uns wieder das Reich rauhen Gesteins. Compton war über den schmalen Grat vorausgeklettert, ich wandelte mit Hofer einen bequemen Schafsteig zur Rechten, plötzlich hörten wir, dass hoch oben mein Freund den Gipfel begrüsste, und schoben uns nun gegenseitig über brüchige Stufen zu ihm hinauf. Wir waren um 12 Uhr 50 Min. oben, im Schutze eines neu aufgestellten, mächtigen Vermessungszeichens.

Die beiden Halbkreise der Fernsicht, welche ich von der Scharte schaute, haben sich zum umfassenden Ringe geschlossen. Leider wurde der Schleier über Hochalm und Hafner immer dichter, ihre Umrisse verloschen. Aber in ungetrübtem Glanze prangen die Gipfel der Reisseckgruppe, zu welchen jetzt noch Radleck und Riedbock gekommen sind. Ringsum lachen liebe Thäler, im Norden unter den grauen Karen der Treskaalm der smaragdene Gössgraben mit der Kohlmayr- und Mentebauerhütte und den Pongratz'schen Jagdhäusern, im Osten unter der Tandlalm das vordere Malteinthal mit seinen Ortschaften, im Süden der Milstättersee und das Drauthal.

An dem gegenüberliegenden östlichen Ausläufer der Hochalmspitze ist kürzlich eine ausgedehnte Steilfläche jungen Waldes den Flammen zum Opfer gefallen; der Wind wirbelt dort grosse Wolken grauer Asche empor, so dass es aussieht, als wollte der Brand wieder beginnen.

Die südöstlichen Nachbarn der Tandlspitze, Bärennock und Rother Nock (2456 *m*) wecken die Erinnerung an jene Zeiten, da noch Meister Petz die Almen unsicher machte. Zwischen den genannten Gipfeln wurde vor etwa 50 Jahren der letzte Bär erlegt und die Stelle heisst noch heute der Bärenboden. — Gmünd ist durch Rothwand (2516 *m*) und Bartlmann — die letzten Ausläufer der Gruppe in dieser Richtung — verdeckt. Abenteuerliche Felsgestaltungen sind dem Grate dorthin eigenthümlich und die »G'spitzte Wand« (etwa 2200 *m*) in der oberen Tandlalm gleicht — vom Thale gesehen — einem gewaltigen Staatshute, der einem Riesen mit deutlich ausgeprägtem Antlitze ins Genick rutschte.

Der Abstieg von der Tandlspitze über die Geröllhänge östlich zur Tandlalm ist unschwierig und erfordert 1½ Stunden. Die Tandlalm — wo sich ein Schneepegel des hydrographischen Bureaus zu Klagenfurt befindet, der mittelst Fernrohr von Maltein beobachtet wird — ist von diesem Orte bequem in 2½ Stunden erreichbar und erhält besonders wegen des massenhaft wachsenden Edelweisses viel Besuch.

Wir hatten ebenfalls vor, in die Tandlalm abzusteigen, aber — möglichst hoch bleibend — zur Treskascharte hinüberzugehen, weil wir durch dieselbe in den Gössgraben gelangen wollten. Um 1 Uhr 50 Min. setzten wir uns gemüthlich in Bewegung. Es gieng vorläufig auf dem Ostgrate hinab, um dort eine geeignete Stelle zum Abstiege ins Kar auswählen und nebstbei auch einige der Silbersterne erhaschen zu können, welche in den Wänden gegen die Treskascharte alle Gesimse verzieren. Ich summte ein Liedchen vor mich hin und schaute vergnügt in das freundliche Thal hinunter, statt auf den rauhen Pfad. Da wich plötzlich unter meinen Tritten ein Block, zwei grosse

Klötze, welche er gestützt hatte, folgten ihm krachend, einer davon stiess rückwärts an mein rechtes Knie und schleuderte mich an eine Felsenecke. Thal und Berge tanzten vor den Blicken, der Schmerz war so gross, dass ich eine Weile unbeweglich an den rauhen Granit gelehnt blieb und mir das Wasser aus den Augen kam. Die Gefährten eilten erschrocken herbei, sie dachten, ich hätte das Bein gebrochen. Diesem Schicksale war ich glücklicherweise entgangen, und nachdem wir die Schramme verbunden hatten, konnte ich den Weg, anfangs jämmerlich humpelnd, fortsetzen.

Die arglistigen Blumen lockten uns aber zu weit links und wir steckten plötzlich inmitten sehr unangenehmer, von schmalen, abschüssigen Rasenbändern durchsetzter Wände, von welchen ein Abstieg in das Kar unmöglich war. Da wir uns schon über eine Anzahl der tückischen Stufen herabgelassen hatten, schien auch die Umkehr sehr



Winkelnock und Bärennock mit dem Karsee.

schwierig und zeitraubend. Da sassen wir nun, wie Mäuse in der Falle, die Hüte zwar voll mit dem blinkenden Köder, darunter jedoch drei verlegene, fragende Gesichter. Compton zeigte auch in dieser Lage den Meister und machte mich auf die von Westen nach Osten stark geneigte Schichtung des Grates aufmerksam, welche eben den Abstieg zur Tandlalm verhinderte, uns aber, wenn wir längs der Schneide bis zur Treskascharte weiter giengen, über die Wand dieses Einrisses hinunterhelfen musste. Und als wir am Rande des klaffenden Schlundes standen, der den Berg gleichsam im Querschnitte zeigt, sahen wir, dass thatsächlich eine Reihe schiefer Bänder hinabführte. Es waren regelrechte Gemssteige, diese schwindeligen Gesimse, und sie kosteten uns mehrere schwierige Kletterübungen, bis wir glücklich im Grunde des finsteren Felsthores standen und auf die scheinbar senkrechte Abstiegswand zurückschauen konnten. Das geschah um 3 Uhr 25 Min. Nun eilten wir über grobes

Geröll rechts hinunter. Mein Knie, welches sich während der aufregenden Viertelstunden trotz der abenteuerlichsten Stellungen ruhig verhalten hatte, begann sich beim Gange über die wackeligen Blöcke zu langweilen, anzuschwellen und zu schmerzen.

Die Schlucht der Treskascharte war entschwunden; nach einiger Zeit erblickten wir oben auf dem Grate einen zweiten, ebenso tiefen und engen Einriss: das Tandlauge, wohl wegen seiner dreieckigen Gestalt, welche an die übliche Darstellung des Auges Gottes erinnert, so genannt. Der Sage nach ist einmal der wilde Jäger in die Göss gerast und die Räder seines ungeheueren Wagens haben als Spur die beiden Scharten hinterlassen; auch dem Teufel, der bei weichem Wetter Erz geführt haben soll, wird die Verantwortung für die seltsamen, jähen Einrisse zugeschoben. Die Zahlen 2395 und 2399 der Karte beziehen sich auf die Gratköpfe, welche jede der zwei 50—70 *m* tiefen Scharten nördlich begrenzen.

Wir waren schon in den Bereich der Latschen gelangt. Jenseits eines kleinen Grabens in etwa 120 Schritte Entfernung tauchte ein Gemsbock auf und beobachtete uns neugierig. Wir blieben stehen, er that es auch, wir schritten ein Stück weiter, er hüpfte drüben ebenfalls mit, den Kopf mit einem schönen Krickelpaare uns fortwährend zugewandt. Selbst Hüteschwenken und Zurufe konnten ihn nicht vertreiben, und eine ganze Strecke hindurch blieb uns der ungewöhnliche Begleiter treu.

Um 4 Uhr 40 Min. kamen wir zur Oberen Treskaalm (etwa 1900 *m*). Die Viehstände sind verfallen, die Hütte scheint noch Jägern zur zeitweiligen Wohnung zu dienen, denn die Alm ist zu Jagdzwecken aufgekauft und wird nicht mehr beweidet. Mannshohe Brennesseln sind die Umrahmung des traurigen Bildes. Grosser Durst plagte uns, der Tag war heiss geworden und wir hatten während des ganzen Abstieges nirgends Wasser getroffen, eine in unseren quellendurchrieselten Bergen seltene Erscheinung. Die schon erwähnte schiefe Querschichtung dürfte dies verursachen, denn in der östlich gelegenen Tandlalm herrscht Überfluss an Wasser. Wir durchsuchten auch die Umgebung der Hütte vergebens nach einem Borne und mussten die Jause ohne erfrischenden Trunk verzehren. Um 5 Uhr 15 Min. verliessen wir die ungastliche Stätte, forschten ziemlich lange nach dem Beginne des sehr verwachsenen Steiges und mussten wiederholt Acht haben, um den undeutlichen Leitfaden zum Thale nicht zu verlieren. Ich hinkte langsam als Letzter, denn das Knie wurde immer ungeberdiger. Rechts und links vom Wege lachten kirschengrosse Heidelbeeren in erstaunlicher Fülle und wir erquickten unsere ausgedörrten Gaumen daran.

Mir ist noch nie ein Abstieg so lange erschienen, wie dieser, und ich war herzlich froh, als wir endlich die Thalsohle bei der Brücke zu den Pongratz'schen Jagdhäusern erreichten. Die malerische Ansiedlung, aus mehreren Blockbauten bestehend, liegt an einer der schönsten Stellen des Gössgrabens. Ringsum dunkler Nadelwald und steile Bergflanken. Auen mit saftigem Grasboden und hellgrünen Laubbäumen säumen den rauschenden Bach und aus dem Hintergrunde leuchten weisse Gipfel: Zauberernock und Gössachspitzen. Dort verglomm das Roth der untergegangenen Sonne. Der Himmel hatte sich von allen Wolken befreit. Kinder in städtischer Kleidung tollten vorüber, sie zerrten Baumrinde und andere Schätze des Waldes hinter sich her. Eine junge Dame, die Schürze voll Fichtenzapfen, folgte ihnen, und ich bemühte mich, mit möglichst strammen Schritten an ihr vorbei zu gehen. Auch zweien Jagdherren begegnen wir; sie spenden uns einige nicht gerade wohlwollende Blicke. Ich denke aber, dass für Beide Platz ist in den Alpen: für den Waidmann und für den Bergsteiger.

Eine auffallend laue, mit Heugeruch durchsättigte Luft umgiebt uns, wie auf Teppichen schreiten wir dahin und lassen den Abendfrieden des herrlichen Thales in unsere Herzen ziehen. Es war bereits dunkel (7 Uhr 45 Min.), als wir die Kohlmayr-Alm (1122 *m*) erreichten und uns in dem neuen Touristenzimmer beim Weine — den unser vorsorglicher Freund hier für einkehrende Wanderer bereit hält — wohl sein

liessen. Leider verschlechterte sich während des Sitzens mein Bein derart, dass ich es beim Zubettegehen nicht biegen konnte. Da erwies sich der Künstler Compton als trefflicher Samariter, er kleidete mich aus, richtete mit mütterlicher Sorgfalt mein Lager und umhüllte die Geschwulst mit einem feuchten, heissen Umschlage, von dessen Wirkung wir Gutes hofften.

Dössenerschartl (2677 *m*) — Dössenerthal. 23. August.

Als ich mich nach sehr gut verbrachter Nacht erheben wollte, bemerkte ich, dass mein Bein nur dann nicht schmerzte, wenn ich es waagerecht liegen liess. Ich zog mich mit meines Freundes Hilfe unter mehreren unwilligen Ausrufen an, dann genossen wir ein prächtiges Frühstück und machten uns um 6 Uhr fort. Der Tag versprach vollkommen klar zu werden und deshalb wollte ich wenigstens den Versuch machen, mitzugehen.

Kopfschüttelnd blickten Sennin und Kuhhalter mir nach, der ich im Humpelschritte heute noch bis Mallnitz wollte. Mir selbst kam es unglaublich vor, den Höhenunterschied von über 1500 *m* bewältigen zu können. Deshalb sah ich lieber gar nicht zur Scharte hinauf, die so unerreichbar schien, sondern freute mich des zauberhaften Morgens, den die Gräser und Farne mit glitzernden Thautropfen, die Vögel mit schmetterndem Sange und die Rinder der trauten Alm vergnügt brüllend begrüssten. Wir überschritten auf schmalem Steglein unweit der Hütte den Gössbach und wanderten am rechten Ufer thalaufwärts. Nach etwa einer Stunde hatte sich das Knie gebessert und ich konnte schon schnellere Schritte machen.



Tomanbaueralm mit Tristenspitze.

Der vordere Gössgraben endet mit der Thalstufe des Zwillingfalles, welcher von unserem Wege nur unvollkommen zu sehen ist, während jenseits ein neuer Steig der Section Gmünd in jenen schauerlichen Felsentrichter führt, wo die Göss aus dunkler Klamm in sprühendem Bogen hervordonnert und von ihren wilden Schaumwirbeln der zartwallende Schleier des Plattenbrandbaches mit zur Tiefe gerissen wird.

Steil windet sich unser Pfad über die Trümmer eines Bergsturzes. Mächtige Ahorne, Buchen und Birken haben längst von der verschütteten Flanke Besitz ergriffen, dunkelgrüne Schatten umspielen uns. Oberhalb des Zwillingfalles ist jedoch das Reich des Laubgehölzes — an dem der windgeschützte untere Theil des Gössgrabens auffallend reich erscheint — zu Ende. Auch die Fichte bleibt in der Minderzahl, Herrscherin ist nun die Lärche. Leider bemerken wir, dass ihr das Scepter von Menschenhänden entrungen wird. Allenthalben liegen gefällte Stämme; nach Jahresfrist braust vielleicht schon der hastige Dampfwagen über sie hinweg und die Reisenden werden kaum daran denken, dass es die Leichen ehrwürdiger Riesen aus verstecktem

Bergeswinkel sind, auf denen der weltverbindende Eisenpfad sicher ruht. Wir kamen an grossen Stössen bereits fertiger Schwellen vorbei, welche im Winter zu Thale gefördert werden. Der Boden ist mit den Spähnen und Splittern des blutrothen Holzes bedeckt, aber dazwischen ringen sich hoffnungsvoll winzige junge Bäumchen an das Licht. Wie der tosende Bach dort nie müde wird, sich ohne Rast in den Abgrund zu werfen, ewig vergehend und immer wieder werdend, so ist die ganze Natur unerschöpflich an Güte und Geduld.

Wir überschritten den Sameralmbach, der von den Ritterspitzen herabkommt, hierauf die Göss, und schliesslich führt uns der Pfad unter den Garben des Birkofenfalles zur Oberen Tomanbaueralm (1604 *m*), wo der Schönangerbach in schönen Sprüngen dem Hauptbache zueilt und der Thalschluss — den die Tristenspitze beherrscht — erheblich näher gerückt ist. Um 8 Uhr 15 Min. giengen wir an den Hütten vorüber und folgten dem Viehtriebe, der östlich bis 2100 *m* hinaufführt. Compton war vorausgeeilt, um Zeit zum Zeichnen zu gewinnen. Ich stieg mit Hofer gemächlich empor und wich dem allmählig überhand nehmenden Gerölle auf eingestreuten Rasenhängen aus. Mit jedem Schritte wuchs die Pracht der Grate, welche das Hohe Gösskar umrahmen. Zur Rechten das zerklüftete Trippkees, milchweisse Wasserstränge zur Tiefe sendend, darüber das funkelnde Märchen der Hochalmspitze mit ihren vom Neuschnee überhauchten Südabstürzen, zur Linken rückwärts der Zauberernock, ebenfalls aus schillerndem Gletscher emporstarrend. Seine Thürme werfen lange Schatten über die bläulichen Wölbungen des Eises. Vor mir links Rickener Sonnblick, Rickenkopf, Zwenbergerthörl, Tristenspitze, Kapponigthörl und Pfaffenbergernocke, andererseits Winkelspitze, Lassacherscharte, Schneewinkelspitze und Säuleck. Die Mitte des Halbkreises nehmen die Gössachspitzen mit der Dössenerscharte ein. Thalauswärts sehe ich den Fallbach als hellen Streifen am breiten Baue des Faschaunerecks, daneben Tandlspitze und Tandlauge mit unserem Abstiegsgrate.

Das Hohe Gösskar würde wahrlich eine Schutzhütte, von welcher auf die Hochalmspitze leicht ein Felsenweg angelegt werden könnte, verdienen. Nur der Mangel einer solchen passend gelegenen Unterkunft bringt es mit sich, dass der Gössgraben und sein herrliches Gipfelrund bis heute fast unbekannt geblieben sind.

Um 12 Uhr 30 Min. stand ich 2500 *m* hoch am Eingange zu dem obersten, schneeerfüllten Kessel unter der Mallnitzerscharte zwischen den vorgeschobenen Pfeilern der Gössachspitzen. Hofer machte sich auf, um Compton zu suchen.

Ich war allein. Allein mit den Hohen ringsum, ein winziger, schwacher Mensch. Tiefdunkles Himmelsblau über mir, unten das grüne Alpenthal, von geheimnissvollem Rauschen umschwebt . . . . Beuge dich, Sterblicher, und bete! rief in mir jene Stimme, die uns im Weltlärme, ach, so selten zu finden weiss . . . . bete! bete das stille Gebet der Herzen, die sich eins fühlen mit mir, dem Grossen, Unfassbaren, der den ewigen Raum schuf, der die ewige Kraft ist und die ewige Schönheit und Liebe. Und ich lauschte andachtdurchdrungen und sog lange mit durstigen Augen die ausgebreitete Pracht in mich. Ein Apollo tänzelt eine Weile unentschlossen um den einsamen Träumer inmitten der granitenen Wildniss, plötzlich hebt sich der Schmetterling, er wird kleiner und kleiner und vergeht in Sonnenglast und blauer Luft . . . . Eine Seele, die irrend Gott suchte, sich endlich emporschwang und mit ihm vereinte? O, lebte nicht ein Theil von ihm selbst in uns, wir wären nicht fähig, seine Stimme zu hören und uns — der elenden körperlichen Nichtigkeit vergessend — aufzurichten an seinen Werken!

Wohl eine Stunde mochte ich gesessen haben, als Compton, der in dem Kare unter dem Säuleck gezeichnet hatte, mit Hofer kam. Wir hielten Mittag und setzten die Reise um 2 Uhr fort. Das Schneefeld zur Scharte war hart, ausserdem nimmt seine Neigung nach oben stark zu. Compton ging voraus und schlug die Stufen,

Radler-Mauer Kalteherbergscharte Grosses Reisseck



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Reisseckgruppe: Der Hohe See mit dem Reisseck.

denn ich hinkte wieder tüchtig. Trotzdem überwanden wir die glatte Fläche, auf welcher schon viele Wanderer unfreiwillige Rutschfahrten gemacht haben, rasch und waren nach 30 Min. in dem engen Felsenthore. Links baut sich die Kleingössachspitze (2890 *m*) auf, der letzte Gipfel der Reisseckgruppe gegen Norden (in den Karten Ebeneck), rechts ragen Grossgössachspitze und Säuleck. Unter uns liegt im steinigen Becken der Dössenersee, darüber blickt die grüne Lonza herein und hinter ihr die funkelnden Schneeberge der Schober- und Goldberggruppe. Nur den Glockner verhüllt ein neidisches Wölkchen.

Wir konnten grösstentheils auf Schneefeldern zum See (2274 *m*) hinabfahren. Nach 40 Min. waren wir unten, 20 Min. lang dauerte die Wanderung längs seines Südufers zum westlichen Ende, wo wir uns lagerten. Ein plumper Kahn, der vor Jahren von Mallnitz heraufgeschleppt wurde, ruht in der Bucht unweit des Ausflusses.



Dössener See und -Scharte mit der Kleingössachspitze.

Auf der grossen Wasserfläche kämpft der lichtersprühende Abglanz zerzackter Firnfelder mit ernsten, breiten Felsenschatten. Aber ein Lüftchen erhebt sich, zerstört die blanken Spiegelbilder und verwandelt das Silber in Blei.

Compton malte eifrig, ich sah ihm zu und fror ein wenig und Hofer benützte die kalten Wellen zum Reinigen einiger Wäschestücke. Nach 1½stündigem Aufenthalte stiegen wir am rechten Thalhange über steile Rasenhänge zur Eggeralm (1976 *m*) hinunter und waren um 5 Uhr 30 Min. bei den Hütten, wo zwei junge Senninnen hausen. Sie empfiengen die Fremdlinge scheu, aber kargten nicht mit köstlicher Milch, an der wir uns ausgiebig labten, während sich der Himmel drohend verfinsterte. Daher zogen wir, wacker ausschreitend, bald weiter. Der Weg führt jäh zur Huberalm (1588 *m*). Dort steht inmitten stiller Fluth ein verfallener Heustadl. Aus einer wilden Schlucht zur Rechten sind Muren abgegangen, haben den Bach aufgestaut und die Wiese zu einem Teiche gemacht, der einen malerischen Anblick gewährt, weil sich uralte Bäume mit weissen Flechtenbärten in dem dunklen Wasser spiegeln. Er wird von Jahr zu

Jahr kleiner und dürfte in absehbarer Zeit wieder verschwunden sein. Seitens Mallnitzer Sommerfrischler wurde ihm übrigens schon öfters die unverdiente Ehre, für den Dössenersee gehalten zu werden. Die Befriedigung der Herrschaften über die so unerwartet rasche Zurücklegung des als weit und beschwerlich geschilderten Weges soll dann immer gross gewesen sein.

Noch einige Male queren verheerende Schuttströme unseren schönen Waldpfad. Sie ziehen links von den verwitterten Wänden der Wabnigspitze (2765 *m*), der Zagutnigspitze (2723 *m*) und des kühnen Oberen Sickerkopfes (2501 *m*) herab. Bei einer Säge überschritten wir den Bach, welcher in unwegsamer Schlucht seiner Mündung bei Lassach zueilt, und gingen rechts über den Rücken des Dössener Berges mit seinen zerstreuten Gehöften. Einige derselben waren niedergebrannt, gespensterhaft ragten die traurigen Trümmer durch die werdende Dämmerung, daneben erhoben sich jedoch schon halbvollendete Neubauten.

Es begann sanft zu regnen. Der Feldsteig schien sich in schwarzer Endlosigkeit zu verlieren; als wir schon sehr ungeduldig waren, mündete er in den Thalweg, welcher uns um 8 Uhr Mallnitz erreichen liess. Von den Folgen des gestrigen Unfalles war im Knie nicht mehr viel zu spüren, Compton's Umschlag und der Gang über die Dössenerscharte hatten sich als treffliche Arzeneien bewährt. —

Unsere ursprüngliche Absicht war, über Hannoverhütte, Ankogel, Schwarzhornseen und Osnabrückerhütte durch das Malteinthal nach Gmünd zu wandern. Das Wetter sah jedoch am Morgen nicht vertrauenerweckend aus, und wir entschlossen uns zur Reise durch das Möllthal. Der Vormittag galt dem schönen zweistündigen Bummel längs des Schluchtweges nach Obervellach, der eine Reihe schöner Bilder gewährt.

Davon will ich besonders einen grossen Felsblock erwähnen, welcher am Eingange zur oberen Schlucht im Bachbette liegt. Die Thätigkeit des Wassers durchlöcherte ihn an mehreren Stellen der Quere nach, dann spaltete er sich in der Längsrichtung einige Male, die Platten rutschten auseinander und das Ganze gleicht jetzt einem Stosse Bretter mit übereinstimmenden Astlöchern.

Und noch viele andere Stellen längs des Laufes der Ache würden verdienen, eingehend geschildert zu werden, ich kann aber nur einige Umrisse festhalten, die kaum eine flüchtige Skizze geben. Dämmerige grüne Schatten wechseln mit grellem Lichte; im Wasser manchmal ein dunkler Tümpel, wo die Wellen zittern, meistens aber weisses, tolles Stürzen, Donnern, Schäumen über störrische Blöcke, auf denen sich Farne schaukeln, wo Glockenblumen nicken und Fichten wurzeln. Auch kleine Mühlen mit zerzaustem grauen Dache stehen hier und da mitten im rasenden Trubel, als hätte sie der Bach von irgendwo herbeigeschwemmt und zwischen die Felsen geworfen. Sie sind jedoch kluge Bändiger des Wildlings und leiten einen winzigen Theil seiner Riesenkraft auf ihre Räderchen.

Dann der Zechnerfall. Eine ungeheure Garbe, vom Wasserstaube umflogen; als Rahmen ein verborgener Felsenwinkel und ehrwürdige Fichtengreise, die Häupter bedächtig wiegend ob solchen Wagemuthes. Plötzlich der freie Blick thalauswärts, beiderseits steile Hänge, draussen ein blauer Riese mit zackiger Krone: Der Polinik; rechts auf schroffer Wand Mauern, Zinnenkränze und ein breiter Thurm, dessen Knauf goldig funkelt: Burg Groppenstein.

Und die Wässer drängen sich jetzt mit ängstlich verhaltenem Rauschen durch die Klamm, als ahnten sie den nahen unbarmherzigen Abgrund, in den sie sich dort, wo dumpfes Toben dröhnt und Dampfwolken wallen, stürzen müssen. Es ist der Groppensteinerfall. An seiner Seite führt jäh der Pfad hinunter, Spektralfarben glühen, die Menschenstimme verhallt machtlos, die rasenden Fluthen prasseln und stieben, Stirne und Wange kühlt köstlicher feuchter Hauch, an allen Gräsern hängen lachende Thränen. Die Mutter Möll ist nahe, kurzlebiges Tauernkind, bald wirst du in ihre Arme stürzen,

dein tollschäumender Jugendtraum ist dann vorüber! Zuvor gilt es aber noch, ein grosses eisernes Flügelrad in dunkler Röhre zu treiben, damit sich Bäume, welche einst deinen übermüthigen Sprüngen zusahen, in gefügiges Papier verwandeln, auf dem vielleicht einmal der Ruhm deiner Schönheit in die Welt hinauszieht!

Die Section Möllthal unseres Vereins hat sich durch die Anlage des Schluchtweges ein Recht auf den Dank aller Verehrer der Mallnitzer Gegend erworben. Der Pfad ist nicht nur zweckmässig gebaut, sondern auch vorzüglich erhalten, was bedeutende Opfer kostet.

In Obervellach hielten wir Mittagrast. Der Ort liegt an der Mündung des Kapponiggrabens, welcher von der Tristenspitze herabkommt und einen schlimmen Ruf geniesst, da sein Bächlein sich oft als verderbenbringendes Ungeheuer in das friedliche Thal wälzt. Obervellach war schon einige Male nahe daran, übermurt zu werden, zum letzten Male vor Jahresfrist, wobei die Strasse stark beschädigt und die Badeanstalt verschüttet wurde.

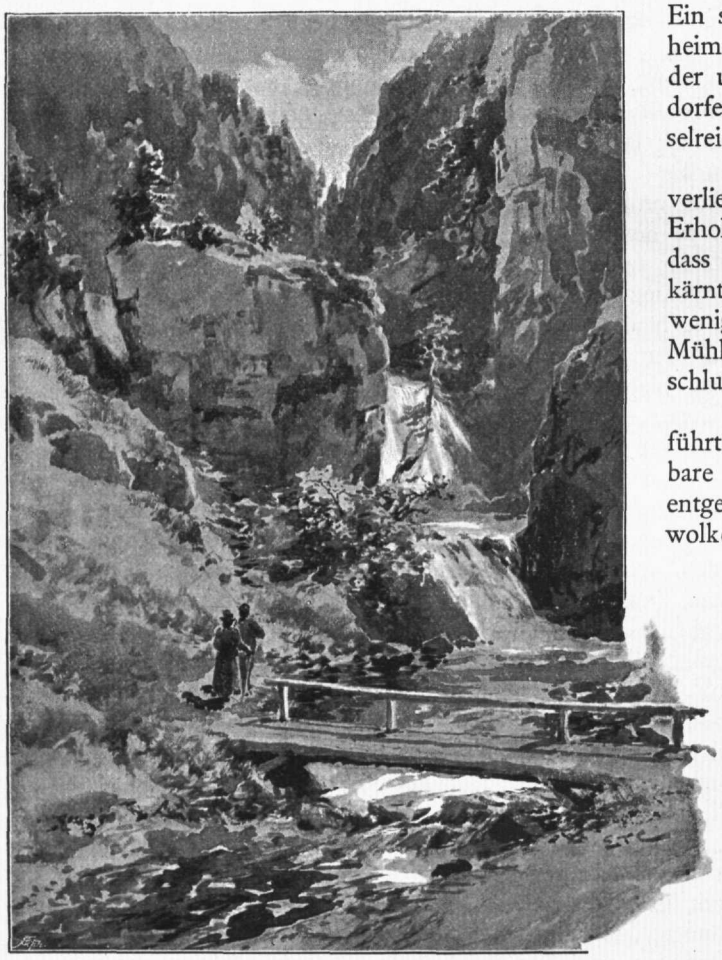
Die Hänge zur Linken und die steilen Felsgipfel, welche manchmal hoch über Wäldern auftauchen, gehören den Ausläufern der Gruppe an, die wir durchwanderten. Die Abflüsse ihrer Schneefelder und Hochseen brechen als Wildbäche aus engen Gräben hervor, Kräfte, die Böses wollten und Gutes schafften, denn alle Schuttkegel, welche sie im ebenen Hauptthale aufhäuften, sind von grosser Fruchtbarkeit. Wir sehen den wilden Falkensteinergraben, den die zerfallenen Trümmer der Burg Falkenstein beherrschen. Er spaltet den häuserbesetzten Pfaffenberg, auf welchen das Gröneck (2687 *m*) niederschaut. Dieser Gipfel ist der Westpfeiler eines noch unbegangenen Grates, der zur Tristenspitze zieht. — Es folgt die Mündung des Zwenbergergrabens, vom Kampleck überragt, dann kommen wir zum Danielsberge, einem Zwerge zwischen den Riesen, der sich aber Geltung verschafft, weil er allein mitten im Thale steht. Über 300 *m* fällt seine Westflanke jäh zur Möll ab; auf dem Gipfel schimmert der Thurm eines uralten Heiligthumes, zu dem schon in Römerzeiten fromme Beter wallten. Die Strasse macht um den vereinzelnten Felskegel einen ehrfürchtigen Bogen, wir gelangten nach Kolbnitz, wo der Rickengraben endigt und verlassen schliesslich in Mühldorf den Wagen.

Eine neugebaute Strasse führt an der Seite des Mühldorfer Baches in 10 Min. aufwärts zur engen Thalmündung. Zwischen Fichtenwipfeln blinken weisse Mauern; starkes Wasserrauschen, dumpfes Pochen dringt an unsere Ohren, wir durchschreiten ein eisernes Gitterthor und sind plötzlich im Banne eines kleinen Zauberreiches, welches unablässig ringender Menschenfleiss inmitten trotziger Wildniss erstehen liess.

Ein niedliches Landhaus mit einem Thurme — Waldschlösschen genannt — erhebt sich zur Rechten und vor uns ein grosser Bau mit drei zinnengeschmückten Giebeln, welche durch zierliche Holzbauten zu einem Ganzen verbunden sind. Darinnen befindet sich das Stahlwerk und verschiedene Bäder, sowie eine bedeutende Anzahl bequemer und schöner Räumlichkeiten, wo wegmüde Wanderer und behäbige Sommerfrischler Verpflegung, Beherbergung und auch Zeitvertreib finden. Über die Terrasse zwischen Haus und Schlösschen breitet ein mächtiger Lindenbaum seinen Schattenkreis, und die Gesellschaft, welche unter dem grünen Gewölbe ihren Kaffee schlürft, mustert erstaunt die verwetterten Bergsteiger. Aus der Tiefe tönt ungestümes Tosen, wir beugen uns über die Mauer und sehen unten die Wässer, welche nach vollbrachter Arbeit in den Hammerhäusern aus dunkler Wölbung mit brausendem Schwalle hervorstürzen. Wir bereiteten uns das Vergnügen, hinabzusteigen und das Bild der jenseits ausgebreiteten Kreuzeckgruppe durch den ruhelosen Vorhang zu betrachten.

Sein Donnern predigt mit lauter Stimme von ungeheurer Kraft, die der Bach birgt und welche nur zum allergeringsten Theile eine Ausnützung erfährt. Nach Berechnungen der Fachleute könnte der stets eisfreie Abfluss der Mühldorfer Seen eine Arbeit von nicht weniger als 10,000 Pferdekräften leisten!

Die Besitzer dieser Merkwürdigkeiten, Herr Klinzer und dessen Fräulein Tochter, gaben uns das Geleite in die Schlucht. Allmutter Natur hütet gerade ihre grössten Schönheiten vor den Augen der Sterblichen am eifersüchtigsten, sie flüchtet sich mit ihren Schätzen in entlegene Einöden und unwirthliche Höhen, besonders gerne aber in versteckte Klammen, wo wilde Wässer mit finsteren Felsen kämpfen und für den Zuschauer kein Platz ist, ausser er wird selbst zum Streiter und ringt dem starrenden Steine unter Gefahren einen Pfad ab, auf dem dann alle Nachfolger mühelos wandernd die Wunder schauen können. Ein solches erschlossenes Geheimniss ist die Klinzerschlucht, der unterste Theil des Mühldorfergrabens, der eine wechselreiche Bilderfolge bietet.



In der Klinzerschlucht (Tellfall und Hohle Gasse).

Nächsten Nachmittag verliessen wir diese Stätte der Erholung mit dem Wunsche, dass kein Besucher Oberkärntens versäumen möge, wenigstens einige Stunden Mühldorf und der Klinzerschlucht zu widmen.

Ein flinkes Wägelchen führt uns über das fruchtbare Lurnfeld dem Liserthale entgegen. Schwere Staubwolken umhüllen die Reisseckwanderer, die Felder und Wiesen sind roth verbrannt. Der Nordwind, den wir auf den Graten verspürten, und welcher dort oben wohl noch jetzt weht, bewirkt, dass es schon seit langen Wochen im Thale nimmer regnete. Auch einige Waldbrände erspähen wir am Gehänge. Was den Bewohnern der Tiefe Kummer macht, war uns, die wir auf der Höhe weilten, zum Quell hehrer Freuden geworden. — Und darum wundert euch nicht, stolze Herrscher meiner lieben Heimath, wenn ich immer wieder zu euch hinanflüchte aus Dunst und Dämmer der Alltäglichkeit und die reinen Lüfte athme, die um eure Häupter wehen. Wer euch naht mit durstiger Seele, lauschendem Gemüthe, verlangendem Herzen: wie ein König, reich beschenkt mit Schätzen köstlicher Erinnerung, wird er von dannen ziehen!

Neun Tage im Gebirge der Rieserferner.

Von

Fritz Benesch.

Bad Mühlbach liegt drei Stunden von Bruneck an der Grenze des Waldes. Nur wenige Streifen des letzten Tannengrüns ziehen quer über den Hang ober dem einsamen Hause; dann wächst nichts als Gras, grünschillernd und frostverbrannt, bis zu den braunschwarzen Wänden. Ein Bauernbad. Welch ein Kontrast gegen das, was da sonst Bad heisst. Kein Speisesalon, kein Kellner im Frack, weder teppichbekleidete Gänge, noch elektrische Klingel, kein Schwimmbassin und auch nichts von dem Lichtmeer, das allabendlich aus den Fenstern herausglänzt. Wenn die »Herrischen« Bäder besuchen, ihr Geld los zu werden, warum soll nicht auch so ein besserer Bauer in die »Sommerfrisch« gehen? Freilich ist hier der Maassstab ganz anders zu nehmen. Steht da in einer Gegend, wo man Almhütten vermuthet, ein kleines, halb hölzernes Häuschen, ganz im Stil, wie er der Meereshöhe entspricht, dahinter im feuchtkühlen Waldschatten eine hohe Baracke, unter welcher ein Wasser hervorquillt. Das ist das Kresswasser, von der Brunnkresse so genannt, die hier wächst und gesundes Wasser bedeutet, und die Hütten darüber das Bad mit dem Gasthaus. Um nun die Leute zu schildern, die vor zwei Jahren Ende Juli hier wohnten, verbrauche ich nicht viel von den Druckbogen der Zeitschrift. Ausser dem Wirth, der Wirthin und der Magd sammt dem Gaisbuben war noch eine Kellnerin da, eigentlich eine sauber gewaschene Kuhdirn mit ziegelfarbenem Teint, endlich die Kranken, mein Führer und ich. Zu den Stammgästen zählten sechs alte Tiroler und ein Innsbrucker Student, den die Hausleute respectvoll als Narren erklärten. Dieser und ein uralter Bauer mit schrecklichem Zipperlein schienen thatsächlich krank, die Anderen dagegen waren nur in der »Frisch«. So hiess augenscheinlich ein eichener Tisch in der getäfelten Stube sammt Inventar, soweit es zum Rauchen und Tarockieren gehört, ein Geräth, das alle mit fabelhafter Gewalt von früh Morgens bis Mitternacht festhielt. Wenn ich zeitig gegen 6 Uhr in die Berge hinauszog, sassen schon mindestens Zwei in der »Frisch«. So ein Bauer steigt nämlich auch auf Urlaub um fünf aus dem Bett. Bei meiner Rückkehr am Abend waren die »Kranken« noch immer versammelt, und der dröhnende Schlag der kartenspielenden Hände, Lärm und Gelächter und der stinkende Knaster beherrschten die Scene. — Ein Badeleben fast 1800 *m* über dem Meere.

Trübe und bleigrau war der Himmel, als ich am Morgen hinaustrat. Beim Aufstehen hatt' ich noch Blau durch die Scheiben blinken gesehen. Jetzt fiel nur ein bleicher Schimmer über die Kämme im Osten auf die Matten und Wände. In der Nacht war Regen gefallen, denn das Gras war noch nass und netzte das Schuhwerk.

Bald hinter dem Bade krümmt sich das Thal, und der Blick trifft nach vorne die Rauchkofelgruppe. Während links am Gehänge vereinzelte Bäume hinziehen, dehnen sich vor uns jenseits des Zaunes die Almwiesen aus; und dahinter auf hoher, felsiger Kuppel ragen zwei Zacken himmelwärts auf, der Rauchkofel links, der höhere

Fensterlekofel zur Rechten. Ihm galt der heutige Tag. Jetzt sahen Beide recht träumerisch aus. Zum bleigrauen Himmel gesellte sich Nebel, der sich in schneeweissen Ballen um die Gipfel festsog, anschwoll und die Bergseiten herabsank. »Wir gehen, so weit wir kommen«, war mein fester Entschluss. Und das Schicksal war den Muthigen insofern hold, als wir ansehnlich weit, wenn auch nicht weit genug kamen.

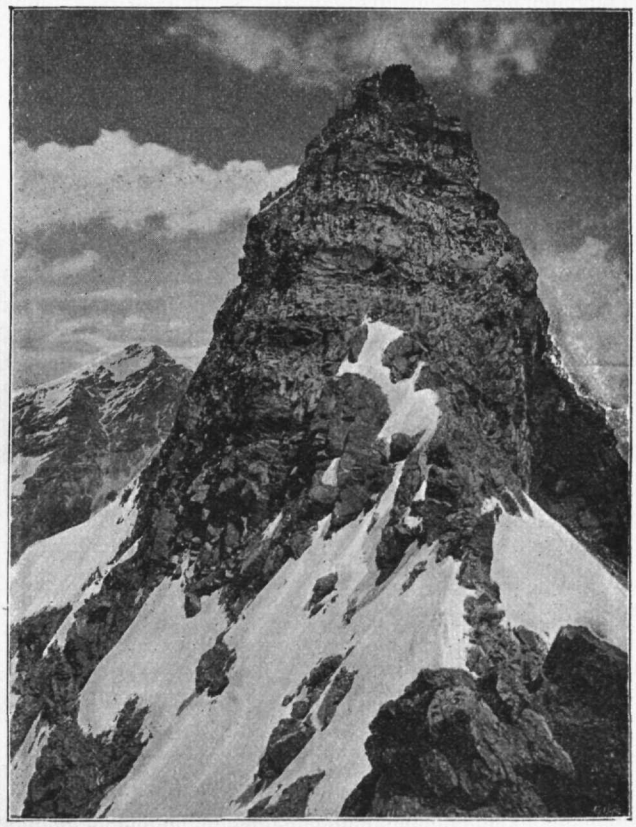
Bei der ersten Alm ist der Baumwuchs verschwunden. Noch ein Stückchen bergan, so sind wir an jene Stelle der Thalfurche gelangt, wo sie, fächerartig verzweigt, mit allen den Hängen ringsum einen Gebirgskessel bildet. Vor uns steht im Norden der beschriebene Hauptkamm, der sich westwärts bis zum Gr. Windschar, nach Osten zum Wasserkopf vorstreckt, dann im Felsgrat des Ersteren links und über Morgenkofel und Schwarze Wand zur Rechten südwärts zurückzieht, so dass die Kämme ein gegen die Sonne geöffnetes Rechteck beschreiben. Alles ringsum in dem gewaltigen Kessel, der Aufbau der Hänge, Gesteinsrichtung und Folge der Flanken verräth ein Gewölbe, das sich vor uns zum Hauptgrat emporstülpt. Es ist der Schiefergneis, der gewöhnliche Mantel der Tauern. Ganz oben ist nun die Wölbung gerissen und bricht jenseits in furchtbaren Wänden zum Geltthal hin ab.

Es war gegen 9 Uhr, als wir die Trümmerhalden hinanstiegen. Nun erst bekam das Wetter ein freundliches Antlitz. Die graue Decke war dünner geworden, goldige Streifen durchzogen sie weithin, und drüben im Westen lugten schon blaue Flecken hindurch. Am Fusse der Wand kam die Sonne heraus. Sie wärmte die Glieder, hob den Muth, und weitere Stärkung besorgte ein Frühstück am Rande des Bächleins. Die erste Felsstufe ist leicht zu erklimmen; dann kommt eine grössere Plattform, über der sich wieder ein Wandstreifen aufbaut. Dieser ist schräg und beginnt mit schmaler Felsrampe von rechts gegen links, worauf sich der Gratkante entlang ein Klettern entwickelt. Darüber verflacht sich der Hang, dass auch Schneefelder Platz finden, die man den nahen Abstürzen zuliebe behutsam ersteigt. So kamen wir langsam und sicher auf den Sattel im Hauptkamm.

Ich erschrak fast, als ich die Scharte betrat. Einen so furchtbaren Absturz hatte ich nimmer vermuthet. Nicht so die Steilheit der Wände als die der Firnhänge war es, die mich ergriff. Es schien mir, als blickte ich über eine riesige, weisse Hauswand hinab und dann über schwarzbraune Felsen in die endlose Tiefe. Allmählig erst sah ich, von dem Anblick gefesselt, um mich. Im Süden standen in zierlichen Spitzen die Dolomiten, und während das Auge daselbst die zahllosen Formen und Farben erfasste, eingerahmt in die zwei Gipfel des Berges, traf es anderseits über dem gähnenden Geltthal die Zillerthaler Gebirge, schneeweiss und nah wie zum Greifen. Rechts, dicht an der Scharte stand der Fensterlekofel, ein Kerl, der auch in den Dolomiten Achtung erzwingen würde. Wohl ragte er kaum 100 *m* empor, aber die kühne Gestalt seines rothgelben Leibes, einem Termitenhügel fast ähnlich, hat weithin kein Beispiel. Sein Bildniss musste ich haben, und rasch, denn die Sonne kam schon im Bogen herum und nahm dem Thurm die verkörpernden Schatten. Und wer weiss, wie lange sie schien. — Die »Zillerthaler« steckten längst schon die Köpfe in eine gemeinsame Haube, worunter die Gletscher grünschillernd und bläulich hervorlugten. Jetzt jagten pechschwarze Wolken heran, und im Thal ward es finster. Vorerst ein Stück gegen den Rauchkofel hinan, um den Gesellen in respektvolle Entfernung zu kriegen, dann schoss ich los. Und just hatte ich ihn beim letzten Lächeln erwischt, denn gleich darauf verzog er die Brauen zu finsterem Trotz; und wie zur Antwort grollte Donner im Westen.

»Jetzt heisst es laufen«, meinte der Führer, was ich selbst auch meinte, denn ich sah mich vergebens nach Schutz um. Und wenn wir dem Regen auch trotzten, ihn abwarten wollten, so war es sicher nicht rathsam, so spät noch den Thurm zu erklettern. Dann auch das braunrothe, schwarze Gestein mit den Blitzspuren — Eisen

gab's mehr als genug. Rasch packte ich ein. Und nun begann ein Laufen, ein Jagen über Firn und Fels, Geröllhalden und Gras, und als wir das erste Obdach erreichten, waren wir gründlich durchnässt. Ich trug einen neuen Mantel aus Kautschuk. Das Ding ist leider nur brauchbar, wenn man es ringsum mit Steinen beschwert. Heute noch seh' ich's, wie sich der Sturmwind darinnen verfieng und den Wehrlosen gleich einer Glocke emportrieb, fühle es noch, wie der Regen prasselnd um Schenkel und Schienbeine schlug, während dröhnender Donner in das Rauschen hineinfuhr. Der Führer lief links, ich weiter rechts, leider zu weit; denn, anstatt zu kürzen, gerieth ich in einen Bergsturz, der mich fürchterlich aufhielt. Ich kam auch viel später als Jener unter das schützende Dach des Hochalpelhäusels. Dort hockten wir mit noch zwei »Mandern« und einem Halterbuben enge zusammengepfercht eine schier endlose Zeit. Drei Stunden währte die Schlacht, dann durften wir weiter.



Der Fensterlekofel von der Scharte.

Noch ein Bild, aber ein heiteres, von diesem Tage bleibt mir vor Augen: Eine köstliche Figur aus dem Volke der Alpen, ein Halter, der auf der unteren Alpe sein Lieblingsschweinchen betreute. Als er mit meinem Führer so dastand, in ernste Gespräche vertieft, da musste ich mir den Mann wohl betrachten, der die kürzesten und weitesten, flügelartig zurückschauenden Hosen, die grösste Pfeife und auf dem Kopfe den höchsten, spitzigsten »Sternstecher« trug, den ich je in meinem Leben gesehen. Dazu passte dem kleinen Kerl seine ernsthafte Miene so gut, dass man nicht wusste, ob man ihn auslachen oder ob seines naiv-komischen Wesens beglückwünschen solle.

Die Besteigung des Morgenkofels ist leicht zu vollführen. Man gewinnt über ein sehr breites Geröllband den Westgrat und daran, ohne zu klettern, den Gipfel. Dort wieder der Tiefblick in das Mühlbachkar und jenseits in die Wurzel des Geltthales mit dem Schneebigen Nock. Hohe, aus schräg ansteigenden Schichtbändern gebildete Mauern zeigt uns der Berg, den man zu Ehren Ruthner's das Ruthnerhorn nennt. Am auffallendsten repräsentiert sich die Schwarze Wand ganz nahe im Süden. Hier ist sie schneeweiss und glockenförmig geschweift, ganz wie der Johannisberg von der Pasterze. Unweit der Schneespitze des Berges liegt eine zweite aus Fels. Diese nahm ich sammt dem schön gegliederten Wasserkopf auf (s. Bild), schritt dann hinüber, um die Schwarze Wand noch zu kriegen, und packte aus. Während ich so mit der

Mattscheibe hantierte, entfiel sie mir plötzlich und schlug auf die Steine, dass die Scherben herumflogen. Zum Glück war der Fall nicht der erste, und ich besass schon Erfahrung, die ich mir einmal auf dem Johannisberg bei einer Glockneraufnahme geholt. Ich hatte damals plötzlich das Fehlen der Mattscheibe entdeckt. Sie ruhte friedlich hoch oben am Abhang des Glockners, wo ich sie Tags vorher zwischen Felsblöcke gelegt. Ein rein weisses Sacktuch vertrat ihre Stelle, dann wurde nach sorgfältigem Einstellen mit Cigarettenpapier eine Stichprobe gemacht. Heute aber gab's Glasscherben in Fülle, die, in die Ecken des Rahmens geklemmt, zum Einstellen genügten. Mehr brauchte ich nicht, zumal ich noch überdies eine Blende benützte. Den Morgenkofel hält diese Methode noch aus, wie aber die achttägige Reise, die noch vor mir lag? Und früher kam ich gewiss nicht nach Bruneck, dem nächsten Ort, wo man Gläser bekommt. Wie ich dies erwog, muss ich recht sorgenvoll dreingeschaut haben; aber plötzlich fiel mir was ein; und von Kummer befreit griff ich in den Rucksack, Stärkung zu suchen nach dem ausgestandenen Schrecken.

Mein Führer las unterdessen die Glasscherben auf und besah sie mit gespanntester Aufmerksamkeit, als müsste doch noch eine Spur von dem Bilde darauf sein. »Sell ischt wohl a gspoassig's Ding, dass 's die Ansichten bei der Lucken lei so einiziach'n thut«, meinte er, das Objectiv voll Ehrfurcht betrachtend. »Das schon«, entgegnete ich, »aber jetzt kann ich sie halt nicht erwischen, weil es sie hinten wieder hinauszieht«. »Taifl, Taifl, sell wird am End' wahr sein«, jammerte er voll Verständniss, »Aft'n muss i gar nach Bruneck, weil's auf der Alm koa selbiges Glas nit giebt.« »Aber weisses Papier kriegen wir doch noch im Bad und das genügt mir«, tröstete ich ihn und setzte das Wie auseinander. Und er verstand; denn dass das Bild hinten nicht mehr entwische, wenn ich den Kasten mit Papierstoff verklebe, das leuchtete ihm nach seiner Auffassung der Optik vollständig ein.

Während dieses Gespräches waren die schönen Wolken von Westen herübergeflogen. Und wie sie bei uns waren, sahen sie nicht mehr so schön aus, nicht mehr leuchtend und weiss, sondern grau, ganz verwischt und aneinander gedrängt. Sie verhüllten die Sonne, empfindliche Kälte trat ein, da fiel schon der Hagel. Es währte nicht lange, da kam wieder die Sonne. Aber das schwarzgraue Heer, das gerüstet hinter dem Rauchkofel stand, wollten wir nicht mehr erwarten. Im Thale schlug es los, doch uns traf es nicht, denn diesmal fanden wir rechtzeitig genug in einer Almhütte Schutz. Noch früh am Tage kamen wir in unser gewohntes Quartier.

Nach der üblichen Stärkung galt meine Sorge der durchlöcherten »Bildfalle«. Moidl, die Kellnerin, brachte mir alles Papier, das sie auftreiben konnte. Es war nicht viel: ein Bogen weisses zum Packen, eins zu Kanzleizwecken und ein zwiefach gefaltetes rosa Papier für idealeren Dienst mit einem vielversprechenden Anfang. Das hätte mir weiter gar nichts gemacht, doch einen riesigen Klex, wohl der freche Störenfried, der den edlen Gedankenschwung jählings gehemmt hat, konnte ich unmöglich dulden. So wählte ich denn, eine zur Urlaubszeit verzeihliche Abneigung überwindend, das Kanzleipapier, schnitt es rechteckig zu, so gross wie der Rahmen, benetzte es einseitig und klebte den Rand mit Mehlpapp hinein. Nun hielt das Ding fest. Doch kaum begann es zu trocknen, so riss es entzwei und löste sich los. Das Papier war verdorben, ich musste wohl oder übel zum »Tintenklex« greifen. Und diesmal gelang's. Das Blatt war wie eine Trommel gespannt und ersetzte mir, mit Öl durchscheinend gemacht, fast vollständig das Glas. So hat das rosa Papier, statt als Liebesbote seinen Weg in die Ferne zu finden, acht Tage lang Hochgipfel erstiegen und die schönsten Bilder auf seiner Fläche getragen. Wie wunderbar sind oft die Wege des Schicksals.

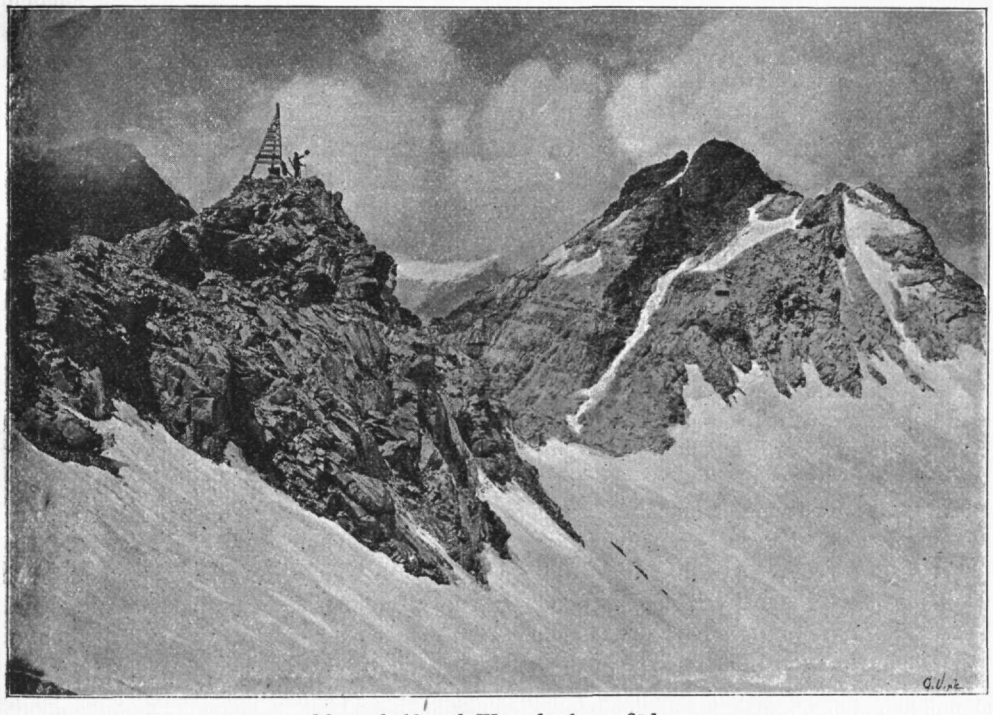
Am dritten Tag nahm ich Abschied von Mühlbach. Wir wollten ins Reinthal hinuber und gedachten, den Marsch mit dem Besuche des Windschar zu verbinden. Wer den Thalschluss schon kennt, wird dabei nicht viel Neues mehr sehen. Über



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Rieserfernergruppe: Rauch- und Fensterlekofel vom Mühlbachthale.

gewelltes Terrain, Rasen und braungraue Felstrümmer steigt man den westlichen Winkel des Kessels gegen die Grubscharte hinan und erreicht nach drei Stunden zur Linken die Felsen. Das Zickzacksteiglein, das uns hieher gebracht, zieht eingesprengt auch durch die Wände empor. Diese sind mässig geböscht, auch nicht mehr sehr hoch, aber furchtbar zersplittert. So erreichen wir leicht und sicher die Höhe des Grates und hierauf nach links ganz unschwierig den Gipfel. Hier nahm ich wahr, dass in der Vermessung unseres und der beiden Gipfel des Rauchkofelstockes ein Fehler sein muss. Wie die Specialkarte zeigt, sind Gr. Windschar und Rauchkofel bis auf einen Meter gleich hoch, der Fensterlekofel 132 *m* darüber. In Wirklichkeit sieht dieser über den in der Visierlinie liegenden Rauchkofel kaum merklich hervor. Die Aussicht ist lohnend, nur durch den Rauchkofel behindert und im Ganzen der von den benachbarten Bergen sehr ähnlich. Doch liegt in dem hellgrünen Bilde mehr Leben als dort.



Morgenkofel und Wasserkopf von Süden.

Hier allein überschauen wir das Tauferer Thal mit den bevölkerten Hängen von Bruneck bis zu den Zillerthalern hinauf.

Mittag war's, als wir zur Grubscharte hinabstiegen. Dort sieht man rechterhand aus der Nordwand des Rauchkofels einen Felsgrat entspringen, der, erst rasch absinkend, sodann in den Schneebuckeln ausläuft, die im Nordosten den Thalblick versperren. Das Letzte, was man erblickt, ist ein spitzer Zacken aus lichtgrauem Gestein, zunächst unser Ziel, denn ein schmaler Einschnitt daneben, die Elferscharte, führt in das Geltthal, welches weiter den Weg in das Reinthal vermittelt. Hier, durch die Hitze des Tages begünstigt, entspann sich zwischen mir und dem Führer ein so hartnäckiger Streit, wie ihn eben nur Fachmänner ausfechten. Er wollte eine vorliegende Schneemulde nach rechts hin umgehen. Das kostete nun einen Quergang an dem steilen sonnseitigen Firnhang, bei dem tief erweichten Schnee kein arges Vergnügen, und zudem lagen auch brüchige Felsrippen im Weg. Ich neigte zur Ansicht, es sei wohl

viel besser, die Mulde zu queren, denn einem geringen Höhenverlust stand wieder die flotte Abfahrt und der ungehinderte Marsch durch die Mulde entgegen. Sein Kopf war härter, der meine gab nach. Als jedoch schon bei der ersten Felsrippe wacklige Blöcke meine Bilder im Rucksack bedrohten und ich den riesigen Zeitverlust wahrnahm, da riss mir der Faden und ich ergieng mich in Vorwürfen. Es nützte nichts, ich fand kein Gehör; und selbst als es sich zeigte, dass die Umgehung der Mulde fast drei Viertelstunden gekostet, verfocht Jener noch immer seine merkwürdige Ansicht, ja er verstieg sich so weit, mir dem persönlichen Muth abholde Motive für meinen Vorschlag unterzuschieben. Trotzdem empfehle ich jedem Nachfolger den directen Weg. Hinab fährt man über Firnschnee, kommt unten rasch vorwärts, so dass man sammt den 50 *m* jenseitigen Anstiegs bei geringerer Mühe kaum 20 Minuten benöthigt.

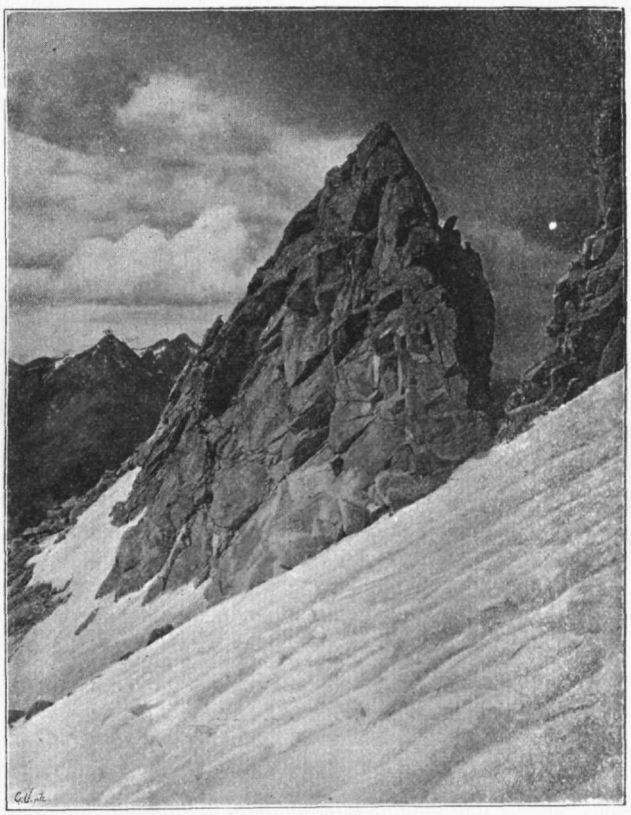
Eine steile Eisschlucht gähnte herauf, als ich die Elferscharte betrat. Zwischen den lothrechten Wänden des Thurmes und des Gratrückens sah ich wie durch einen Spalt in die Tiefe mehr denn 200 *m* hinab. Die Hälfte der Höhe war steiler, gefrorener Firn; darauf lagen, wo es sanfter bergab gieng, drohende Felstrümmer. So wild hatte ich mir den Abstieg nicht vorgestellt. Ohne die kostbare Last wäre das nur ein Vergnügen gewesen, nun aber war ich besorgt. Allein der brave Führer machte seine Sache so gut, dass ich den Boden des Geltthales ohne Unfall erreichte.

Was ich bisher an landschaftlich Schönem getroffen, war nicht ausserordentlich gewesen. Jetzt aber, da ich seit Langem von den Eisstufen aufblickte, da war des Staunens kein Ende. Der Boden des Thales schien ungeheuer weit und sanft abfallend wie eine Platte. Und überall hin bestand er aus riesigen Steinfliessen, wie Schuppen übereinander gelegt, dann wieder wulstartig geschwollen oder in Terrassen absinkend, gerade als wäre aus den Klüften des Rauchkofels Lava geflossen und jählings erstarrt. Die Einbildungskraft hat hier ungemessenen Spielraum, denn alles ringsum ist grossartig und seltsam. So schiebt sich die Platte auch südwärts bis in den eisbedeckten Winkel unter der Rauchkofelwand. Pechschwarz steigt dort die Felsfront an 600 *m* empor, nur hie und da von überaus steilen Schneestreifen durchzogen und so hinauf bis in die schwindelnde Höhe, aus welcher Rauch- und Fensterlekofel drohend herabschauen. Gegen Osten dehnt sich die Weite des Thales, durch einen Flachrücken getrennt, bis an das Ruthnerhorn aus. Und dort wieder schwarze, schier lothrechte Wände, schräg gebändert, mit Schnee bis zur Mündung des Geltthales. Wie seltsam dagegen der Fels, auf dem wir stehen. Lichtgrau ist hier der plattige Boden, lichtgrau die Steintrümmer ringsum und die Felsen der Scharte hoch ober uns und so weiter thalauswärts. Allmählig absinkend, scheint dort der Felsgrat noch schärfer zu werden und schlängelt sich, wildzackig zersägt, gegen Norden hinaus, wo er sich nochmals zum Sagernock aufbäumt. Ich sah ihn von der hohen Stelle des Thales zur Hälfte von oben, und der mausgraue Geselle dahinter hob sich im Sonnenglanz ganz licht von den Bergen des Reinthales, wild, furchtbar zerrissen und fabelhaft wie ein ungeheuerer Drache, der einen meilenlangen Sägeschwanz hinter sich nachschleppt.

Ich kannte das fahle Gestein, und eine weiche Stimmung ergriff mich, als ich es wahrnahm. Der Adamello und seine herrlichen Nachbarn im Süden des Landes stiegen in meiner Erinnerung auf. Dort ist er zu Hause, der seltsame Fels mit den riesigen Spaltflächen und dem groben Gefüge. Nur das Feuer hat ihn geschaffen, vulkanische Kraft aus dem Erdinnern getrieben, bis er eine zähe Gesteinsdecke traf, die nicht nachgab, sondern blasig sich auftrieb und presste, bis der Inhalt erstarrte. Tonalit heisst der Fels, der, unter dem furchtbaren Druck darauf lastender Berge erkaltet, erst im höheren Alter der Erde seiner Decke entblösst ward. Diese ist theilweise vorhanden. Im Rauchkofelstock und dem Massiv des Ruthnerhorns blieb sie erhalten, und indem die Gneishülle des Ersteren südlich, die des Letzteren nördlich

gegen die Tiefe hin einfällt, ist sie ein Rest jenes grossen Gewölbes, das den feurigen Kern gleich einer Blase umgab.

Dieser Tonalitkern reicht auch gegen Westen in das Lanebachthal, bildet den Kleinen Windschar und das ganze Reinwaldgehänge bis zum Ausgang des Geltthales, taucht, wie erwähnt, unter den Rauchkofelstock und das Ruthnerhorn ein und hängt am Gänsebichljoch äusserlich durch einen schmalen Streifen, unter der Erde wahrscheinlich in seiner ganzen Breite mit einem zweiten Tonalitkern zusammen, der sich in östlicher Richtung bis in das Defferegganthal hinzieht. Er bildet das Nordostende jenes grossen Südtiroler Granitbogens, der sich vom Kleinitzbache in Defferegg an 200 *km* bis in das Val Camonica erstreckt und das Adamellogebirge, den Iffingerzug sowie die Rieserferner umfasst. Hier noch erreicht er bei ungemessener Tiefe am Sagernock und der Wasserfallspitze eine Höhe von $2^1/_2$ *km*. Seine gewölbte Fläche hat auch der Gneishülle, dort wo sie stehen blieb, ihre Grundform gegeben; und so stellt sich der Rauchkofelzug als gegen Süden steil, das Ruthnerhorn als nach Norden sanft abfallende Gneisplatte dar, welche dem Tonalitkern gleichförmig anliegt und dessen unterirdische Wölbungen mitmacht.



Die Elferscharte.

Unter den Gesteinen der Schieferhülle herrscht weitaus ein dunkler, dünnschieferiger, deutlich geschichteter Schuppengneis vor, der seiner Beschaffenheit nach zur obersten Grenze des Gneises gehört, so dass der Tonalitkern, der ja beim Aufsteigen aus dem Erdinnern die Decke schon vorfand, nach seinem Alter zumindest der jüngsten Periode archaischer Bildung zufällt. Es zeigt sich daher, dass dieser vor der ersten Faltung der archaischen Schiefer, also wenigstens vor dem Ausgang der Carbonzeit schon da war und später erst sammt der Gneishülle in Falten gelegt ward.

Das Tagesgestirn warf seinen Schein auf den steinernen Drachen, sonst lag alles im Schatten hoch aufsteigender Wolken. Heute stand uns ein Wetter bevor. Die letzte Platte ward an der Elferscharte verthan, und nun gabs keinen Grund mehr, den Guss zu riskieren. Dort, wo der Boden des Steinkessels zur tieferen Furche hinabsinkt, wird der Blick in den östlichen Thalwinkel frei. Zwischen den uralten Fichten zeigt sich ein klassisches Bild mit den Zügen der Grossartigkeit und tiefster Schwermuth zugleich. Den gewaltigen Wänden des Ruthnerhornes entlang schaut das Auge bis zum Firnkessel der Schwarzen Wand und des Morgenkofels empor, Rauch- und

Fensterlekofel sind in respektvolle Entfernung getreten, und die ungeheure Weite des Thales fällt nun umsomehr auf, als man jetzt beide Aste zugleich übersieht. Gegen solche Ausmaasse erscheint der Firnwall in der Ferne schon klein und verflacht; und doch liegt ein so märchenhaft grossartiger Zug in dem Bilde, als wäre dort hinten ein Welttheil zu Ende. Als ich stumm, auf den Pickel gelehnt, thaleinwärts hinaufsah, da wälzte sich braunschwarzes Gewölk von allen Seiten heran, umzog den Himmel ringsum, dass die Dämmerung anbrach, und nur der Eiswall ganz hinten blinkte gespensterhaft weiss durch die beginnende Nacht. Das Tannengrün war schwarzgrau geworden wie der Grasboden herum und die Wand über dem Wald, und alle Farben verblassten in dämmerndem Bleigrau. Schwüle, erstickende Luft zog aus der Tiefe, da grollte erst leise, dann stärker nachzitternd der Donner.

So schaurig schön hatte ich die zornbebende Natur schon lang nicht gesehen, und ich entschloss mich nur zögernd, wie mein vorsichtiger Führer das Weite zu suchen. Erst als er mir nachrief, wir würden bis ins Reinthal keinen Unterstand finden, da lief ich den gefährdeten Platten zuliebe mit ihm. Es gieng noch sehr tief hinab, und nur besondere Langmuth des Wetters konnte uns retten. Immer düsterer war es geworden, und wie wir so zwischen den himmelhohen Steilwänden des Thales die bleichen Wegschleifen hinabstürmten und die bewaldete Tiefe ganz schwarz unter uns lag, da schien es, als führte der Pfad gegen die Hölle hinab. Im Walde unten stiessen wir auf eine Heerde von Kühen. Die geängstigten Thiere suchten Schutz unter den Bäumen, und ihr klägliches Brüllen im Dunkel war ganz unheimlich zu hören. Jetzt kam der Sturm, die ersten Tropfen klatschten schwer auf die Steine und schon stürzte es unter grellem Aufleuchten herunter. Der Regenschauer bog die Bäume zur Erde. Wir jagten wie toll um die Wette. Da öffnete sich eine Lichtung vor uns, die Umrisse einer Hütte traten aus dem Wasserschleier hervor, doch ein Zaun schloss die Wiese davor ab. Ich erkletterte ihn, fiel drüben hinunter und lief, bis an die Knöchel versinkend, dem Obdach entgegen.

Ein kleiner Knabe sass im Vorraum auf einer Leiter. Vor Schrecken wäre er fast heruntergefallen, als wir so plötzlich hereinpolterten. Ich tröstete ihn mit einem Stück Chokolade, dann liess er uns gleichfalls auf der Leiter Platz nehmen. Da kam schon der Herr des Hauses, ein struppiger Senner, und bewog uns, in die Stube zu treten. Misstrauisch folgte ich ihm, denn meine Nase hatte schon vorher Unheil gerochen. Es schlug mich zurück, als sich die Thüre aufthat. Eine solche Luft hatte ich noch nicht geathmet. Ob es Unreinlichkeit war oder die nebenstehende Ziegenmilchkammer, was die Nase verletzte, konnte ich nicht unterscheiden. Übrigens trug ich auch gar kein Verlangen darnach, die Ursache zu finden, denn augenblicklich stand mein ganzes Sinnen und Trachten nach reiner, würziger Alpenluft. Ich stürzte hinaus, stiess die Aussenthür auf, um das Wetter zu sehen, dann sass ich wieder, tief Athem holend, auf den Sprossen der Leiter. Lange hielt ich's nicht aus. Der erhitzte Leib war bald ausgekühlt, und weil der Regen vordem durch die Kleider gedrungen, so fröstelte mich, so oft nur der Wind durch die Thüre hereinblies. Nun wollte ich's noch einmal wagen. Und diesmal gelang es, denn als ich die Stube betrat, da knasterten die beiden Männer schon um die Wette; und wenn auch der Knasterqualm nicht zu den Wohlgerüchen gehört, so war ich aus dem häufigen Verkehr mit den Führern gegen dieses Odeur so immunificiert, dass ich es jetzt als »Luftreiniger« ansah. Führer und Hausherr waren in unerforschliche Gespräche vertieft, deren Sinn ich aus den flüchtig erhaschten Worten, Kalm, Kuhdirn, »Fackhlen« so beiläufig errieth.

Mehr denn zwei Stunden hielt uns das Unwetter gefangen, dann erst war es zu Ende. Sanfter Regen rieselte fort, und da er kein baldiges Aufhören versprach, so entschlossen wir uns, in die Mäntel gehüllt, zum Abmarsch. Das war eine traurige Landschaft. Die hohen Waldlehnen staken tief in den Nebeln, und der weite Wiesen-



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Rieserfernergruppe: Maria Rein gegen den Hochgall.

plan, flach wie ein See, schwamm förmlich im Wasser. Beim nächsten Zaungatterl machten wir Licht. Kalter Wind strich thalauswärts, ein frei laufendes Pferd jagte im Dunkeln vorbei, wahrscheinlich um sich zu wärmen, sonst nahmen wir nichts mehr wahr als das eintönige Rieseln im Gras und dumpfes Tosen vom Bache herüber.

Um neun Uhr erreichten wir Rein. Das Gasthaus war schon gesperrt und die Lichter verlöscht. Auf langes Pochen öffnete die Wirthschafterin und gab uns ein Nachtmahl, dessen wir ernstlich bedurften. Am nächsten Morgen fand ich die Berge bis in das Thal mit Neuschnee bedeckt. Das Wetter war mehr als zweifelhaft, und wenn auch die Sonne nicht selten stechende Strahlen auf die Landschaft herabwarf, so schneite und regnete es hinwieder in Pausen, so dass man nichts Rechtes unternehmen konnte. Regen und Sonnenschein wechselten ab, und zwar so gleichmässig, dass es sich förmlich voraussagen liess, an welchen Punkten des Weges der Regenguss einfallen musste. Darauf gründete ich meine Berechnung, als ich am Nachmittag fortgieng, und sie stimmte genau, so dass ich vor der ersten Douche in der Terner Alm Schutz fand, vor der zweiten jedoch schon das Berghaus ereichte. Vorher hatte ich Maria Rein photographiert, ein reizendes Bild, welches jedoch durch die Neuschneebedeckung der Gipfel und die abnorme Reinheit der Luft sehr verlor.

Bald hinter der Alpe wird der Hang jenseits eines Grabens felsig und steil, und der schräg ansteigende Weg muss einige Wandstufen durchqueren. Eine solche ist die »Bärenfalle«, eine von Überhängen überwölbte Felsplatte, an welcher eine Stufenanlage nebst Drahtseil in Schleifen emporführt. Die Sache ist harmlos, selbst für Mindergeübte; nichts destoweniger hat hier schon Mancher grossmüthig auf die Reize der Landschaft verzichtet und ihr den Rücken gekehrt. Gleich darauf wird es mit einemmal anders. Das Gelände verflacht sich, der Wald liegt im Sterben, und nun ziehen sich Almmatten bis zu den gebänderten, braunrothen Felsen, über welchen die ersten Eisberge hereinschauen.

Auffallend ist das Streichen der Schichten. Die Wände da oben sind in prismatische Stümpfe zertheilt mit horizontalem Gefüge, das sich erst weiter im Osten steiler emporstellt. Es ist dies wieder der Gneis, die Decke des Tonalits, welche im Westen mit den Ruthnerhornwänden begann, dort stark morgenwärts einfiel und sich abermals aufbog. Dieses Aufbiegen der Hülle ist hier bereits zur Horizontallage gediehen und nimmt noch weiter im Osten abermals zu, so dass die Schichten am Tristennöckl, unweit des Schutzhauses, schon vertikal stehen. Da sich die Gneishülle dem Tonalitkern geradezu anschmiegt und dessen Biegungen folgt, so ergiebt sich der Schluss, dass der Letztere abermals aufbrechen wolle, was hinter dem Tristennöckl thatsächlich geschieht. Hochgall, Wildgall und der ganze dahinter liegende Kamm der Ohrenspitzen mit einem Theile der Patscherköpfe bestehen aus dem lichtgrauen, vulkanischen Gestein, das durch einen ganz schmalen Streifen am Gänsebichl mit dem Reinwaldkern zusammenhängt und auf diesem Wege auch das Fernerköpfl, den Magerstein und den Hochflachkofel in sich schliesst. Dabei nimmt es sowohl an Höhe als auch an Breite bis zum Patscherthal auffallend zu und verschmälert sich in Defferegggen allmählig. Wenn wir diese Berge vom Antholzerthal aus betrachten, so ist fast alles, so weit wir Felswände sehen, Tonalit, und nur im Walde darunter kann man Gneisschiefer finden. Fast ebenso im Norden. Nur Rieser- und Graues Nöckl bestehen aus Gneis — denn über ihre Sättel zieht die Grenze gegen Osten — desgleichen aus Gneis auch der Lenkstein und seine Nachbarn im Norden. Hier ist der Tonalitkern hoch aufgeschwollen, und die Reste der ihn einst umschliessenden Gneishülle zeigen an den Waldhängen von Antholz, am Tristennöckl, Riesernock und überall, wo jener emportaucht, steil aufgerichtete Schichtung. Ein dritter, unbedeutender Kern beginnt im Mühlbachgraben unweit des Bades und zieht, 1½ *km* breit, über den Zinsnock und den Südhang des Hochhorns in das Antholzerthal.

In der wohnlichen, vortrefflich bewirthschafteten Casseler-Hütte hielt ich mich fünf Tage auf. Neue Schneelasten waren auf die Hochgipfel gefallen, und so liess sich auch am Tage nach meiner Ankunft nichts unternehmen. Ein Spaziergang zum Ferner und eine Besteigung des Tristennöckls füllten die Zeit. Dieser merkwürdige Felsthurm ist an 100 *m* hoch, allseits fast lothrecht und einem riesigen Steinblock sehr ähnlich. Seine seltsame Form verdankt er dem schon oben erwähnten Umstand, dass er aus vertikal aufsteigenden Schichten von Glimmergneis besteht, weshalb der Fels mit lothrechten Spaltflächen abbricht.

Am dritten Tage gieng es dem Hochgall zu Leibe. Ich kann nicht behaupten, dass mir diese Tour sehr lohnend erschienen ist.. An einer Firnkante hinter dem Grauen Nöckl (einer Felskuppe in der Westflanke des Berges) geht es ganz gleichförmig hinan, und mit Ausnahme einer versicherten Platte und des nicht leichten Anstieges zum Ersteren ist kaum etwas Interessanteres zu sehen. Wir bekommen eigentlich nur zwei verschiedene Bilder zu schauen: die magere Felsscenerie bis zur Scharte und den beiderseitigen, wenig anziehenden Tiefblick längs der Gratkante. Der Weg bis zum Einstieg über das grosse Rieserkees zeigt wenig von der Grossartigkeit der Eiswelt, und die Rundsicht vom Gipfel selbst, angeblich die Hauptsache, enthüllt nur ein endloses Gewirre von Gletschern und Spitzen.

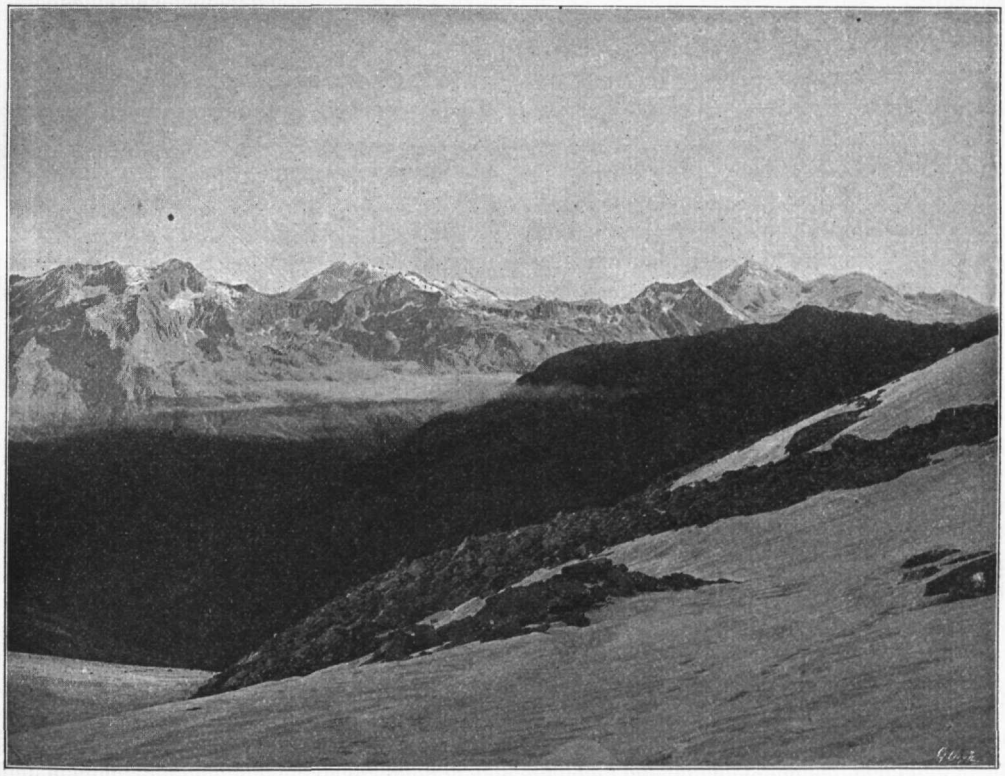
Die Zeit ist dahin, wo man in kindischer Begeisterung den Werth eines Panoramas nach Hunderten der überschauten Kilometer bemass. Man ist aufrichtig genug, darin nur die Schönheit des Bildes zu bewundern; und die ist auf dem Hochgall, wenn auch in Einzelheiten genügend, im Totaleindruck schwerlich zu finden. Die Fernsicht von seinem Gipfel ist der Façade eines Hauses vergleichbar, die, mit unzähligen, hübschen Ornamenten bekleidet, mangels harmonischer Grundform den wahren Kunstkenner niemals erwärmt. Das Schönste daran ist der Tiefblick auf den Antholzersee. Über den steil abfallenden Schneehang, der wenige Schritte vor uns stark vorgewölbt abbricht, sieht man fast 2000 *m* hinab auf die Wipfel der Tannen, auf die hellgrünen Wiesen rings um den Spiegel. Ein solcher Kontrast zwischen dem herben, tiefernsten Zug, der solche Höhen umgiebt, und dem idyllisch poetischen Waldkessel der Tiefe, den man sich nicht anders vorstellt, als von Menschen und Jagdwild, von Waldnixen und Gnomen belebt, rührt auch nüchterne Seelen.

Ich kenne nur wenige Hochgipfel, die Dolomiten nicht ausgenommen, wo man so wenig Platz findet, wo die Schwindelfreiheit so sehr auf die Probe gestellt wird, wie hier. Man kommt da, den Firngrat schräg rechts hin verlassend, über steile Schneehänge hinauf und setzt sich auf dem oberen Rande auf einen selbstgegrabenen Schneesitz ohne das geringste Gefühl, auf einem Gipfel zu sein. Vor uns schiesst das steile Firnfeld zur Tiefe und hört scheinbar im Bereich eines Steinwurfes auf. Versuchen wir, des freieren Ausblickes wegen, auf die obere Kante zu steigen, so hält uns der Führer zurück, wir könnten da auf tückische Wächten treten, die den Absturz gegen Norden verhüllen. Merkwürdig ist auch die Art, wie die grosse Gratplatte passiert wird. Während man sonst überall aufrecht, das Gleichgewicht haltend, an der Kante entlang steigt, müssen wir hier — gegen ein festes Drahtseil gestemmt — den Körper in senkrechter Lage zur Böschung gegen die Tiefe hin vorneigen, damit der Schuh an der glatten Fläche nicht ausrutscht. Die Stelle ist, wenn auch nicht schwierig, doch sicher nicht angenehm, denn der Gedanke, das Seil könnte reissen, drängt sich ungestüm auf.

Als wir wieder am Fusse des Berges angelangt waren, da erst kam mein Apparat zur Verwendung. Wohl hatte ich am zeitigen Morgen auf dem Gletscher photographiert, späterhin aber fand ich gar nichts mehr, was des Festhaltens werth war; und erst jetzt wieder gab es Bilder in Fülle — auch ein Beleg für meine obigen Worte über die landschaftliche Würdigung des Berges. Nun, wird Jedermann sagen, der

lässt ja kein gutes Haar an dem Armen. Nein, das Lob, welches ich unserem Berge offen und unbedingt zolle, liegt ganz wo anders als im Amusement seiner Besteigung. Schon vom Tristennöckl aus bewunderte ich seine Gestalt, aus der Richtung der Antholzerscharte kam er mir mit seinem weitausholenden Westgrat ungemein grossartig vor und selbst am Antholzersee, wo ihn die Waldberge zur Hälfte verdecken, imponiert er gewaltig. Und gar sein Anblick vom Lenkstein, — der ist geradezu einzig zu nennen.

Nach der Besteigung schritten wir quer über den Gletscher gegen den Magerstein hin. Vorher aber hatte ich mir im Bilde den Wildgall genommen. So prächtig der Anblick war, wie die glänzende Lichtfluth des Morgens durch die Schwarze Scharte



Morgendämmerung auf dem Rieserferner. (Im Hintergrunde die Zillerthaler Alpen.)

hereinbrach und die Eisflanken des Berges streifte, so wenig entsprach das fertige Bild der gehegten Erwartung. Es fehlte ihm eben die weite Lichtskala der Natur, so dass von den zarteren Lichteffekten nur das Wenigste und das nur verkümmert herauskam. Das Bild ist kalt und leer und kaum der Vervielfältigung werth.

Nach einer Aufnahme des Magersteines von der Antholzerscharte begaben wir uns wieder zum Schutzhaus zurück. Nun erübrigte mir, zum Zweck eines vollständigen Überblickes eine Tour in den östlichen Theil des Gebirges zu machen. Dazu hatte ich mir den höchsten Gipfel daselbst, den Lenkstein, gewählt. Den konnten wir auf zwei Wegen erreichen, indem wir entweder von der Hütte schräg absteigend den Riesernock nördlich umgiengen oder auch, die gewonnene Höhe behaltend, hinter diesem über den Verbindungskamm mit dem Hochgall dem Patschergletscher und quer über den letzteren dem Sockel des Berges zustrebten. Das Letztere schien uns be-

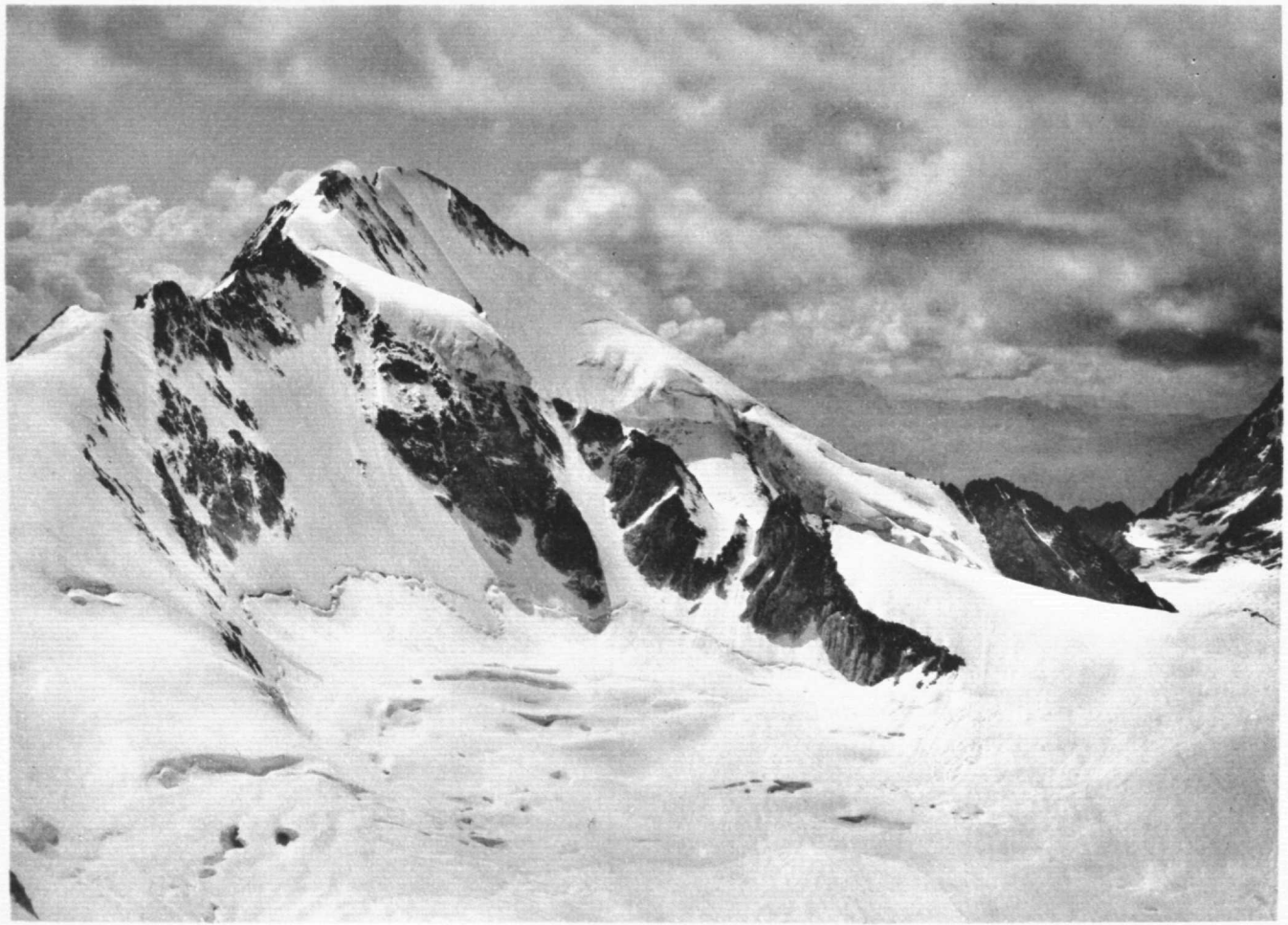
quemer, jedoch ist mir heute nicht klar, ob wir gut daran thaten, einen Höhenverlust von kaum 500 *m* gegen eine geradezu beispiellose Moränenkletterei einzutauschen.

Um 4 1/2 Uhr brachen wir auf. In der Höhe des Tristennöckels begann die Durchquerung des riesigen Gletscherkessels gegen die Westwand des Riesernocks. Hier stand noch nicht viel Eis zu erwarten, denn dieses endet zumeist höher oben. Aber was aus der Entfernung nur ganz undeutlich zu sehen gewesen, ein ganzes Chaos von Moränenblöcken, wie ich sie grösser und tückischer nirgends getroffen, sollte ein schreckliches Hinderniss werden. Es war eben Tonalit, welchen das Eis zumeist vom Hoch- und Wildgall hieher getragen, und dieser formt sich in Blöcken ganz anders, viel gröber als Gneis. Ich sah da nun Blöcke so gross wie ein Tisch bis zum Volumen eines Hauses, und wir mussten oft in eine förmliche Felskluft hinunter und drüben hinauf, obgleich es nur lose aufsitzende Felstrümmer waren, über die wir gleich Ameisen auf dem Kiesweg hinwegstolperten. Die Schilderung dieser Qual, welche bei kaum mehr als 1 *km* Entfernung zwei Stunden lang anhielt, will ich erlassen. Anfangs glaubte ich wohl, es könne nicht ärger mehr kommen, als wir aber längs den Wänden des Nocks über den Randwall hinanstiegen, da sah ich, dass auch ein geübter Tourist nicht alle Mühsale des Hochgebirges kennt. Das ganze Gewirre von Blöcken, das unten auf sanfter Böschung gelegen, war nunmehr über steilen Eisboden geschichtet und drohte unter der Körperlast fortwährend zu rutschen. Ein Schneefeld, das schräg gegen den Hochgall zur Grathöhe hinaufzieht, brachte Erlösung. Allein es war beinhart gefroren, und da wir die Steigeisen zu Hause gelassen und das Stufenschlagen zu zeitraubend war, so gab es oben den Abstürzen manche heikle Stelle.

Blendender Sonnenschein umfieng uns, als wir die Höhe betraten. Vom Tagesgestirn, von der Eisflanke des Hochgalls, die in furchtbarer Steilheit greifbar vor uns stand, aus dem wilden Firnkessel darunter kam die Lichtfluth in Fülle herein, dass ich fürs erste die Augen schloss und mich umwandte, auf dem blauschattigen Ferner den Blick zu erholen. Eine freudige Ahnung von der Pracht, die mich heute erwartete, stieg in mir auf. Da lag, was ich vom Hochgall nirgends gesehen, der Nordabfall des Gebirges vom Ruthnerhorn bis an die äusserste Ostgrenze vor mir. Wie er sich weit ausholend immer steiler zur Thalsohle wölbt, erkannte ich in ihm den Rest der grossen Gesteinsblase, die den Tonalitkern einst völlig verhüllte. Wo wir gerade standen, da war die Grenze zu sehen. Halb noch unter uns, thalauswärts reckte der Riesernock seinen schwarzbraunen, plumpen Leib gegen das Thal. Bei uns schon begann das freundliche Lichtgrau der Felsen und zog sich in Strähnen durch die Eiswände zum weissen Riesen empor, wo es zerstreut in Gurten und Flecken, Wänden und Graten die Firndecke durchbrach.

Über ein Schneefeld fuhren wir ab und überquerten den Gletscher bis zum Fusse des Lenksteins. Mit frischgrünen Wiesen dicht neben dem Eisstrom begann unser Anstieg. Ein kleiner Gletscher zur Rechten begleitete den Weg über einen Schuttkamm hinan. Da wo er endigt, hielten wir Rast, denn es floss hier noch Wasser; dann giengen wir, mit dem Seile verbunden, mehr rechts auf die Firnfelder los. So kamen wir in sanftem Bogen zum letzten Aufbau des Berges, einem stumpfen, steil aufsteigenden Schneekamm mit einer Felsspitze darauf. Ich war heute nicht gut disponiert. Die Luft ward mir zu dünn, und gar als wir die Höhe von 3000 *m* überschritten, da war ich so matt, dass ich nur mit Mühe das Tempo einhielt und nichts sah als den blendenden Boden zu Füssen. So trug ich, als wir die Spitze endlich erreichten, nur mehr das Verlangen, mich der Länge nach auf die Steine zu legen.

Es war nur ein vorübergehender Anfall von Schwäche, durch Überanstrengung verursacht. Eine Viertelstunde lag ich so da, und ich fühlte die Kraft wiederkehren. Ich hob den Kopf und schaute verwundert um mich. Wo waren während des Aufstieges meine Sinne geblieben, wo meine Augen, dass ich von alledem, was nun vor mir



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Rieserfernergruppe: Hochgall vom Lenkstein.

lag, gar nichts gesehen? Alle Reize des grossen Gebirges schienen da zu einem einzigen grossen Bilde zusammengedrängt. Ich nahm Theile aus der Rundsicht für sich, betrachtete sie einzeln, und überall sah ich Bilder von wunderbarer Conception und bezaubernder Harmonie in den Farben. Und alle diese Bilder flossen ohne störende Härten so innig ineinander, dass sich ein einziges grosses Gemälde ohne Ende ergab.

Durch drei in der Sehrichtung ziehende Thäler ist das Ganze in Gruppen getheilt, das Auge findet Stützpunkte und kann die Theile der Rundsicht nach einander bewundern. Und diese Gruppen sind in verschiedene Entfernung gestellt. Bald weichen sie vor grossen Thalkesseln gegen die vielzackige Ferne zurück, bald treten sie greifbar nahe heran, dann entwickelt sich aus der Schönheit der Form die Grossartigkeit im



Hochgall und Wildgall vom Fusse des Tristennöckls.

Ausmaass. Eine so wirksame Plastik sah ich bei einem Panorama noch nie. Doch auch die Farbengebung der Landschaft fand ich seltsam, entzückend. Vom Lenkstein streckt sich nach Norden und dann im Bogen nach links ein rothbrauner, mit Schneefeldern gefleckter Gebirgskamm hinaus, fast bis an die Zillerthaler Gebirge. Links fällt das Gehänge, grau vom Geröll und lichtgrün vom Gras der bewässerten Matten, zum tiefgrünen Bacher- und Reinthal hinab, steigt jenseits wieder empor, aber diesmal rein weiss mit lichtgrauem Gestein. Dahinter endlich das Heer der Dolomiten. Durch die grünschillernde, sonnige Luft leuchten deutlich die rothgelben Farbtöne ihrer Felsen hindurch. Dann über Osten gegen Norden herum ferne Urgebirge, dunkelfarbig in Blau mit dem schimmernden Weiss der Gletscher, Thalgründe, licht und dunkel, in Grün wie die Wiesen und Wälder. Und über alledem thront er, der Herrlichste, der Fürst des Gebirges, der Hochgall, gross, edel und schön wie nichts in

der Runde. Die steilen Flanken, von Lawinen gescheuert, steigen mauergleich aus den Firnbecken auf, hellgrauer Fels bricht dazwischen hervor, formt Grate, Wände, Terrassen, worauf in gerundeten Polstern die Firnlager ruhen, obenauf weiss wie der bildsame Schnee, darunter zu blaugrünem, zähen Eise gepresst, das, in Séracs abbröckelnd, über die Flanken herabstürzt. Zu oberst dann formt sich der blendende Gipfel, schmal und in zwei Spitzen zersägt. Wie sich der Berg vor uns da erhebt, schlank, vornehm und riesengross, ist er einer der schönsten in den Alpen.

Gegen zwei Stunden sass ich so da, in vollen Zügen das Alles geniessend. Mild und warm schien die Sonne auf unser Plätzchen hernieder, und selbst wenn ein Wolkenschatten darüber hinwegfloh, war es nicht kalt. Ich fühlte mich ganz in den Frühling versetzt, hätte aufjubeln mögen, wie ich mich wohl fühlte und frei von Sorgen und schweren Gedanken, und mein einziger Wunsch war, noch eine empfindsame Seele an meiner Seite zu sehen, die gleich mir das Alles genoss und verstand, zugänglich dem Austausch edler Empfindung. So war ich allein. Aber der Glanz, die Pracht und Schönheit in den Zügen der Landschaft weckte machtvolle Töne in mir, klang wie Musik in meinem Inneren fort, wie eine rauschende Symphonie, die vom Himmel hereindrang. — Seit dem Tage sah ich nichts Schöneres mehr.

Es war fast 2 Uhr, als wir den Abstieg begannen. Denselben Weg gieng's wieder zum Gletscher hinab. Nun aber wollten wir gleich hinter der Spitze des Riesernocks durch die erste Felsscharte gehen, um an Höhe zu sparen, und querten den Gletscher statt schräge empor in kürzester Linie. So harmlos aber wie morgens zeigte sich letzterer nimmer. Wir waren schon weit über die Mitte gekommen, als sich die ersten Schründe aufthaten. Noch gieng's mit dem Springen, doch rieth ich, stromaufwärts zu gehen, um höher oben zu queren. Es war schon zu spät. Wir kamen in tief verschneites Terrain, und die Spalten blieben nur mehr einem geübten Auge noch sichtbar. Das Seil war zu Hause geblieben, denn des Gepäcks hatten wir mehr als genug. So wanden wir uns mit äusserster Vorsicht durch das tückische Eisfeld.

Das war eine böse Stunde gewesen. Noch heute fühle ich den Schrecken, der mich durchzuckte, als eine riesige Spalte plötzlich vor uns lag. Sie war überschneit und bloss an einer leichten Senkung des Bodens erkennbar. Wir giengen nach rechts, da thaten sich noch andere auf, schwarzgrün schillernd und blau, je nach der Tiefe des Schlundes; dann versuchten wir links, aber auch dort nahm sie kein Ende. Da zeigte sich endlich ein schmalkantiger Rücken, der die Spaltmulde theilte, offenbar ein Stück vom zerfaserten Eisrand. Das konnte halten. Mit einem Sprung stand der Führer darauf, reichte mir hilfreich die Hand, das sich ihm folge; dann war's nur ein Schritt zum anderen Ufer. Das Herz pochte mir hörbar, denn wenn die Eisbrücke brach, dann konnte uns Niemand mehr retten. Was wir nur ahnten, der Schlund unter der Decke schien uns in der Verhüllung weit grausiger, als hätten wir ihn offen gesehen.

Bald standen wir auf sicherem Boden, klommen über gebänderten Fels und Platten empor, dann über Geröll und Schnee in die Scharte. Zuletzt schmückt noch ein kleiner, tiefblauer Eissee das Bild des grossartigen Thores. Jenseits kein Fleckchen Schnee, nur eine dürre, sehr steile Felsrinne. Viel Schutt und Erdreich zwischen gewaltigen Wänden, dann eine Stufe zu klettern, dann wieder Schnee, mit Steinblöcken besät, so wars darinnen. Am Ausgang der Schlucht war die Runde geschlossen, und der Leidensweg über die Moränen lag noch vor uns. Nun hielten wir uns noch tiefer als am Morgen, und so gieng's über manch' ebenes Plätzchen mit frischem Grün und gangbaren Platten. Die Mühe war kaum die halbe des Aufstieges.

Noch erübrigte mir, die Südseite der Gruppe, das Thal von Antholz, kennen zu lernen. Vom Hochgall hatten wir vorgestern am Antholzersee ein Häuschen gesehen, das nach dem grellrothen Dach und den geweissten Wänden erst kürzlich erbaut war. In der Casselerhütte erklärte man uns, dies sei das neue Touristenheim eines Wels-



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Rieserfernergruppe: Ohrenspitzen vom Lenkstein gegen die Dolomiten.

berger Wirthes. Den ganzen See sammt einem Streifen Landes ringsum habe er kürzlich um einen Spottpreis erworben und suche nun aus der Schönheit der Gegend Nutzen zu ziehen. Das Haus sei, wenn nicht schon eröffnet, doch zum Nächtigen brauchbar und ein einfaches Mahl dürften wir auch wohl bekommen. Im Vertrauen auf diese Angaben verabschiedeten wir uns am folgenden Morgen von der liebgewordenen Hütte.

Wir nahmen den kürzesten Weg gegen die Antholzerscharte. Indes wollte ich vorher den Magerstein aufsuchen, denn seine leicht ersteigbare Spitze konnte, nach ihrer Lage zu urtheilen, noch eine hübsche Ansicht des Ruthnerhorns geben. Dies schien nun nicht nach dem Geschmack meines Führers, denn um so leichte Gipfel riss er sich nicht. Zwar schwieg er, umsomehr, als ich alles nur irgend Entbehrliche hinter den Felsblöcken liess, allein sein Antlitz umwölkte sich so rasch wie der Himmel, der kurz vorher noch in reinstem Blau über den Bergen gestrahlt. Trotz aller Eile kamen wir nicht viel über die Hälfte hinan und hatten schon Nebel.

Der Berg steigt von der Antholzerscharte ganz merkwürdig auf. In vier bis fünf Stufen wellt sich der Firnhang an 400 *m* empor, und so oft man eine solche in der Meinung, es sei schon der Gipfel, erklimmt, baut sich wieder eine höhere auf, die uns abermals täuscht. So kamen wir bis zu einer Firnkuppe, die am Rande der Abstürze ein Signalzeichen trug. »Jetzt sind mer oben«, meinte mit erzwungenem Ernst der stoppelbärtige Schelm, und das böse Gewissen lag ihm lauernd um Mundwinkel und Augen. Ich prüfte mein Aneroid. Es stimmte nicht, denn mehr als 100 *m* fehlten zur erwarteten Höhe. »Wetten wir, dass wir nicht oben sind!«, erwiderte ich, wogegen der Andere auf die Beharrlichkeit des Nebels und die nicht wegzuleugnende »Gipfelstange« vertrauend seine Ansicht noch hartnäckiger vertrat. Auch das Argument des Barometers prallte wirkungslos ab, indem er dem »zniachten Ding« die Verlässlichkeit absprach. »Der Frost wird's lei a bissele zurücktauchen«, erklärte er eifrig, was er in unbeabsichtigter Andeutung seiner eigenen Verfassung auf das Barometer bezog. Thatsächlich pfiff der eisige Wind ganz grimmig herüber, und mir vergieng selber die Lust, noch weiter zu gehen, zumal ich auf keine Aufnahme mehr rechnen durfte. Aber den komischen Schwindler musste ich ärgern und that so, als hielte mich nichts davon ab, den Gipfel zu suchen. Da machte ein jäher Windstoss dem Streitfall ein Ende. Lautlos huschte der Nebel davon, und vom stahlgrauen Himmel hob sich riesengross eine schneeweisse Kuppe, der Magerstein. »Taifl, sell hätt i mer nit denkt«, meinte mit schlecht gespieltem Erstaunen der Führer und kratzte sich hinter dem Ohr. »Schon gut«, entgegnete ich, »aber jetzt sehen Sie selbst, wie das ‚zniachte Ding' die Kälte viel besser verträgt als mein Führer, dem nur zu leicht der gute Wille erfriert.« Damit kehrte ich um und stieg langsam hinunter, während mein Sepp aus lauter Angst, ich könnte mich anders besinnen, wie besessen vorauslief.

Die Antholzerscharte wird durch das Zurücktreten des Plateaurandes gebildet, auf welchem der Rieserferner entspringt. Den Charakter des Felsthores wird man erst im Verlaufe des Abstieges gewahr, wo sich die Magersteinwand der des Hochflachkofels schluchtartig nähert. Den Anfang macht da gewöhnlich ein sehr steiles Schneefeld, der Schrecken der »Lämpeln«. Tags vorher ward eben ein Drahtseil über die Felsen gespannt. Wir hatten den Mann, der das besorgte, mutterseelenallein über den Gletscher spazieren gesehen und uns die Köpfe zerbrochen, was er hier suche. Heute gedachte ich des Braven dankbaren Sinnes, denn ich trug wieder eine schwere Bürde an werthvollen Platten und pries jetzt die Wohlthat eines sicheren Abstieges. Aber auch ohne Drahtseil ist nichts dabei und ein ernster Unfall wohl schwerlich zu fürchten. Aber belichtete Platten sind eben Dinge, die der echte Amateur wie die Löwin ihr Junges vertheidigt.

Mit dem Ende des Schneefeldes beginnt das Geröll, und nichts als Geröll liegt bis zu den Almen. Dieser Schutt zieht sich durch eine immer breiter werdende Felsgasse

hinunter, ganz stetig geböscht und von Wegschleifen durchzogen. Die Wände der Gasse wachsen dabei in die Höhe, sind ansehnlich steil und furchtbar verwittert. Der lichtgraue Fels, überall mit Steinsplittern bedeckt, ist vulkanischer Tonalit, aber diesmal so merkwürdig gefügt, als beständen die Mauern aus gekitteten Topfscherben. An 1000 *m* geht es schnurgerade und ohne Abwechslung hinunter, dann erst öffnet sich rechts ein ganz ähnlicher Kessel. Ein Stück weiter unten beginnen die Bäume, vorerst von den Lawinen zerzaust, dann zusammenhängend als Wald. Dort theilt sich der Weg. Gerade hinab erreicht man bei Ober-Antholz das Thal. Weil wir indess an dem höher gelegenen See nächtigen wollten, so giengen wir links. Die nächste Almhütte gewährte uns Schutz gegen ein aufziehendes Wetter. Es machte nicht viel, dann giengen wir weiter und um die Bergecke herum. Wir waren noch sehr hoch am Gehänge und genossen eine herrliche Aussicht auf das untere Thal bis gegen Olang hinaus. So gedachten wir, auf einem Steiglein, das meine Karte aufwies, schräg absteigend erst höher oben das Thal zu gewinnen. Allein es gieng nicht so glatt. Nur zu rasch kamen wir auf die Strasse und gewahrten da, als wir uns umschauten, dass der Gewinn kaum 100 *m* an Höhe betrug.

Noch war die gute Laune bei uns, und so wanderten wir in der Hoffnung, den See bald zu erreichen, unverdrossen thaleinwärts. Wir waren auch sehr rasch am Ziel, aber die frohe Stimmung flog noch rascher davon. Mit dem Nachtlager war es nichts, und was das Essen betraf, so versprach uns der Maurer, der noch in voller Thätigkeit schien, dass morgen die Köchin eintreffe. Dann könnten wir alles haben, meinte er tröstend. Das war zu viel. Jetzt kommen wir todtmüde und vom Regen durchnässt bei der »Herberge« an, haben, Antholz rechts lassend, auf das Mittagmahl verzichtet, und nun sollen wir zum Souper wieder zwei Stunden hinaus und morgen herein. Mir war zum Umfallen. Da ich dies aber wegen der Platten im Rucksack nicht wagte, so sank ich behutsam ins Gras und überliess mich meinem seelischen Schmerz. Der hungrige Führer, gleichfalls vom Schicksal zerschmettert, suchte vorerst in kräftigen Flüchen, dann bei den Mörtelweibern Trost und Zerstreuung. Als endlich Ruhe und Sanftmuth in unsere Herzen eingekehrt war, gieng's unter Seufzen thalauswärts.

Um 6 Uhr morgens standen wir wieder am See. Diesmal bogen wir linker Hand ein und nahmen, die erstbeste Wegspur verfolgend, Richtung gegen die Ohrenspitze. Aus dem schönen Wald um den See ward allmählig Gestrüpp; wir gewannen Ausblicke über das Thal, und die Sonne brannte heiss auf das dürre Geäst. Da kamen wir schräg ansteigend an einen Graben. Der Weg hörte auf; aber jenseits der tief eingerissenen Runse vor uns sahen wir oberhalb die beginnenden Weiden. Dort gab es kein Hinderniss mehr, der Wald war zu Ende.

Eben gieng ich daran, die Rinne zu queren, da hörte ich hoch ober uns ganz merkwürdige Töne: Überrascht blickte ich auf und sah auch schon zahllose weisse Pünktchen über die Hänge herabhüpfen. Es waren Thiere, und wie ich bald merkte, freilaufende Ziegen. Mit hundertstimmigem, zartem Gemecker sprangen sie eiligst herab, gegen uns. »Die kriegen wir nun nicht so leicht los«, rief ich aus, »da heisst es zusehen, dass wir sie unter uns kriegen, sonst bekommen wir Steine.« Gerade als wäre ein wüthender Stier hinter uns, so nehmen wir Reissaus, zuerst durch die Bachschlucht, dann jenseits hinauf, bis wir vor unseren Zicklein, die auch noch über den Bach mussten, einen Vorsprung gewannen. Athemlos kamen wir auf die Wiese hinauf, die wilde Jagd hinter uns her. Jetzt erst, im Sicheren, erkannten wir, wie bedenklich die Sache gewesen. Der Hang unter der Heerde war förmlich lebendig, so dicht sprangen die losgetretenen Steine hinab. Derartig viele Ziegen hatte ich niemals gesehen, und das lauter blutjunge Dinger, so rechte Backfische im dummlachenden Alter. Offenbar hatten sie uns für Hirten gehalten, die ihnen Salzlecke bringen, oder es war ihnen die Alpe schon zu langweilig geworden

und sie suchten verlässliche Führung ins Thal. So that wenigstens einmal ein alter Hammel auf dem Monte Canin, welcher trotz Steinwürfe wie ein treues Hündchen mit uns lief, auf der Alpe Nevea jedoch, wo er sich hinwünschte, schnöde davongieng. Die Zicklein sahen nun ganz darnach aus, uns ans Ende der Welt zu begleiten. Das durften wir aber schon dem Besitzer zuliebe nicht dulden; und obendrein konnte es den närrischen Dingern wieder einfallen, uns voraus zu laufen. Ich war rathlos. Da nahm mein energischer Führer einen faustgrossen Stein und warf ihn dem vordersten Geislein an das zarte Gehörn. Es schüttelte dumm glotzend den Kopf, blieb stehen und kehrte dem Grobian den Hinterleib zu. Die Arme muss schreckliche Grimassen geschnitten haben, denn die ganze Heerde ward über das Gesicht ihrer Kameradin



Der Wildgall von Osten.

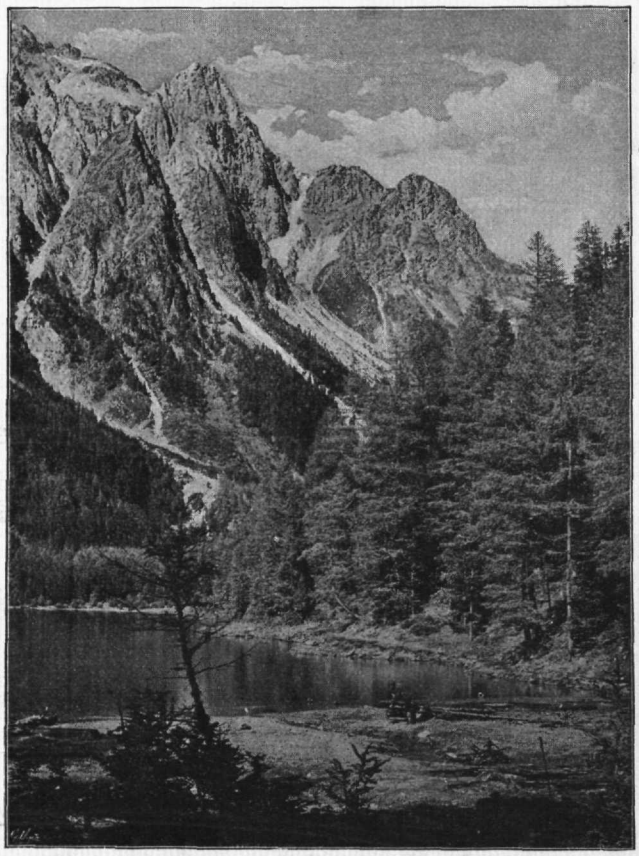
urplötzlich starr; und selbst als wir ein ansehnliches Stück weiter oben uns umsahen, da stand die Versammlung noch immer wie versteinert auf dem ursprünglichen Platz. Arme Gaislein! So hatten sie mit Menschen Bekanntschaft gemacht.

Fortan stiegen wir unbelästigt empor und kamen gerade zurecht, als sich der Morgennebel über den Höhen zertheilte. Da ward der Wildgall in seiner ganzen Grösse frei. Weiterhin hob sich der Nebel und verhüllte als Wolken den Himmel. Es war so düster und unheimlich, als wir aus dem Felskar unter der Alpenspitze aufstiegen, dass ich mir vornahm, die Sache nicht weiterzutreiben.

In der Scharte klomm ich nach links ein wenig empor, um die Grosse Ohrenspitze gegenüber ins Bildfeld zu kriegen; aber das Licht war zu schlecht. Sonnenschein war für heute wohl nicht mehr zu hoffen, und so beschloss ich, an der Nordseite des Kammes bis zur nächsten Scharte zu gehen und dann über den Stallersattel

nach Hause. Tief unter uns lag das Patscherthal, ein weltentlegener Winkel, ein Thal mit wenig gegliederten Hängen, von oben gesehen ziemlich reizlos und arm an scenischem Wechsel. Es soll nun auch eine Hütte bekommen. Dem Hochgall zu Ehren? Dieser verdient wohl ein neues Schutzhaus, aber nicht zur Besteigung, nur um ihn anstaunen und seinen Aufbau bewundern zu können. Und da schreit förmlich das Bacherthal mit dem Lenkstein darnach.

Der Hochgall bildet wie immer auch hier den Hauptschmuck der Landschaft. Ich sah ihn nur einmal. Als ich neben der Jägerscharte eine Spitze bestieg, da lüftete sich die Nebeldecke ein wenig, und der Riese ward frei, wieder schön, edel und gross wie Keiner der Anderen. Ich fand nicht die Zeit, ihn zu photographieren; zu schnell war er verschwunden; und wieder zog der endlose Schwaden von Westen herein.



Am Antholzersee.

Noch ein steiles Schneefeld jenseits der Scharte, dann gieng's über Wiesen. Es war höchste Zeit. Wie ich mich umsah, da kam schon der Regen die Hänge herunter. Noch hoch an der Lehne überfiel uns der Guss. Unbekümmert darum schritten wir vorwärts, an der Lache vorbei, die die Kehle des Stallersattels verziert, dann rechts durch die Scharte hinunter. Das währte nicht lange. Als wir anhielten, um zu verschnaufen, da bot sich mir ein bezaubernder Anblick: der Antholzersee mit dem Wildgall darüber. Vor uns schoss der kahle Graben zum Hochwald hinab, dann war Alles tannengrün bis zum See und darüber hinaus, wo die bräunlichen Regenschleier herabhiengen. Da brach in der Ferne helles Licht durch die Wolken, breitete sich weithin aus und lag hellglänzend im See, dass er sich darbot wie Quecksilber auf tiefgrünem Sammt. Solche Stimmung in der Landschaft hatte ich noch selten gesehen. Leider hielt sie nicht an, und ehe ich die Camera auspackte, war der Zauber verschwunden.

Es regnete nicht mehr, als wir den Seeboden erreichten. In einem Winkel des Südufers machten wir Halt. Hohe Bäume umschlossen das Plätzchen und nur in der Richtung des offenen Wassers sahen die Berge herein. Durch die nassen Zweige glänzte die Sonne und warf unruhige Lichter über das Gras in den Spiegel. Algen schwammen darinnen, losgerissen vom Sturm und der strömenden Fluth, und allerlei kleines Gewürm kroch auf dem Grunde. Es suchte die Stellen, wo ein wärmender Strahl sich auf den Seeboden verirrt. Weiter draussen, wo der Schatten

der Tannen auf dem Wasser verlief, da lag schon das Blau des Himmels darauf und das klare Bild der gewaltigen Berge. Ich schritt zur Landzunge hinaus, da wurde es linkerhand offen. Und zum ersten Male sah ich Hoch- und Wildgall ganz frei, wie aus dem blaugrünen Spiegel getaucht. Die reine Luft hatte sie doppelt vergrössert. Die Hänge grün bis zu den Wolken hinauf; dann grünlich-graues Gestein mit Firnfeldern dazwischen, die gleich den Wolken dieselbe Farbe besassen; das Alles vom goldgelben Lichte der Sonne gestreift, die aus den Felsen, dem Wald noch vielerlei Farben vom Blau bis zum Roth und Orange erweckte. Und über dem Allen eine Ruhe, ein Frieden wie tief in der Nacht.

So schloss der Tag, an welchem ich Abschied genommen. Nun erst fühlte ich, wie lieb mir diese Berge geworden, wie schwer es mir fiel, weiter zu ziehen, und es liess mich von dem Bilde nicht fort, bis die Sonne hinter dem Wildgall versank. Da schwanden die Farben. Aber noch einmal sah ich sie aufleuchten an den Häuptern der Riesen, als ich zwei Stunden darauf durch Unter-Antholz hinausfuhr. Eben rollte der Wagen die Dorfgasse hinan, ganz langsam, am Schulhaus vorbei, da drang aus den offenen Fenstern Harmoniumspiel. Es war Beethovens Sonate in A-dur. Ich liess halten und wandte mich um. Da zog brennendes Roth an den Hochfirsten auf, der Abschied des Tages vor der blauschattigen Nacht. Nun kannte ich sie, diese prächtigen Berge, die ich so oft aus der Ferne gesehen. Jedes Plätzchen da oben, jeden Zacken, jede Scharte hatte ich nunmehr ganz nahe betrachtet, studiert und in Gedanken oder auch wirklich erstiegen. Mir war's, als hätte ich das Alles seit der Kindheit gekannt. Die wilden Gestalten hatten im Lichte der Erinnerung den Schrecken verloren; sie waren stille, liebwerthe Freunde geworden, zu denen ich wehmüthig zum letzten Male aufsah. Die ergreifende Weise packte die Seele mit eiskaltem Schauer. Der Ausdruck der Allmacht, der Grösse der Schöpfung kam bei den Klängen in das herrliche Bild. Und wenn ich hinaufsah zu den Bergen, die bei den weichen Accorden schier ins Doppelte wuchsen, da war's mir, als müssten sie leben, wie Riesen der Vorzeit, die gutmüthig und ernst auf die Menschlein herabsehen.

Mit dem Einbruch der Nacht gieng der Zauber zu Ende. Das Roth war verschwunden, die Farben verblasst, und der Spieler im Hause brach ab, um ein Licht anzustecken. Ein Lüftchen erhob sich. Mich fror. Und fest in den Mantel gehüllt, gab ich dem Kutscher das Zeichen.

Wanderungen im Rhätikon.

Von

Dr. Karl Blodig.

Mit einem gewissen Bangen gab ich vor nun drei Jahren dem Schriftleiter der »Zeitschrift« die Zusage, ihm einige Blätter über den Rhätikon liefern zu wollen. Ist doch der genannte Alpenabschnitt weder besonders reich an aussergewöhnlich schwierigen Felsthürmen, noch trägt er ausgedehnte Gletscher. Und gerade die ebengenannten Bildungen sind es, welche die Alpinisten von heute besonders zum Besuche einer Gruppe anzureizen pflegen. Wenn ich es nun doch unternahm, mit diesen Zeilen vor die Leser der Zeitschrift zu treten, so schwebte mir ein doppeltes Ziel vor Augen, ein Ziel lockend und erstrebenswerth: In den noch viel zu spärlich besuchten Rhätikon — mit Ausnahme der hochragenden Scesaplana, der massigen Sulzfluh und des Dreischwesternstockes werden nicht alle Gipfel des Gebietes einmal im Jahre besucht — den jüngsten Nachwuchs und das reifere Alter der verehrlichen Mitglieder unseres gewaltig aufstrebenden Vereines zu leiten; zum zweiten aber, dabei werde ich allerdings stark von Lokalpatriotismus beeinflusst, möchte ich dem schönen Lande Vorarlberg, welches mir seit 15 Jahren eine liebe zweite Heimath wurde, recht viele Besucher zuführen.

Um auf den ersten Punkt zurückzukommen, will ich bemerken, dass es schwer sein wird, ein immerhin in die Hochregion reichendes Gebiet zu finden, welches für den führerlosen Touristen und den Alleingeher, sowie für den älteren, bequemeren Bergsteiger, so geeignet erschiene, als gerade der Rhätikon. Fast alle Touren sind von günstig gelegenen Thalstationen aus leicht und sicher auszuführen, wenn man nicht auf Lösung sogenannter Probleme ausgeht.

Ferner kann bei plötzlichem Eintritte ungünstiger Witterung jederzeit entweder der Ausgangspunkt oder eine näher gelegene Alpenhütte ohne Gefahr erreicht werden, was bekanntlich in anderen Gebirgsgruppen, namentlich bei Kammwanderungen, durchaus nicht immer der Fall ist. Der Rhätikon ist daher ein Schulgebiet im besten Sinne des Wortes. Ohne direct zum Alleingehen im eigentlichen Hochgebirge etwa über rund 2700 *m* auffordern zu wollen, glaube ich doch, dass sich gewisse Eigenschaften, die in kritischen Situationen auch dem mit Führer gehenden Touristen sehr ersprieslich werden können, als da sind: sicheres eigenes Urtheil, Entschlossenheit, eine gewisse Findigkeit und dergleichen, am besten bei führerlos, besonders aber bei allein unternommenen Touren erwerben lassen.

Dass man mit weiser Beschränkung zuerst im Alpenvorlande und erst später im Mittelgebirge seine praktischen Ubungen vornehmen soll, dass man das Hochgebirge aber erst nach vieljähriger Übung allein betreten darf, bedarf wohl keiner Erläuterung. Wenn ich schliesslich noch hinzufüge, dass von allen Hauptgipfeln der Gruppe das Ötzthaler Eisgebirge und der Bodensee, die gesammten Lechthaler- und Allgäuer Alpen, sowie die ganze Ostschweiz bis zur glänzenden Berninagruppe mehr oder weniger sichtbar sind, so glaube ich, den Beweis erbracht zu haben, dass ich Jedermann den Besuch des Rhätikons mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Waltenberger und Tarnuzzer haben den geologischen Bau dieses Gebirges erläutert; ferner hat mein verehrter Freund, Herr Dr. Strauss in Konstanz, auf Seite 21 und 22 der »Erschliessung der Ostalpen« das Wichtigste über Geographie und Geologie des Rhätikons übersichtlich dargestellt und endlich giebt Herr Professor Dr. A. Rothpletz in diesem Bande der Zeitschrift (S. 42 ff.) eine genaue, interessante Studie über dieses Thema. So glaube ich füglich mir und den freundlichen Lesern — mögen es recht viele sein — eine trockene orohydrographische Skizze erlassen zu dürfen; derartig langathmige, in jeder Zeile denn doch den abschreibenden Laien verrathende Abhandlungen gehören nicht zu meinen Besonderheiten. Und nun lade ich diejenigen meiner verehrlichen Leser, die vor der etwas ausgedehnten Vorrede noch nicht zurückschreckten, ein, unter meiner Führung unser Übungsgebiet zu besuchen. Getreu dem Spruche unseres Altmeisters: »Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen«, will ich vom harmlosen Alpenbummel bis zum Kletterkunststücke an schwindelnder Felswand meine Erlebnisse im Rhätikon vorüberziehen lassen.

Scesaplana, 2969 *m.*

Wer mit dem Frühzuge von Lindau über Bregenz nach Bludenz fährt, wird, wenn er in der Einsteighalle in Lindau steht und wie aus einem Tunnel heraus nach Süden schaut, ein hochaufragendes, zwei mächtige Gipfel tragendes Bergmassiv, dessen Firnen — vom hellen Morgensonnenschein zauberisch vergoldet — seltsam vom düsteren Rahmen, den rauchgeschwärzten Balken der Halle sich abheben, erblicken. Der höchste Gipfel des Rhätikons, die Scesaplana und ihr Trabant, der Panüeler Schrofen, sind es, die weit hinaus, bis zum Ulmer Dome die schwäbisch-bayerischen Gaue überschauen.

Viel zu langsam für mein Sehnen nach dem kühlen Schatten des Gebirges führte mich der Zug am 19. Juli 1887 in Gesellschaft eines Magister pharmaciae aus Bregenz und — welch' eigenthümlicher Zufall — eines zweiten Jüngers Äsculaps aus Kempten, der in Feldkirch zu uns stiess, nach Bludenz. Wenige Minuten vor letzterer Station taucht im Hintergrunde des Brandnerthales die Scesaplana auf, während man, entgegen der von allen Schaffnern den Durchreisenden gegebenen Erklärung vom Bahnhofe und der Stadt selber nur den Panüeler Schrofen, ihren westlichen Ausläufer, sieht. Wir waren kaum dem dunstigen Coupé entstiegen, als ich schon meine liebe Noth hatte, den Herrn aus Kempten zum Weitergehen zu bewegen; er war nämlich ein grosser Botaniker und im Dahinwandern sprudelten die Namen der von ihm erblickten Pflanzen nur so von seinen nimmermüden Lippen. Er machte den Weg von Bludenz bis zum Lünersee wenigstens dreimal, wenn man sein unablässiges Abspringen vom Pfade bald rechts, bald links, sein Übersetzen von unzähligen Bächen und Erklettern kleiner Absätze zur gewöhnlichen Marschleistung anderer Sterblicher hinzurechnete. Dabei legte er sich jede Species in wenigstens einem halben Dutzende von Exemplaren zu, zum Abtausche mit Sammlern in der Ebene und am Meeresstrande, wie er erklärte. Da von der grossen Gelehrsamkeit des äusserst liebenswürdigen jungen Mannes viel zu profitieren war, liess ich mir das langsame Gehen gerne gefallen. Wir verliessen um 12 Uhr 45 Min. Bludenz und wandten uns südlich nach Bürs. Gar oft schauten wir uns um, die nördlich von Bludenz aufragende Bergkette bewundernd. Gleich hinter Bürs steigt der Weg steil nach Bürserberg an, da die wilde Schlucht des von Brand kommenden Alvierbaches leider umgangen werden muss. Doch lohnte uns, nachdem wir die Höhe von Bürserberg, 869 *m*, errreicht hatten, ein prächtiger Blick in den Thalboden der Ill und in das Klosterthal mit der kühn angelegten Arlbergbahn, während im Süden der Stock der Scesaplana sich erhebt, der firngepanzert dem grünen Brandnerthale seinen herrlichen Abschluss giebt. Leider verliert man, thaleinwärts



Scesaplana von Osten.

wandernd, die Scesaplana aus dem Gesichte, da der Mothenkopf, ein nördlicher Strebepfeiler des Gebirgsstockes, dieselbe verdeckt. Ungefähr halben Weges zwischen Bürserberg und Brand fesselt die durch das Sarotlathal herüberlugende, berüchtigte Zimba die Aufmerksamkeit — aber nur desjenigen, der von ihr schon erzählen hörte; etwas Besonderes wird ihr wohl Keiner von denen zuschreiben, die sie nur von dieser Stelle aus gesehen haben. Gegen 4 Uhr 15 Min. trafen wir in Brand ein und die geradezu erdrückende Hitze trieb uns in das am Wege liegende Wirthshaus des Kegele, von welchem wir uns erst um 5 Uhr 30 Min. wieder trennten. Um 8 Uhr 45 Min. — ich hätte nie geglaubt, dass man solche Massen von Blumen in einer wenn auch noch so grossen Botanisierbüchse bergen könne, wie mein Begleiter that — erreichten wir die Douglasshütte am Lünersee. Trotz der prächtigen Abendbeleuchtung war ich etwas enttäuscht von der Scenerie. Allenthalben ziehen langweilige Schutthalden gegen den See hinab, die Formen der denselben umgebenden Gipfel sind herzlich unbedeutend, selbst der Gedanke, an dem grössten Hochalpensee Österreichs zu stehen, kann einen nur etwas gereisten Mann in keine höhere Stimmung versetzen.

Ich hatte für die zwei mir zur Verfügung stehenden Tage, den 19. und 20. Juli, eigentlich die Besteigung der Zimba, des »Vorarlberger Matterhornes«, auf welchen nicht nur »hinkenden«, sondern schon »fallenden« Vergleich ich seinerzeit zurückkommen werde, geplant.

Da hatte ich wenige Tage vorher das Missgeschick, bei einem etwas gewagten Abschwunge vom Reck zu stürzen und mir den Knöchel ausgiebig zu verstauchen. Das kam mir für die Scesaplana, welche auf ganz gewöhnlichem Wege zu ersteigen ich bei normalen Gesundheitsverhältnissen unter meiner Würde gehalten hätte, gerade recht. So humpelte ich nun in die Hütte hinein und wurde sofort vom vielverdienten Vorstande der Section Vorarlberg unseres Vereines theilnehmend nach meiner, wie anzunehmen war, am Wege überkommenen Verletzung gefragt. Als ich aber in vielleicht etwas absprechendem Tone auf seinen wohlgemeinten Rathschlag, ich möge doch ja unter solchen Umständen nicht an eine Besteigung der Scesaplana denken, antwortete, dass ich für solch einen Hügel noch immer ganz tüchtig sei, da öffnete

er zuerst den Mund zu einer gebührenden Entgegnung, klappte aber sofort die Kinnladen mit anscheinend kräftigem Entschlusse zusammen und liess mich stehen, wo ich stand. Es sind nun 13 Jahre vergangen, der unvergleichliche, aufopfernde Mann ist mein lieber, verehrter Freund geworden, aber nachträglich gestand er mir einmal, dass ihm die Herabsetzung seines Lieblingsberges, noch dazu aus so alpinem Munde, sehr weh gethan hätte; und ich hatte die verletzende Ausserung doch ohne böse Absicht, in einer Art Galgenhumor hingeworfen, da mich mein Fuss tüchtig schmerzte.

Als ich um 1 Uhr nachts nach dem Wetter sah, regnete es in Strömen, um 2 Uhr aber weckten die Führer im ganzen Hause, da es gut aufhelle, und um 2 Uhr 30 Min. hinkte ich mit der Laterne, meine Herren Apotheker hinter mir, den steinigen Pfad zur Todtenalpe hinan. Spät, erst gegen 1/24 Uhr, wurden die Lichter gelöscht, und um 5 Uhr 15 Min. standen wir auf der Scesaplana. Wenn ich die Schwierigkeiten der Besteigung nach dem äusseren Gehaben der Persönlichkeiten, die in Bregenz und Umgebung mir als Überwinder des Berges gezeigt wurden, taxiert hatte, so war das wohlgethan. Ich möchte so obenhin behaupten, dass der Neigungswinkel an keiner einzigen Stelle 25° übersteigt. So angenehm und so ungefährlich wird sich wohl in unseren Alpen kein zweiter Gipfel von gleicher Höhe ersteigen lassen. Der Aufstieg kann mit den Händen in den Taschen unbedenklich ausgeführt werden, wenn nicht etwa Neuschnee oder Vereisung die Verhältnisse ungünstig verändern. In Bregenz hörte ich viel vom sogenannten Kamine, der etwa drei Viertelstunden unter dem Gipfel sich befinden soll: das ist eine flache Mulde mit einigen kleinen Felsrippen, welcher einen eigenen Namen zu geben recht überflüssig war. Da durch die anerkennenswerthe Unterstützung des Centralausschusses es der Section Vorarlberg ermöglicht wurde, ein zwar genaues, aber leider nicht im Maassstabe der Originalaufnahme reproduciertes Panorama des Berges herauszugeben, so könnte ich bezüglich der Rundschau auf dieses verweisen; ich will aber auf einige Besonderheiten zu sprechen kommen, die mir damals auffielen, als mein Blick, noch ungetrübt durch Interessen localer Art, das Gesammtbild auf sich wirken liess. Mit Bedauern stellte ich in meinem Inneren fest, dass die Scesaplana wirklich der dominierende Gipfel weit und breit sei, dass also kein einziger Berg in der schier unermesslichen Rundschau einen auch nur halbwegs imponierenden Eindruck mache. Ferner betrübte mich, dass die Spitze so ziemlich in der Mitte der ganzen Rhätikonkette liegt, also für die Betrachtung derselben den denkbar ungeeignetsten Punkt bietet. Auch die ausserhalb des wasserscheidenden Kammes liegenden Gipfel, wie z. B. die Zimba, präsentieren sich bei der mehr als 300 *m* betragenden Höhendifferenz recht ungünstig. Die kühne Silhouette des letztgenannten Berges fällt z. B. in die nördlich des Klosterthales von der Gemsfreiheit nach dem Rogelskopfe ziehende Bergkette, erreicht somit nicht einmal den Horizont. Die sowohl vom Norden als vom Süden herrliche Bilder bietenden Drei Thürme im Gauerthale, ebenso wie die Sulzfluh erscheinen von hier aus als eine klobige, ineinander geschobene, oder, wie einer meiner Freunde bemerkte, verfilzte Masse, die jeden Charakters entbehrt. Ich könnte noch mehrere derartige Beispiele anführen, will es aber lieber unterlassen und die Frage zu beantworten versuchen, warum die Scesaplana jährlich viele Hunderte von Bergfreunden auf ihrem Scheitel sieht, und warum diese, wenn sie heimgekehrt sind, nicht genug über die Pracht ihrer Reise zu melden wissen! Erstens überrascht uns eine Reihe der lieblichsten Thalblicke: nach Brand, nach dem Rheinthale mit dem blauen Bodensee, nach Seewies, Chur u. s. w., und eine entzückende Ansicht des Lünersees. Ferner wird der aus dem flachen Norden kommende Bergfreund hier zuerst eines echten und rechten Gletschers ansichtig, ohne dessen Schattenseiten, wie ermüdendes Schneetreten und glühenden Sonnenbrand, auskosten zu müssen, da man ja den Brandnerferner auf dem gewöhnlichen Wege zum Gipfel nicht betritt. In prächtigen Wellen, mit schönen Längs- und Querspalten zieht der genannte Gletscher dahin,

gegen Norden in geheimnissvoller Tiefe verschwindend. Was aber den Hauptanziehungspunkt der Rundschau ausmacht, das ist die geradezu selten dastehende Ausdehnung derselben. Von den gesammten Schweizeralpen ist jede Gruppe durch einen oder mehrere Gipfel vertreten, vom Gebiete der Ostalpen übersieht man die Vorarlberger-, Lechthaler, Allgäuer- und Ferwallalpen, das Silvrettagebiet, von den Ötzthaler- und Ortleralpen schauen die Hauptgipfel verheissungsvoll blinkend herüber. Von der Zugspitze bis zum Monte Rosa giebt es da mit einem guten Fernglase Mancherlei zu schauen, auch Freunde, die über ein Dutzendmal oben standen, kamen mit immer neuer Ausbeute an erblickten Gipfeln heim.

Ich hatte anfänglich vor, einen der exotischeren Abstiege zu wählen, mein Bein aber legte ein so entschiedenes Veto ein, dass ich nach einigen genussvollen Stunden um 7 Uhr 45 Min. den Heimweg auf der Anstiegsroute antrat. Um 9 Uhr 25 Min. standen wir nach einigen lustigen Rutschpartien wieder vor der Douglasshütte. Die Nachfrage nach Speise und Trank war sehr stark; schon um 10 Uhr 30 Min. verliess ich das überfüllte Haus und rannte, um die Schmerzen möglichst bald los zu sein, in 2 St. und 15 Min. nach Bludenz. Auf der Heimfahrt stieg ich in Nenzing aus, um den im Rufe höchster Schneidigkeit stehenden Grundbesitzer Heimgärtner zur Besteigung der Zimba zu gewinnen, was mir auch gelang.

Zimba, 2645 *m.*

Ich hatte im November 1885 den Schauplatz meiner ärztlichen und alpinen Thätigkeit nach Vorarlberg verlegt. Kam ich nun in eine Gesellschaft von Drittel- oder Viertel-Alpinisten, so klang die Rede der betreffenden Herren unfehlbar in den Satz aus: Waren Sie schon auf der Zimba? Nicht? Na gehen Sie nur 'mal auf die Zimba! Diese stereotypen Worte wurden mit einer vielsagenden Handbewegung und eben solchem Lächeln begleitet, so dass es mir schon der Reputation wegen gerathen schien, dieser berüchtigten Zinne einen Besuch abzustatten. Man wurde anscheinend nicht für voll angesehen, wenn man die Zimba nicht bestiegen hatte. Was galten da der Monte Rosa von Macugnaga oder das Weisshorn von Randa, was die Königsspitze vom Suldenjoche! Zimba war die Losung! (In Parenthese möchte ich bemerken, dass die obbezeichneten grossen Alpinisten vor dem Herrn nach meiner Besteigung der Zimba mit ebenso überlegener Miene fragten: Waren Sie schon auf dem Litzner? Na gehen Sie nur 'mal auf den Litzner! Natürlich waren die Betreffenden weder jemals auf der Zimba, noch auf dem Litzner gewesen.)

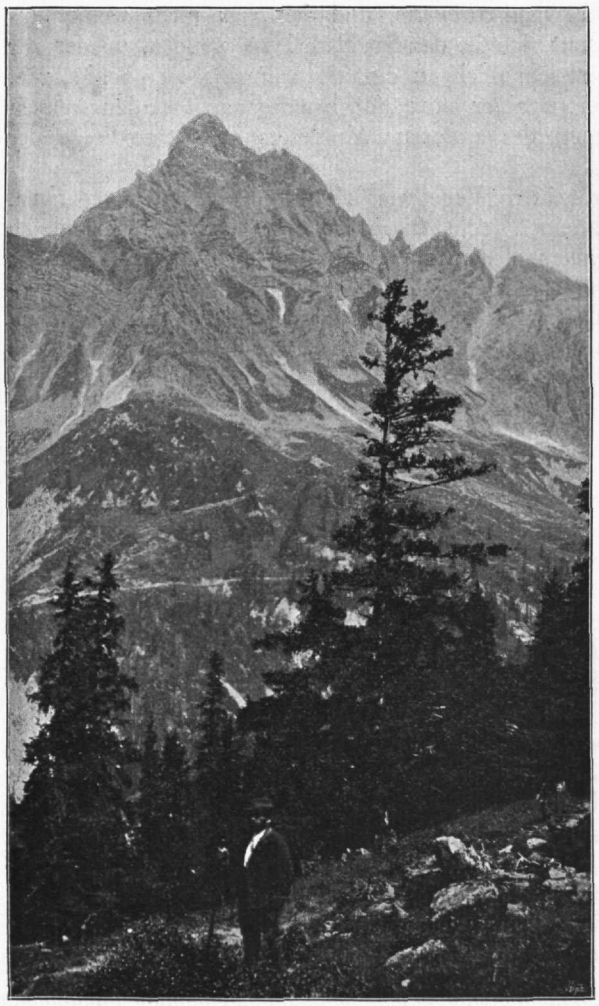
Um Missverständnissen vorzubeugen, will ich bemerken, dass auch ohne den Ruf der Schwierigkeit die Zimba jedem Bergfreunde stets ein höchst erstrebenswerthes Ziel bleiben müsste. Ob man sie nun von Westen, von den Höhen des Cantons Appenzell oder dem Rheinthale, ob man sie vom Norden oder Osten, vom fernen Bodensee oder vom Montafon aus erblickt, stets wirkt ihre kühne Gestalt fascinierend auf den Beschauer. Am imponierendsten erschien sie mir immer von der Meldegg, einem berühmten Aussichtspunkte oberhalb St. Margarethen. Hier verzeiht man auch Demjenigen, der sie zuerst das »Matterhorn Vorarlbergs« nannte, am liebsten. Ich hatte gleich zu Anfang 1886 eine kleine Augenheilanstalt eingerichtet und konnte nicht wohl einen ganzen Tag von Bregenz wegbleiben. Ich fuhr daher am 2. Juli 1886 nach Absolvierung meiner Klienten mit dem Schnellzuge nach Bludenz, wo ich um 2 Uhr 45 Min. ankam und mich nach dem Sarotlathale begab. Man erreicht dieses im Nordnordwesten der Zimba gelegene Alpenthälchen von Bludenz aus auf zwei Wegen. Entweder geht man von Bürs nach Bürserberg und verfolgt die nach Brand führende Strasse, bis sich an der östlichen Thalseite das Sarotlathal öffnet. Dann steigt man zur Thalsohle hinab, überschreitet den Alvierbach und erreicht die Sarotlaalpe über gut

gehaltene Wege. Von Bürs ausgehend, kann man aber auch, immer am rechten Ufer des Alvier bleibend und an der Bergflanke ziemlich hoch ansteigend, die ungangbare Schlucht umgehen, wobei man endlich bei der über den Alvier führenden Brücke am Ausgangspunkte des Sarotlathales mit dem erstbeschriebenen Wege zusammentrifft. Ein Senne, der, mit Alpgeräthen beladen, mir in Bürs unterkam, lud mich ein, mit ihm den an zweiter Stelle genannten Weg zu gehen, da derselbe etwas näher sei. Während unten der Alvier mächtig dahinbrauste, arbeiteten wir uns bei der glühenden Hitze ziemlich mühsam an der Bergwand aufwärts, und ich war nicht wenig enttäuscht, als der Weg schliesslich, statt sich in das Sarotlathal zu wenden, wieder zur Thalsohle hinabführte. Vorarlberg ist sehr reich an derartigen ungangbaren Schluchten, Tobel geheissen, welche mehr oder weniger umständlich umgangen werden müssen und die unliebsamsten Überraschungen des arglosen Wanderers sind, eine Folge der geologischen Bildung.

Bis zum Zusammentreffen der beiden Wege war ich mit dem Sennen gegangen, nun aber wurde mir sein im Allgemeinen recht frisches Tempo zu langsam und ich strebte allein über einige Terrassen zuerst der unteren und dann der oberen Sarotlaalpe zu. Hier langte ich um 6 Uhr an und setzte meinen Marsch ohne jedweden Aufenthalt fort. Ich hatte nämlich gemeint, dass es mir vielleicht möglich sein werde, noch am selben Abend die Zimba zu erreichen, und mich für den Abstieg reichlich mit Kerzen und einer trefflichen Laterne versehen. Aber sowohl die horizontale als auch die vertikale Entfernung war denn doch zu bedeutend, und trotzdem ich mit einer sehr guten Beschreibung der Route versehen war, die mir der seither leider verstorbene Bergführer Heine in Bludenz, eine Perle als Mensch und Führer, gegeben hatte, so gelangte ich bei dem denkbar raschesten Steigen und ohne nur einmal im Zweifel über die einzuschlagende Route zu sein, doch erst um 7 Uhr 15 Min. in die Felsen. Bei der frühen Jahreszeit war das grosse Schuttfeld des Steinthäli — so heisst das im Norden der Zimba zwischen ihr und dem Ober-Schafberg, 2435 *m*, sich ausbreitende, einsame Hochthälchen — von einem mächtigen Schneemantel bedeckt. Die späte Stunde liess mich den Schnee stark erweicht finden, welcher Umstand auch den Einstieg in die Felsen nicht unwesentlich erschwerte; alle zum Felsen hinanziehenden Schneezungen zeigten sich nämlich als zu schwach für mein Gewicht; ich erstieg die Felswand endlich durch einen flachen, ganz vom Schmelzwasser überronnenen Kamin. Dann gieng es über mässig geneigte Platten auf ein grösseres Band, welches mit Schnee bedeckt war; desgleichen waren die folgenden Felspartien sämmtlich verschneit, so dass ich nur sehr langsam vorwärts kam.

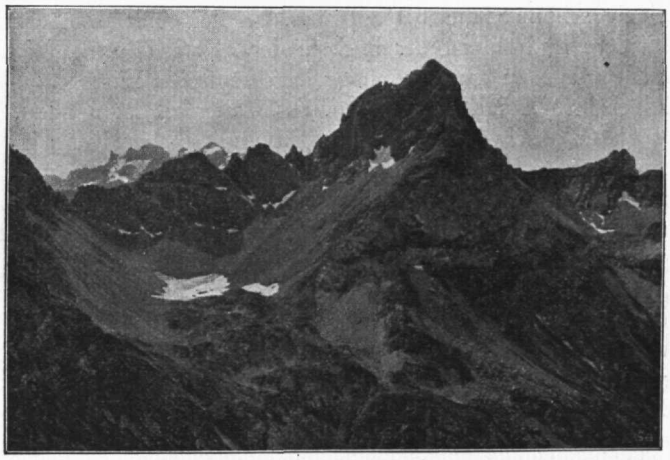
Ich war bisher unbekümmert um die Tageszeit, ohne nur ein einziges Mal umzusehen, drauflosgestiegen; nun aber fiel mir plötzlich der röthliche Glanz, in dem mein Berg erstrahlte, auf; ich wandte mich um, gerade noch zu rechter Zeit, um den eigenartigsten Sonnenuntergang zu sehen, dessen ich mich entsinnen kann. Den ganzen Bodensee in flüssiges Gold umwandelnd, stand die Sonne hinter Konstanz, dessen Dom deutlich auf der Sonnenscheibe projiciert erschien; der ganze Westhimmel flammte und durchlief in kürzester Zeit die verschiedensten Tinten. So stand ich wie gebannt, und vermochte kein Auge von dem wundervollen Schauspiele zu wenden, bis die schnell hereinbrechende Dämmerung mich überzeugte, dass es für heute wenigstens kein Vorwärts gab. Um 7 Uhr 45 Min. war die Sonne untergegangen, einige Minuten vor 8 Uhr begann ich den Abstieg und traf um 9¼ Uhr in der unteren Sarotlaalpe ein; hier brachte ich die Nacht zu und lief schweren Herzens bei wundervollem Wetter am nächsten Morgen nach Bludenz; um ¾10 Uhr begann ich die ärztliche Visite in meiner kleinen Anstalt. Trotz meiner Sehnsucht, die Spitze der Zimba baldigst zu erreichen, konnte ich der ungünstigen äusseren Verhältnisse wegen erst im folgenden Jahre für die nöthige Zeit abkommen.

Da ich den Abstieg nach dem Rellsthale, der in Wirklichkeit etwas heikler Natur ist, plante, hatte ich mir den als guten Kletterer bestgerühmten Martin Heimgärtner zum Begleiter ausersehen. Ich gehe nämlich den sogenannten Lokalführern, die Schritt und Tritt kennen, nach deren strengem Gebote man an bestimmten Punkten rasten, essen und trinken muss, grundsätzlich aus dem Wege und nahm gerade Heimgärtner mit, weil er damals den Berg kaum vom Hörensagen kannte. Der 27. Juli 1887 fand uns um 4 Uhr 45 Min. in Bludenz und um 7 Uhr 25 Min. auf der diesmal bezogenen Oberen Sarotlaalpe. Während unseres Aufstieges wurden wir mit einigen kurzen Gewitterschauern bedacht, und als ich um 9 Uhr abends nach dem Wetter sah, plätscherte der Regen gleichmässig hernieder. Am Morgen des 28. Juli brachen wir um 5 Uhr 15 Min. auf, weil erst um diese Zeit die Witterung wenigstens einigen Erfolg voraussetzen liess. Um 6 Uhr 30 Min. betraten wir die Felsen, genau an der von mir vor einem Jahre benutzten Stelle; da der Schnee prächtig trug und hoch in die Wand reichte, wurde diese nach anderen Berichten im Spätherbste etwas schwierige Passage überaus leicht überwunden. Während ich gerade aus einem der flachen Kamine, die auf das erste breite Band führen, herausstieg, wurden wir von einem Steinhagel überschüttet, den zwei über unseren Köpfen dahinfliehende Gemsen verschuldeten. Heimgärtner konnte sich längere Zeit darüber gar nicht beruhigen, dass er den in etwa 20—25 Schritten Entfernung vorbeijagenden Gesellen nichts nachzusenden hatte. Von dem erwähnten breiten Bande aus bemerkt der Eingeweihte rechts oben den mit Rasenschöpfen eingefassten Kamin, der zum Grate, beziehungsweise zur geneigten Fläche auf der Nordnordwestseite des Gipfels führt. Man hat nun nur mehr die Nordwand der Zimba von links unten nach rechts oben an den förderlichsten Stellen zu durchklettern, und ich gieng nach Heine's Anweisung sofort daran. Heimgärtner dagegen behauptete, den Grat in einer Falllinie weit besser erreichen zu können, und kletterte in 20 *m* Entfernung von mir unabhängig aufwärts. Ich erreichte nach etwa 3/4 Stunden die sehr ausgeprägte, weil einzige grasbewachsene Stelle unter dem Grate und wand mich durch den Kamin, der nur spärliche flache Griffe zeigte,



Zimbaspitze aus dem Rellsthale.

auf die Westseite des Gipfelmassivs hinaus. Wie erstaunte ich aber, als ich statt des erwarteten scharfen Grates eine grosse, sanft geneigte, mit Geröll bedeckte Fläche erblickte, die sich zum Gipfel hinanzog! Ich gieng am Rande dieses geneigten, gegen Norden steil abstürzenden Plateaus hin, bis ich mich über dem Standpunkte Heimgärtner's befand, dem es recht schlecht ergieng. Ich kletterte endlich einige Meter hinab, um ihm mit einer Rebschnur — das Seil hatte er im Rucksacke — eine kleine Hilfe zu bieten. Einige Minuten nachher, Schlag 8 Uhr, standen wir auf dem höchsten Punkte neben der vom Blitze arg zugerichteten Signalstange. Ich hatte für die Kletterei in den eigentlichen Felsen genau eine Stunde gebraucht, muss aber nachträglich bemerken, dass ich sehr ungünstige Verhältnisse antraf. Ein feiner Sprühregen hielt während des ganzen Aufstieges an und machte allenthalben kleine Bäche vom Berge niederrieseln, welche bei jeder Berührung der Felsen längs der Hand in die Ärmel geleitet wurden. Der ganze Fels schien in Auflösung begriffen zu sein, überall fand sich eine Schichte feinsten Schlammes vor, so dass wir bald einem Paare Anstreichergehilfen zum Verwechseln ähnlich sahen. Doch musste in der Höhe ein günstiger Wind wehen, da die Aussicht bis nach unserer Ankunft auf dem Gipfel nach allen Seiten eine klare war. Mich beschäftigte am meisten die etwa 9 *km* entfernte Drusenfluh, von der die Sage gieng, dass sie im Jahre 1870 durch den Bergführer Christian Zudrell erstiegen worden sei. Mauergleich, von kleinen Nebelschwaden umzogen, thürmte sie sich vor uns auf, so dass es uns nicht möglich war, irgend eine Route auf den gewaltigen Berg ausfindig zu machen.



Zimbaspitze vom Valbonakopf (Norden).

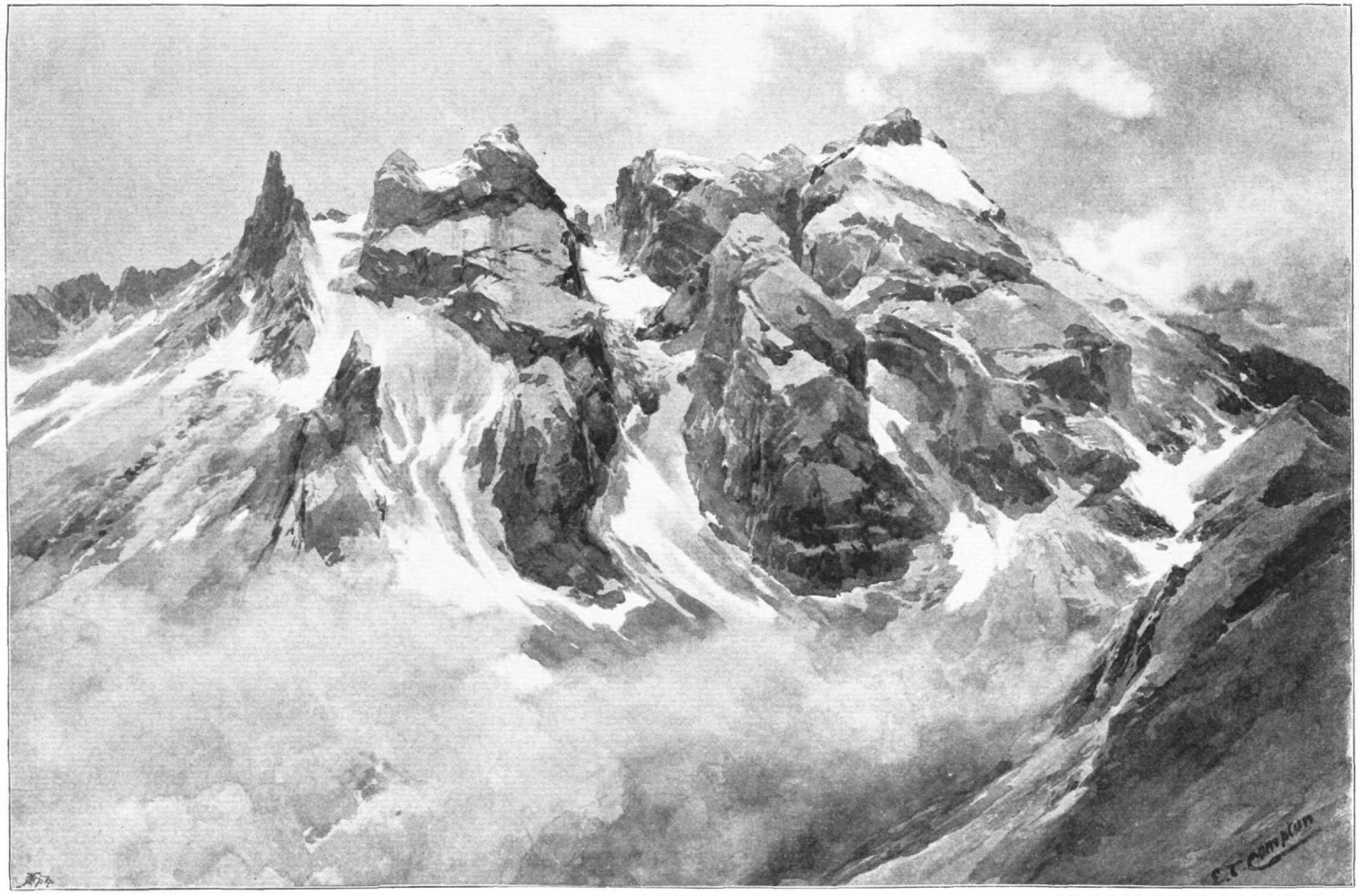
Da wir den Abstieg in das Rellsthal nicht so ohne Weiteres aufgeben wollten, warteten wir eine kleine Stunde; der zunehmende Regen aber liess es uns räthlich erscheinen, die anscheinend sehr steile Route für bessere Tage aufzusparen. Heimgärtner gelüstete es nach keiner Variante mehr, wir bewerkstelligten den Rückweg auf dem allgemein üblichen Wege, nur war diesmal ich es, der im Kamine unter dem obersten Plateau sich durch den ausgestreckten Pickel Hilfe geben liess. Um 12 Uhr marschierten wir in Bludenz ein, gründlich durchnässt, aber die Brust geschwellt von frohen Gefühlen. So hatte ich denn das »Vorarlberger Matterhorn« endlich besucht und brauchte nicht mehr sehnsüchtig hinauf zu schauen, wenn ich bei Fahrten im Rheinthale oder auf dem Bodensee seine hehre Gestalt erblickte. Aber einem Berge, der 2645 *m* hoch ist und dessen eigentlichen Felskörper man in zwei Stunden, Auf- und Abstieg zusammengerechnet, ohne eine nennenswerthe Schwierigkeit durchklettern kann, das Epitheton »Matterhorn«, wenn auch mit der Beschränkung »Vorarlberger«, zu geben, erscheint mir nach wie vor recht gewagt. Auch kann ich nicht umhin, der Ansicht der Herren P. und B., welche auf Seite 29 der »Erschliessung der Ostalpen« mitgetheilt wird, entgegenzutreten; ich habe nämlich auch das Matterhorn von Zermatt nach Breuil überstiegen und kann versichern, dass nach Entfernung aller

Seile und Ketten das Matterhorn noch immer der schwerste Berg in den Alpen sein dürfte. Die Kletterei an der Zimba, die ich unter so höchst ungünstigen Umständen durchführte, ist kurz, anregend und nur an einer Stelle ziemlich exponiert. Hält man mir aber die Rellsthalseite vor, dann entgegne ich, dass die Südseite des Matterhorns ohne künstliche Hilfsmittel überhaupt noch Niemand bezwang, da die Seile und Strickleitern an der Zmuttseite herumgeschleppt und von oben herabgelassen wurden, so dass die obersten Partien der italienischen Seite streng genommen auch heute noch unerstiegen sind, denn abgeseilt und aufgehisst ist nicht erstiegen!

Drei Thürme im Gauerthale, 2828 *m*, 2815 *m* und 2755 *m*.

Die längere Anwesenheit eines Berufsgenossen, der mich in meiner Anstalt zu vertreten so gütig war, benützend, fuhr ich am 16. September 1887 wieder nach Bludenz und eilte (von 4 Uhr 25 Min. bis 6 Uhr 15 Min.) über Vandans nach Tschagguns und in einer weiteren halben Stunde nach Landschau, wo ich beim freundlichen Lehrer des Dörfchens gastliche Unterkunft fand. Am 17. September verliess ich um 5 Uhr 30 Min. meinen zuvorkommenden Wirth und pilgerte in gemächlichstem Tempo das einzig schöne Gauerthal aufwärts, bis bei einer Brücke zuerst der kleinste, dann der mittlere und zuletzt der höchste der »Drei Thürme« sichtbar wurden.

Ohne zu zaudern pflege ich Bergfreunden, wenn sie mich nach dem schönsten Alpenthale Vorarlbergs fragen, das Gauerthal zu nennen, denn einen Thalschluss von solch' klassischer Formenschönheit und solcher Ruhe in den Linien findet man weit und breit nicht mehr. Dem Bilde kommt ungemein zu gute, dass sich die Contouren nicht in ein solches Gewirre von Nadeln und Zähnen auflösen, wie bei den Dolomiten oder den nördlich des Inn gelegenen Kalkalpen. Würdig in ihrer Einfachheit, fast wäre man versucht, zu sagen, zielbewusst stehen die drei Gesellen da, ihre thatsächlich senkrechten Wände dem vom Norden kommenden Wanderer weisend. Im Westen dieser Gruppe, durch das Drusenthor von ihr geschieden, erhebt sich die eisige Sulzfluh; ihre massige Erscheinung steht zu den schlanken Formen der drei Thürme in wirkungsvollstem Gegensatze. Um 7 Uhr war die Obere Sporer-Alpe, welche schon lange von den Hirten und ihren Pflegebefohlenen verlassen wurde, erreicht, und unverzüglich stieg ich über grössere Blöcke, zwischen denen sich eine üppige alpine Vegetation entfaltet hatte, in rein südlicher Richtung gegen den kleinsten der drei Thürme. Demjenigen, der, wenn auch nur ein einziges Mal, einen Berg selbstständig bestiegen hat, wird auf den ersten Blick klar, dass diese Recken umgangen werden müssen. Flügel oder ein lenkbares Luftschiff wären die einzigen Hilfsmittel, um diesen trotzigen Riesen direct zu nahen. Nach einer Stunde Steigens von der Oberen Sporer Alpe machte ich für ein halbes Stündchen eine Frühstücksrast, und wandte mich dann, um 8 Uhr 30 Min. aufbrechend, nach Westen. Über gut gestuftes Gestein erreichte ich einen Sattel, der sich in dem nördlichen Ausläufer des kleinsten Thurmes befindet. Ein mächtiger Felsthurm markiert ihn ganz unfehlbar. Nun betrat ich das grosse Schuttfeld, welches sich zwischen dem kleinsten und mittleren Thurme ausbreitet, und stieg, dasselbe schräg aufwärts querend, in einem gewaltigen Bogen den mittleren Thurm südlich umgehend, gegen den höchsten Thurm hinan. Auf dieser ganzen etwa eine Stunde dauernden Strecke giebt es nur eine einzige Stelle, die dem bekannten Vierfüssler, den die Führer auf alle nur möglichen Gipfel hinaufzutreiben sich anbieten, Schwierigkeiten machen würde. Es ist dies eine kleine Wandstufe von Zimmerhöhe, welche die Benützung der Hände nicht gerade dringend erfordert, deren Überwindung aber durch Handanlegen mindestens sehr erleichtert wird. Über Geröll und einige Schneefelder erreichte ich schliesslich um 10 Uhr mühelos den Gipfel des »Höchsten Thurmes« und fand oben eine leere Weinflasche und Reste einer Signalstange.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Rhätikon: Drei Thürme und Drusenfluh von der Gaisspitze.



Lindauerhütte mit den »Drei Thürmen«.

Dieselben dürften von den s. Z. bei der Mappierung beschäftigten Leuten herrühren, da weder in den Bregenzer alpinen Kreisen, noch in den am Fusse des Gebirgsstockes gelegenen Ortschaften etwas über eine Besteigung des Berges bekannt war.

Mag sein, dass der Tag besonders rein und schön, oder dass ich ausnahmsweise disponiert war, das steht einmal fest, dass ich noch heute meine Pulse rascher klopfen fühle, wenn ich an die vor einem Dutzend Jahren durchgeführte Tour denke. Es wechseln eben die vollendet schönen Bilder vom Eintritte ins Montafon bei der Brücke hinter Lorüns bis zum Betreten des Gipfels in ununterbrochener Reihenfolge, man geniesst während des grössten Theiles der Besteigung die entzückendste Fernsicht; das Bewusstsein, auf völlig ungefährlichem Terrain sich zu bewegen, verleiht dem Geiste ein doppeltes Vermögen, alle Schönheit der Umgebung voll auf sich einwirken zu lassen! Weiss man doch recht gut, dass gar nichts riskiert ist, ob man den Gipfel um zwei oder drei Stunden früher oder später erreicht, so dass man den Zauber des Hochgebirges in vollen Zügen einschlürft. Auf dem Gipfel angelangt, beschäftigte ich mich zuerst mit der, bei der seltenen Reinheit des Tages ganz enormen Fernsicht. Die Gruppen des Tödi und des Oberhalbsteins waren zum Greifen nahegerückt, die Disgrazia- und Berninagruppe hoben sich derart scharf vom blauen Himmel ab, dass man sie kaum wiedererkannte; über die Berge des Silvretta- und Ferwallgebietes guckten die Ötzthaler- und Ortleralpen hervor, Wildspitze und Weisskugel besonders erhaben. Der ganze Zug der nördlichen Kalkalpen vom Inn bis zum Bodensee starrte in die Lüfte, Hochvogel und Rothe Wand stark hervortretend. Zu Füssen lag der liebliche Prättigau, im Norden erschienen das Silberthal und einzelne Weiler des Montafons. Nachdem ich mich halbwegs über die Fülle des Gebotenen orientiert hatte, verliess ich um 11 Uhr die Spitze und gieng in etwa 20 Minuten zum zweiten, »Mittleren Thurme«, hinüber, der über Geröll und Karrenfelder ohne irgend welche Schwierigkeit erreicht wurde. Die im Aufstiege sorgfältig vermiedenen Schneefelder und Kehlen suchte ich jetzt ebenso gewissenhaft auf und erreichte unter flottem Abfahren schon um 12 Uhr 30 Min. die Obere Sporer-Alpe und um 12 Uhr 45 Min. die Voralpe, wo ich mir's bei Alpenkost wohl sein liess. Die hier weilenden Hirten hatten mich auf dem Gipfel hin- und hergehen sehen und natürlich an einen Wilderer gedacht. Um 1 Uhr 45 Min. verliess ich die Alpe, traf um 2 Uhr 35 Min. in Landschau und um 5 Uhr 45 Min. in Bludenz ein.

War ich schon 1887 dem kleinsten Thurme sehr nahe gekommen, so sollte mich doch erst das Jahr 1892 auf seinem Gipfel sehen. Sowohl verschiedene grössere

Unternehmungen als eine gewisse Scheu anderseits hielten mich ab, dem Berge nochmals allein an den Leib zu gehen. Ich hatte nämlich anfangs Oktober 1887 einen Versuch auf diesen wilden Zacken gemacht, war aber infolge Neuschnees und Vereisung der Felsen, welche Umstände mich von vornherein zum Aufgeben des Projektes hätten veranlassen sollen, etwas oberhalb der ersten Terrasse ausgeglitten und lag nach meiner Berechnung etwa eine halbe Stunde, ohne mir von meinem Zustande Rechenschaft geben zu können, auf dem Schneefelde im Westen des Gipfels, nahm aber glücklicherweise weiter keinerlei Schaden und schlich nach Bludenz hinaus Am 29. Juni 1892 endlich schlug die Stunde auch für den kleinsten Thurm. Eine Reihe früherer Unternehmungen, von österreichischer und schweizer Seite unternommen, hatten nicht zum erwünschten Ziele geführt, wobei eine seltene Wettertücke ihre Hand im Spiele zu haben schien. Am Vorabend des genannten Tages fuhren die Herren Baptist Hämmerle und Walther Rüsch mit meiner Wenigkeit nach Tschagguns; wir wurden, kurz vor Mitternacht in Landschau angekommen, vom Lehrer Thoma mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen. Schon nach zwei Stunden verliessen wir am 29. Juni das mir seit Jahren lieb gewordene Ehepaar Thoma und die schier überreiche Kinderschar und strebten — verstärkt durch Freund Haeffely, einen Elsässer Chemiker, den die Vorarlberger Luft zu einem eifrigen Alpinisten gemacht hatte, der Oberen Sporeralpe zu, welche um 4 Uhr 20 Min. erreicht wurde. Ich litt damals seit Monaten an einer Magenindisposition und fand das Tempo zu rasch, die Rucksäcke unverhältnissmässig schwer, die Halden steiler als gewöhnlich, die Luft ungewöhnlich dick u. s. w. Von der Oberen Sporeralpe folgten wir dem von mir bei Ersteigung des höchsten Thurmes eingeschlagenen Weg und machten im Sattel nördlich des kleinsten Thurmes einen kleinen Halt, um einige Photogramme aufzunehmen. Aber durch die Tücke des Apparates — siehe Kapitel über die Bosheit lebloser Gegenstände — wurden später alle Bilder mitten durchschnitten, was dem Eindrucke der sonst sehr gelungenen Aufnahmen nicht gerade zuträglich war. Vom erwähnten Sattel steuerten wir der Grathöhe westlich vom kleinsten Thurme zu und erreichten dieselbe und damit den wasserscheidenden Hauptkamm des Rhätikons über ein langes Schneefeld um 7 Uhr 50 Min. Alle Theilnehmer der Partie waren entzückt über das zwar schon oft gesehene aber immer wieder aufs neue Herz und Sinne gefangen nehmende Panorama: In schwindelnder Tiefe der schöne Prättigau, darüber das ganze Graubünden bis zur strahlenden Berninakette. Nach einer einstündigen Rast trennte sich die Gesellschaft. Freund Haeffely wandte sich dem höchsten Thurme zu und wir Anderen nahmen den kleinsten des prächtigen Kleeblattes aufs Korn. Meine Genossen zogen ihre Kletterschuhe an, ich besass damals leider noch keine und wurde deshalb, solange die Schneewand am Fusse des Felsens zu traversieren war, als Erster ins Treffen geschickt. Mit beneidenswerther Sicherheit und anscheinend ganz mühelos stiegen meine Gefährten im Felsen hinan, während ich mir mit meinem schwer genagelten Schuhwerk wie ein vorsündfluthlicher Bergsteiger vorkam. Ich gestehe unumwunden ein, dass ich mich damals bezüglich der Kletterschuhe auf dem vielleicht vornehmen, aber gewisslich sehr unklugen Standpunkte befand, den heute noch viele Engländer gegen den Gebrauch der Steigeisen einnehmen. Ich hielt Kletterschuhe als nicht »fair«, für eine unerlaubte, geradezu unalpine Erleichterung. Zu meiner Entschuldigung kann ich aber anführen, dass auch mein hochverehrter Freund Purtscheller erst im Jahre 1893 bei Ersteigung der Aiguille d'Arves méridionale Kletterschuhe benützte. Wir hielten uns damals, als wir uns das erste Mal solcher bedienten, für Wesen höherer Gattung, welche der Schwerkraft nicht unterworfen seien.

An Stellen nun, wo meine Freunde lautlos über Platten hinweghuschten, da kratzte und scharrte ich ganz wüthend und konnte doch keinen sicheren Stand gewinnen. Nach ziemlicher Anstrengung meinerseits wurde das kleine, mir vom Oktober

1887 her nur zu gut bekannte Plateau erreicht und nun versuchte jeder auf eigene Faust sein Glück. Bei mir blieb es wirklich beim Versuche, denn die steilen, glatten Wände boten nicht einmal den mit Kletterschuhen bewehrten Freunden geeignete Angriffspunkte zu ihrer Erklimmung. Ich war, wie schon früher bemerkt, auch sonst nicht im Vollbesitze meiner Energie, setzte mich missmuthig auf dem kleinen Felsplateau nieder und sah nach Freund Haeffely, der den höchsten Thurm schon fast erreicht hatte. Da weckte mich plötzlich ein Freudenruf aus Freund Walther's Munde; dicht über dem schauerlichen Nordabsturze hatte er einen kleinen Kamin entdeckt und arbeitete sich in demselben empor. Wir folgten ihm sofort nach und blickten nach wenigen Minuten auf die mit Schnee bedeckten Halden nördlich des Berges hinab. Vorher galt es aber noch durch ein Loch unter einem riesigen Blocke hindurchzukriechen. Dann kletterten wir langsam und vorsichtig über den sehr verwitterten Grat und erreichten nach einigen Minuten die luftige Spitze. Ein Jauchzer, vom höchsten Thurme herübertönend, belehrte uns, dass wir mit unserer Freude nicht allein waren. Die Uhr zeigte 10 Uhr 15 Min., wir hatten also vom Rastplatze am Grate anderthalb Stunden gebraucht, welche Zeit von Nachfolgern wohl um die Hälfte verringert werden kann, da das zeitraubende Suchen nach dem Wege nun fortfällt. Während meine Gefährten einen weithin sichtbaren Steinmann errichteten, kletterte ich auf dem Gipfelgrate ein wenig umher, gab aber meine Rekognoszierungen bald auf, da allenthalben zwischen den lose aufeinander liegenden Blöcken der Schnee der Halden, denen der Berg entragt, heraufblitzte. Ich empfand während unseres Aufenthaltes auf dem Gipfel immer so eine Art »zitternder Freude« und sah es gar nicht ungern, dass wir schon um 10 Uhr 45 Min. uns wieder zum Aufbruch von unserem »labilen« Gipfel rüsteten. Im Kamine, der auf die kleine Plattform führt, gewann ich einen Theil meines arg geschwundenen Selbstbewusstseins wieder, da ich als Letzter gehend, die Freunde mit dem Seile unterstützen durfte. Um 11 Uhr 50 Min. trafen wir alle wieder auf dem Sattel zusammen, wo eine vorher von Freund Hämmerle im Schnee verborgene Flasche uns in die gehobenste Stimmung versetzte. Freund Haeffely hatte unseren Abstieg aus nächster Nähe, nämlich vom mittleren Thurme aus betrachtet; er versicherte, dass, als wir am Seile giengen, es gerade so ausgesehen habe, als wenn wir an einer Hauswand uns längs des Blitzableiters herabgelassen hätten. Kurz nach 12 Uhr stiegen und fuhren wir über die mässig steilen Schneefelder ab und langten nach 1 St. bei der Oberen Sporer-Alpe an. Muss ich erwähnen, dass wir während unseres Marsches nach Schruns jeden, der uns begegnete, anhielten, um ihm den Steinmann auf dem Gipfel des »Kleinsten Thurmes« zu zeigen?

Wer heute seine Schritte in das prächtige Gauerthal lenkt, der findet nun am Fusse der kühnen Drei Thürme und der Drusenfluh ein herrlich gelegenes, trauliches Obdach: Die Section Lindau unseres Vereines hat dort ihre wunderschön gelegene Lindauer-Hütte erbaut, die bereits in der kurzen Zeit ihres Bestehens das Ziel vieler Hunderte von bergfreudigen Naturfreunden geworden ist. Dieses schöne Haus, das gut bewirthschaftet wird, ist nunmehr für alle Touren in dem grossartigen Thalschlusse ein hochwillkommenes Standquartier, das auch für solche, die keine Gipfel erklimmen wollen, als ein sehr lohnendes Wanderziel bezeichnet werden muss und zahlreiche, genussvolle Übergänge ermöglicht.

Dreischwesternberg, 2097 *m* u. 2108 *m*.

Wohl jedem, der sich vom flacheren Norden dem Bodensee und der Alpenkette nähert, fällt neben der alles dominierenden Säntis-Gruppe ein Massiv mit zackenreicher Krone, welches sich inmitten des Rheinthales erhebt, auf; fragt man nach dem Namen des gewaltigen Kolosses, so wird einem derselbe als Dreischwesternberg be-

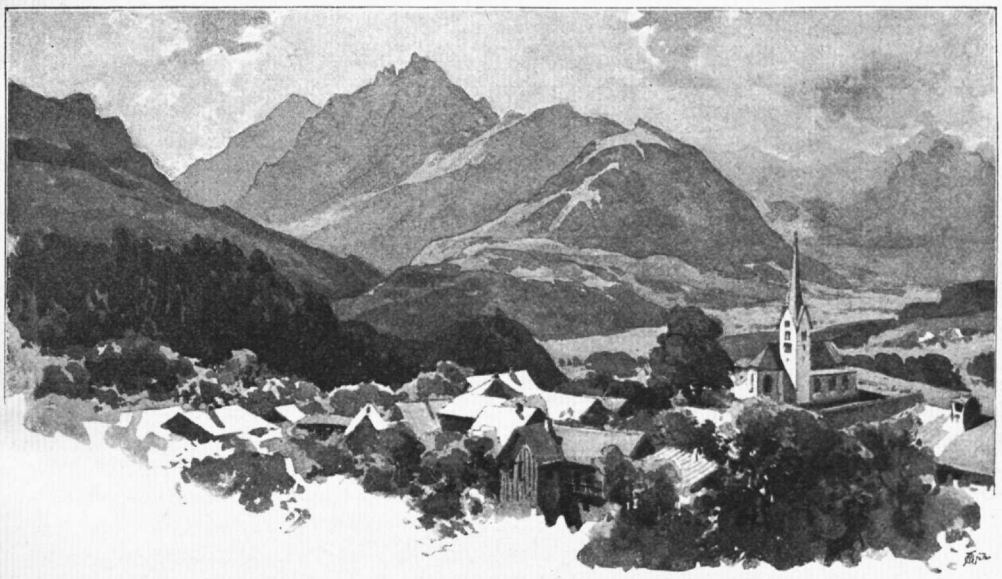
zeichnet. Als eine isolierte Pyramide erscheint die diesen Namen tragende Erhebung von Norden, als eine gewaltige Bergkette entpuppt sie sich, wenn man dicht an ihrem Westfusse von Feldkirch durch das glückliche Ländchen Liechtenstein nach Buchs fährt. Das erste Mal, als ich diese Kette besuchte, erreichte ich den P. 2097, den eigentlichen Dreischwesternberg, welcher am weitesten nach Norden vorgeschoben erscheint, auf abenteuerliche Art. Ich fuhr am 25. Juni 1886 nachmittags nach Feldkirch — damals war ich noch im Stadium des »Würgens«, wie einer meiner Freunde meine Nachmittagseilmärsche nannte — und lief von 2 Uhr bis 5 Uhr 45 Min. nach der Garsellaalpe. Da man mir sechs Stunden als die normale Zeit, welche man zur Besteigung des Dreischwesternberges benöthige, nannte, hatte ich vor, auf der Alpe zu nächtigen und am anderen Morgen bei Tagesgrauen aufzubrechen. Nach einer viertelstündigen Rast gieng ich auf einen im Nordwesten der Alpe gelegenen, zwischen dem P. 2097 und dem P. 2108, dem Garsellakopfe, befindlichen Sattel. Die Wände des Dreischwesternberges sahen nämlich von der Alpe gesehen so wenig einladend aus, dass ich mich der Meinung hingab, von der Westflanke her werde der Berg leichter zu erreichen sein. Da kam ich aber vom Regen in die Traufe: Auf dem Sattel angekommen, bot sich mir zwar ein wundervoller Blick auf das Rheinthal bei Werdenberg, aber zugleich die Gewissheit, dass die Westflanke noch wilder und unzugänglicher sei als die Ostseite. Ich machte also rechtsum und musste nun in nordöstlicher Richtung, bald dem Grate selber folgend, bald gegen die Westseite um einige Meter absteigend, eine geradezu unendliche Menge von Thürmen überschreiten oder umgehen. Das Gestein war überaus morsch und ganz gewaltige Felszacken, die ich wohlweislich vorher auf ihre Festigkeit prüfte, fuhren krachend zur Tiefe, statt mir den erwünschten Halt zu bieten. Ich musste manchmal die grösste Sorgfalt anwenden, um ihnen nicht zu folgen. Um 7 Uhr abends hatte ich das letzte Bollwerk überwunden; in einer Stunde, die ich nicht noch einmal durchleben möchte, hatte ich vom Sattel aus das Garselleneck, 2097 *m*, die höchste der eigentlichen Dreischwestern erreicht. Meine leidige Kurzsichtigkeit, die mir schon manchen Streich gespielt hatte, liess mich nämlich den von der Garsellaalpe an der Südostseite des Berges schräg durch die Wände geführten Alpenvereinssteig übersehen. Mich in Bregenz genauer zu erkundigen, davor hatte mich ein falsches Schamgefühl abgehalten: War der Berg doch schon oft von Damen erstiegen worden. Eine Viertelstunde gönnte ich mir, um das überaus malerische Panorama zu betrachten. Besonders die reizende Niederschau auf die vom Rhein und der Ill durchströmten Thäler mit ihren Dörfern und Kirchen werden jedem Besucher bestens in Erinnerung bleiben. Mir machte von Bergen den grössten Eindruck die Rothe Wand am Formarinsee und das Massiv der Ringelspitze, welche die umgebenden Höhen gewaltig überragten. Um 7 Uhr 15 Min. begann ich meinen Dauerlauf über die Garsellaalpe (7 Uhr 30 Min.) zur Alpe Amerlügen (8 Uhr 45 Min.) und nach Feldkirch (9 Uhr 40 Min.). Ohne den Besitz einer Rückfahrkarte wäre ich aber doch nicht mehr mit dem Zuge mitgekommen, da ich eben erst beim dritten Läuten in die Bahnhofshalle stürmte.

Meine glühende Schilderung von den Schönheiten der ganzen Tour wirkte so sehr auf einen meiner Freunde, dass er, der gleich mir von Bregenz nur mit grossen Schwierigkeiten einen ganzen Tag fernbleiben konnte, den Vorschlag machte, den Ausflug als theilweise nächtlichen zu wiederholen. So fuhren wir denn am 2. Juni 1888 mit dem Abendzuge nach Feldkirch, welches wir um 10 Uhr verliessen. Bei herrlich klarem Sternenhimmel stiegen wir nach Amerlügen und durch den dichten Wald, der nicht einmal dem Mondlichte Zutritt gestattete, zur Amerlügalpe, welche wir 20 Minuten nach Mitternacht erreichten. Aus weiter Ferne strahlten die Lichter von Bregenz, Lindau und Friedrichshafen zu uns herauf; in wirklich andächtiger Stimmung schritten wir über die im Nachtthau glitzernden Matten dahin. Nach einer kleinen Rast auf

einem Blocke in der Nähe der Alpenhütten setzten wir unseren Marsch fort. Der Weg führt am östlichen Gelände des Gebirgsstockes hin und gewährt fortwährend anmuthige Ausblicke über die Berge des Bregenzerwaldes und den lieblichen Walgau.

Zweimal kam mein klüglich mitgenommener Pickel zur Verwendung, da der Weg über Lawinenreste führte, die steinhart gefroren waren. Die starke Neigung derselben und das ungewisse Licht des sinkenden Mondes hätten ein Überschreiten ohne gute Stufen doppelt gefährlich erscheinen lassen.

Um 2 Uhr 30 Min. kamen wir zur Garsellaalpe und stiegen gegen den von mir im Juni 1886 irrthümlich als Zugang zum Garselleneck gewählten Sattel an. Ich wusste nämlich damals nicht, welcher der höchste Punkt der Kette sei, und da von den umliegenden Thälern aus der auf der österreichischen Karte uncotierte P. 2098 am meisten hervortritt, bestieg ich damals diesen Gipfel. Als ich denselben erreicht hatte, fielen mir sofort zwei höhere, im Süden gelegene Erhebungen auf, der Garsellakopf, 2108 *m*, und die Kühgratspitze, 2124 *m*, der Culminationspunkt der ganzen Kette. Hatte ich mich



Dreischwesternberg von Übersaxen.

bei meinem ersten Besuche der Gruppe vom Sattel nach rechts gewandt, so machten wir heute links um, gegen Süden zur Ersteigung des mit 2108 cotierten Garsellakopfes. Da fielen unsere Blicke auf Spuren ganz eigenthümlicher Art, welche im feinen Sande, der sich auf dem Sattel befindet, zahlreich sichtbar waren. Es waren 25—28 *cm* lange und 8—10 *cm* breite Fusstapfen, neben denen andere etwa 7 *cm* lang und 5 *cm* breit einherliefen. Vorne waren entsprechend tiefe Eindrücke von Krallen ausgeprägt. Wir riefen sofort wie aus einem Munde: Das sind Bären und zwar eine Alte und das Junge. Die Spuren liefen vom Rheinthale nach dem Saminathale; die Bärin wurde thatsächlich vier Tage später im Fläscherthälchen an der Falknis zur Strecke gebracht. Vom Sattel aus kletterten wir über Rasenschöpfe, kleine Wandeln und vereinzelte Schneeflecken auf den Garsellakopf, den wir Punkt 4 Uhr erreichten. Etwa eine Viertelstunde später gieng die Sonne auf und gab dem Bilde dasjenige, was ihm zur Vollendung noch gemangelt hatte: Licht und Farbe.

Mit dem Aufgange des Tagesgestirnes sahen wir, dass es sich recht wohl lohne, diesem Berge eine Nachtruhe zu opfern, denn die Rundschau wird, was Mannigfaltigkeit

und Schönheit der Gruppierung betrifft, in diesem Theile der Alpen nicht leicht überboten werden. Der gänzlich freistehende Gipfel ist nämlich durch tiefe Thäler von allen umliegenden Gruppen geschieden und diese sind sämmtlich weit höher als unser Standpunkt. Das Massiv der Scesaplana, die Grauen Hörner, die Ringelspitze, die Gruppen des Tödi und der Churfürsten, die Balfrieser Berge, endlich der Vater Säntis wetteifern mit den fernen Höhen des Klosterthales, den Lechthaleralpen und den Bergen des Bregenzerwaldes um den Preis.

Nach Osten und Westen endlich taucht der Blick in das einsame Saminathal und das belebte Rheinthal hinab, im Norden blaut der Bodensee. Kurz nach unserer Ankunft auf dem Gipfel erschienen drei Gemsen auf der gegenüberliegenden Kühgratspitze und jagten in rasender Eile gegen uns herüber. Die Sprünge, die sie auf dem ziemlich wilden Grate ausführten, rissen uns zur unbegrenzten Bewunderung hin. Wer auch solche Sehnen und Schnellkraft sein Eigen nennen könnte!

Die Thiere dürften wohl von dem obgenannten schlimmen Gaste aufgejagt worden sein, sonst hätte ich mir ihre Flucht zu einer Zeit, in der nicht gejagt werden darf, nur schwer erklären können. Um 4 Uhr 40 Min. verliessen wir unsere schöne Hochwarte, welche die stark gespannten Erwartungen meines verewigten Freundes Eugen Sohm noch übertroffen hatte, und trafen um 6 Uhr 15 Min. bei der Alpe Amerlügen ein. Eine Rast von 25 Minuten benutzten wir zu einem Imbisse und Betrachtung der zauberhaften Rundschau dieses bevorzugten Punktes. Das Ill- und Klosterthal bis zum eisigen Kaltenberg, das Grosse Walserthal mit prächtigem, durch die Rothe Wand gebildeten Thalschlusse, das Rheinthal mit dem Bodensee strahlen gleichsam von hier aus und machen den Abschied schwer und die Alpe zum beliebtesten Ausflugsorte der Gegend. Von 6 Uhr 40 Min. bis 8 Uhr galt es im nimmermüden Turnerschritte Feldkirch zu erreichen, von wo meinen Freund der Dampfwagen in das Schreibzimmer, mich nach der Krankenstube entführte.

So war es mir auch zum zweiten Male der beschränkten Zeit wegen nicht geglückt, den höchsten Punkt, die Kühgratspitze, zu erreichen. Erst zehn Jahre darauf besuchte ich dieses Gebiet wieder, um den von der Section Vorarlberg, der fürstlich Liechtensteinschen Forstverwaltung und dem Ingenieur Herrn Schädler in Vaduz über den ganzen Gebirgszug erbauten Weg kennen zu lernen.

Drusenfluh, 2829 *m*.

Wenn ein Hochgipfel ausser einer imposanten Form auch noch den Nimbus des Geheimnissvollen, den Ruf der wahrscheinlichen Jungfräulichkeit sein Eigen nennt, dann ist es in unserer thatendurstigen Zeit eigentlich als ein Wunder zu bezeichnen, dass erst im Jahre 1888 diese schöne Zinne dem touristischen Verkehre erschlossen wurde. Dass dem doch so ist, war wohl nur aus der etwas abseits vom herkömmlichen Touristenwege befindlichen Lage des Berges erklärlich. Diejenigen Wanderer aber, welche etwa nach durchgeführter Besteigung der Scesaplana zum Schweizerthore und durch den Öfentobel nach Schruns giengen, dürften an den untersten Partien der Drusenfluh mit ihren glatten und selbst überhängenden Wänden kein günstiges Objekt für ihren bergsteigerischen Eifer gefunden haben. Vom Gipfel der Scesaplana aber und dem der Sulzfluh, den beiden stärker besuchten Bergen der Gegend wird wohl nur ein mit der Topographie der Umgebung genau vertrautes Auge die Drusenfluh überhaupt zu entdecken vermögen. Ganz anders aber steht die Sache, wenn man von Norden oder Süden, von irgend einem nur etwas höheren Standpunkte aus den Rhätikon betrachtet: da tritt neben der Scesaplana, der Sulzfluh und den Drei Thürmen im Gauerthale die Drusenfluh als gleichberechtigter Gipfel hervor; ja, nach den neuesten Messungen steht sie nur der Scesaplana und dem Panüeler Schrofen an Höhe nach.

In den alpinen Kreisen Vorarlbergs gieng die Sage, dass der Bergführer Christian Zudrell aus Schruns die Drusenfluh 1870 bestiegen habe; doch wurde seine Angabe stark bezweifelt, da die Zeitangaben derart widersprechende waren, dass man gar nicht klug daraus werden konnte. Auch herrschte in der Notiz, die in der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1872 erschien, in Bezug auf die topographischen Details ein solcher Wirrwarr, dass mit den örtlichen Verhältnissen Vertraute dem Manne ins Gesicht sagten, er sei nie auf der Drusenfluh gewesen. Zudrell hatte für derlei Reden nur ein stilles Lächeln, oder die stereotype Antwort: Wer hinaufkommt, wird sehen, dass ich die Wahrheit sage. In den achtziger Jahren wurden von der Gilde der Vorarlberger und schwäbischen Bergsteiger wohl Versuche gemacht, die Drusenfluh zu besteigen, aber die Sache glückte Niemandem. Ich selber war im Jahre 1888 in Damengesellschaft auf das im Norden der Drusenfluh gelegene Kreuzjoch gegangen und hatte den Berg einer genauen Inspektion unterworfen. Über die Hauptrichtung, in welcher der Angriff zu unternehmen sei, konnte da gar kein Zweifel obwalten, nur schien es völlig unbegreiflich, wie meine Vorgänger von Westen her, also über das Schweizerthor oder den Ofenpass ihre Versuche ins Werk setzen konnten.

Am 22. August desselben Jahres traf ich mit meinem Freunde Eugen Sohm gegen Mitternacht in Landschau ein und wir bezogen das gewohnte Nachtquartier bei Lehrer Thoma. Am nächsten Morgen giengen wir zunächst zur Oberen Sporeralpe, welche wir in zwei Stunden erreichten. Die Uhr zeigte sieben, als wir die Hütten nach einem kleinen Frühstücke verliessen und uns dem Ofenpasse zuwandten. Wir verliessen die gewöhnliche, nach dem Rellsthale, Schweizerthor und Lünersee führende Route nach kaum drei Viertelstunden, als wir uns der grossen Rinne gegenüber befanden, welche das ganze Massiv der Drusenfluh von Norden nach Süden durchzieht; diese hatte ich vom Kreuzjoche aus als günstigsten Zugang zum Gipfel erkannt. Sie war mit Eistrümmern und Lawinenresten erfüllt und gestattete ein sehr rasches Fortkommen; weiter oben freilich nöthigte uns die zunehmende Steilheit, die Felsen an ihrer östlichen, also orographisch rechten Seite zum Aufstiege zu benutzen. Um 8¼ Uhr kamen wir an jener Stelle an, wo die Rinne sich etwas nach Südosten wendet. Hier aber war die Schneebedeckung geborsten und der obere Theil bildete eine etwa 5 *m* hohe, überhängende Wand. Darüber hinaus erschien uns die Neigung eine ganz unheimlich steile zu sein. Bis hieher hatte die Beschreibung Zudrell's mit den thatsächlichen Verhältnissen ziemlich übereingestimmt, nun aber gehörte mehr als unsere Phantasie dazu, um sich in derselben zurechtzufinden. Wir stiegen nun, Zudrell's Angaben folgend — und wie gerne thaten wir das bei dem Aussehen der Schneerinne — nach Westen; ich erkletterte eine sehr exponierte Wand, half meinem Begleiter, oben angekommen, mit dem Seile nach und überwand mit Aufbietung aller meiner Kräfte und mit Einsatz meines ganzen Muthes einen Überhang; oben konnte ich aber trotz aller Bemühungen keinen Stand finden, der mir erlaubt hätte, meinen Freund mit gutem Gewissen nachkommen zu lassen; unter vielem Stöhnen und Ächzen kam ich wieder herunter und stieg ohne Besinnen nach dem Ausgangspunkte unserer missglückten Expedition unter dem Schneeüberhange hinab. Hier erholte ich mich zuerst von der wirklich aussergewöhnlichen Anstrengung und nach einer guten Viertelstunde beschlossen wir wohl oder übel die vorher verpönte Rinne anzugreifen. Ich erkletterte nun, um die Schneewand zu umgehen, eine Reihe böser Platten an der Ostseite der Rinne, wobei mir mein Gefährte mit dem ausgestreckten Pickel einige Male nachhelfen konnte, dann aber zogen wir es vor, in der Rinne selber aufzusteigen, was leider nur mittelst Stufen zu bewerkstelligen war. Dieser Arbeit unterzog ich mich eine volle Stunde. Ein kleiner, vereister Kamin wurde mit gegenseitiger Unterstützung forciert und endlich erreichten wir eine flachere Mulde, welche unsere Arme und Beine etwas zur Ruhe kommen liess. Nun sahen wir auch die obersten Felsen des Berges

vor uns liegen und zwischen uns und ihnen gab es kein ernstliches Hinderniss mehr zu überwinden. »Gewonnen!« jubelte mein Freund und wirklich erreichten wir, als die Sonne am höchsten stand, über Schneefelder, gutgestuften Fels und zuletzt über einen kleinen Grat den vielbegehrten Gipfel der Drusenfluh. Diesmal war unser erstes Bemühen der Auffindung des Zudrell'schen Wahrzeichens gewidmet. Nach längerem Suchen fanden wir eine Felsplatte, auf welcher eingemeisselt stand: C. Z. 70. Wir brachten dem wackeren Manne ein weithin schallendes Hoch aus und lagerten uns auf einem der am Gipfel zahlreich herumliegenden Blöcke. Die Luft war völlig ruhig, der Aufenthalt äusserst genussvoll. Meinen Freund fesselten besonders die Berge Graubündens, die in zauberhafter Beleuchtung dalagen; über den Thälern lagerte ein feiner Duft, der die firnbedeckten Wächter des Landes noch weisser erscheinen liess. Während unseres halbstündigen Aufenthaltes giengen wir auch nach Süden, so weit es die Beschaffenheit des Terrains gestattete, vor: hier ist der Ausdruck senkrecht thatsächlich anwendbar. Die Zeit drängte zum Aufbruche und machte uns fühlbar, dass man, wie auch im Leben, das schwer erkämpfte Gut nur selten voll zu geniessen im Stande ist.

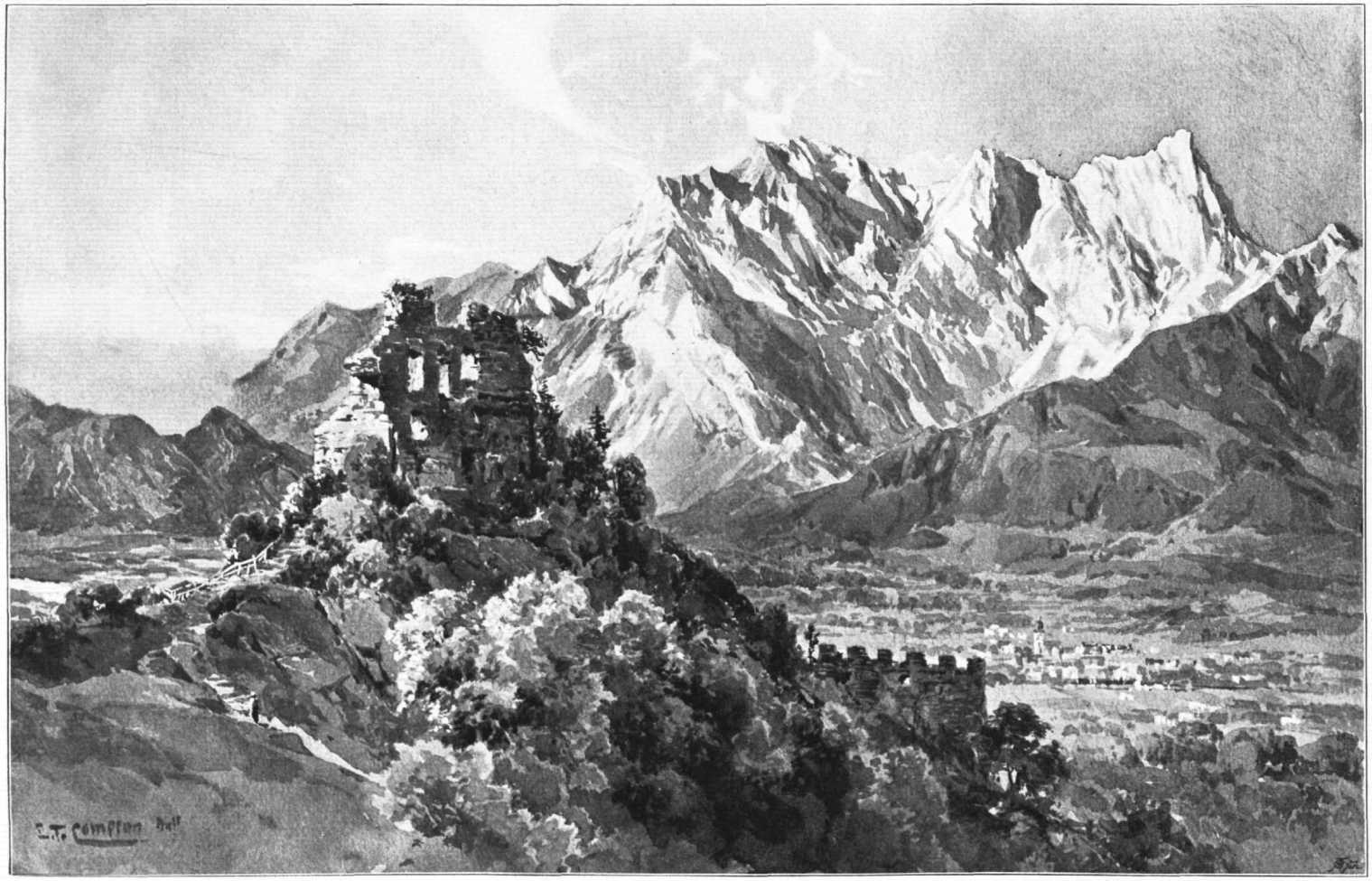
Die Sonne hatte uns inzwischen tüchtig vorgearbeitet und der weichgewordene Schnee erlaubte ein prächtiges Abfahren. In zweistündigem Marsche erreichten wir von der Spitze aus die Obere Sporeralpe, welche Distanz uns im Aufstiege fünf Stunden gekostet hatte. Eines Umstandes möchte ich noch erwähnen, der die Bergsteiger, welche in abgelegenen Gegenden sich herumtreiben, besonders interessieren dürfte: Mit welch' mitleidigem Lächeln werden wir oft bedacht, wenn wir uns erlauben, über die manchmal unmöglichen Ergebnisse der Höhenmessungen zünftiger Ingenieure einen bescheidenen Zweifel auszusprechen. Als wir auf der Drusenfluh standen, bemerkten wir sofort, dass diese den höchsten der Drei Thürme entweder um ein Geringes an Höhe übertrifft oder mit ihm gleich hoch ist. Die Blicklinie traf aber, den höchsten Thurm tangierend, um ein ziemliches Stück über der Sulzfluh den Horizont; und doch figurierte die Sulzfluh auf allen Karten und Skizzen als der höchste unter den drei Bergen. Erst die Excursionskarte des Schweizer Alpen-Club über das betreffende Gebiet, fussend auf dem Siegfriedatlasse, setzte auch in weiteren Kreisen die Drusenfluh in die ihr gebührende Stellung ein, während sich die Sulzfluh mit dem letzten Platze unter den drei genannten Bergen begnügen musste.

Am Tage nach unserer Ankunft in Bregenz sandte ich an Zudrell eine Karte mit der — diesmal wirklich lapidaren — Inschrift: »C. Z. 70.« Postwendend antwortete mir der Führersenior des Montafons nicht minder lakonisch: Gratuliere zur Drusenfluh. Ich lernte den trefflichen Mann später genauer kennen und lachte mit ihm weidlich über seine Erfindung der steinernen Visitenkarten.

Sulzfluh, 2820 *m*, Schwarzhorn, 2462 *m*, Mittagspitze, 2169 *m*.

In der Monatsversammlung des März 1889 hielt eines der Mitglieder des Alpenvereins einen derart fesselnden Vortrag über die Sulzfluh, dass ich den Frühlingseinzug in das Hochgebirge kaum erwarten konnte. Es vergiengen nicht drei Tage hintereinander, ohne dass ich auf eine der Bregenz umgebenden Höhen stieg, um den Fortschritt der Schneeschmelze zu beobachten. Am 19. Juni endlich, dem Vortage des Fronleichnamsfestes, strahlte die Sonne so sieghaft über Berg und Thal, dass ich mit meinem Freunde Eugen Sohm nach der Sulzfluh zu reisen gedachte. In Bludenz aber theilte uns ein Montafoner Jäger mit, dass die für die Besteiger der Sulzfluh erbaute Tilisunahütte erst am 25. Juni eröffnet werde. Wir änderten daher nothgedrungen unseren Plan und giengen über Raggal nach Buchboden, wo wir dem Herrn Expositus beim Aufbau seines Altares für das hohe Fest behilflich waren. Am 20. betraten wir den Zitterklapfen, 2400 *m*, wahrscheinlich als erste Ersteiger und bewunderten

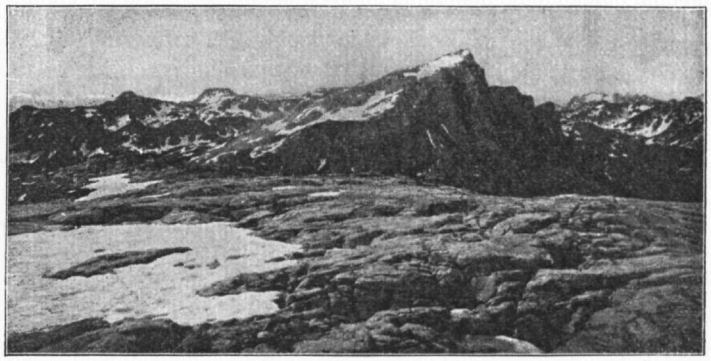
Gyrenspitze 2451 *m* | Falknis 2566 *m* | Fläscher Fürkli | Gleckhorn 2451 *m*



Nach der Natur gez. von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Rhätikon: Falknisgruppe mit der Ruine Wartenstein.

sehnsüchtigen Blickes den in voller Pracht erstrahlenden Rhätikon, besonders die imposante Sulzfluh. Leider musste mein Freund eine unaufschiebbare Geschäftsreise antreten, so dass ich am 25. desselben Monates allein nach Bludenz fuhr und über Vandans nach Tschagguns wanderte. Bald hinter Lorüns macht der Weg bei der über die Ill führenden Brücke eine scharfe Wendung, wobei das Schwarzhorn als schlanke Pyramide neben der etwas niedrigeren Mittagspitze plötzlich im Hintergrunde des Illthales auftaucht. Ich fasste im Angesicht dieses herrlichen Bildes den Entschluss, wenn irgend möglich, auch diese beiden Gipfel am nächsten Tag zu besteigen. Um 2 Uhr 30 Min. hatte ich Bludenz verlassen, um 4 Uhr 45 Min. kam ich in Tschagguns an und setzte nach einer halbstündigen Rast meinen Weg fort. Ein dumpfes Rollen und einzelne grosse Tropfen liessen mich einen leeren Heustadel als willkommenen Unterschlupf betrachten; einige Minuten darauf ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Leider senkten sich dichte Nebelschleier auf alle umliegenden Höhen, so dass ich von den vielgerühmten Schönheiten des Gampadelltobels, durch welchen der Weg nach der Tilisunahütte führt, nicht viel berichten kann. Da der Weg kürzlich frisch bezeichnet worden war, verliess ich den nach dem Plasseggenpasse führenden Pfad an der richtigen Stelle, was nach der Überlieferung führerlosen Touristen nicht immer gelingen soll. In einiger Entfernung hinter der Gampadellalpe (Wegweiser) muss man nämlich den Saumpfad verlassen und weglos über einen steilen grünen Hang hinaufsteigen, wo man bei einem allerdings deutlich markierten Felsblock den Steig antrifft, der im Zickzack an der Walseralpe vorbei und über einen Grat zum Fusse des überaus kühnen Schwarzhorns, dann über sumpfiges, flaches Terrain zur Tilisunahütte führt. Als ich um 8 Uhr abends ankam, war das Innere der Hütte, die allerdings erst am selben Tage bezogen worden war, in einem wahrhaft desolaten Zustande; die Unbehilflichkeit des Hüttenwirtes wurde aber weit überholt durch die Indolenz eines Führers, der mit einem Ehepaare aus Schwaben vor etwa einer halben Stunde in total durchnässtem Zustande angekommen war. Die Bedauernswerthen waren vom Unwetter überrascht worden, als weit und breit kein schirmendes Dach zu sehen war. Der Hüttenwirt trippelte auf und nieder, Flaschen und Gläser planlos hin und herstellend, die Reisenden standen fröstelnd im feuchtkalten Hüttenraume, der Herr Führer aber sass auf einer Bank, gemüthlich sein Pfeifchen schmauchend! Im ersten Augenblicke — aber nur im allerersten — war ich starr über solche Unverschämtheit, im zweiten aber hatte ich dem Manne die Pfeife aus der Hand ge—nommen, und ihm »Feuermachen«, »Der Frau die Stiefel abziehen«, »Röcke aufhängen«, »Trockene Decken umgeben« zuge—rufen. War es das Vernünftige meiner Forderungen oder meine Energie, genug an dem, er that, wie ihm geheissen worden war, und da ich nicht nur als stolzer Befehlshaber, sondern auch als hilfsbereiter Genosse erscheinen wollte, zog ich, während der Führer Feuer anmachte, der Dame die Schuhe aus, brachte ihr Pantoffel, holte Wasser und in kurzer Zeit sassen wir gemüthlich in dem angenehm durchwärmten



Weissplatte vom Karrenfeld der Sulzfluh.

Raume bei einer Schale heissen Thees und sprachen natürlich von den Wetteraussichten für den kommenden Tag.

Am Morgen des anderen Tages begann schon um 2½ Uhr eine solche Thätigkeit in der Küche, als ob ein fürstliches Jagdfrühstück bereitet werden sollte. Ich machte gute Miene zum bösen Spiele und erhob mich, da an ein Schlafen nicht zu denken war. Das Paar lud mich zu seinem opulenten Mahle, bestehend aus Kaffee, Chokolade, Schinken, Eiern, Käse, Fruchtgelée und zweierlei Brod mit so unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit ein, dass ich gegen meine sonstige Gewohnheit tapfer zugriff. Ich pflege nämlich mein Frühstück erst nach einem 1½stündigen Marsche einzunehmen, da das morgendliche Kochen und nothgedrungen nachfolgende Abspülen der Geräthe zuviel Zeit in der goldigen Morgenfrühe wegnimmt.

Um 3 Uhr 30 Min. nahmen wir von der Dame, die sich ermüdet fühlte, Abschied und stiegen in südwestlicher Richtung über Rasen und einzelne Schutthalden gegen den Verspalagrat, der gegen 4 Uhr erreicht wurde. Hier zwischen Sulzfluh und Schwarzhorn traf uns die aufgehende Sonne; als er die roth erglühende Scesaplana, die Drusenfluh und die edeln Drei Thürme erblickte, da jubelte der bisher schweigsame Schwabe laut auf. Einer schwachen Steigspur folgend, gelangten wir bald zum Grossen Karrenfeld, welches meinem allerdings ziemlich bejahrten Gefährten solche Schwierigkeiten bereitete, dass ich ihn mit seinem Führer zurückliess und allein vorauseilte. Die einzelnen Platten im Karrenfelde waren nämlich noch theilweise im Schnee verborgen und es gehörte ziemliche Übung und Sprungfertigkeit dazu, um einigermaassen rasch und doch sicher vorwärts zu kommen, wenn man sich mit Sondierung des Grundes nicht aufhalten wollte. Bald hatte ich die letzten nur halb verschneiten Stellen überwunden und war, einen Felssporn westlich umgehend, auf dem soliden Firnboden des Sporergletschers angelangt. Die breite, spaltenlose Gletschermulde führt, nur von einigen Blöcken unterbrochen, in sanftem, nach Westen ausladendem Bogen zum Gipfel. Um 5 Uhr stand ich neben der Signalstange und schwang grüssend meinen Hut gegen meine alten Bekannten: Drusenfluh und Drei Thürme. Die Reisebücher geben 2½ Stunden als Dauer für die Besteigung des Berges von der Tilisunahütte an; ich habe genau 1½ Stunden benöthigt und eine mittlere Gangart eingehalten.

Die Sulzfluh gilt als Aussichtspunkt ersten Ranges und verdient diesen Ruf auch völlig. Als ein gewaltiger Erker gegen Süden vorgeschoben, bietet sie einen unvergleichlichen Blick nach dem Prättigau, wie überhaupt die nächste Umgebung sehr malerisch gruppiert ist. Schöne Felsbildungen wechseln anmuthig mit Firnlagern und den grünen Hängen der benachbarten Alpenweiden. Besonders imposant erscheint die Silvrettagruppe, in ihrer Mitte der König Linard. Wenn es auch eigentlich unpassend ist, einen Gipfel auf Kosten eines anderen hervorzuheben, so möchte ich doch an dieser Stelle betonen, dass mir die ganze Fahrt auf die Sulzfluh einen weit grossartigeren, ich möchte sagen, alpineren Eindruck machte, als jene auf die Scesaplana. Besonders die Aussicht vom Gipfel der Sulzfluh ist der von der Scesaplana weit vorzuziehen, da bei annähernd gleicher Fernsicht die allernächste Umgebung ungleich interessanter ist, den alpinen Charakter in höherem Grade besitzt.

Gerne hätte ich die Ankunft des Lokalführers erwartet, um mich über einige nahegelegene Gipfel informieren zu können, aber die zwei schwarzen Punkte auf dem Karrenfelde wollten nicht näher kommen, so dass ich um 5 Uhr 30 Min. meine Aussichtswarte verliess und über den Sporergletscher den säumigen Genossen zueilte.

Da ich das Schwarzhorn besuchen wollte, erkundigte ich mich beim Führer nach einigen Details; das war aber nach meinem Benehmen vom Tage vorher sehr thöricht. Der Mann versicherte mich, dass die Westseite des Schwarzhorns gut gangbar sei, setzte aber vorsichtig dazu, er wisse es allerdings nur vom Hörensagen. Es wäre für mich sehr erspriesslich gewesen, wenn der D. u. Ö. A.-V. den guten Gedanken

gehabt hätte, seine Erschliessung der Ostalpen schon 1888 erscheinen zu lassen. So aber las ich erst 1891, dass man nur »in schauerlichen Runsen und Kaminen« die Westseite des Berges umgehen könne. Als »reiner Thor« nun, der ich damals war, gieng ich nach dem Verspalagrate, wandte mich westlich gegen das Gauerthal und dann kamen gar bald die »schauerlichen Runsen und Kamine«! Genug davon, ich stand um 7 Uhr in dem sogenannten Fürkele, südlich vom höchsten Gipfel, und stürmte in zehn Minuten auf gutem Steiglein auf das Schwarzhorn, 2462 *m*. Und gleich wie s. Z. auf dem Dreischwesternberge sah ich, dass auch hier ein prächtiger Weg von der Tilisunahütte heraufführte. Die luftige Spitze bot eine sehr malerische Rundsicht dar, besonders aber eine überaus instruktive Ansicht der Rhätikonkette, weil sie, ausserhalb des Hauptzuges liegend, einen trefflichen Einblick in diesen gestattete. Um 8 Uhr stieg ich, diesmal auf dem nach Nordost abschiessenden Grate hinunter, wohl wissend, dass ich mich hier in eine etwas bedenkliche Unternehmung einliess. Zu oft hatte ich die Neigung dieses Kammes, die etwa 60° betragen mag — unter 55° lasse ich nicht markten —, staunend betrachtet. Meine Voraussetzung täuschte mich nicht.

In einem alpinen Vortrage vertrat ich einmal die Ansicht, dass Niemand allein in das Hochgebirge gehen solle, der nicht neben anderen unerlässlichen Fähigkeiten auch die sein eigen nennt, in jeder beliebigen Lage die volle Gewalt über sämmtliche Muskeln seines Körpers zu besitzen. Jetzt sollte ich das praktische Beispiel zu der von mir aufgestellten Theorie abgeben. Wenn ich später an die Überschreitung von Gipfeln gieng, deren Schwierigkeit mir unbekannt war, so nahm ich für alle Fälle ein dünnes, nicht allzu langes Seil mit. Damals aber war ich ohne ein solches ausgezogen, was sich nun unangenehm fühlbar machte. Zweimal musste ich Rock, Schuhe und den Pickel mit dem Rucksacke fest zusammengebunden mit einem Stücke Schnur auf eine tiefere Stelle hinablassen und dann gieng jedesmal ein Klettern los, dass ich das Wiederkommen verschwor, mich sogar gegen das Bergsteigen in Bemerkungen ergieng, die nur in neueren Parlamenten das Bürgerrecht erlangten. Um 9 Uhr kam ich bei einer der Hütten der Walseralpe an, lagerte mich auf dem Rasen und — gab das Bergsteigen auf? Nein! — beschloss den zweiten Vorposten der Sulzfluh, die Mittagsspitze zu besuchen. Freilich hätte ich am besten gethan, vom Schwarzhorn kommend so wenig als möglich abzusteigen und über den Grat den Fuss der Mittagsspitze zu gewinnen, aber da ich meinen Proviant längst aufgezehrt hatte — Getränk führte ich damals so wenig wie heute mit —, zwangen mich Hunger und Durst hieher abzuzweigen.

Nachdem auch der Körper zu seinem Rechte gelangt war, trat ich um 9 Uhr 45 Min. den Weitermarsch an und näherte mich in nördlicher Richtung über die von kleinen Felsterrassen durchsetzten Rasenhänge der Mittagsspitze. Ich schlug ein sehr gemächliches Tempo ein und erreichte den Gipfel erst einige Minuten nach Mittag in ziemlich ermüdeter Verfassung. Der lange Marsch von 3½ Uhr morgens an hatte doch recht abspannend gewirkt, so dass mich von der Aussicht eigentlich nur das in gewaltiger Tiefe liegende Dorf Schruns fesselte. Wie am Vortage bedeckte sich auch heute schon gegen Mittag der Himmel mit Wolken, die grosse Schwüle liess den Ausbruch eines Gewitters mit Sicherheit annehmen. So nahm ich nach halbstündigem Aufenthalte Abschied und stieg gegen Südosten ab. Die Witterung liess Eile räthlich erscheinen, ich gelangte über anfänglich ziemlich steile Rasen auf den von Tilisuna nach Tschagguns führenden Weg und betrat den gastlichen Ort um 2 Uhr. Längst waren alle Höhen in dunkle Wolken gehüllt, als ich gegen Bludenz hinauswanderte, und nur die Freundlichkeit eines Bauern, der mir auf seinem Wagen ein Plätzchen gönnte, rettete mich vor einer ausgiebigen Durchnässung. Doch hätte ich diese für die glänzende Trias Sulzfluh, Schwarzhorn und Mittagsspitze nicht allzu unwillig in den Kauf genommen. *(Schluss folgt im Bande 1901.)*

Die Latemargruppe.

Von

Dr. Th. Christomannos.

Ferdinand Freiherr von Richthofen sagt in seiner geognostischen Beschreibung der Umgegend von Predazzo, St. Cassian und der Seiseralpe (J. Perthes, Gotha 1860) über die Latemargruppe:

»Mit dem Namen des Latemargebirges bezeichnen wir den mächtigen, halbkreisförmig nach Osten geöffneten Kalkgrat, welcher im Campoberg,[1]) Latemar, Reiterjoch und Cavignonspitz seine bedeutendsten Erhebungen hat und vom Rivo di Sacina,[2]) Costalunga-Thal, Avisio und dem Porphyrplateau (von Deutschnofen, Eggenthal und Weschnofen) begrenzt wird.

Die nördlichen Grenzen (der Karersee- oder Costalungapass) sind natürliche, nach Süden aber hängt das Gebirge mit seinen Gesteinsmassen auf das Innigste mit dem Mulatto-[3]) (jenseits des Avisio) und Weisshorngebirge (jenseits des Reiterjochpasses) zusammen. Östlich entspringt aus dem Halbkreise das Val Sorda. In überaus grossartigen Terrassen steigen von der Sennhütte la malga di Val Sorda amphitheatralisch die Kalkwände an und umspannen in immer weiteren und höheren Bogen das wildromantische Quellgebiet, bis die hohen Kalkgipfel den erhabenen Schluss des Ganzen bilden. Von der rechten Seite erhält das Val Sorda keinen Zufluss; steilwandig erhebt sich daraus ein Rücken, der vom Cavignon west-nordwest—ost-südöstlich nach dem Avisio hinabzieht; nach Süden dacht er sich allmählig und von einigen kleinen Bächen durchschnitten ab. Ganz anders das linke Ufer. Hier erheben sich innerhalb des Halbkreises und zum Theile mit ihm zusammenfallend einige schwarze Kuppen von Augitporphyr, welche scharf gegen das weisse Kalkgebirge abstechen und den Namen des Toazzo[4]) führen. Von ihm entspringen mehrere Zuflüsse des Val Sorda-Baches. Das erste bedeutendere Thal heisst Val di Maodič, später folgt das Val delle Scandole. Zwischen Val Sorda und Sorte ziehen einige Höhenrücken vom Monte Campo nach dem Avisio; sie sind durch das Val di Rif und das Val di Peniola getrennt.«

Dieser prägnanten und vorzüglichen Beschreibung des den Kern der ganzen Gruppe bildenden Val Sorda ist für unsere Zwecke nur noch beizufügen, dass die wildzerrissenen, zerklüfteten und bizarren Dolomitkronen des vorerwähnten halbkreisförmigen Kalkgrates nach Aussen in ungeheueren, tiefeingeschnittenen Abstürzen gegen

[1]) Richtiger ladinisch M. Ciamp.

[2]) Derzeit meistens Rivo di Gardeno genannt.

[3]) Richtiger Gran Mulat genannt.

[4]) Richtiger ladinisch Toacz (Toatsch) genannt, eine Bezeichnung, die nicht nur derzeit bei den ladinischen Hirten des Costalungapasses üblich ist, sondern sich auch schon in dieser Schreibweise auf Peter Anich's Karte von Tirol verzeichnet findet.

die Waldungen und Almmatten sowohl des Porphyrplateaus nach Norden und Westen, als auch des Satteljoches und des Val Gardeno nach Süden und Südosten abstürzen und nach diesen Gegenden hin drei überaus malerische, grossartige Fronten zeigen, die den einzelnen Massiven ihren Namen gegeben haben. Nach der Welschnofneralpe (Karerseealpe) und dem Welschnofner Thale zu, haben wir die grosse, imponierende Front der »Latemargruppe« im engeren Sinne, die — aus mächtigen breiten Schutthalden aufsteigend — die ausgedehnten Gebiete des dunklen Forstes Kar und Latemar beherrscht; nach dem oberen Eggenthale, Deutschnofen und der Reiteralm zu über den Beständen des Grunschaftswaldes emporragend, die gewaltigen Felshörner der Kirchtagweidspitze, der Erzlahnspitze und des Reiterjochgipfels, die »Reiterjochgruppe« im weiteren Sinne, die ihre Felsmassen bis zur Reiterjochalm nach Süden zurückschiebt; und schliesslich drittens die »Cavignon- oder Val Sordagruppe«, die im langen Zuge von den Felsthürmen und Felsnadeln der Cima della Val Sorda nordöstlich vom Reiterjochpasse beginnend im östlichen Verlaufe bis über den Cavignon und die Cima Feoda hinausläuft und sich über die ausgebreiteten Weideneien des Monte Feodale und des Bosco Feodale erhebt, gegen Forno und Predazzo ins Avisiothal hinunterblickend und das Val Gardeno vom Val Sorda trennend.

Freiherr von Richthofen war wohl zweifellos der erste Reisende, der sich eingehender mit der Latemargruppe befasste, dieselbe nach verschiedenen Richtungen hin durchforschte und hiebei auch eine der höchsten Erhebungen seines östlichen Gipfelkammes betrat. Doch nur in geologischer Beziehung erweckte — es war dies noch im Jahre 1856 — die Gruppe sein Interesse, und seine Streifzüge beschränkten sich auch mehr auf jene östlichen Ausläufer derselben und auf jene Punkte, die hauptsächlich durch die Melaphyre und Augitporphyre[1]) des Predazzaner-Eruptivkessels eingenommen werden und an die sich erst höher oben die Dolomitriffe der höchsten Erhebungen anschliessen. Der Monte Ciamp, der Toacz und die Ausläufer des Cavignon waren es, die von Richthofen in wiederholten Anstiegen besuchte, während die touristisch interessantesten Partien derselben, die Hochgipfel der Latemarthürme, des Reiterjochstockes und des Val Sorda-Kammes seine Aufmerksamkeit nur indirect fesselten.

Nichtsdestoweniger giebt die geologische Karte, die den Arbeiten von Richthofen's beigegeben ist,[2]) ein durchaus correctes Bild der Gliederung unseres ganzen Dolomitriffes, das auch vom touristischen Standpunkte insoferne von grossem Interesse bleibt, als dasselbe die Nomenclatur der Haupttheile der Gruppe richtig wiedergiebt und mit jener der montanistischen Karte von Tirol, welche im Jahre 1849—51 im Auftrage des geognostisch-montanistischen Vereins von Tirol aufgenommen wurde, und der ersten Ausgabe der österr. Generalstabskarte im vollen Einklange steht, während die Peter Anich'sche Karte Tirols zwar eine vollständig richtige Zeichnung unserer Gruppe, jedoch keinerlei Benennung derselben enthält und als einzigen Gipfelnamen nur die Bezeichnung Toaz aufweist, die Burklehner'sche Karte Tirols vom Jahre 1629 aber nicht nur unsere Gruppe, sondern selbst den Rosengarten vollständig ignoriert.

Die oberwähnten Excursionen von Richthofen in das Innere der Latemargruppe waren seinem Werke nach folgende:

1. Eine Bergtour von Moena über die Toazzospitze auf die Spitze des Latemar mit Abstieg nach der Sennhütte im Val Sorda.
2. Ein Ausflug von Moena über Sorte und Peniola zu ebendieser Sennhütte im Val Sorda.
3. Ein Ausflug von Moena über Forno ebendahin.

[1]) Siehe hierüber auch: Bemerkungen über die Trennung von Melaphyr und Augitporphyr von Dr. Ferd. Freiherrn von Richthofen, Wien, k. k. Staatsdruckerei, 1859.

[2]) Geognostische Karte der Umgegend von Predazzo, St. Cassian und der Seiseralpe in Südtirol, von Richthofen, Gotha, J. Perthes, 1859.

4. Streifzüge von Predazzo über das Gebiet des Monte Feodale am Fusse des Cavignon einerseits zu den Val Sorda-Hütten, andererseits zu den Pässen des Sattel- und Reiterjoches. Geognostische Expeditionen, die durch den Besuch des Karerpasses, sowie durch eine Durchquerung des Karer Forstes an den Nordabhängen der Gruppe ergänzt wurden.

Auch sein geologischer Nachfolger, Dr. Edmund von Mojsisovics, der unter Mithilfe der Herren Dr. Dölter und Dr. R. Hörnes das Gebiet in den siebziger Jahren neuerdings aufnahm, dürfte in der Latemargruppe meist nur den Spuren von Richthofen's gefolgt sein und bietet in seinem grossen Werke über »Die Dolomitriffe von Südtirol und Venetien« (Wien, A. Hölder 1879)[1] über dieselbe nur Weniges, was dem sportsmässigen Alpinisten und Hochtouristen für seine Zwecke von Nutzen sein könnte, umsomehr der grossen geologischen Karte von Mojsisovics[2] als topographische Grundlage die Specialkarte des k. u. k. militär-geographischen Institutes in Wien vom Jahre 1864 zu Grunde liegt, die in Bezug auf die Nomenclatur der Gruppe keine Abweichungen von den früher erwähnten Karten und jener von Richthofen's aufweist.

Entschieden unglücklich und für die Nomenclatur der Gruppe nur verwirrend wirkend ist hingegen die Ausgabe der reambulierten Generalstabskarte vom Jahre 1892, die nur im geringen Maasse neue Einzelheiten über die Gruppe bringt, dafür aber selbst in der Bezeichnung der Haupttheile der Gruppe von der bisher festgehaltenen Nomenclatur abweicht und die Namen Latemar und Reiterjoch einerseits und Reiterjoch und Cima della Val Sorda andererseits identificiert, so dass der Name »Reiterjoch« willkürlich und verständnisslos verschoben erscheint und bald für die ganze Gruppe, bald für deren einzelne Theile gebraucht wird, wodurch auch zu den vielen Irrthümern Veranlassung gegeben wird, die sich in den touristischen Hand- und Reisebüchern über die Gruppe eingeschlichen.[3]

Das geologische Interesse, welches die Latemargruppe bietet, lässt sich in Kurzem dahin zusammenfassen, dass ihre kühnen Dolomitriffe und die darunter liegenden regelmässigen Schichtfolgen der gesammten älteren Trias, die zweifellos sedimentärer Entstehung sind und bis zu ihren höchsten Gipfeln hinan zahlreiche Abdrücke von Ammoniten und Muscheln aufweisen,[4] in allernächster Nähe des Predazzaner Eruptivkessels gelegen sind; und zwar derart, dass dieselben nicht nur mit den grossen Ablagerungen der Eruptivmassen des Augitporphyrs und Melaphyrs im engeren Contacte stehen, sondern insbesondere auch von zahllosen Gängen solcher Eruptivgesteine sowohl in horizontaler, als auch verticaler Richtung gestört, durchbrochen und überzogen sind und dass ferners die Südostabhänge derselben in nächster Nachbarschaft des Monte Capello mit den Canzacoli, dem Monte Agnelli und Cornon sich befinden, dessen merkwürdige Schichtungsverhältnisse schon zu Zeiten Humboldt's durch die Entdeckungen des Italieners Grafen Marzari-Pencati das höchste Interesse aller Geologen beanspruchten und epochemachende Controversen derselben »über die Überlagerung

[1] Siehe auf Seite 382—389 dieses Werkes das Einschlägige über die Latemargruppe.

[2] Geologische Übersichtskarte des Tirolischen und Venetianischen Hochlandes zwischen Etsch und Piave von Mojsisovics, A. Hölder, Wien 1878.

[3] So identificiert z. B. auch Dr. Wolf von Glanvell's »Dolomitenführer« die Reiterjochspitze mit der Cima della Val Sorda und verzeichnet auf seiner Karte den ganzen Val Sorda-Zug nicht; ebenso wird in Emil Terschak's »Illustriertem Führer durch die Rosengartengruppe« (Berlin, Fischer & Bröckelmann, 1890), dessen Skizzierung der Gruppe sonst richtig ist, des Cavignons und der Cima Feoda keine Erwähnung gethan; so wird insbesondere auch von Ph. W. Rosenthal in Nr. 349 der Ö. A.-Z. 1892, S. 136—139, ganz irrigerweise für die grosse Latemarscharte der Ausdruck »Reiterjoch« gebraucht, die »Bewaller Köpfe« mit der Kirchtagweitspitze identificiert und werden die Kämme des Reiterjoches und des Cavignon nur als Nebenkämme behandelt.

[4] Siehe hierüber auch: Annuario 1895 S. A. T., Dr. A. Tomasi, »Contributo alla Fauna del Calcare bianco del Latemar e della Marmolada con una tavola di fossili«.

des Kalkes durch Granit« hervorrief; schliesslich auch dadurch, dass die an den Südostabhängen desselben aufgethürmten und abgelagerten Eruptivgesteine, wie bereits angeführt, im engsten Zusammenhange mit den jenseits des Avisio gelegenen Monte Mulat und Viezzenaberges stehen und zusammen mit dem am linken Ufer des Travignolo und Avisio gelegenen Bergrücken der Malgola nach Richthofen die Umrahmung des mächtigen Kraters geben, in dessen Tiefe der friedliche Marktflecken Predazzo gelegen und dessen Seitenwände der Avisio und Travignola in tiefen Erosionsfurchen durchschnitten, so dass auf diese Weise den Geologen ein vorzüglicher Einblick in die Lagerungsverhältnisse und Contactstellen der Gesteinsarten verschafft wurde.

War auf diese Weise das geologische Interesse für unsere Gruppe schon seit jeher ein bedeutendes und schon längst vor dem Entstehen des modernen Alpinismus vom geologischen Centrum Predazzo aus lebhaft erweckt worden, so blieb dieselbe doch noch lange Zeit, nachdem die sportliche Bergsteigerei in Blüthe gerathen war, trotz ihrer hohen landschaftlichen Reize und der Kühnheit ihrer Gipfelbauten nur wenigen Auserwählten bekannt. Und wenn auch einzelne Bewohner Bozens frühzeitig in die Gruppe eindrangen,[1]) so blieben diese Touren nur seltene vereinzelte Unternehmungen, die bald wieder vollkommen in Vergessenheit geriethen. Wie in die Rosengartengruppe, so kamen auch in die Latemargruppe als Vorläufer der Hochtouristen die Bozener Maler Gebrüder Seelos und Karl Moser, sowie der Photograph Emil Lotze, die als begeisterte Bewunderer der landschaftlichen Schönheit derselben, auch in diesem Gebiete Studienreisen unternahmen, Jochübergänge und leichtere Bergtouren vollführten und einen reichen Schatz herrlicher Landschaftsbilder und Aufnahmen aus dieser »unbekannten Welt« in ihre Heimathstadt zurückbrachten. Doch auch sie konnten bei der Bevölkerung der aufblühenden Fremdenstadt Bozen dem Latemar nur kümmerliche Anerkennung verschaffen, war doch das ganze Interesse der Touristenwelt durch die benachbarte Rosengartengruppe, dem »Wunderberge König Laurins«, gefangen genommen und der Schlern zum Lieblingsausfluge der Bozener geworden.

Erst im Jahre 1885 betrat der eifrige Hochtourist Gustav Euringer aus Augsburg den Gipfel des höchsten der Latemarthürme, den Culminationspunkt der Gruppe, nachdem er im Jahre vorher die zweithöchste Spitze, den Ostgipfel des Latemars erstiegen und hiebei wahrgenommen hatte, dass dieser Gipfel nicht die höchste Erhebung sei; und weitere sechs Jahre mussten vergehen, bis der Gipfel wieder zum zweiten Male erstiegen wurde und Demeter Diamantidi aus Wien denselben in der Meinung, eine Erstlingstour zu machen, allerdings auf neuem, schwierigen Wege direct von Norden, jedoch als Zweiter erreichte.

Eine entscheidende Wandlung in diesem überaus spärlichen Besuche[2]) der Gruppe brachte die Erbauung der neuen Fahrstrasse von Welschnofen nach dem Karerpasse und von diesem nach Vigo di Fassa,[3]) sowie die Errichtung neuer grosser Hotels auf der Welschnofneralpe und dem Karerpasse, die das »Karersee-Gebiet«, wie die Gegend nun genannt wurde, mit einem Schlage zu einer Fremdenstation ersten Ranges machten.

[1]) So erstieg z. B. Dr. Anton v. Grabmayr aus Bozen, späterer Kreisgerichtspräsident in Feldkirch, bereits im Jahre 1852 das Reiterjoch, der bekannte Hochtourist A. Wachtler in den sechziger Jahren dasselbe wiederholt und Victor v. Mayrl um dieselbe Zeit den Zug des Cavignon.

[2]) Die Fremdenbücher des alten, gemüthlichen Unterkunftshauses »zur Alpenrose«, das seither eine Touristen-Dependance des Karerseehotels geworden ist, weisen in den Jahren 1891 bis 1896 ausser den bereits erwähnten drei Latemartouren nur noch zwei Besteigungen des östlichen Latemarstockes, und zwar im Jahre 1887 durch Franz Krischker aus Wien und 1893 durch Professor Pott aus München auf, an die sich noch die Partieen Langbein, Gunold und Platz anreihen, auf die wir später zu sprechen kommen. Ebenso Zöhnle aus Traunstein 1890; Tourist 1891, S. 85.

[3]) Die Fahrstrasse wurde in den Jahren 1894—96 von Ingenieur Josef Riehl in Innsbruck, einem wackeren Pionier des Fremdenverkehrs, im Auftrage der Regierung erbaut und gleichzeitig mit den neuen Hotels 1896 dem Verkehre übergeben.

Von diesem Zeitpunkte an besuchen jährlich viele hundert Touristen die leichteren Gipfel des östlichen Latemarstockes und auch die Besteigungen des beschwerlicheren Hauptthurmes und aussergewöhnliche Touren mehren sich von Jahr zu Jahr derart, dass das Bedürfniss einer einheitlichen Nomenclatur der verschiedenen Gipfel der Gruppe ein dringendes zu werden beginnt.

Der erste Versuch zu einer solchen Richtigstellung der Nomenclatur wurde in L. Purtscheller's und H. Hess' Hochtourist[1]) auf Grund der Angaben des bekannten Hochtouristen Johann Santner aus Bozen und des Schreibers dieser Zeilen gemacht, und hierbei in erster Linie auf die im Volksmunde üblichen Bezeichnungen der einzelnen Massive und Gipfel Rücksicht genommen, ohne mit den bereits erwähnten älteren kartographischen Aufnahmen in Widerspruch zu gelangen, und erst in zweiter Linie zur Ergänzung des Bestehenden auf die durch den touristischen Besuch der Gruppe in Führer- und Touristenkreisen eingebürgerten, sich oft widersprechenden Benennungen gegriffen. Die auf diese Weise festgestellten Namen der Gipfel und Pässe giengen auch seither in den von der Section Bozen des D. u. Ö. A.-V. im Jahre 1900 neu herausgegebenen Führertarif für das Gebiet von Welschnofen und Obereggen über.

In Ergänzung dieser Arbeiten und zur genaueren Feststellung der in denselben niedergelegten leitenden Grundideen soll im Nachfolgenden, auf Anregung der Schriftleitung dieser Zeitschrift, der Versuch unternommen werden, nicht nur diese einheitliche Nomenclatur der Gruppe zu begründen, sondern auch durch eine kurze Darstellung des Aufbaues der Gruppe und eine kurzskizzierte Besteigungsgeschichte derselben eine Anregung zur weiteren eingehenderen Berücksichtigung dieser bisher so stiefmütterlich behandelten Gruppe zu geben.

Beginnen wir die Nomenclatur der Gruppe zu sichten, so fällt uns schon vor Allem beim Namen des Passes, der dieselbe im Norden von der südlichen Rosengartengruppe trennt, eine überaus mannigfache Bezeichnung auf, indem er bald als Costalunga- oder Caressa-Pass, bald als Karer- oder Karersee-Pass benannt wird. Die richtigste deutsche Benennung desselben dürfte allerdings »Karerpass« sein, da die grosse, neuangelegte Strasse von Welschnofen nach Vigo di Fassa durch den mächtigen Karer-Reichsforst hinaufführt, an dessen Saume — gegenüber dem grossen Steinkare des Latemars — die Einzelnhöfe der Karerbauern stehen und da ebenso eine nach Norden vorgeschobene Bergwelle des Karerwaldes der »Karerberg« heisst, ein Name, den vielleicht in grauer Vorzeit, noch vor der ladinischen Einwanderung nach Welschnofen, das ganze Latemargebirge getragen haben mag. Die Berechtigung des Ausdruckes »Karersee-Pass« beruht lediglich auf dem Umstande, dass dieselbe Strasse an dem überaus malerischen, am Fusse des Latemar im Dunkel des Karerwaldes eingebetteten Karersee vorbeiführt, der seit Erschliessung der Gegend in deutschen Touristenkreisen ob seiner hohen Romantik zum Wahrzeichen der ganzen Gegend geworden.

In früheren Zeiten, da dieser Pass für die deutsche Bevölkerung des Welschnofner und Eggenthaler Gebietes nur sehr untergeordnete Bedeutung besass und hauptsächlich von den ladinischen Bewohnern des Fassathales und der italienischen Bevölkerung des Fleimsthales als kürzester Weg nach Bozen benutzt wurde,[2]) fand man denselben beinahe ausschliesslich als Costalunga- oder Caressa-Pass verzeichnet; Bezeichnungen, von denen die erstere eine durchaus richtige ist und auf den früheren Fusssteig (und derzeitigen Saumpfad) Bezug hat, der seit jeher vom halb ladinischen, halb welschen

[1]) Meyer's Reisebücher: »Der Hochtourist in den Ostalpen« von L. Purtscheller und H. Hess, 3. Band, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899.

[2]) Die Fassaner und die Arbeiter der angrenzenden italienischen Gebiete pflegen auch noch heute diesen Pass Sommer und Winter hindurch zu benutzen, um nach Bozen und an die Brennerbahn zu gelangen; sie überschreiten denselben oft in grossen auf Arbeit ausgehenden Truppen.

Orte Moëna über die Alpe Costalunga nach der Passhöhe und hiebei über den langen grünen Rücken führt, den die Einheimischen »Costalunga« (langer Rücken) benennen. Über die Ethymologie des Wortes »Caressa« hingegen haben sich wieder Controversen entsponnen, indem Manche in diesem Worte eine im ladinischen Dialecte entstandene Verballhornung des deutschen Wortes »Karersee« erblicken wollen, andere aber, darunter auch Norman-Neruda, das Wort auf den Pflanzennamen »Carex« (Sumpfgras) zurückführen zu müssen glaubten, Ansichten, von denen die erste allerdings manche Wahrscheinlichkeit für sich hat, da solche Verballhornungen deutscher Worte an den Sprachgrenzen überaus häufig sind, Norman's Erklärung aber kaum zutreffend sein dürfte, da das Vorkommen des Sumpfgrases (carex, ladinisch caretscha) an einigen Stellen der Wiesen der Passhöhe, kaum den Einheimischen als markante Eigenthümlichkeit dieser Passwiesen aufgefallen sein kann, da solches Sumpfgras sich auch auf den meisten anderen Fassaner Passübergängen häufig vorfindet.

Die einfachste und richtigste Deutung des Wortes dürfte wohl die sein, dass die Bewohner von Vigo di Fassa den Pass mit Rücksicht auf den Karrenweg, der schon lange vor der neuen Fahrstrasse von Vigo zu den Alpen dieser Gemeinde am Karerpasse hinaufführte, Strada (oder Passo) Caretsa nannten, das heisst einen Pass, der mit Karren (Caretta) befahrbar ist, und ihren Karrenweg dadurch vom noch älteren Fusssteige über die Costalunga unterschieden. Für diese Auffassung spricht auch der Umstand, dass die ladinischen Hirten der Passhöhe den Namen Costalunga als den älteren bezeichnen und eine in Vigo angebrachte Wegtafel die Inschrift »Caretsa« trägt.

Vollkommen unbestritten und seit jeher üblich sind die Namen der Pässe, welche die Latemargruppe von dem angrenzenden »Zanggenberge« (Pala di Santa) (2493 *m*) und den »Doss Capello« (2266 *m*) trennen. Ersterer, der »Reiterjochpass« (1992 *m*), dürfte — wie der gleichnamige Gebirgsstock — seinen Namen der »Reiteralpe« verdanken, die daselbst gelegen und offenbar in früheren Zeiten dem »Reiter-Bauern«, einem der Karerbauern in Untereggen, gehörte. Letzteres hingegen, das Satteljoch (2123 *m*), dürfte seinen deutschen Namen von der Einsattlung zwischen Reiterjoch und Satteljoch bezogen haben, während die Fleimsthaler dasselbe nach dem »Monte Feodale« und dem »Bosco feodale«, einer grossen Lehensalpe und einem Lehenswalde im obersten Gardenothale, als »Passo feodale« benennen.

Was die Berechtigung der Namen der Hauptheile der Gruppe betrifft, wie dieselben in den obenerwähnten ersten kartographischen Aufnahmen Eingang gefunden haben und nun wieder neuerlich aufgenommen werden sollen, so steht es wohl zweifellos fest, dass die Bewohner Welschnofens (offenbar seitdem daselbst eine ladinische Einwanderung stattgefunden und auch heute noch) das ihnen zugekehrte Massiv der Gruppe mit dem Collectivnamen Latemar bezeichnen[1]), während die Bauern von Ober- und

[1]) Über die ladinische Einwanderung nach Welschnofen liegen keine historischen Überlieferungen vor, doch spricht für dieselbe der in Urkunden vorkommende Name nova (colonia) latina und nova italiana, der für Welschnofen gebraucht wird, sowie auch der Name Latemar und andere zahlreiche ladinische Ortsnamen; in der Sage und Volksüberlieferung wird derselben oft Erwähnung gethan, theils in der Weise, dass erzählt wird, »die Welschnofner seien erst später gekommen« (Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, von Joh. Adolf Heyl, Verlag des kathol. polit. Pressvereines, Brixen 1897, S. 355), theils in der Weise, dass behauptet wird, »zur Pestzeit (die Pest hauste im 14. und auch im 17. Jahrhundert in diesen Thälern) sei sowohl Wälschnofen als auch Eggenthal und Deutschnofen gänzlich ausgestorben« (Heyl, S. 369—373), worauf in Deutschnofen und Eggen »Schwaben« oder »Sweben«, in Welschnofen aber Zigeuner eingewandert seien, oder auch, »dass nach der Pestzeit die Fassaner sich der ausgestorbenen Höfe in Wälschnofen bemächtigt hätten« (Heyl, S. 373). »Wahrscheinlich dürfte Wälschnofen eine ladinische Knappenkolonie gewesen sein und seinen Namen nicht, wie Manche behaupten, von Wälschn-owen (Auen), sondern von Wälschn-Ofen herleiten und gerade so wie der Name Deutschnofen sich auf den Bergbau und Hochöfen beziehen, da die Deutung des Namens als Wälsche- und Deutsche-Awen (Auen) durch den Charakter der Gegend absolut nicht begründet erscheint; im Jahre 1882 soll anlässlich der grossen Überschwemmung im Bachrunste unter-

Untereggen, die ihnen zugekehrte Seite des ganzen Zuges das »Reiterjoch« heissen, und die Einwohner von Predazzo und Forno die das Gardenothal beherrschende Südostpartie der Gruppe den »Cavignon« oder auch die »Cime della Valsorda« nennen.

Da das Latemarmassiv in diesem engeren Sinne vom Karersee passe angefangen bis zum Nordgrate der Gruppe, welcher das Latemarmassiv vom Reiterjochmassive trennt, nur vom Wälschnofenergebiete aus sichtbar ist, so ist die Beibehaltung dieser Bezeichnung für dasselbe ebenso gerechtfertigt, wie jene des Reiterjochmassives für die Gruppe vom obangeführten Nordgrate angefangen bis zum Reiterjochpasse, die ebenfalls nur vom Eggenthale aus gesehen wird, und jene des Cavignonzuges mit seinem ihm von den Einheimischen beigelegten Namen, in deren Gebiete er steht[1]); und zwar dies alles mit umsomehr Berechtigung, als diese einzelnen Gruppentheile auch unter sich durch scharfeinschneidende, prägnante Scharten und durch andere natürliche Grenzen geschieden sind.

Über die Angemessenheit der Namen Reiterjoch, Cime Feoda und Cime della Valsorda lässt sich wohl kaum mehr sagen, als wir bereits bei der Provenienz dieser Namen erwähnt haben. Was der Name Cavignon bedeutet, liess sich nicht feststellen, ebensowenig ob Val sorda etwa Val surda (taub) bedeute und ob dies auf die Erzarmuth dieses Thales oder auf andere Eigenschaften desselben Bezug habe.

Von ganz besonderem Interesse erscheint uns hingegen der Name Latemar selbst, einerseits da er zweifellos räthoromanischen (ladinischen) Ursprungs ist und (ebenso wie der Name Reiterjoch auf den deutschen Ursprung der Eggenthaler) auf eine räthoromanische Abstammung der Welschnofner Bevölkerung schliessen lässt, andererseits aber auch da die ladinische Deutung desselben keine unbestrittene ist.

Am ehesten dürfte Lat-mar aus moa, mar, oder mara (ladinisch für Mure, das Steingerölle)[2]) und lat (late, ladinisch die Milch) zusammengesetzt sein und mit Hinblick auf den breiten weissen Geröllstrom, der an der Nordseite den Fuss des Latemars umgiebt und bis hoch hinauf in die Felswände desselben reicht, die »Milchlahn« oder »Weisslahn« bedeuten, oder falls »lat« von einem älteren lateinischen Stamme (latus = breit) abzuleiten wäre, auch als »Breitlahn« erklärt werden können. Beides sind Bezeichnungen, welche dem thatsächlichen Anblicke des Latemars, von der Wälschnofner Seite aus betrachtet, entsprechen, und die umsomehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, als die Sandmuren des Latemars für die Bevölkerung von Wälschnofen insoferne von Bedeutung waren, als in altersgrauen Zeiten daselbst zweifellos Bergbau getrieben wurde, wie wir später bei der Erklärung der Namen Erzlahn und Knappenstube aus zahlreichen Sagen und Überlieferungen darthun werden.[3])

halb Wälschnofen durch die Wildwässer das alte Gemäuer eines verschütteten Hochofens ausgelaugt worden sein«, siehe überdies hiezu Heyl, S. 392, »Der Schatz im Knappenloche«, wo ebenfalls von diesem Schmelzofen gesprochen wird; auch die Fassaner Hirten am Karerpasse erzählen noch heute von einem Eisenbergwerke im »Geplänk«, dessen Stollen vom »Geplänk« aus durch den ganzen Col Canon-Zug bis in das Toacz-Thal gieng.

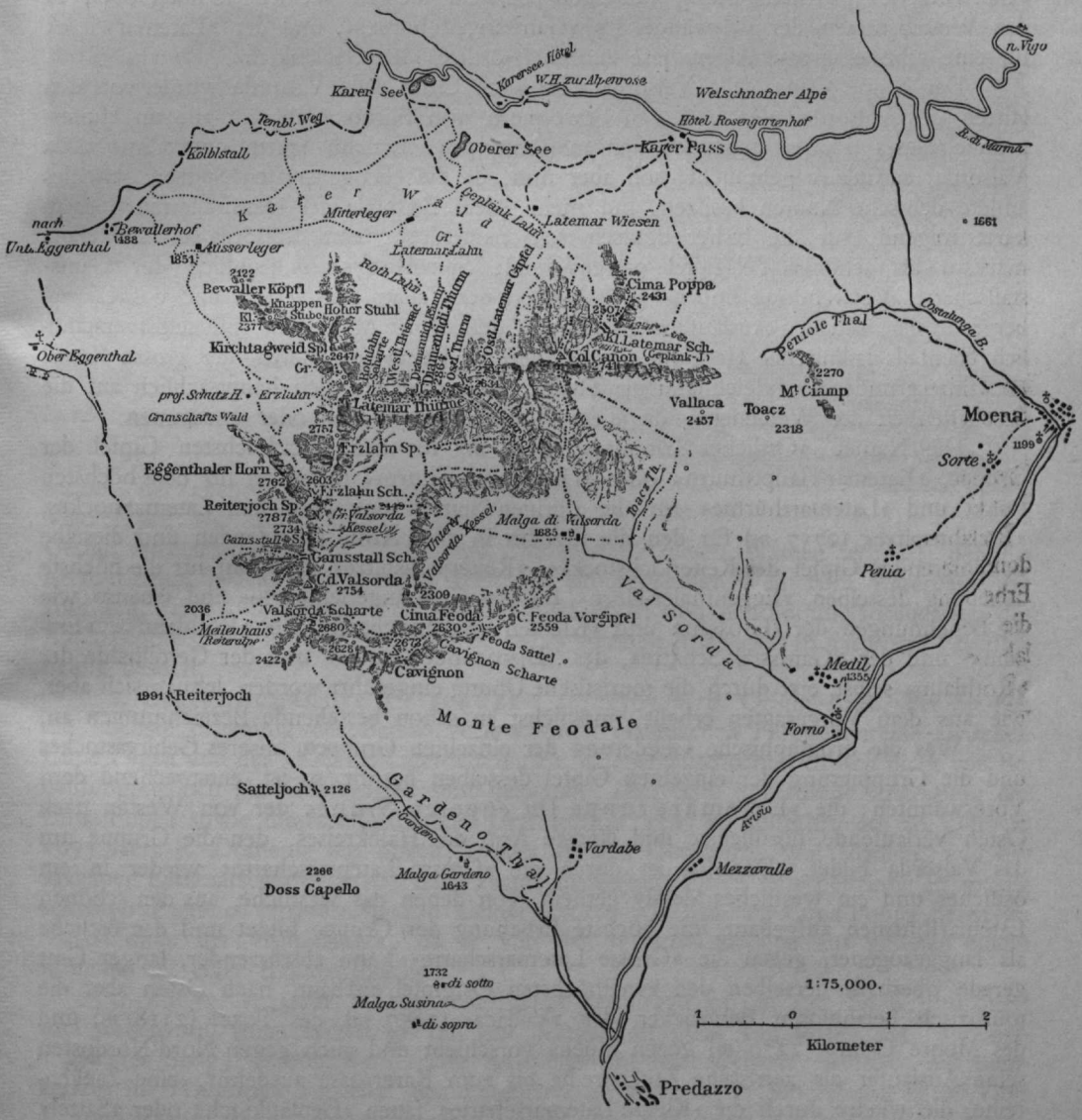
[1]) Beim Cavignonzuge empfiehlt es sich, nebst dem Namen »Cavignon« auch den Namen Cime della Valsorda zu gebrauchen, nachdem dieser Zug nicht nur vom Gardenothale aus, sondern auch vom Valsorda aus in ganz markanter Weise sichtbar wird und seine höchste Erhebung in der schönen Cima della Val Sorda besitzt.

[2]) Über die Bedeutung des räthischen Wortes mara vide: Aug. Unterforchers interessantes Schriftchen über die Namen des Kalserthales, Ferdinandeums Zeitschrift III. Folge, 43. H., S. 33; ferners: Altons ladinisches Idiotikon, Innsbruck, Wagner.

Auch der Name des bekannten Wirthshauses »an der Mahr bei Brixen«, der Heimath des Tiroler Freiheitshelden Peter Mayr, Wirth an der Mahr, dürfte einem Murgraben seinen Namen verdanken, der neben dem Wirthshause zu Thale geht, und also ladinischen Ursprungs sein.

[3]) Mit Rücksicht auf diese Ableitung des Namens Latemar erscheint es auch unbedingt richtig, denselben blos mit einem t und nicht Lattemar, wie es vielfach geschieht, zu schreiben; für die Annahme, dass Latmar dem deutschen Namen Leitmayr entspreche und blos im Dialekte Latmoar ausgesprochen worden, lässt sich bisher kein stichhaltiger Grund finden.

Von den Namen der einzelnen Gipfel, Scharten und sonstigen Örtlichkeiten sind der Übung der Einheimischen nur noch entsprungen die Bezeichnungen der Cima Poppa für die kleine Spitze des nordöstlichsten Ausläufers des Latemars knapp oberhalb des Karerpasses; des Col Canon (oder wahrscheinlich richtiger Col Cornon) für die dritthöchste benannte Erhebung des östlichen Latemarstockes, wo von demselben ein östlicher Seitengrat gegen das Peniolathälchen abzweigt; der Kirchtagweidspitze für den Culminations-



punkt des Nordgrates, und der »Bewallerköpfe« für die Nordwestausläufer desselben, oberhalb dem Bewallerhof in Untereggen, sowie »Hoher Stuhl« für den nordöstlichen Ausläufer desselben oberhalb des Mitterlegers; ferners »Gamsängerle-Horn« für die höchste Erhebung des Felskammes, den die Reiterjochspitze nordwestlich gegen den Grunschaftswald vorschiebt und der zusammen mit den Felspartien der Kirchtagweidspitze und der Erzlahnspitze die grosse Schutthalde der »Erzlahn« umschliesst; und schliesslich die Namen des »Cavignon« und der »Cime Feode«.

Von den Geröllhalden hatte die grosse Geröllhalde am Fusse der Latemarthürme und des Ostgipfels des Latemars oberhalb der Ochsenalpe des Mitterlegers keine Benennung, es führte blos der Bergsturz am Nordanstiege zur Kleinen Latemarscharte den Namen »im Geplänk« oder »Geplänklahn«; auf der Eggenthaler Seite hingegen entsprechen die Namen der »Erzlahn«, der »Knappenstube« und des »Gamsstalles« vollkommen dem Sprachgebrauche der ansässigen Bauern. Ebenso die Bezeichnung »Gamsängerle« (Gamsangerle) [1]) für einen schönen, kleinen Weidefleck hoch oben in den Westabstürzen der Felswände des »Gamsängerlehornes«, und der »Latemarwiese« für eine schöne, grosse Alpenwiese zunächst (östlich) der Geplänklahn.

Der Name Cima della Valsorda oder auch Cime della Valsorda wurde von den Hirten des Valsordathales und den Bewohnern von Forno wohl für alle im Hintergrunde dieses Thales stehenden Spitzen (Reiterjoch, Erzlahn-Spitze und Cima della Valsorda) cumulativ gebraucht, soll aber nun, da die ebengenannten Spitzen ohnedies andere deutsche Namen besitzen, nur mehr, dem Beispiele der reambulierten Specialkarte folgend, für die bisher deutscherseits namenlose, vom Valsorda aus sich ganz markant als schöner Felsgipfel präsentierende Spitze, 2754 *m*, südlich der Gamsstallscharte, Verwendung finden. Die Namen der Vallaca, des Toacz und des Ciampberges in den östlichen Ausläufern der Gruppe, dem Dorfe Moëna zu, sind selbstverständlich ebenfalls ladinischer Herkunft, ebenso wie die Lastei di Valsorda, der grosse Kessel im Hintergrunde des gleichnamigen Thales, und beziehen sich hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Weideneien, die diese Höhenzüge bedecken oder umsäumen.

Die Namen »Ostlicher Latemar« (2794 *m*) für den zweithöchsten Gipfel der Gruppe, »Latemar-Hauptthurm« oder »Diamantidi-Thurm« (2846 *m*) für den höchsten Punkt und »Latemarthürme« für die übrigen Spitzen des westlichen Latemarstockes, »Erzlahnspitze« (2757 *m*) für den die Erzlahn in zwei Arme scheidenden und dieselbe dominierenden Gipfel des Reiterjochstockes, »Reiterjochspitze« (2787 *m*) für die höchste Erhebung desselben, »Eggenthaler-Horn« für das Gamsängerlehorn — sind, ebenso wie die Benennungen der »Grossen« und »Kleinen Latemarscharte«, der »Rothlahn«-, »Erzlahn«- und der »Gamsstall-Scharte«, des »Diamantidi Kamins« und der Geröllhalde der »Rothlahn« selbst, erst durch die touristische Übung eingeführt worden, lehnen sich aber, wie aus dem Vorgesagten erhellt, möglichst an schon bestehende Bezeichnungen an.

Was die orographische Gliederung der einzelnen Gruppen unseres Gebirgsstockes und die Gruppierung der einzelnen Gipfel desselben betrifft, so ist, entsprechend dem Vorerwähnten: die »Latemargruppe im engeren Sinne« der von Westen nach Osten verlaufende nördlichste und längste Arm des Halbkreises, den die Gruppe um das Valsorda bildet. Derselbe ist durch die »Grosse Latemarscharte« wieder in ein östliches und ein westliches Massiv getheilt, von denen das westliche, aus den schönen Latemarthürmen aufgebaut, die höchste Erhebung der Gruppe bildet und das östliche als langgezogener, gegen die »Grosse Latemarscharte« kühn abstürzender, langer Grat gerade oberhalb derselben den zweithöchsten Ostgipfel aufbaut, nach Osten aber die touristisch belanglosen Bergrücken der »Vallaca« (2457 *m*), des Toacz (2318 *m*) und des Monte Ciamp (2270 *m*) gegen Moëna vorschiebt und auch gegen Nord-Nordosten seine Ausläufer als zerrissene Zackenreihe bis zum Karerpasse ausdehnt, eine Zackenreihe, die wieder durch die »Kleine Latemarscharte« (auch »Geplänkjoch« oder »Sattel« genannt) vom eigentlichen Ostmassive geschieden wird.

Von Nordosten nach Westen vorgehend, enthält diese »Latemargruppe im engeren Sinne« nachfolgende Gipfel:

Zwischen Karerpass und Kleiner Latemarscharte als nordöstlichsten Ausläufer:

1. Die Cima Poppa (2431 *m* der Sp.-K.), d. i. ein kleiner, unscheinbarer Fels-

[1]) Die Eggenthaler sprechen zumeist das a wie ä aus.



Latemar vom Zaneihof in Welschnofen.

zacken, der ebenso wie die Cime Poppe im Vajoletthale von den Fassaner Hirten seiner Gestalt wegen (Poppa = Wickelkind, Männchen) diesen Namen erhielt; derselbe ist touristisch bedeutungslos, wird aber, da ein gebahnter Weg vom Karerpasse bis zum sog. Signalkopf knapp unter seinen Gipfel führt, von den Sommerfrischgästen des Karerseehotels und Rosengartenhofes ob seines schönen Ausblickes in das obere Fassathal häufig besucht.

2. Der unbenannte Felszacken (P. 2507 *m* d. Origin.-Aufn. der Sp.-K.), die höchste Erhebung der bereits vorerwähnten malerischen Felszackenreihe zwischen Cima Poppa und der »Kleinen Latemarscharte«, ist ebenfalls hochtouristisch nicht von Bedeutung, jedoch als Klettergarten sehr geeignet. Die erste touristische Ersteigung der Cima Poppa sowie dieses unbenannten Gratthurmes (2507 *m*) vollführte am 20. Oktober 1895 Herr R. Domenig aus Bozen, wobei er den Gratthurm von Norden, von der »Kleinen Latemarscharte« etwas nach rechts absteigend, durch eine Felsrinne in mässig schwerer Kletterei erreichte.[1]) Ein kleiner Zacken westlich der Cima Poppa heisst im Volksmunde der »Kapuziner«, da er von der Welschnofneralpe aus gesehen einem Mönche mit einer Kapuze gleicht.

3. Zur »Kleinen Latemarscharte« (ca. 2450 *m*), in der Sp.-K. uncotiert und unbenannt, führt derzeit sowohl von Norden als auch von Osten her ein wohlangelegter Steig, ersterer als directer Aufstieg vom Karerseehotel oberhalb des Bergsturzes im »Geplänk« zunächst der Latemarwiese über steile Sandreissen in 2½ bis 3 Stunden zum Sattel emporführend, letzterer vom Karerpasse um die Cima di Poppa östlich herumführend und schliesslich über steile Gras- und Geröllmulden emporsteigend, in kaum etwas längerer Zeit. Beide Steige vereinen sich am Sattel und führen sodann an der Südseite des Berges bis zur Spitze des langgestreckten Felsgrates des Col Canon, den die Kleine Latemarscharte von der vorerwähnten Zackenreihe trennt.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1895 (Tourenbericht Dr. Rosenthals). Die Cima Poppa wurde von der Südseite über ein exponiertes Band erklommen.

4. Der Col Canon (P. 2741 *m* d. Sp.-K.) dürfte richtiger Col Cornon (Cornon = grosses Horn) heissen, ein Name, der sich wiederholt in den ladinischen Bergen findet und auch von den Fassaner Hirten des Karerpasses für den Col Canon angewandt wird. Seine Ersteigung ist die leichteste, meistgemachte Tour der ganzen Latemargruppe und selbst der kleine, harmlose Kamin, der zum Schlusse zum felsigen Gipfel führte, wird nun auf einem Steiglein umgangen; man erreicht denselben von der Kleinen Latemarscharte über Schutthalden oder dem Kamme nach über leichte Felsen aufsteigend, in 1/2—3/4 Stunden. Wie bereits erwähnt, dürfte der Col Canon der Gipfel sein, den Freiherr v. Richthofen bereits im Jahre 1856, von dem Toacz-Berge herüberquerend, erreichte und von welchem er durch ein, direct vom Gipfel desselben zur Malga di Valsorda hinabführendes, breites Felscouloir abstieg,[1]) dessen Begehbarkeit zweifellos ist und nur an einigen Stellen Kletterarbeit erfordert. Die Brüder Dr. Josef und Philipp Wilhelm Rosenthal aus Wien benützten im September des Jahres 1891 zum Abstiege vom Col Canon ebenfalls das in der Anmerkung erwähnte Toacz-Thal.[2])

5. Vom Col Canon zum Östlichen Latemargipfel, dem zweithöchsten Gipfel der ganzen Gruppe (2794 *m* d. Sp.-K.), führt ein stellenweise nicht leicht zu begehender, schmaler und mehrfach eingeschnittener Felsgrat, der gewöhnlich an der Südseite desselben etwas unterhalb des Grates umgangen wird (die Richtung wird durch Steindauben bezeichnet). Auf dem Wege dahin erreicht man kurz vor dem Ostgipfel eine ganz ansehnliche, in der Specialkarte uncotierte und unbenannte Spitze, welche von ersterem durch eine mässige, mit Geröllhalden ausgefüllte Depression getrennt ist, über welche man leicht zum Ostgipfel emporsteigt. Der Ostgipfel schiebt gegen Nordwest ein etwas niedrigeres, spitzauslaufendes Felsplateau vor, das nach der Latemarscharte und gegen Norden in senkrechten Steilwänden abstürzt und von Norden aus gesehen die scharfe, charakteristische Nase des Ostgipfels bildet. Da nicht nur der Ostgipfel selbst, sondern auch der ganze Grat, der vom Col Canon und der Kleinen Latemarscharte zu demselben herüberführt, nach Norden zu in schroffen Wänden abstürzt, die bloss an einigen Stellen von plattigen Felsmulden und scharfeingerissenen Kaminen durchbrochen werden, so sind die Anstiege zu den Gipfeln des Ostmassives von Norden aus schwierig; trotzdem benützte Gustav Euringer am 1. Sept. 1884, als er mit Führer Battista Bernard aus Campitello die erste Ersteigung des Ostgipfels vollführte, ein solches Felscouloir, welches direct von der »Geplänklahn« westlich in die Felsen des Nordabsturzes zu einer plattigen Felsmulde hinüber und sodann wieder durch Felskamine in die Einsattlung zwischen dem Ostgipfel und der unbenannten Spitze hinaufführt; eine anstrengende, schwierige Kletterei, die seither nur mehr im Jahre 1894 (3. August) von Karl Langbein aus Nürnberg mit Führer Anton Plank aus Welschnofen[3]) und von den beiden Führern Simon und Alois Rizzi aus Campitello im Jahre 1898[4]) in verschiedenen Varianten wiederholt wurde.

Maler E. Platz aus München erstieg im Jahre 1895 den Col Canon durch einen Felskamin, der von der Geplänklahn direct zu diesem Gipfel emporführt.

An den Südhängen des Ostgipfels, die ebenfalls zwischen der Grossen Latemar-

---

[1]) Diese Ansicht stimmt mit der, von Freiherrn v. Richthofen in seinem wiederholt erwähnten Werke auf Seite 270—272 gegebenen Beschreibung seiner Latemarbesteigung und der vom Verfasser im Juni l. J. an Ort und Stelle vorgenommenen Besichtigung des beschriebenen Terrains vollkommen überein. Ich benützte hiebei wegen vorgerückter Tagesstunde nicht dieses directe Couloir, sondern ein weiter östlich desselben gelegenes, von der Vallaca und dem Toacz-Berge zur Malga di Valsorda führendes Thal zum Abstieg, welches — ganz leicht begehbar — über grüne Matten knapp unterhalb der Sennhütten ins Valsorda mündet und in der Orig.-Aufn. den Namen Toaso-Thal (richtiger Toacz-Thal) führt.

[2]) Ö. A.-Z. 1891, S. 267, und Ö. A.-Z. 1892, S. 136—139. Siehe auch Seite 321, Anmerk. 1.

[3]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, Seite 108.

[4]) Private Mittheilungen dieser Führer an den Verfasser.

scharte und dem Toacz-Thal gegen das Valsorda steil abstürzen, führt ausser dem bereits besprochenen, breiten Felscouloir, das vom Col Canon zur Malga di Valsorda führt, noch eine sehr steile Felsrinne vom Massive des Ostgipfels direct in den unteren Valsordakessel hinab, wohin auch jene Felsrinne im paralellen Verlaufe mündet, die direct von der Grossen Latemarscharte dahin hinunterführt; beide Rinnen dürften kaum leicht zu begehen sein und anstrengende Kletterarbeit erfordern, über eine touristische Benützung derselben ist nichts bekannt.

Ich erreichte im Jahre 1894 den Ostgipfel, zuerst vom höchsten Gipfel der Latemarthürme absteigend und zur Grossen Latemarscharte herüberkommend und von derselben wieder aufsteigend, nach einer kurzen, unschwierigen Traverse in den Felsen der Südabdachung des Ostgipfels über einen leichten Schutt- und Felsgrat, der von diesem steil nach Süden abfällt; ein Weg, der seither öfters wiederholt wurde und nun für geübtere Touristen allgemein als leichte Verbindung zwischen den beiden höchsten Gipfeln der Gruppe benutzt wird.

6. Die »Grosse Latemarscharte« (2634 *m* d. Orig. Aufn.), welche als tiefeinschneidende, weithin sichtbare Einsattlung den Ostgipfel von den Latemarthürmen trennt, erreichte bisher, direct von Norden zu derselben aufsteigend, nur Dr. Georg Löwenbach aus Wien mit Führer Luigi Bernard aus Campitello.[1]) Diese Partie stieg am 12. Aug. 1896 von den Geröllhalden oberhalb des Mitterlegers durch die in ihren unteren Theilen schneeerfüllte, überaus steile, enge und steinschlaggefährliche Rinne, welche direct zwischen Diamantidithurm und Ostgipfel zur Scharte emporführt, hinan; im oberen Theile derselben wandte sich dieselbe der im Aufstiege links liegenden, mit brüchigem Augitporphyr ausgefüllten Verästelung der Rinne zu, in welcher ihr eingeklemmte grosse Blöcke, brüchiges Gestein und exponierte Traversen zu beiden Seiten der Rinne grosse Schwierigkeiten bereiteten; erst um 11 Uhr 30 Min. wurde die Scharte erreicht, trotzdem schon um 4 Uhr vom Karerseehotel aus aufgebrochen worden war. Von der Scharte wurde über leichte Felsen und Schutt zum nordöstlichen Latemarthurme und, an der Südseite absteigend, zum Hauptthurme selbst gequert und derselbe von Süden erstiegen. [2])

Zwischen der »Grossen Latemarscharte« und der breiten, steilen Depression der »Rothlahnscharte« stehen

7. »Die Latemarthürme«, die sich um den Hauptthurm in der Weise gruppieren, dass einer derselben, ein schöner, schlanker Thurm, etwas nach Norden vorgeschoben, den Hauptthurm im Osten und drei grosse massige Thürme denselben im Westen flankieren und von einer Anzahl von mehr oder weniger stattlichen Nebenthürmen und Gratzacken umgeben, einen langen, wild zerrissenen Grat bilden. Nach Süden dachen sich alle diese Thürme in mässig geneigten, von langen Felsbändern durchzogenen Schutt- und Felsterrassen gegen das Valsorda zu ab und weisen erst wieder in den untersten Partien des Berges, oberhalb des Unteren Valsordakessels, geschlossene Steilwände auf. Zu den einzelnen Gipfeln derselben, die, von Norden aus gesehen, die schon wiederholt erwähnte herrliche Gruppe imponierender, kolossaler Felsthürme und die Hauptzierde der Latemargruppe bilden, führen von der südlichen, gemeinsamen Schutt- und Felsterrasse ebenso geformte schmale, zumeist ganz gut gangbare Brücken hinan, zwischen denen tief einschneidende und schmale Scharten die Stellen markieren, wo von Norden her zwischen denselben steile, finstere und überaus enge Eis- und Felscouloirs zu ihnen hinaufziehen. Grosse Felsblöcke hängen frei zwischen den glatten Felswänden der benachbarten Thürme eingekeilt, und gestatten

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 167.

[2]) Über die Felsrinne, welche direct vom Valsorda durch die Südabstürze des Latemarmassivs zur Grossen Latemarscharte hinanführt, siehe weiter oben Seite 310.

unter denselben hinaus Tiefblicke auf die dunkeln Wälder des Karerforstes und die kleinen blaugrünen Spiegel der Karerseen.

Der erste Ersteiger des »Latemar-Hauptthurmes«, des »Diamantidi-Thurmes« (2846 *m* d. Sp.-K.), war, wie nun zweifellos feststeht, ebenfalls der um die Erforschung so mancher Dolomitgruppe hochverdiente Hochtourist Gustav Euringer aus Augsburg[1]); derselbe vollführte die Tour mit Führer Giorgio Bernard aus Campitello am 17. Aug. 1885 von Untereggen ausgehend und nahm seinen Weg über den, geographisch gesprochen, rechten Arm der Erzlahn, über welche Geröllhalde er bis zu dem Punkte vordrang, wo der Nordgrat sich vom Hauptmassive der Gruppe loslöst. Nachdem er irrthümlich zuerst den Nordgrat erklettert hatte, traversierte er an den obersten Partien desselben zu einem kleinen, aber nicht unschwierigen Kamine, der ihn östlich der Erzlahnspitze in der Nähe der Rothlahnscharte in den Oberen Valsordakessel brachte, woselbst er sodann an der Südflanke der Latemarthürme bis zum Hauptthurme querte und denselben erstieg. Den Abstieg suchte Euringer, in den grossen Valsordakessel zurückkehrend, über einen Schafsteig, der an der linken Seite des Thales und des Felskegels Punkt 2449 der Sp.-K., vom oberen in den Unteren Valsordakessel und zur Valsorda-Alm führt.[2]) Die Beschreibung, die Euringer von dieser seiner Tour giebt, ist so charakteristisch, dass jeder mit den örtlichen Verhältnissen nur halbwegs Vertraute nicht daran zweifeln kann, dass Euringer wirklich den Hauptthurm, die höchste Erhebung der Latemargruppe erreichte, und dass Demeter Diamantidi aus Wien mit den Führern Peter Krotter aus Ridnaun und Anton Dejori, als er am 25. Juli 1892 den Hauptthurm von Norden durch das steile Eiscouloir oberhalb der Grossen Latemarlahn erstieg, denselben Gipfel wie Euringer betrat.[3])

Über die Partie Diamantidi erzählt Anton Dejori, der Wirth am Karerpasse und Begleiter Diamantidi's, dass dieselbe um 8½ Uhr morgens das Gasthaus zur »Alpenrose« am Karersee verliess, um 6 Uhr abends den Gipfel des Hauptthurmes erreichte, und erst um 11 Uhr nachts über die Erzlahn und den Bewallerhof zur Alpenrose zurückkehrte; das Couloir, welches damals zum Aufstiege benutzt wurde, liegt zwischen dem Hauptthurme und dem Massive der drei westlichen Latemarthürme und mündet am Südabhange des Haupthurmes etwa eine Viertelstunde unter dem Gipfel selbst, den man über die Schuttterassen der Südseite erreichte; dasselbe trägt seitdem den Namen »Diamantidi-Kamin«, weist aber in seinem ganzen Verlaufe keinen Kamin auf, sondern bloss in seiner mittleren Partie eine Felsstufe, die durch abgestürzte Blöcke gesperrt ist; dieselbe wird im Aufstiege links in den Felsen umgangen und hiebei meist unter einem grossen Felsblocke durchgekrochen.

Da das Couloir sehr oft, besonders im Spätsommer, sehr stark vereist und steinschlaggefährlich ist, überdies neuerdings im Herbste des Jahres 1899 und im Frühjahre 1900 starke Bergbrüche in demselben stattgefunden haben, so ist die Benutzung desselben derzeit kaum anzurathen[4]), ausser zur frühen Jahreszeit, bei guten Schneeverhältnissen und sehr früh am Morgen. Unter solchen Verhältnissen hat auch der Verfasser unter Führung Norman-Neruda's und in Gesellschaft der Frau Norman dieselbe Tour im Jahre 1897 vom Mitterleger bis zum Gipfel in bloss etwas über 4 Stunden zurückgelegt,

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 242—243.

[2]) In seinem Tourenberichte sagt Euringer über die landschaftliche Schönheit der Latemargruppe: »Es giebt selbst in den Südtiroler Dolomiten wenig Felsgebide von so hervorragend landschaftlicher Wirkung, wie die prachtvolle Zackenreihe des Latemar oberhalb des Karersees und Karerwaldes. Sie erinnert an die schönsten Partien des Rosengartens (Thürme von Vajolett, Dirupi di Larsec, Tscheinerspitze) und ist auch in der That dessen Fortsetzung«. Auch ein Gedicht Euringer's im alten Fremdenbuche der »Alpenrose« preist die Schönheiten der Latemargruppe.

[3]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V., S. 150. Ö. A.-Z., S. 269 (1892).

[4]) Dasselbe gilt auch vom vorhergeschilderten Couloir, welches Dr. Löwenbach zum Aufstiege zur Gr. Latemarscharte benutzte, und in welchem seither ungeheuere Bergbrüche niedergiengen.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Latemar: Diamantidithurm vom Ostgipfel.

während Diamantidi sich im Couloir allein beinahe 6 Stunden aufhielt und eine Partie, bestehend aus Professor A. Gunold aus Graz und den Führern Franz Fistill aus Gröden und Anton Plank aus Welschnofen, die Begehung des Diamantidikamines wegen Vereisung ganz aufgeben musste und am Nordfusse der Latemarthürme traversierend, durch eine westlicher gelegene Rinne [1]) nach stundenlangem Suchen das Hochplateau des Oberen Valsordakessels erreichen konnte, um von demselben aus zum Hauptthurme aufzusteigen (ab Alpenrose 4 Uhr 45 Min., Scharte 11 Uhr 55 Min., Hauptthurm 2 Uhr 20 Min., Abstieg nach dem Valsordathale und Moëna auf Euringer's Route). Seither wurde die Tour des öfteren durchgeführt, so von Dr. A. Strack aus Hamburg mit Führer Ignaz Dejori aus Welschnofen (1896), H. Rothschild aus Berlin mit Führer Georg Kaufmann aus Welschnofen 1899, u. a. m. Im Jahre 1898 wurde dieselbe auch von den Damen Frau Louis Friedmann aus Wien und May Norman-Neruda gemacht.



Diamantidi-Rinne von oben.

Der derzeit gebräuchlichste und zumeist schneefreie Anstieg auf den Hauptthurm führt, ebenfalls von Norden vom Mitterleger ausgehend,[2]) direct über die Grosse Latemarlahn zum westlichen, höchsten Theile derselben aufsteigend (wo rothes Gerölle und ebensolche Felsen derselben den Namen »Rothlahn« gegeben), zu einer breiten, flachen Depression, die, zwischen den Latemarthürmen und der Abzweigung des Nordgrates gelegen, den Namen »Rothlahnscharte« erhalten hat; beim Aufstiege ist zu beachten, dass der beste Weg zu derselben ein steiles, enges Couloir bildet, welches sich ganz rechts (im Aufstiege) an die Felsen des Nordgrates anlehnt und zwischen denselben und einem schmalen, schönen Vorthurme zu einem Punkte hinanführt, der etwas höher und westlicher als der tiefste Punkt der »Rothlahnscharte« selbst liegt; dieses Couloir ist zumeist nur mit Schutt ausgefüllt und weist bloss unschwierige Felspartien auf, während eine weiter östlich (im Aufstiege links) gelegene, direct zur niedrigsten Depression der Rothlahnscharte hinaufführende Felsrinne, die mit schwarzem Augitporphyr durchsetzt ist (und ebenfalls wiederholt begangen wurde), wegen ihrer grösseren Steilheit und ihres abbröckelnden, unsicheren Gesteines wesentlich grössere Schwierig-

[1]) Die Scharte, welche Prof. Gunold auf dieser Tour als Erster betrat, ist die zwischen dem letzten westlichsten der Latemarthürme und einem Felsvorbaue desselben gelegene, der sie von der Rothlahnscharte trennt (auf Grund der sehr klaren Darstellung Prof. Gunold's. Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 47, und der Aussagen des Führers Plank, der denselben als Träger begleitete, siehe S. 314).

[2]) Man erreicht den Mitterleger sowohl vom Karerpasse als auch vom Karerseehotel aus durch den Karerwald leicht in 1¼ Stunden.

keiten bietet. Uber die noch weiter östlich gelegene Felsrinne, welche Prof. Gunold zu seinem Aufstiege benutzte, und die noch grössere Kletterarbeit erfordert, siehe die vorhergegangenen Bemerkungen (auf S. 312). Die zwischen den drei westlichen Latemarthürmen von Norden emporführenden, ebenfalls zumeist mit schwarzem Augitporphyr ausgefüllten, engen Couloirs wurden bisher noch nicht begangen und sehen auch durchaus nicht einladend aus. Mit dem Anstiege über die »Rothlahnscharte« zum Hauptthurme wird derzeit gewöhnlich auch der Besuch des Ostgipfels und der Abstieg über den Col Canon verbunden, eine Tour, die von Karersee aus und dahin zurück circa 10—11 Stunden beansprucht.

Ein tollkühner Versuch, den die Führer Alois und Simon Rizzi aus Campitello und Ignaz Dejori aus Welschnofen (1897) mit der bekannten Hochtouristin Fräulein Plank aus Elberfeld (verehel. Frau Meurer) unternahmen, um den Diamantidithurm direct über die furchtbaren Felsabstürze der steilen Nordwand desselben zu bezwingen, scheiterte, trotzdem die Partie bereits ziemlich hoch vorgedrungen war und endete mit einem Rückzug in die mittleren Partien des Diamantidikamines, durch welchen sodann der Gipfel erreicht wurde.

Vom Valsorda aus erreicht man den Hauptthurm sowie die übrigen Latemarthürme von der Malga di Valsorda ausgehend über den Schafsteig, der im Aufstiege rechts durch die Felswände führt,[1]) welche den Hintergrund des Thales quer abschliessen und auf welchen sich die grosse halbkreisförmige Schutthalde des oberen »Grossen Valsordakessels« aufbaut, aus welcher wieder die Cima Feoda, der Cavignon, die Cima della Valsorda, die Reiterjochspitzen, die Erzlahnspitze und die Latemarthürme in grossem, prächtigen Bogen emporwachsen.[2])

Die erste touristische Besteigung der sämmtlichen »Latemarthürme« dürfte der Verfasser im Jahre 1895 mit den Führern Josef Pichler und Hanssepp Pinggera aus Sulden durchgeführt haben, indem er über die Rothlahnscharte aufsteigend dieselben mühelos von der Südseite her einzeln begieng und von einem zum anderen hart an den dieselben scheidenden Einschartungen traversierte. Am Morgen desselben Tages war auch die Erzlahnspitze in einer halben Stunde von der Rothlahnscharte aus über Schutt und Felsen leicht erstiegen worden. Den Schluss der Tour bildete die bereits erwähnte erste Überschreitung der »Grossen Latemarscharte« von dem Hauptthurme zum Ostgipfel und Col Canon hinüber, wobei die Tour — vom kleinen Wirthshause zur »Alpenrose« ausgehend — den ganzen Tag von früh morgens bis spät abends beanspruchte.

Das Massiv der Latemarthürme, und hiemit die Latemargruppe im engeren Sinne, trennt vom »Massive der Reiterjochgruppe«, wie schon vorerwähnt, als natürliche Grenze

8. Die Rothlahnscharte, die in der Specialkarte weder genannt noch cotiert erscheint, jedoch von der Welschnofner Seite gesehen, markant auffällt; da wir über dieselbe bereits das Wissenwertheste berichtet haben, erübrigt nur noch zu sagen, dass dieselbe sich nach Süden in sanft geneigten Geröllhalden zum Valsordakessel abdacht und dass von derselben daher auch alle Gipfel, die diesen Kessel umgeben, unschwer zu erreichen sind.

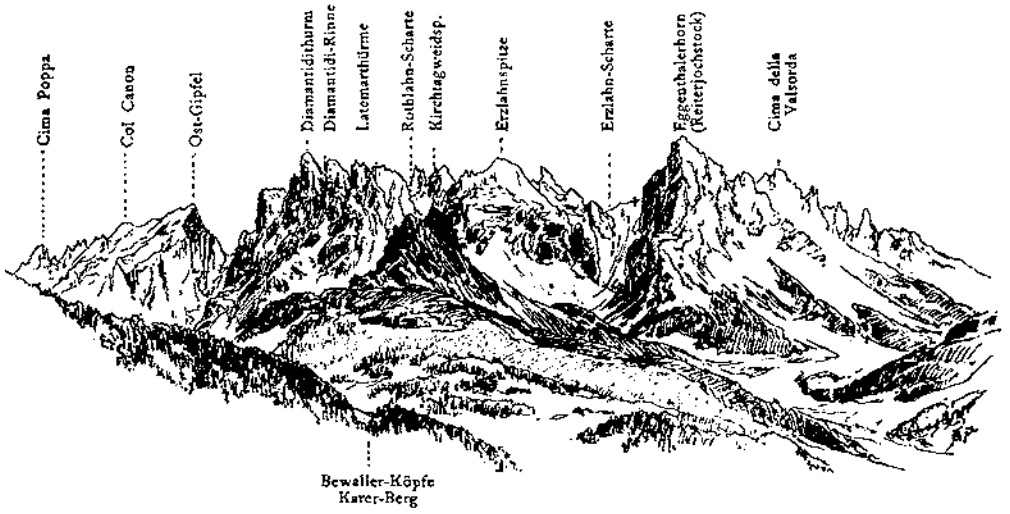
Westlich an dieselbe grenzt als erster höherer Gipfel des Reiterjoch-Massives

[1]) Derselbe, den G. Enringer und Prof. Gunold zum Abstiege benutzten; siehe Seite 312.

[2]) In der Mitte des Kessels, den die Hirten ob der spärlichen Schafweiden, die daselbst zu finden sind, die »Lastei di Valsorda« nennen, erhebt sich knapp an den Abstürzen der Ostseite ein dreigipfliger Felskopf, der von der Malga di Valsorda aus gesehen einen stattlichen Felsgipfel bildet; derselbe steht auf P. 2449 der Sp.-K., seine höchste Erhebung dürfte jedoch der Cote 2529 *m* der Orig.-Aufn. entsprechen; rechts von demselben (im Aufstiege), wo der Schafsteig hinanführt, befindet sich auch eine Quelle, die in dem wasserarmen Gebiete eine Seltenheit ist, und in der Nähe derselben soll auch vor nicht allzu langer Zeit ein Bergbau nach Bol betrieben worden sein: ein Mineral, das zum Tabakfärben verwendet wurde.

9. Die Erzlahnspitze (der unbenannte P. 2757 *m* der Specialkarte), eine nach Westen in prächtigen Felswänden gegen die Erzlahn abstürzende Felspyramide, die neben dem Eggenthalerhorn weit über das Eggenthal und Birchabruck hinaus sichtbar ist. Zwischen derselben und der Rothlahnscharte erhebt sich ein noch unerstiegener, namenloser Thurm, der die Abzweigung des Nordgrates vom Hauptkamme zu schützen scheint. Die Erzlahnspitze, von deren Erstersteigung über die Rothlahnscharte wir vorher gesprochen, lässt sich ebenso leicht auch von der Erzlahnscharte erreichen und beansprucht von derselben kaum eine Stunde; man sucht den Weg auf dieselbe an der Südostseite des Berges über Schutthalden und kleine Felsterrassen aufsteigend.

10. Der »Nordgrat der Gruppe«, den wir ebenfalls zum Reiterjochmassive zählen, verläuft bis zu seinem Culminationspunkte, der Kirchtagweidspitze, als schmale, lange Mauer, die die Rothlahn von der Erzlahn scheidet und nach beiden Seiten schroff abfällt; der Grat derselben ist von mehreren Thürmen und Felsnadeln[1]) geziert,



Latemarstock von Gummer, im äusseren Eggenthale, aus.

von denen der nördlichste im Herbste des Jahres 1899 von K. Domenigg aus Bozen von der Erzlahn aus und der Scharte zwischen Kirchtagweidspitze und diesem Thurm selbst erstiegen wurde; derselbe wurde überdies, wie erwähnt, in seinen südlichsten, an den Hauptkamm anstossenden Partien bereits von Euringer im Jahre 1885 und in seinen Mittelpartien von Th. Dietrich aus Innsbruck im Jahre 1899 betreten. Derselbe ist überaus brüchig und daher schlecht zu begehen.

Die höchste Erhebung, die Kirchtagweidspitze (2647 *m* der Sp.-K.), führt ihren Namen daher, da sie, von Untereggen aus gesehen, als schöner Felsthurm gerade ober den Weideneien steht, an denen die Ochsen der Eggenthaler Gemeinden zur Zeit des Eggenthaler »Kirchtages« zu weiden pflegen; ein offenbar poetisch angehauchter Mappierungs-Officier hat bei der letzten Aufnahme der Specialkarte diesen vulgären Namen in »Kirchtagweihespitze« umgewandelt. Dieselbe wurde erst am 1. Juli l. J. vom Verfasser mit mehreren Bozener Touristen durch ein enges, mit Schnee und Eis erfülltes Felscouloir erstiegen, das, vom rechten Arme der Erzlahn, am Südfusse der Felsabstürze des

[1]) Eine besonders schlanke und auffallende Nadel zwischen den beiden südlichsten Thürmen des Grates heisst das »Fräulein« und soll ihren Namen einer Sage verdanken.

Gipfels beginnend, in nördlicher Richtung quer durch die Felsen bis unmittelbar unter den schmalen, brüchigen Gipfelgrat hinführt.[1]) Vom Endpunkte dieser Rinne senkt sich ein noch steilerer und noch engerer, finsterer Felskamin östlich direct gegen die Einsattlung hinunter, welche die Erzlahn mit der Knappenstube verbindet und die Kirchtagweidspitze vom P. 2377 m. der Sp.-K. (das ist die Kleine Kirchtagweidspitze) trennt; dieser Kamin dürfte nur äusserst schwer zu begehen sein. Vom Massive der Kirchtagweidspitze, die nach allen Seiten schroff abfällt, strahlen als Ausläufer zwei Felsgrate aus, von denen ein längerer nach Nordwesten verläuft und den obenerwähnten Doppelgipfel der »Kleinen Kirchtagweidspitze«, 2377 *m*, als höchste Erhebung besitzt; derselbe bildet in seinem nördlichsten Verlaufe einige bewaldete und mit Weideneien gekrönte Felshöcker, die »Bewaller-Köpfe«, die in der Sp.-K. mit 2122 *m* cotiert erscheinen und zum nahegelegenen »Bewallerhofe« gehören. Der andere, kürzere Grat[2]) strebt direct gegen Norden und endet im »Hohen Stuhle« zunächst dem »Mitterleger« im Karerwalde, einer eigenthümlich geformten schroffen Felskuppe. Beide Ausläufer umschliessen das Schuttplateau der »Knappenstube«, das, gegen Norden geöffnet, zum Wege zwischen »Mitterleger« und »Ausserleger«[3]) hinunterreicht. Der vorerwähnte Sattel, der von der »Knappenstube« über Geröllhalden zwischen den beiden Kirchtagweidspitzen zur Erzlahn herüberführt, könnte am besten als »Knappenstuben-Sattel« benannt werden.

In das Gebiet der Erzlahn, der Kirchtagweidspitzen und der Knappenstube verlegt der Volksmund, ebenso wie in die »Geplänklahn«, den Sitz eines alten Bergwerkbetriebes im Latemar: Höhlungen, die oberhalb der Bewallerköpfe in die Nordabstürze der Kleinen Kirchtagweidspitze hineinführen, werden als verfallene Stollen bezeichnet und mannigfache Sagen von den Venedigermanndeln, den Goldschätzen im Latemar, dem »geblendeten Golde«[4]) im »Geplänk« u. a. m. sprechen von demselben und vermengen sich mit den zahlreichen Sagen von den Saligen Fräulein, vom »wilden Gfohr«,[5]) und dem »grossen Koad«[6]) im Karerwalde und von anderen »Unkatl'n«,[7]) die in den grossen Bergwäldern und Einzelnhöfen am Fusse des Latemars ihr Unwesen treiben; dass auch hiebei der »Bettel«, wie die Welschnofner und Eggenthaler den Teufel nennen, als christlicher Einschlag in die altgermanischen Sagen keine untergeordnete Rolle spielen darf, ist selbstverständlich.[8])

Ob die vorerwähnten Felshöhlen wirklich alte Stollen sind, konnte bisher nicht ermittelt werden, doch bekräftigen zahlreiche Fundstücke eisenhältiger Mineralien und Rothsteine daselbst diese Ansicht; es wird auch vielfach von alten Leuten erzählt, dass Hirten und Bauern wiederholt sowohl im »Geplänk«, als auch in der Nähe der Knappenstube uraltes Knappenwerkzeug, Bohreisen, Hämmer u. dgl. im Steingerölle fanden.[9]) Jedenfalls dürfte im Latemar nach Metallen geschürft worden sein, da Forno, das Dorf am Eingange des Valsorda, nachweislich einer Knappencolonie seine

[1]) Über die Tour siehe Seite 322, Anmerkung.

[2]) Derselbe erscheint in der Sp.-K. nur sehr mangelhaft eingezeichnet.

[3]) Der »Ausserleger«, 1851 *m* der Orig.-Aufn., ist eine zum Bewallerhofe gehörige Ochsenalpe, die westlich der Bewallerköpfe liegt.

[4]) »Geblendetes oder verblendetes« Gold liegt oft zu Tage, kann aber von gewöhnlichen Menschenkindern nicht gesehen werden, da es verhext ist.

[5]) »s' wilde Gfohr« = wilde Jagd.

[6]) Koad = Ungeheuer; dieses »Koad« ist uralt und weiss »den Karerwald neunmal Wies und neunmal Wald«.

[7]) »Unkatl« = kleinere böse Geister.

[8]) Eine reichhaltige Auswahl der in Welschnofen, Deutschnofen, Eggenthal und Tiers verbreiteten Sagen hat Joh. Ad. Heyl aus Brixen mit grossem Fleisse bei der einheimischen Bevölkerung an Ort und Stelle gesammelt; siehe hierüber dessen wiederholt erwähntes Werk: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, S. 322—441.

[9]) Siehe Heyl, S. 382 u. 388, und die Erzählungen der Fassaner Hirten auf S. 306, Anmerkung.

Entstehung verdankt und daselbst im 15. Jahrhunderte über 1000 Knappen gewohnt haben sollen, da ausserdem in der Nähe von Deutschnofen, auf dem Hügel St. Helena, erwiesenermaassen ein Silber- und Blei-Bergwerk im Betriebe stand[1]) und ebenso auf den Höhen des Mulatberges im Fleimsthale, dessen Gesteinsmassen, wie erwähnt, mit denen der Latemargruppe im engsten Zusammenhange stehen, seinerzeit äusserst ergiebige Kupfer- und Eisenbergwerke ausgebeutet wurden, deren Wiederaufnahme im Vereine mit einem electrischem Werke im Mezzavalle, zwischen Forno und Predazzo, erst vor wenigen Jahren versucht wurde.[2])

Im Hauptkamme der Reiterjochgruppe südwestlich von der Erzlahnspitze, deren Felsgrat scharf von Norden nach Süden verläuft, scheidet die

11. Erzlahnscharte (2603 *m* d. Orig.-Aufn., in der Sp.-K. unbenannt und nicht cotiert) dieselbe vom hohen, langen Kamme der Reiterjochspitzen. Sie ist nebst der Gamsstallscharte die am leichtesten zugängliche Scharte, die den Halbkreis der Felskrone der ganzen Gruppe im Nordwesten durchbricht und für von Norden Kommende der Schlüsselpunkt zur Besteigung aller Gipfel der Gruppe, die den grossen Valsordakessel umgeben. Man erreicht dieselbe von Untereggen ausgehend über die steilen, langgedehnten Schutthalden der Erzlahn, die bis zu ihr hinanreicht, an dem, im Aufstiege, rechten Arme derselben emporsteigend in 2—2½ Stunden von ihrem Fusse, wo mächtige Bergbrüche bis zum Grunschaftswalde hinabreichen.[3])

Uber die Erzlahn hat auch zweifellos Dr. Anton v. Grabmayr aus Bozen seinen Weg genommen, als er im Jahre 1852 die Reiterjochspitze erstieg, und denselben Aufstieg nahmen auch die Herren A. Wachtler und Director Hanne aus Bozen, als sie ihm folgten.

Auch der »Dolomitenvater« Johann Santner aus Bozen nahm, als er am 17. Nov. 1889 ganz allein die erste Wintertour auf die Reiterjochspitze vollführte, dieselbe Route über die damals vollständig verschneite und vereiste Erzlahn, wobei er über dieselbe ungezählte Stufen schlagen musste; im Abstiege gieng er über die Gamsstallscharte und querte den Gamsstall in nördlicher Richtung.[4])

---

[1]) Das Bergwerk von St. Helena bei Deutschnofen findet sich noch in der bereits einmal erwähnten montanistischen Karte von Tirol aus dem Jahre 1849 als »aufgelassen« verzeichnet, ebenso das Bergwerk nach Bol im Oberen Valsordakessel.

[2]) Von den Sagen, die sich auf den Bergbau im Latemargebiete selbst beziehen, sind die verbreitetsten wohl jene vom Untergange der einstmals schönen Almen der »Geplänklahn« und »Erzlahn«, die durch Bergstürze verschüttet wurden, nachdem die durch den reichen Bergsegen übermüthig gewordenen Bergknappen mit den Sennen und Sennerinnen daselbst ein gottsträfliches Leben geführt und selbst den Sonntag, statt in die Kirche zu gehen, mit Spiel und Tanz und noch Ärgerem entweihten (v. Heyl, S. 387 u. 397); ferners die Sage vom »goldenen Saale im Reiterjoche«, bis zu welchem ein Hirtenknabe, ein Sonntagskind, in der »Sonnwendnacht« vorgedrungen und woselbst er viele herrliche Dinge gesehen, so auch ein goldenes Kegelspiel mit goldener Kugel und einen feurigen grossen Karfunkelstein auf einem goldenen Tische, um den zwölf riesige, ehrwürdige Männer gesessen, vor denen er sich aber schliesslich gefürchtet und geflüchtet habe (Heyl, S. 382—384).

[3]) Die Section Bozen des D. u. Ö. A.-V. beabsichtigt am Fusse der Erzlahn eine Schutzhütte zu errichten, welche direct von Bozen über Birchabruck in 6—7 Stunden, von Birchabruck in 2½—3 Stunden und vom Karerseehotel und Karerpasse ebenfalls in 2½—3 Stunden zu erreichen sein wird und als geeignetster Ausgangspunkt für den Besuch sowohl der Latemarthürme, als auch aller anderen Gipfel des Valsordakessels dienen soll. Der Blick vom Fusse der Erzlahn auf die mächtigen Felswände des Eggenthalerhorns und der Erzlahnspitze, sowie auf die Thürme und Zacken des Nordgrates und der Kirchtagweidspitzen ist ein überaus grossartiger.

[4]) Santner schlägt in der Notiz, die er über diese interessante Tour in den Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 274, veröffentlicht, vor, die Reiterjochspitze, die er auch Cima di Valsorda nennt, »Eggenthalerhorn« zu taufen; da wir aber, wie schon früher erwähnt, besser den Namen Cima della Valsorda in Übereinstimmung mit der Specialkarte für den Gipfel 2754 *m* d. Sp.-K. annehmen wollen und die Bezeichnung Horn schon von den Einheimischen dem »Gamsängerlehorn« beigemessen wurde, so erscheint es uns richtiger, den Namen »Eggenthalerhorn« für diesen vorgelagerten hornartigen, vom Eggenthale am meisten auffallenden Gipfel (P. 2762 *m* d. Sp.-K.) vorzuschlagen und den Namen »Reiterjochspitze« für die höchste Erhebung des Reiterjochmassives (2787 *m*) nach wie vor beizubehalten.

12. Von der Erzlahnscharte auf die höchste Erhebung des Reiterjochkammes, die (nördl.) Reiterjochspitze (2787 *m* der Sp.-K.), sind es unter normalen Verhältnissen kaum drei Viertelstunden und der Anstieg zu derselben führt über leichte plattige Felsen und Schutthalden an der Nordostabdachung, zuerst im Aufstiege rechts bis zum Kamme hinauf und dann auf diesem selbst nördlich bis zur höchsten Erhebung desselben, den Nordgipfel der Reiterjochspitzen 2787 *m*, empor. Der Kamm der Reiterjochspitze dehnt sich direct von Norden nach Süden in wellenförmigem Verlaufe mit nur geringen Depressionen und erhebt sich nahe an seinem Südende noch einmal zur Südlichen Reiterjochspitze, P. 2734 *m*[1]) d. Orig.-Aufn. (in der Sp.-K. unbenannt und uncotiert), die jedoch nicht nur wie der Nordgipfel bloss gegen Westen, sondern auch gegen Osten, gegen das Valsorda zu und gegen Süden gegen die Gamsstallscharte zu, in steilen Schrofen abstürzt. Trotzdem wurde dieselbe bereits dreimal auf verschiedenen Wegen über diese Felswände erstiegen: zuerst von Johann Santner mit seiner Tochter Tony und Hans Tyrler aus Bozen im Jahre 1892 vom Kessel unterhalb und westlich der Gamsstallscharte direct durch ein Schnee- und Fels-Couloir, welches vom Südwestfusse der Felsen in nordöstlicher Richtung zum Gipfel hinaufführt; ferners von Maler E. T. Compton im Jahre 1898 durch ein knapp unterhalb der niederen Felsmauer der Gamsstallscharte am Südfusse der Felsen beginnendes, schmales und schräg aufsteigendes Felscouloir, welches in directem diagonalen Aufstiege von Süden nach Nordosten bis zu den Felsen des Gipfelkammes an der Ostseite hinüberleitet, von wo der Gipfel leicht erreicht wird; schliesslich von der Partie H. Forcher-Mayr und C. Ronchetti aus Bozen, welche in Begleitung des Führers A. Plank aus Welschnofen am 1. Juli 1900 den Aufstieg von einem Sattel nördlich des bereits erwähnten Schuttkessels unter der Gamsstallscharte direct durch die schwierigen Wände der Westseite nach zweistündiger, harter Kletterei gerade hinauf zum Südgipfel forcierten.[2]) Alle diese drei Partien giengen vom Südgipfel auf dem Grate ganz leicht zum Nordgipfel vor und suchten ihren Abstieg auf dem gewöhnlichen Wege über die Erzlahnscharte nach Eggenthal hinunter.

Vom Massive der Reiterjochspitzen nordwestlich abzweigend und dasselbe gegen die Eggenthaler Seite hin beinahe ganz verdeckend, zieht sich der bereits wiederholt erwähnte lange Grat des »Gamsängerles« (Gams-Anger) gegen Obereggen hin, die Erzlahn im Südwesten begrenzend. Die höchste Erhebung desselben, ein stattlicher Gratthurm, dessen Gipfel von allen Seiten mit schlechten, plattigen Felsen gepanzert ist, führt bei den Eggenthalern, wie vorerwähnt, den Namen

13. Gamsängerlehorn (2762 *m* d. Sp.-K., auf derselben aber unbenannt), in Welschnofen aber, von wo er auch im Süden über das Fötschenthal herüber gesehen wird und sich als schöner Felskegel zeigt, heisst derselbe »Mittagskogel«. Es dürfte sich empfehlen, demselben in Touristenkreisen endgiltig die Benennung »Eggenthalerhorn« beizulegen. Er ist noch unerstiegen und dürfte sowohl vom Nordgipfel der Reiterjochspitze, von der er durch einige tiefeingerissene Gratscharten getrennt ist, als auch vom »Gamsängerle« aus über den nördlichen Theil des Grates nur sehr schwer und in gefährlicher Kletterei zu erreichen sein.

Sowohl das »Gamsängerle«, als auch der »Gamsstall«, das Gebiet der wild zersägten Felspartien und Zacken, die der Gamsstallscharte, der Cima della Valsorda und den Reiterjochspitzen westlich vorgelagert sind, verdanken selbstverständlich ihren Namen dem Umstande, dass die in der Latemargruppe spärlichen Gemsen mit Vorliebe ihren Aufenthalt in diesen ruhigen, abgelegenen Theilen der Gruppe nehmen.

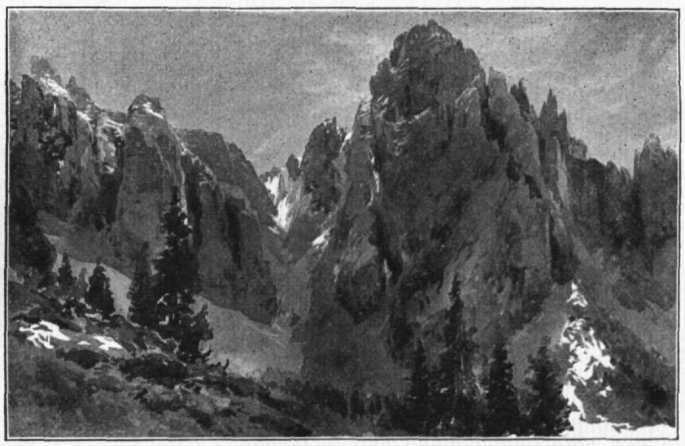
14. Durch den »Gamsstall« zur Gamsstallscharte (in der Orig.-Aufn. un-

[1]) Die Cote ist auf der photogr. Reproduction der Orig.-Aufn. undeutlich, dürfte aber 2734 betragen.
[2]) Siehe Seite 322, Anmerk.

cotiert und unbenannt) führen verschiedene Aufstiege, die über Schutt und plattiges Felsterrain entweder nördlich oder südlich um eine Gruppe von Felsthürmen herumführen, die der Gamsstallscharte westlich vorgelagert und von derselben durch eine markante, tiefe, trichterartige Schuttmulde geschieden sind. Man rechnet von der Reiterjochalpe durch den Gamsstall zur Scharte 2—2½ Stunden, vom Bewallerhofe oder der Kirche in Untereggen zur Reiterjochalpe ebenfalls 2½—3 Stunden. Auch von der Valsordaalpe aus erreicht man die Scharte im selben Aufstiege wie zur Erzlahnscharte, den oberen Valsordakessel aber nach links querend, in ebenfalls 2½—3 Stunden. Die Gamsstallscharte scheidet, wie schon erwähnt, die Reiterjochgruppe von der Cavignon- oder Valsorda-Gruppe.

Als höchster und interessantester Berg derselben erhebt sich hart südlich über der Gamsstallscharte, ebenfalls noch mit der Gratrichtung von Norden nach Süden,

15. die Cima della Valsorda (2754 *m*, in der neuen Sp.-K. ebenso benannt, in den älteren Aufnahmen jedoch unbenannt), dieselbe ist ein schöner Felskegel, der sich sowohl vom Valsordakessel aus, als auch von den Reiterjochspitzen und der Reiteralpe her mit seinen nach Süden und Westen vorgeschobenen, zahlreichen Thürmen und Gratzacken ganz prächtig präsentiert; am bizarrsten und malerischesten aber vom Gipfel der unbenannten Spitze, 2680 *m*, aussieht. Er ist der mächtige, südliche Eckpfeiler der ganzen Gruppe und bietet von seinem Gipfel eine ausser-gewöhnlich umfangreiche, schöne, überraschende Aussicht, die durch einen hochinteressanten Überblick über den ganzen grossen Valsordakessel und alle Berggipfel der Latemargruppe bedeutend gewinnt und durch schöne Thalblicke ins obere Fassathal, nach Predazzo und Fleimsthal, sowie über die Hochplateaus von Obereggen und Deutschnofen in reizender Weise ergänzt wird.



Erzlahnscharte und Eggenthalerhorn (Reiterjochstock).

Touristisch war der Gipfel bisher wohl so gut wie unbekannt, doch dürfte derselbe jedenfalls anlässlich der kartographischen Aufnahmen bestiegen worden sein, da sich Holzreste auf demselben vorfanden, als ihn der Verfasser am 30. Juni d. J. besuchte.[1]) Der Aufstieg zum Gipfel erfolgt am besten durch eine breite Schutt- und Schneerinne, die vom Südostfusse desselben von den Schutthalden des oberen Vajolonkessels in nordwestlicher Richtung zum Gipfelgrate hinaufführt und durch einen auffallenden, geneigten Thurm in zwei Theile getrennt wird. Am Fusse des Gipfelgrates, der von Norden nach Süden verläuft, eröffnet sich plötzlich in der Gipfelscharte zwischen diesem und einem der Gamsstallscharte zu vorgelegenen Vorgipfel ein verblüffender Blick in das Gewirre von Thürmen und Zacken, die das Gebiet des Gamsstalles erfüllen und umgeben, ein starrender Wald von Felszacken, der aus den seichten Geröllmulden und Schneeflecken des Gamsstallbodens gar seltsam verstreut emporragt und durch kleine,

[1]) Über die hier erwähnte Partie siehe den Tourenbericht auf S. 321, Anmerk. 1.

blaugrüne Schmelzwassertümpel belebt wird. Von der Gipfelscharte gelangt man über die Felsterrassen des Grates ganz leicht und bequem in wenigen Minuten zu dem nach Süden vorgeschobenen Gipfel; der ganze Weg vom Einstiege am Fusse der Felsen bis auf die Spitze beansprucht auch kaum mehr als eine halbe Stunde. Südöstlich vom Einstiege, von demselben nur durch eine kleine Mulde getrennt, befindet sich zwischen der Cima della Valsorda und dem unbenannten Gipfel, 2680 *m* d. Sp.-K., eine kleine flache Scharte, die man am entsprechendsten

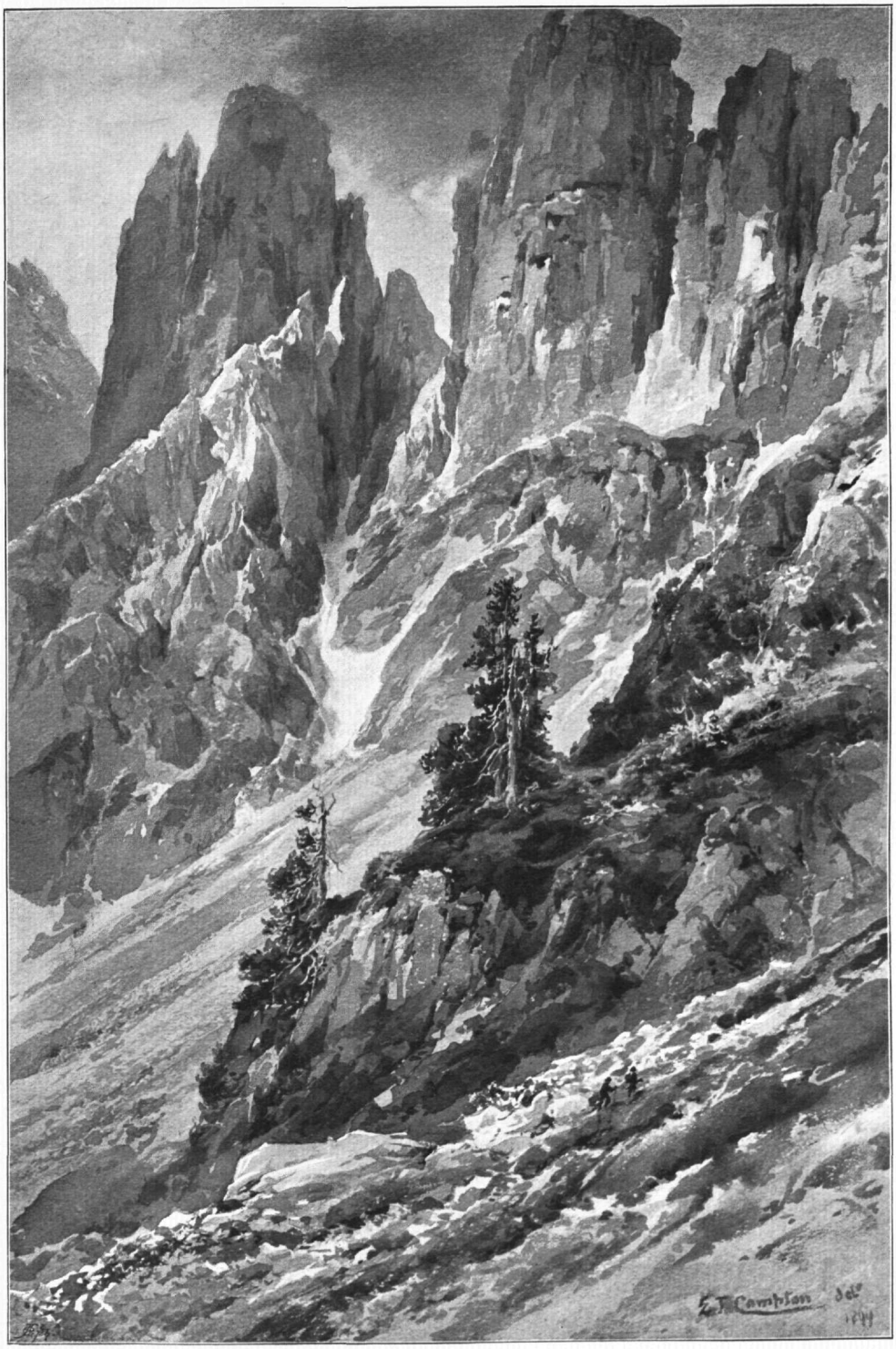
16. die Valsordascharte nennen könnte; dieselbe ist auf der Specialkarte weder cotiert noch benannt, aber insofern von touristischer Bedeutung, als von derselben nach Westen eine anfangs schmale, dann aber breite Schutthalde direct bis zum Meilenhause der Reiteralpe hinunterführt, die sich in ihren unteren Partien mit einer Geröllhalde vereint, die von der Gamsstallscharte südwestlich ebendahin niedergeht. In den oberen Partien derselben stehen die schlanken, röthlichen Vorthürme, welche die Cima della Valsorda im SW. als Trabanten umstehen. Der Valsordascharte noch weiter südlich vorgelagert steht eine stattliche Felsgruppe, die in ihrer Form auffallend an die Fünffingerspitze erinnert, sie dürfte der P. 2422 *m* d. Orig.-Aufn. sein; von einer Scharte zwischen derselben und den Wänden der unbenannten Spitze 2680 *m* führen Geröllhalden gegen das Satteljoch hinab.

17. Die »unbenannte Spitze 2680 *m*« ist vom Valsordakessel aus gesehen nur eine felsige Welle des Cavignonkammes, deren niedere Felsterrassen von Geröllhalden durchsetzt sind; nach Süden fällt sie in etwas höheren Steilwänden ab. Man erreicht dieselbe mühelos über Schutt und Felsen vom Valsordasattel aus in kaum einer Viertelstunde, ihr Besuch lohnt sich nur wegen des bereits erwähnten schönen Anblickes der Cima della Valsorda, den man von ihr aus geniesst, die Hirten der Monte Feodale-Alpen legen auf derselben zahlreiche Fallen auf Schnee- und Steinhühner.

Die Fortsetzung des langen Cavignonzuges verläuft von dieser Spitze von Westen nach Osten, das unscheinbare Aussehen derselben beibehaltend, und erhebt sich erst wieder an seinem Ostende zu einem etwas imposanteren Felsberge, der

18. Cavignonspitze (2673 *m* der Sp.-K.), die jedoch gegen Osten in plattigen Felsen und Schutthalden in die Alpenweiden des Monte Feodale sanft abdacht. Mehrere mit Geröll erfüllte, kurze und leichte Couloirs steigen vom Valsordakessel zwischen den Felswänden des Gipfels im Westen und Norden desselben bis nahe an dessen höchste Erhebung hinan und ermöglichen auch von dieser Seite eine leichte Besteigung. Der Verfasser fand am 30. Juni l. J. auf derselben die Spuren von Vermessungssignalen und eine kaum mehr leserliche Karte, die auf einen touristischen Besuch schliessen liess (etwa Dr. Gustav und Rosa Somavilla (?) aus Predazzo 1897). Der Gipfel dürfte von der einheimischen Bevölkerung des Fleimsthales öfters besucht worden sein, da er, ebenso wie die Cima della Valsorda von Predazzo aus sichtbar ist und wie der ganze Zug des Cavignon von den Alpen des Monte Feodale leicht erreicht werden kann. Der erste deutsche Tourist, der den Cavignon erklomm, dürfte wohl Victor v. Mayrl aus Bozen gewesen sein, der bereits in den sechziger Jahren über das Reiterjoch auf die Alpen des Monte Feodale vordrang und von da den Cavignon-Kamm erstieg. Zwischen Cavignon und dem Gipfel der Cima Feoda senkt sich eine Scharte ein, für die der Name

19. Cavignonscharte sehr zutreffend wäre, dieselbe ist in der Sp.-K. ebenfalls weder benannt noch cotiert, bildet aber von den Weideneien des Monte Feodale herüber einen angenehmen Übergang in den oberen Valsordakessel und ist Denjenigen zu empfehlen, die von Forno zum Monte Feodale aufsteigend, in den Valsordakessel und zu den ihn umgebenden Gipfeln gelangen wollen. Mehrere Schutt- und Schneerinnen führen von derselben leicht in den Valsordakessel hinab. Die Lage derselben ist aus der Sp.-K. nicht leicht ersichtlich, da der Hauptgipfel der Cima Feoda auf derselben



Nach der Natur gez. von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Latemarthürme von der Rothlahn.

weder cotiert noch benannt ist und der Name Cima Feoda fälschlich beim cotierten Vorgipfel, 2559 *m*, angebracht ist.

20. Der Hauptgipfel der Cima Feoda verläuft von der Cavignonscharte aus in der Richtung von Süden nach Norden, hat seine höchste Erhebung, die in der Orig.-Aufn. mit 2630 *m* cotiert erscheint, zunächst dieser Scharte und schiebt in nordwestlicher Richtung einen langen, etwas niederen Felsrücken vor, der sowohl gegen den Oberen als auch gegen den Unteren Valsordakessel in steilen Wänden abstürzt und von der Malga di Valsorda aus gesehen wird; von dem Vorgipfel der Cima Feoda (2559 *m* der Sp.-K.), einem schönen, felsigen Doppelgipfel, der von der Valsordaalpe aus ganz imponierend aussieht, ist er nur durch eine flache Scharte getrennt, zu der vom Monte Feodale in nordwestlicher Richtung ein grünes Thälchen heraufführt, das den besten Zugang zu dieser Scharte, der Feoda-Scharte, bildet, von welcher aus man sowohl den Hauptgipfel als auch die Vorgipfel der Cima Feoda leicht erreichen kann. Ersteren besteigt man von dieser Scharte aus, entweder die unteren Partien seines felsigen Südgrates rechts oder links über plattige Felsen und Bänder umgehend und in den oberen Partien auf den Grat selbst zurückkehrend, über diesen in circa dreiviertel Stunden; letztere über Schutt und leichte Felsen in kaum einer halben Stunde; gegen den Unteren Valsordakessel stürzt sowohl die Scharte als auch der Südgrat des Hauptgipfels und die Nordseite der Vorgipfel in gewaltigen Felswänden ab. Die Vorgipfel entsenden auf der rechten Thalseite des Valsordathales oberhalb der Valsordaalpe einen langen Felskamm in nordöstlicher Richtung, der bis an den Punkt reicht, wo das Plateau der Alpenweiden des Monte Feodale die rechtsseitigen bewaldeten Thalhänge des Valsordathales krönt. Vom unteren Valsorda und dem Dorfe Forno führen mehrere Pfade nach den Alpen des Monte Feodale, ebenso von Mezzavalle und Predazzo über die Alpe Vardabe im Gardenothal.[1])

Als Standquartier für den Besuch der Latemargruppe empfehlen sich für solche, die vom Valsorda- oder Gardenothale in die Gruppe eindringen wollen, vor Allem die Ortschaften Predazzo, Moëna und Forno des Fleimsthales (Avisiothales), woselbst auch autorisierte Bergführer und Führeraspiranten zu treffen sind. Das »Albergo alpino«, das »Rössl« und die »Krone« in Moëna sorgen für einfache, aber gute Kost und es wird daselbst auch deutsch gesprochen, ebenso findet man im altehrwürdigen Gasthofe zum »goldenen Schiff« in Predazzo, in dem bereits Alex. v. Humboldt, Marzari und de Beaumond und seit-

[1]) Im Nachfolgenden geben wir die Daten einer dreitägigen Recognoscierungstour, die der Verfasser in Gesellschaft der Herren Hans Forcher-Mayr, Dr. Paul Desaler und C. Ronchetti aus Bozen mit den Führern Anton Plank aus Welschnofen und Simon Rizzi aus Campitello im Frühsommer 1900 in die Latemargruppe unternahm und anlässlich welcher auch speciell die Cavignon- oder Valsordagruppe eingehende Berücksichtigung fand: 29. Juni nachmittags 2 Uhr ab Karerseehotel über die Kleine Latemarscharte und den Col Canon auf den Latemar-Ostgipfel (6 Uhr 30 Min.); Abstieg an den Südhängen des Col Canon traversierend zum grünen Toaczthal und durch dasselbe zur Malga di Valsorda (9 Uhr abends). In den unteren Theilen des Toaczthales wurde ein Fusssteig benützt, der vom linken Ufer auf das rechte übergeht, ein zweites Thälchen überquert und ohne Höhenverlust direct zu den Alphütten führt (I. Nachtquartier). 30. Juni ab Malga di Valsorda 7¾ Uhr morgens; südwestlich am rechten Ufer des Valsorda durch eine grüne Waldblösse steil hinan zu den Felsen der östlichsten Ausläufer der Cima Feoda oberhalb der ausgedehnten Weideflächen des Monte Feodale; an der Südostseite dieses Felsgrates traversierend zu dem zweigetheilten Vorgipfel der Cima Feoda (12 Uhr). Vom zweiten Vorgipfel in den Sattel (Feodasattel 12 Uhr 20 Min.); vom Sattel zum Hauptgipfel 45 Min.; derselbe steht an der Stelle des Buchstaben C. der Specialkarte; keine Anzeichen früherer Besteigungen. Vom Hauptgipfel (an 1 Uhr 10 Min., ab 2 Uhr) Abstieg westlich durch ein Schneecouloir in den Valsordakessel; Aufstieg zur Cavignonspitze durch das dritte Couloir. Cavignongipfel an 2 Uhr 40 Min., ab 3 Uhr 30 Min. nach Nordwest durch ein kurzes Schneecouloir in den Valsordakessel zurück und an den Nordhängen unter den unbenannten Gipfeln 2628 *m* (Orig.-Aufn.) und 2680 *m* knapp unter den Gratfelsen traversierend zum Aufstiege auf die Cima della Valsorda 4 Uhr 40 Min. Gipfel der Cima della Valsorda 5 Uhr 10 Min. 5 Uhr 50 Min. Abstieg zur Scharte zwischen Valsordagipfel und dem unbenannten Gipfel 2680 *m* (Valsordascharte), in 10 Minuten zum

her alle berühmten Geologen des Jahrhunderts Einkehr gehalten, eine treffliche Gaststätte, der sich auch die anderen zahlreichen Wirthschaften Predazzos würdig anreihen. Primitive Unterkunft für ganz Anspruchslose gewährt auch die Alphütte der Malga Valsorda, die eine scherzhafte Inschrift als »Albergo reale, feodale di Predazzo« bezeichnet, die herrliche Lage derselben kann aber über Manches hinweghelfen. Wahrhaft alpin und gut zugleich lebt es sich im sogenannten Meilenhause der Reiteralpe, woselbst in der stattlichen, neuerbauten Almhütte nicht nur Milch und kräftige Alpenkost, sondern auch Wein und ein duftiges Heulager zu finden ist; selbst im Winter lässt der vorsorgliche Besitzer der Alpe, der Gärberbauer aus Untereggen, einen Raum der Hütte für allenfalls Unterstand Suchende offen. Für den Besuch der Cima della Valsorda und der Reiterjochspitzen empfiehlt sich dieselbe den Freunden urwüchsigen Alpinismus allerbestens. Von der Reiteralpe lässt sich auch mühelos und allmählig über den breiten, grünen Rücken des Zanggenberges aufsteigend der 2493 *m* hohe Gipfel desselben in 2½ Stunden erklimmen, der eine weitumfassende, schöne Aussicht bietet und an dessen westlicher Seite man über Geröllhalden und Weideneien in einer schwachen Stunde zum Lavacèjoch absteigen kann, von wo man wieder entweder südlich nach Cavalese, dem Hauptorte des Fleimsthales, oder nördlich nach Ober- und Untereggen hinuntergelangt. Alte, verfallene Schanzen in der Nähe der Reiteralpe erinnern daran, dass die Eggenthaler in Kriegszeiten daselbst die deutsche Grenze zu schützen bestrebt waren.

Für die Latemargruppe im engeren Sinne bieten das comfortable, elegante Karerseehotel und das einfachere Hotel des ehemaligen Bergführers A. Dejori am Karerpasse bequeme und allen modernen Bedürfnissen verwöhnter Reisender entsprechende Ruhepunkte. Wohlangelegte Wege führen von denselben durch den Karerwald entweder zur Kleinen Latemarscharte oder zum landschaftlich überaus grossartig gelegenen Mitterleger, von wo man, wie erwähnt, zur Rothlahnscharte aufsteigt, um die Gipfel der Gruppe in bequemerem Anstiege vom Oberen Valsordakessel aus zu erreichen.

Wer aber schliesslich — von Bozen kommend — dem Fremdengetriebe in den grossen Hotels ausweichen und direct zur Reiterjochgruppe vordringen will, der thut am besten, schon bei Birchabruck, woselbst auch einfache aber gute Unterkunft zu finden ist (Post und Lamm), abzuzweigen[1]) und über Untereggen, dem Fahrwege folgend, bis zum Bewallerhofe[2]) zu gehen und von dort zur Erzlahn aufzusteigen; ist das Wirthshaus

---

unbenannten Gipfel (6 Uhr 20 Min.). Von der Valsordascharte nach rechts im Abstiege über eine lange Schutthalde direct zum Meilenhaus der Reiterjochalpe, 8 Uhr abends (II. Nachtquartier). 1. Juli 1900 ab 7¼ Uhr früh, nördlich auf einem Fusssteige zu einem Wetterkreuze ansteigend an den Ostabhängen des Reiterjochmassives über Weideneien, Schutthänge und plattige Felsen nordöstlich gegen die Felswände hinan, südöstlich zu einer Scharte (9 Uhr 30 Min.) zwischen Reiterjochmassiv und einem Thurme, der der Gamsstallscharte westlich vorgelagert und von derselben durch einen tiefen Schuttkessel getrennt ist. Forcher-Mayr, Ronchetti und Führer Plank durchkletterten von dieser Scharte aus, direct in die Felsen einsteigend, in zweistündiger, schwieriger Kletterei die Westwände der südlichen Reiterjochspitze und gelangten auf diesem Wege auf dieselbe. Dr. Desaler, Rizzi und Verfasser überschritten die Gamsstallscharte, traversierten im Valsordakessel unter den Ostabhängen der Reiterjochspitzen und stiegen zur nördlichen Reiterjochspitze auf (10¾ Uhr). Forcher-Mayr und Genossen kamen über den Grat ebendahin (11 Uhr 45 Min.). Ab Reiterjochspitze 12 Uhr 30 Min. Abstieg zur Erzlahnscharte (südl. Arm); Überquerung des nördl. Armes der Erzlahn bis an die Südwände der Kirchtagweidspitze (3 Uhr nachmittags); am Südostfusse derselben durch ein steiles Schnee- und Fels-Couloir nach links hinauf (schwierig) zum Gipfelgrate (keine Spuren früherer Besteigungen) 4 Uhr 15 Min. nachm. Wegen aufsteigenden Unwetters Abstieg durch dasselbe Couloir und über die Erzlahn (6 Uhr) zum Ausserleger und über den Mitterleger auf gebahntem Wege zum Karerseehotel zurück (an 8 Uhr 45 Min. abends).

[1]) Auch von Welschnofen, woselbst eine grössere Anzahl einfacher aber vortrefflicher Wirthschaften bestehen (Rössl, Kreuz, Krone, Engel, Matz), gelangt man durch das Fötschenthal in 1½ Stunden direct zum Bewallerhofe.

[2]) Beim Bewallerhofe erhält man auch wie bei den meisten grösseren Bauern des Eggenthales im Bedarfsfalle Milch, Wein und Brot.

bei der Kirche in Untereggen auch noch sehr primitiv und für den Fremdenverkehr wenig eingerichtet, so bietet doch die herrliche Ruhe des Eggenthaler Hochplateaus mit seinen parkähnlichen schönen Wiesen und herrlichen Baumgruppen, seinen grossen Einzelhöfen und ausgedehnten alten Waldbeständen, seinen weiten, freien Ausblicken auf die Gletscher der Ortler- und Oetzthaler Hochwelt, zauberhafte Bilder weltentrückten idyllischen Friedens, wie sie lieblicher und grossartiger zugleich kaum wo zu treffen sind. Ursprüngliche Verhältnisse und der Verkehr mit schlichten Bergbauern erhöhen den Reiz der herrlichen Landschaft. Und wer ein Sonntagskind ist und sich in die einfache, naive Weise des Denkens und Fühlens der biederen Reggelbauern[1]) hineinempfinden kann, dem kann es auch geschehen, dass er in stürmischen Nächten das »wilde Gfohr« über die Berggipfel und hohen Stämme der düstern Bergwälder dahinziehen hört, oder in der starrenden Stille des Karerwaldes die »saligen Frauen« belauscht, oder gar einem Venediger Manndel begegnet, das ihm die Kunst lehrt (wie dies dem »Gastertom«[2]) in Welschnofen geschehen), die Goldwurz im Reiterjoche zu finden, mit welcher er nach Belieben das Gold aus den Felsklüften des Latemar zu heben vermag.

[1]) Mit dem Namen »Reggelbauern« werden die Bewohner des Hochplateaus von Petersberg, Deutschnofen, Obereggen, Karerwald, Gummer und Steinegg belegt, die, wie erwähnt, der Sage nach eingewanderte »Sweben« sein sollen; der Ausdruck hat etwas Geringschätziges (nach Heyl, S. 371—372, deshalb, weil die Eisack- und Etschthaler Leute die eingewanderten Fremden als minderwerthige, nicht vollberechtigte Leute betrachteten). Der Name »Hessen« für die »Reggelbauern«, der auch in Bozen und Umgebung oft gehört wird, bezieht sich nicht auf den völkischen Ursprung derselben, sondern ist lediglich ein Spottname, den die Bewohner des Etschlandes diesen Bergbauern beigelegt, da sie die Gewohnheit besitzen, ihre Ochsen im Gespanne durch den Zuruf »Hess! Hess!« zu lenken. Die Reggelbauern besitzen auch sonst in ihrem Dialecte Eigenthümlichkeiten, die sie von ihren Nachbarn unterscheiden, dieselben sollen Anklänge an die allemannische Mundart enthalten; Aufzeichnungen, die Steub hierüber gemacht, sind leider nicht zur Veröffentlichung gelangt; siehe hierüber auch Prof. V. M. Gredler's Schriftchen »Excursion auf Joch Grim« (Innsbruck, Wagner 1867), S. 7—9; über die Einwanderung der Eggenthaler und Welschnofner siehe auch Beda Weber, Tirol II. Bd., S. 237, und Staffler, Tirol II. Th. 2. Bd., S. 919, auch die Bemerkungen auf S. 305, Anmerkung.

[2]) Der »Gastertom« (der Bauer Tomas Gaster) war ein wohlhabender Besitzer des Gasterhofes in Welschnofen, der Ende des vorigen Jahrhunderts lebte und von dem die Leute behaupteten, er hole sich sein Geld regelmässig vom Reiterjoche.

Die Sellagruppe.

II. Theil.

Von

Dr. Karl Bindel.

Touristisches.

Bis zum Jahre 1864, in welchem P. Grohmann durch seine Erstbesteigung der Marmolata der Sella näher gerückt ist, erscheint die Geschichte der Touristik in unserem Gebirgsstocke in völliges Dunkel gehüllt. Dr. Joh. Alton, dessen Heimat Collfosco war, erwähnte einer Überlieferung, wonach zu den ältesten Zeiten das Mittagsthal und das Val Lasties über die Porta di Boà gemeinhin als Übergangsroute aus Enneberg nach Fassa im Gebrauch gewesen seien. Auch Dantone aus Gries theilte dem Verfasser mit, dass alte Leute heute noch von einem dort oben verschollenen Sensenhändler erzählen, den man in Verbindung bringe mit dem schauerlichen Funde eines Menschensceletts und verschiedener Eisenreste, den 1864 der »Mineralist« Battista Bernardi aus Campitello und ein »gewisser Weilermann aus St. Gallen, welche die Sellagruppe durchkreuzten«, gemacht haben. Diese Thatsache mochte in der Phantasie der Einheimischen und Touristen Vorstellungen von überirdischen Existenzen geweckt haben, und so entstand wohl auch der heute noch bei den Bewohnern Oberfassas und Ennebergs namentlich für das Mittagsthal gebräuchliche Name »Val Bandita«, wie sich bei Touristen und Kartographen für Val Lasties ein »Val della Stries« — Hexenthal — eingebürgert hat. Die Möglichkeit eines früheren Überganges ist allerdings nicht ausgeschlossen, wenn man aus dem im letzten Jahrhundert beobachteten Rückgange des Waldes auf die frühere Beschaffenheit beider Hochthäler einen Rückschluss zieht.

An den von Dantone verbürgten unheimlichen Scelettfund knüpft sich, was uns viel mehr interessieren dürfte, die Geschichte der touristischen Besteigungen in der Sella.

A. Die Boë- und Vallongruppe.

1. Die Boë, 3152 *m*. Die Ersteigungsgeschichte der Boëgruppe lehnt sich an jene der Marmolata an, in welcher der berühmte Alpenpionier J. J. Weilenmann aus St. Gallen — er ist zweifellos der »Weilermann« Dantone's — durch seine in das Jahr 1864 fallenden Ersteigungsversuche eine Rolle spielt. Wenn dieser aber 1864, wie Dantone schreibt, »die Sellagruppe durchkreuzt« hat, so ist bei der Thatsache, dass wir es hier mit einem berufsmässigen Erstersteiger zu thun haben, die Annahme geradezu zwingend, dass er dem höchsten, von ihm gelegentlich seiner Marmolatabesteigungsversuche längst beobachteten Boëgipfel einen Besuch abgestattet hat. Fraglich bleibt nur, ob dieser Besuch in die Zeit vor dem 30. Juli 1864 fällt. Mit diesem Tage wird jede Vermuthung, die Erstbesteigung der Boë betreffend, zur unantastbaren Gewissheit; denn unserem berühmten Dolomitenerschliesser Paul Grohmann war es dann vergönnt, an diesem Tage[1]) als Erster das herrliche, uns jetzt so entzückende Rundgemälde zu

[1]) Grohmann, »Wanderungen in den Dolomiten«, S. 314.

schauen, und vom Gipfel der Boë aus das eiserfüllte Hochthal zwischen Marmolata und Marmolata di Rocca aus der Vogelperspective zu erblicken, das er erst drei Tage zuvor und zwar am 27. Juli einer Recognoscierung unterworfen, um nach dem am 28. September gleichen Jahres wirklich eingeschlagenen Weg zum Marmolatagipfel Ausschau zu halten.

Grohmann hatte sich überhaupt, wie Ruthner berichtet,[1]) für das Jahr 1864 zur Aufgabe gestellt, »die Südtiroler Dolomitalpen und speciell das Gebirge um das oberste Fassathal, dann um Ampezzo und Pieve di Cadore zu bezwingen«.

Er scheint von Fedaja nach Araba abgestiegen zu sein, denn von hier stammte sein Führer Giuseppe Irschara und von hier aus unternahm er auf directem Wege die Besteigung der Boë. Dieser führte durch das obere Boëthal und direct von Osten her zum Kamm. Er selbst bezeichnet »den Weg im Allgemeinen« als »sehr gut«, nur habe man, »bevor man den Kamm des Gebirges erreicht, ein kurzes, aber steiles Schneefeld zu passieren«. Die Aussicht schildert er als »überaus lohnend«. Kann sich diese Tour in Bezug auf Schwierigkeiten auch nicht entfernt mit den von Grohmann in jenen Jahren ausgeführten Erstbesteigungen messen, so verdient sie immerhin mit an erster Stelle genannt zu werden, wenn es sich um den erstmaligen Nachweis der Zugänglichkeit der bedeutendsten Aussichtsberge handelt. Und so blicken auch die Freunde der Sella dankbar auf zu dem Denkmal des muthigen Helden der Alpinistik und grüssen von der Sella aus mit Ehrfurcht hinüber nach St. Ulrich, wo ihnen der kühne Blick des in Erz verewigten Meisters begegnet.

14 Jahre vergiengen, bis wiederum, und zwar diesmal in einem wissenschaftlichen Werke, von der Boë die Rede war. In Mojsisovics' »Dolomitriffe«, S. 239, findet sich die Note, dass der Gipfel vor 1878 von Reyer zu geologischen Zwecken bestiegen worden. Dass sich aber auch Touristen, denen doch die scharfgezeichnete dreikantige Pyramide bei einem Besuche der umliegenden Dolomitgipfel sofort in die Augen fallen musste, in den Jahren 1864—1883, wenn auch in sehr beschränkter Anzahl eingefunden, ist zwar nicht verbürgt, doch wohl anzunehmen. Doch blieb die Grohmann'sche Erschliessung der Gruppe vorerst ohne jeglichen Nachhalt; denn die Bewohner der Umgebung wissen nur von kühnen, mitunter auch räuberischen Gemsjägern zu erzählen, denen damals in diesen weltvergessenen Regionen noch reichliche Beute winkte. Die Freuden des Jägers wie des Touristen scheinen schon frühzeitig die Professoren Joh. und Jos. Alton hier gekostet zu haben, sie, die Kinder jener unwirthlichen, aber grossartigen Gegend am Nordfusse der Sella, die nach ihren eigenen Erzählungen seit den Tagen ihrer Kindheit den Fährnissen jener romantischen Hochthäler nachgespürt, ihren Fuss auf so manchen Gipfel der Sella gesetzt haben.

Waltenberger[2]) zählt einmal die Anforderungen auf, die man an ein Gebirgspanorama stellen könne. In welch' hervorragender Weise sehen wir sie in dem Rundgemälde, in dessen Mittelpunkt die Boë steht, erfüllt! Wie massenhaft bauen sich rings im Kreise die einzelnen Gebirgsgruppen, in sich abgeschlossen, auf — von der in schneeiger Pracht erglänzenden Marmolata bis fernab im Osten zu den Trentabergen mit dem sagenreichen Triglav, von der mächtigen Brenta bis zum eisumgürteten Ortler und der Bernina. An der Hand der Karte müssten wir die Gruppen aufzählen — keine fehlt —, wollten wir all' die Schaustücke vorführen, die uns hier coulissenartig umgeben. Verlangt man kühn aus der Umgebung hervordrängende Gestalten, was könnte unser Staunen in höherem Maasse hervorrufen als der zum Greifen nahe, trotzige Langkofel, die scharf eingerissenen Geisler- und Tschierspitzen, die Zackenkrone des Rosengartens, die unvermittelt aufragende Civetta, die Drillinge der Tofana, der Pelmo, und wie sie alle heissen mögen, die stolzen Ampezzaner Berge! Aber auch unendlicher Reichthum an Formen und Farben, wie ihn sich nur eine kühne Phantasie in so

[1]) Dr. Ruthner. Petermann's Mittheil. 1865, S. 213. — [2]) Zeitschr. 1880, S. 7.

wechselreicher Scenerie ausmalen kann, umgiebt uns, von den abenteuerlichsten Gestalten, in die das aufgeregte, plötzlich erstarrte Meer die umgebende Eiswelt geformt zu haben scheint, bis zur uns lieblich anblickenden, freundlichen, smaragdenen Idylle von Araba — alle Schattierungen in buntestem Wechsel fesseln das Auge des entzückten Beschauers. Und dazu die unendliche Ruhe und Einsamkeit! Dem Irdischen entrückt, fühlt man sich der Gottheit näher!

Trotz dieser hervorragenden Qualifikation sehen wir die Boë erst mit dem letztgenannten Jahre 1883 in die touristische Literatur eingeführt, als L. Purtscheller und Dr. C. Diener ihre am 17. Juli jenes Jahres ausgeführte Besteigung veröffentlichten.[1] Sie brachen um 3 Uhr 40 Min. früh von Campitello auf und wählten den Weg über das Pordoijoch, das bei frischgefallenem Schnee sich als Winterlandschaft präsentierte. Von da ab folgten sie, wie jetzt üblich, der östlich des Pordoigipfels zur Pordoischarte hinaufführenden Rinne und wandten sich von der Scharte aus, die sie um 8 Uhr 15 Min. erreicht hatten, den Kamm in nordöstlicher Richtung verfolgend, gegen die im Centrum des Massivs gelegene Gipfelpyramide. Um 10 Uhr 25 Min. hatten sie die Spitze erklommen. Die Aussicht wird von ihnen als »ebenso grossartig wie umfassend« geschildert und »dürfte« nach ihrer Ansicht »nur von sehr wenigen anderen Dolomitgipfeln erreicht werden. Dieser Umstand, sowie die leichte Ersteiglichkeit, welche diesen Berg vor allen anderen höheren Dolomiten auszeichnet, prädestinieren denselben für die Zukunft zu einem der besuchenswerthesten und lohnendsten in jenem Alpengebiete.« Soweit Purtscheller. Den Abstieg nahmen sie direct nach Corvara, etwa in der Richtung, welche heute als Anstieg roth markiert ist.

Die gleiche Anstiegsroute wählte am 22. August 1884 G. Euringer.[2] Sein Abstieg führte jedoch durch das jetzt meistbegangene Mittagsthal, das er ein »merkwürdiges Hochthal« nennt. Die Zeit 5 Uhr 15 Min. bis 6 Uhr 15 Min. früh von Campitello zum Pordoijoche erscheint etwas knapp bemessen.

Aus dem Jahre 1887 finden wir eine anziehende Schilderung von J. Reichl in Steyr[3] über eine Boëbesteigung aus dem Grödenerthale durch das heute als Val Culea bekannte Thal und über das Sellaplateau. Die bedeutsamste Stelle des höchst anmuthigen Berichtes betrifft die umfassende Rundschau: »das Panorama ist ein ausserordentlich lohnendes. Fast die ganze Dolomitenwelt gruppierte sich in der Runde. Wunderbar präsentierten sich die Geisler- und Rosengartenspitzen und die herrlichen Felsgebilde der Palagruppe, ferner das Gewirr der Gipfel von Ampezzo, Sexten, Cordevole und Cadore, etwas entfernter Ortler und Presanella, Stubaier, Otzthaler, Zillerthaler, Hohe Tauern etc. Es waren Stunden des reinsten, ungetrübtesten Genusses, die ich hier zubrachte.« Der Abstieg erfolgte über das Val Lasties und Sellajoch nach St. Ulrich.

Es ist, als ob sich die ersten Autoren, die über die Boë vor einem Jahrzehnt berichteten, dahin verständigt hätten, die verschiedenartigsten Routen einzuschlagen. Denn Grohmann ist von Araba aus, Purtscheller vom Pordoijoch, Reichl vom Grödenerjoch aus aufgestiegen, und ein Anonymus A. R.-Graz[4] zeigt uns in reizender Schilderung das Vallon Pisciadu, durch das er seinen Weg nahm. Er wird nicht müde, zu preisen »die hundertfachen Contraste in ausgewitterten Felskaminen und Pyramiden, vereisten Schluchten und spärlich begrünten Platten.« Er erwähnt des kurzen, geröllbedeckten Couloirs, das oberhalb der jetzigen Hütte auf den Rücken führt, der, gegen Südwest ansteigend, in der Boëspitze seinen Abschluss findet. »Senkrecht stürzen jenseits des Anstieges die Wände zu bedeutender Tiefe hinab, dazwischen Eiscouloirs der schlimmsten Art, und auf der Schneide das Gestein so zerbröckelt, dass wir unwillkürlich zurückweichen.« In 4½ Stunden ab Collfosco war der Gipfel erreicht. »Welch'

[1] Mitth. 1883, S. 335, und Ö. A.-Z. 1883, Nr. 130. — [2] Mitth. 1884, S. 301. — [3] »Tourist« 1887, Nr. 9. — [4] Mitth. 1888, S. 185.

überraschende Ansicht genossen wir!« — schreibt der begeisterte Tourist. »Ich sah hinab auf das einem wogenden Meere vergleichbare Gewirr aller in einander verschobenen vielgestaltigen Berge, die scheinbar hart aneinander gedrängt, tief eingeschnittene Thäler und hochaufragende Rücken mit abschüssigen Gehängen bilden. Die chaotische Masse überraschte, verwirrte mich. Aber je länger ich das verworren scheinende Bild betrachtete, zu desto grösserer Klarheit gestaltete es sich. Bald schied ich die einzelnen Ketten, unterschied einige Klippen und Felszähne und konnte die Verschiedenheit der Gebirgsformen vergleichen. Im Hintergrunde schloss ein Kranz schimmernder Ketten das glänzende Panorama ab. Vom Adamello und der Presanella an über die Ortlergruppe, die Ötzthaler und Stubaier, die Tuxer und Zillerthaler, über den Venediger und Grossglockner zogen sich in ununterbrochener Reihe die weissen Gipfel hin bis zum Hochnarr und Ankogel. An sie schlossen sich die Gletscherfelder des Cristallo und Sorapis, die Spitzen des Antelao und Pelmo. Aber wie grossartig auch die Rundsicht nach diesen Richtungen hin ist, so empfängt sie doch ihren Stempel von der nächsten Umgebung. Diese drängt sich mit der ganzen Gewalt ihrer schön geformten Masse gegen den Beschauer an, bedrückt ihn und zwingt ihn, ihr immer wieder den Blick zuzuwenden. Es ist dies die im zauberhaften Sonnenlichte erglühende, über die mächtigen Nachbarn mit ihrem 3400 *m* hohen Schneegipfel majestätisch emporragende Marmolata, die nirgends so nah und schön erscheint als von ihrem Gegengipfel, der Boë aus. All das zusammen giebt ein Bild so vielgestaltig, so wechselnd, dass man sich kaum satt sehen kann. Lang, lang sass ich bewundernd auf dem Gipfel. Erst nach zwei Stunden traten wir den Rückweg nach Corvara an.«

Nicht unabsichtlich verweilte der Verfasser so geraume Zeit bei der von berufenen Touristen geschilderten Rundsicht der Boë; denn diese bleibt für den touristisch wenig interessanten Berg doch wohl stets die Hauptsache.

Den gleichen Weg wie der unbekannte Autor aus Graz nahm O. Nafe[1]) mit Dr. Joh. Alton, Schnorr-Zwickau und Dr. Bertram-Jena am 10. August 1889. Auch der Abstieg wurde nach Corvara genommen, wie sich überhaupt auch später die begründete Neigung zeigte, über die Ostabhänge mit den beiden in ihrer Art herrlichen Seen und den schönen Ausblicken nach den Ampezzaner Bergen in das reizende Thalbecken von Corvara niederzusteigen. Die Umkehrung der Route würde reichlich sechs Stunden Zeit in Anspruch nehmen und auch infolge der im unteren Theile einförmigen Bodengestaltung zu leicht ermüden. Selbst ein Aussichtsberg darf nicht durch den Mangel jeglicher Schwierigkeit einer gewissen Romantik entkleidet sein.

Damit aber auch der Aufstieg direct durch das Mittagsthal nicht fehle, begab sich H. W. Meuser[2]) in »diesen wildromantischen, schauerlichen Circus, wo kein Blick in die lebende Welt mehr möglich, wo alles todt, alles still, schroff, kühn und gefährlich ist, Furcht und Bewunderung erregt«. Meuser stellte dieses Thal über das Langkofel- und Grasleitenthal und das Griesenerkar im Kaisergebirge. Bezüglich des Rastplatzes, von dem Meuser spricht, und den die Parthie »nach einem letzten steilen Anstieg am Rande des Gletschers«, 3½ Stunden nach dem Aufbruch in Collfosco, erreicht hatte, hat sich ein kleiner Irrthum eingeschlichen. Dieser Platz liegt nicht »am Fusse des Mittagszahnes«, da dieser längst überholt ist. Auch ist die Boë für denjenigen, der die Schlucht verlassen, noch nicht sichtbar. Hier liegt eine Verwechslung mit der Cresta Strenta vor, dem selbstständigen, wenn auch aus dem gleichen Grate sich erhebenden nördlichen Vorberge der Boë. Im übrigen ist der treffliche Bericht Meuser's für diejenigen, die sich später der Sella annahmen, historisch insofeme interessant, als hier zum ersten Male der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Erbauung einer Unterkunftshütte Ausdruck gegeben ist. Der Gedanke ist Eigenthum des Herrn Prof. Dr. Joh. Alton, welcher Meuser begleitete, was hiemit ganz besonders hervorgehoben sein möge.

[1]) Ö. A.-Z. 1889, Nr. 280. — [2]) »Alpenfreund« 1891, S. 6, 23, 34.

Es erübrigt endlich zur Vervollständigung der Literaturangaben einer Notiz von E. Platz[1]) zu gedenken, nach welcher der Autor, vom Sellajoche kommend, das Val Lasties bis zum obersten Thalboden verfolgt hat, dann aber »rechts aufwärts an dem kleinen See vorbei über einen vereisten Firnhang, der ca. 100 Stufen erforderte, auf das Plateau und von da durch einen steilen Schuttkamin zur Spitze der Boë aufgestiegen ist. Dass dieser Platz'sche Weg gegenwärtig für »Geübte« markiert ist, davon war schon die Rede.

Auch im Winter hat die unermessliche Fernsicht der Boë schon zweimal Gäste auf ihren Gipfel gelockt. Herrn Dr. Marschall-Heidelberg war es vorbehalten, zu Weihnachten 1897 den Reigen der Wintertouren zu eröffnen; die Herren G. Jakob, G. Seidel-Reichenberg, J. Eckert-Bamberg und der Verfasser[2]) folgten am 27. Dezember 1898 mit einer bei herrlichstem Sonnenscheine und schneidender Kälte durchgeführten Besteigung. Der Aufstieg wurde durch das Mittagsthal, der Abstieg über den Platz'schen Weg durch das Val Lasties und über das Sellajoch gewählt. In der Hütte wurde bei — 6° R. übernachtet, auf welche das Thermometer, das um 9 Uhr noch + 10° zeigte, während der Nacht gesunken war. Die Aussicht war klar und umfassend. Der schönste Sommertag kann unmöglich solch' deutliche Contouren vom Himmel abheben, er kann unmöglich solch' tiefblaue Vollmondlandschaft hinzaubern, das Licht der funkelnden Sterne in magischerem Glanze erscheinen lassen! Doch mögen auch die sanften Glockentöne, welche die nicht einmal durch einen Flügelschlag gestörte Grabesstille des Winters durchbrechen, drunten im Thale Herz und Gemüth mit Ungestüm erfassen — auf den freien, lichten Höhen kann der Naturfreund, der sich nicht künstlich begeistert, nur sehr bedingungsweise hingerissen werden zu Hymnen und Lobeserhebungen, die vielfach zur Begründung der überhand nehmenden und oft von den traurigsten Folgen begleiteten Winterbesteigungen gesungen werden zu Ehren der — von einem Leichentuche überdeckten Herrlichkeiten der Natur. Das Menschenherz sehnt sich ewig nach dem Frühlingserwachen, und keine Mode wird jemals hieran etwas ändern. In dem Contrast liegt das Schöne, in dem Gegensatz der schneeigen Gipfel zur grünen Matte, auf denen die bunten Kinder Florens sich wiegen, liegt der Reiz unserer Alpenlandschaften. Weisse Berge, weisse Thäler, weisser Horizont — sie können den Geist vor der Unendlichkeit erbeben lassen, aber unmöglich entzücken! Nur Übersättigung und Mode, oder auch eine weit bedenklichere Ursache: blasse Renommiersucht, konnte weitere, oft unwürdige Kreise zu Bergfahrten verlocken, die in ihren Folgen den Gegnern des Alpinismus eine gut brauchbare und wohlverwendete Waffe in die Hand drückten.

Die Literaturangaben über die Boë sind erschöpft, zugleich aber sämmtliche Anstiegsrouten aufgezählt, mit Ausnahme derjenigen, die über die Eisseerinne und Cresta Strenta zur Boë führt. Von ihr wird später die Rede sein. Die Fremdenbücher und die Führer der Umgegend belehren uns, dass die Zahl der Besucher der Boë vor dem Jahre 1893 nicht erheblich diejenige der vorgenannten Touristen, die über ihre Besteigungen berichteten, übertrifft. Denn das touristisch unbedeutende Object rechtfertigt doch nicht die Annahme, dass man die verschiedenartigsten Anstiegsrouten absichtlich gesucht und veröffentlicht habe, zumal mehrere Autoren sich desselben Weges bedienten, anderseits zu jener Zeit die Varianten nicht die Rolle spielten, wie heute.

Die Zeit vereinzelter Besteigungen kann mit dem Jahre 1893 als abgeschlossen betrachtet werden. Am 26. Juli 1893 bestiegen vier Mitglieder der Section Bamberg: Leutnant Löhr, Dr. Otto, Apotheker Schmolz und der Verfasser in Begleitung des Herrn Dr. Joh. Alton, des Urhebers des Hüttenbaues und des nachmaligen Hüttenerbauers Jakob Kastlunger aus Collfosco, zum Zwecke der Wahl eines geeigneten Hüttenplatzes über den Pisciadusee und das Vallon Pisciadu die Boë und nahmen den Abstieg

[1]) Mitth. 1891, S. 304. — [2]) Mitth. 1899, S. 12.

Piskofel, 2530 m

Boèsekofel (Piz dal Lec), 2811 m

Moserscharte, 2600 m

Zehner, 2917 m

Neuner, 2820 m

Cöte 2800 (unbenannt)

Pisciaduturm

Pisciadu, 2983 m

Pisciadusee, 2590 m

Mittagspitze, 3000 m

M. Thomasson-Thurm

Pisciaduseekofel (Sas dal Lec), 2950 m

Scharte, 2760 m

Gamsburg, 2950 m

Meseles-Ostgipfel, 2950 m

Murfraitspitze, 2700 m

Meseles-Westgipfel, 2998 m

Gamsscharte, 2800 m

Val Chadin (Bel Vallon)

Piz Rottice, 2968 m

Kl. Murfrait

Gr. Murfrait, 2721 m

Sellajoch, 2218 m



Nach einer Naturaufnahme von E. Terschak.

Eingang in das Mittagsthal (Val de Mesdi)

Eingang in das Val Setus

Grödenerjoch

Eingang in das Val Culea

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die Sellagruppe von den Tschierspitzen gesehen.

jenseits nach Corvara. Das Project fand nicht nur den Beifall der Section und des Centralausschusses, der bereitwilligst auf Antrag des Weg- und Hüttenbauausschusses 4000 M., d. i. die Hälfte der Baukosten, in das Budget 1894 einsetzte, sondern es erwarb sich auch recht rasch die Aufmerksamkeit der touristischen Welt, soweit nicht Familienausflügler, Kinder und Damen in Betracht kommen, die beim Strickstrumpf und einer Tasse Mokka einen angenehmen Nachmittag verplaudern möchten, wie das schon auf anderen Hütten beobachtet worden sein soll. Die Zahl der Besucher ist denn auch seit 1894 eine beachtenswerthe geworden: sie ist im ganzen bereits auf über 1000 gestiegen. Die allmählige Vervollkommnung des Wegnetzes gestattete nach und nach die Überschreitung der Gruppe nach allen Richtungen und förderte dadurch den Besuch ganz wesentlich, wie aus folgenden Daten hervorgeht: erstens ist der auf den Hauptmonat August treffende Prozentsatz der Besucher in diesen fünf Jahren des Bestehens des Schutzhauses von 86 auf 47 gesunken, zweitens ist die Zahl der Übernachtungen von 22% auf 61% der Besucher gestiegen, drittens ist die Zahl derjenigen, die sich eines Führers bedienten, von 40% auf 24% herabgegangen. Die Zahlen ändern sich stetig und dieses Verhältniss wurde auch durch den regenreichen Sommer 1897 nicht beeinflusst.

2. Cresta Strenta, 3120 *m* (eig. Mess.), d. h. Hahnenkamm — ist eine charakteristische, vom Verfasser erst vor zwei Jahren wiederentdeckte Bezeichnung des halbkreisförmigen, durch einen scharfen Grat gebildeten Gipfels, der von der Boë nur durch die mässige Einsattlung der Jägerscharte getrennt ist. Der massive Unterbau erhebt sich in rothen Wänden vor dem Eingang der Hütte senkrecht aus dem Eisfelde, das seinen Fuss bekleidet, und wird nur durch eine Schlucht, durch welche auch der Aufstieg zur Boë führt, unterbrochen. Der oberhalb der Wände auflagernde Schotter nimmt nach oben hin die Gestalt riesiger Blöcke an, um schliesslich in kreuz- und quergelagerten Platten einen recht hübschen, nach Osten sogar senkrecht abfallenden Grat zu bilden. Die Besteigung wird mit derjenigen der Boë leicht verbunden. Der Gipfel wird von der Hütte aus in 45 Minuten erreicht. Wer sich mit der Absicht trägt, die folgenden Gipfel der nach Norden sich erstreckenden Kammlinie zu besuchen, der versäume nicht, sich auf der Cresta zu orientieren, die bei ihrer bedeutenden Überhöhung einen vollkommenen Einblick in die schauerlichen Abgründe des Mittagsthales und des oberen Vallons gestattet.

3. Die Eisseespitze, 2900 *m*. — 4. Die Pezza Longhatta, 2870 *m*. — 5. Unbenannte Cote, 2820 *m*. — 6. Der Neuner, 2820 *m*. — 7. Die Vallonspitze, 2800 *m*. — Die Höhenangaben beruhen auf eigener, an dem gleichen Tage vorgenommener Aneroidmessung des Verfassers und wurden wiederholt durch verschiedene Instrumente controlliert. Die im Ostalpenwerk für die Eisseespitze angenommenen 3008 *m* gehen sicher über das richtige Maass weit hinaus. In den Specialkarten findet diese, wie ihre Nachbarn, keine Erwähnung. Nur die Karte 1:25000 giebt dem Neuner eine Höhe von 2885 *m*, die auch in das Ostalpenwerk Eingang gefunden hat. Den gleichen Quellen entnehmen wir für die Vallonspitze 2892 *m* — durchwegs um nahezu 100 *m* im Vergleiche mit der Boë zu hoch gegriffene Zahlen. Die neueren Specialkarten S50 und S75 kommen bei der Vallonspitze der obigen Messung insofern näher, als sie 2749 *m* verzeichnen.

In Begleitung des Führers P. Pescosta aus Collfosco haben A. Gstirner[1]) und Dr. Jos. Alton den Neuner, die Vallon- und Eisseespitze am 10. August 1889 zum ersten Male bestiegen und zwar von Corvara aus durch das Vallon. Da ihnen die hintere Vallonwand ungangbar erschien, sahen sie sich genöthigt, eine der beiden linksseitigen, also in den östlichen Ast einschneidenden Eisrinnen anzugehen. Sie wählten die zweite. Blankes Eis mit immer grösser werdender Steilheit zwang sie bald, aus der

[1]) Mitth. 1890, S. 204.

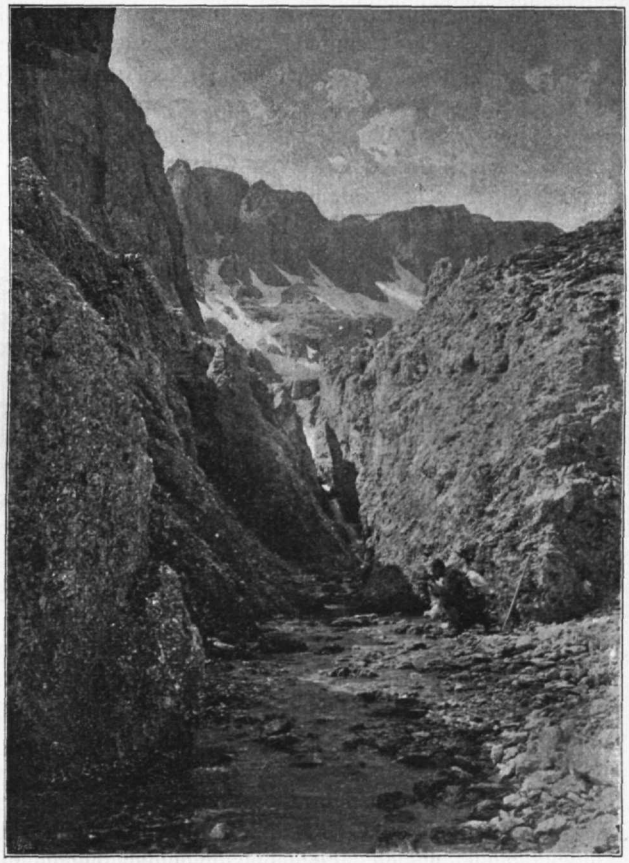
Rinne in die rechtsseitigen Felsen auszuweichen; bald aber mussten sie auch diese wieder verlassen und die Rinne mittelst Stufen queren, um endlich in den jenseitigen Felsen mit Umgehung der Spitze die Höhe des oberen Thalbodens des Vallon, 2680 *m*, gewinnen zu können. Der Neuner ist nur von hier aus zugänglich, auf plattig gestuftem Terrain aber leicht zu erreichen. Sein 60—80 *m* langer Rücken ohne ausgeprägten Gipfel fällt nach Ost und West senkrecht ab und ist im Norden von dem nahen Zehner nur durch eine schmale Kluft geschieden, die in furchtbarer Tiefe auf wohl ungangbarer, vereister Scharte zwischen dem Mittagsthal und Vallon aufruht. Die Vallonspitze wird am leichtesten von der südlichen, aus dem oberen Boëthal bequem zu erreichenden Einsattlung zwischen ihr und der Eisseespitze, über eine Geröllschlucht erstiegen, doch führen auch auf der dem Neuner zugekehrten Seite Schneerinnen direct auf den dreigespaltenen Gipfel. Die Eisseespitze erreicht man aus der genannten Mulde, 2680 *m*, deren tiefste Einsenkung nach schneereichen Wintern eine Seenbildung zeigt, indem man, vom Neuner kommend, den Gipfelkranz über die Pezza Longhatta bis zu derjenigen Einsattlung überschreitet, welche die letztere von der Eisseespitze scheidet. Von diesem Sattel aus, der von der Vallonspitze aus unter Querung der Thalmulde auch direct leicht erreicht wird, ist die Eisseespitze auf steilem, brüchigem Grate in wenigen Minuten erstiegen. Der Grat setzt sich jenseits langsam absteigend fort und geht über in die Eisseescharte, an welche sich westwärts sofort die in das Mittagsthal hinabführende steile Eisseerinne ansetzt. Jenseits der Scharte erhebt sich, langsam ansteigend, der massive Unterbau der Cresta Strenta. Diese an ihrem Fusse umgehend, gelangt man in kürzester Zeit zum Unterkunftshaus, das ja dem Wanderer auf allen Gipfeln der Ostgruppe stets sichtbar als Ziel und Lohn seiner Mühen und Strapazen vorschwebt. Doch ist wegen der Steilheit der total vereisten Rinne, deren Schwierigkeiten sich oft unter dünner Schneedecke verbergen, grösste Vorsicht geboten. Damit sei zugleich bemerkt, dass man umgekehrt aus der Eisseerinne, von der Cresta Strenta und der Hütte aus die Eisseespitze etc. direct erreichen kann.

Die fünf Gipfel, von denen eben die Rede ist, und an welche auf etwas mühsamer Tagestour die Ersteigungen der Cresta Strenta und Boë angeschlossen werden können, werden demnach entweder aus dem oberen Boëthal (der Markierung durch die Schuttrinne folgend und in der Achse derselben weiter direct ansteigend), oder direct von der Hütte oder der Boë, ferner aus dem Mittagsthal durch die Eisseerinne, endlich über die hintere Vallonwand bestiegen.

Die beiden letztgenannten Routen verdienen eine besondere Beachtung, einmal, weil die Begehung der Rinne an sich recht interessante Abwechslung bietet, dann aber, weil die directe Uberkletterung der Südwestwand, welche das Vallon vertical abschliesst, zu den schwierigsten Parthien in der Sellagruppe zählen dürfte. Beide Touren erwecken in dem Verfasser die angenehmsten Reiseerinnerungen. Mit grosser Freude erinnert er sich insbesondere der lieben Begleitung des Herrn Dr. Jos. Alton durch die Rinne zu den merkwürdigen Erhebungen der Ostgruppe, die ganz anders geartet sind, als man sie auf der Westseite anzutreffen gewohnt ist.

Am frühen Morgen des 19. August 1896 wanderten beide frohen Muthes thaleinwärts der Hütte entgegen, ohne bestimmte Absicht, sorgenlos wie der heitere Tag, der soeben seine ersten Morgenstrahlen über die frisch bethauten Fluren sandte, nur den einen Wunsch im Herzen, den herrlichen Tag voll und ganz in der schönen Natur zu geniessen, alle Lust und Kraft daranzusetzen, auf irgend welchem Wege irgend wohin zu gelangen. So waren sie unter freundlichster Belehrung seitens des kundigen Reisegenossen auf wohlbekanntem Pfade allmählig in dem Thalschlusse angelangt; jetzt aber hiess es, einen Entschluss fassen, wollten sie nicht den alten, von ihnen oft begangenen Steig über den euphemistischen »Gletscher« abermals beschreiten. Sie hatten eine zweifache Wahl: wollten sie sich in endlosem Geröll abmühen, um schliesslich

ihre sterblichen Reste unbarmherzigen Steingeschossen preiszugeben, dann durften sie nur westwärts jenem furchtbar verwitterten Thurm zusteuern, der jeden Augenblick einzustürzen droht; wollten sie aber im Schweisse ihres Angesichtes mit der Streitaxt in der Faust gegen das eisige Element ankämpfen, dann mussten sie ostwärts abschwenken in der Richtung auf ein in halber Höhe der vereisten, steilen Schlucht sich öffnendes Fenster auf einer links vorgeschobenen Felsnase. Stufen schlagen, wenn auch in glashartes Eis, dünkte ihnen immer noch als eine edlere Beschäftigung, als die Sisyphosarbeit im Gerölle — und so entschlossen sie sich denn, auf dem Umwege über die Eisseerinne das Plateau zu erreichen. — Schon nach wenigen Schritten, dicht am Fusse der rechtsseitigen Wand, zeigte sich blankes Eis, doch gewährten eingefrorene Steintrümmer ein leidliches Fortkommen. Langsam gieng es empor über das Mittagsthal, viel zu langsam, um mit der Sonne gleichen Schritt zu halten; die Schatten wichen gar rasch über die rauhen Felswände zurück und, ehe es sich die Beiden versahen, standen sie in blendend schneeigter Umgebung inmitten einer Fluth von Sonnenstrahlen, die es nur zu gut mit ihnen meinten. Alton setzte fortgesetzt wuchtige Hiebe in die Flanke, während der Verfasser, des Schneckenganges müde, in der linksseitigen Wand ein rascheres Fortkommen zu finden versuchte. Bald hatte er auch seinen Gefährten auf höherem Standpunkte überholt. Doch dem frevelhaften Beginnen war rasch ein Ziel gesetzt; Griffe und Tritte waren zu Ende, auch eine Umkehr unmöglich. Wie ein Dachsfell auf das Brett gespannt, so musste er ausharren, bis Alton, in Eile und mit Gewalt alle entgegenstehenden Hindernisse besiegend, herannahte, um, mit der hoch erhobenen Rechten den Eispickel in einen Felsenriss klemmend, dem Fusse sichere Stütze zu bieten. Der Zwischenfall, so unbedeutend er ist, liess die Nachtheile des »Alleingehens« in richtigem Lichte erscheinen. In gemeinsamer Arbeit über nicht unbedeutende Randklüfte hinweg, schliesslich über einige hohe Stufen, war das obengenannte Fenster bald erreicht. Der nicht allzu behäbig ausgestattete Tourist findet hier immer noch ein erträgliches Fortkommen und begrüsst mit Freuden die jenseits des Fensters befindlichen, mit leichtem Gerölle bedeckten Schrofen, die ein rascheres Aufsteigen ermöglichen. Auch wir begrüssen das Ende der mühseligen Eisarbeit und benützen den seltsamen



Im Vallon.

Erker, um aus der Tiefe des Rucksacks Stärkung und Labsal zu holen. Die Schrofen gehen allmählig in deutliche Stufen über und führen rasch in die schneebedeckte Einsattlung zwischen Pezza Longhatta links und Eisseespitze rechts. Die Rinne selbst verläuft von da ab, wo sie unterhalb des Fensters verlassen worden, ungemein steil in gerader Richtung gegen die Eisseescharte, mitunter von Schneewächten überragt, die sich von der Cresta Strenta her vorschieben. Auch ganze Kanonaden herabstürzender Steine sind in der Rinne nichts seltenes.

Jene Einsattlung war bald überschritten, vorsichtigerweise waren auch die Rucksäcke in der Nähe abgelegt worden, damit wir unbelästigt der Vallonspitze einen Besuch abstatten konnten. Rasch waren wir über ausgedehnte Schneefelder zur tiefsten Stelle der Mulde abgefahren, als wir zu unserem Schrecken hoch oben auf dem Gipfelblock der Pezza Longhatta einen Menschen gewahrten, der, wie das Fernrohr ergab, ein Gewehr im Schoosse, unbeweglich in die starre Einöde hinaussah. Nun, vor einem Menschen als solchem zu erschrecken, war kein Anlass. Wenn aber dieser Mensch ein Wilderer ist, dazu ein Fassaner, und eine halbe Stunde entfernt von einem Rucksack sitzt, der in einfacher Conservenbüchse — einige Hunderter enthält, dann ist auch die Furcht vor einem Menschen erlaubt. Wiederum fand sich Alton, der als Einheimischer mit den Leuten umzugehen verstand, berufen, rettend einzugreifen. Mit Sturmschritten eilte er hinauf zu dem unheimlichen Menschen, nicht ohne ihn baldigst einheimische Laute vernehmen zu lassen. Dass sein Begleiter dem Vorgang von der Vallonspitze aus, die er inzwischen rasch erklettert hatte, mit grösster Spannung gefolgt, ist so selbstredend, wie seine Freude nicht gering war, als er Alton, mit beiden Rucksäcken bepackt, der tiefsten Einschartung zueilen sah, wo zur beabsichtigten Besteigung des Neuners zusammenzutreffen verabredet war. Auch diese bot, wie der ganze Rundgang bis zur Boë, nicht die geringste Schwierigkeit mehr. Hochbefriedigt von den Leistungen dieses Tages stiegen beide gegen Abend zur Hütte nieder, nicht ohne sich zuvor an dem herrlichen Rundgemälde, das die scheidende Sonne vergoldete, zu ergötzen. Alton stieg als rücksichtsvoller Gatte am gleichen Abend noch zu Thal nach Collfosco, während der Verfasser als einziger Gast in der Hütte blieb.

Zwei Jahre später — und zwar am 22. Juli 1898, früh 10 Uhr — standen vier Bamberger, die Herren Junghanns, Dr. Otto, Schmolz und der Verfasser, im hintersten Kessel des von drei Seiten durch senkrechte Wände eingeschlossenen Vallon, 2500 *m*, mit der bestimmten Absicht, eine Probe zu machen auf die im »Hochtourist« (I. Aufl.) S. 168 aufgestellt gewesene Behauptung: »Die Südwand des Vallon ist dermalen ungangbar.«

Der Feldstecher liess uns deutlich erkennen, dass man auf steilen Bändern und Schrofen ca. 160 *m* an Höhe gewinnen konnte, dass man aber dort im Sinne des Aufstiegs zur Linken eines Wasserfalles anlangen musste, der dem weiteren Vordringen wohl ein Ziel setzen würde. Nichtsdestoweniger machte man sich, zu je Zweien an einem Seile und zunächst aufgeschlossen, auf den Weg und erreichte schon nach 25 Minuten ohne besondere Schwierigkeiten — es galt, einen steilen Grat auf allen Vieren zu erklettern — jene von einem reissenden Sturzbache umtoste Felsennische. Umkehren oder an 15 *m* hoher, senkrechter Wand empor — war die Losung. Doch die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein, wenn auch scheinbar schlechte Griffe und die anzugreifende, zerrissene, brüchige Schneide, die zudem von den daneben niederdonnernden Wassern reichlich besprengt wird, gerade nicht zu dem Wagestück einluden. Die Kletterschuhe wurden angelegt und alle Rucksäcke wohlverpackt zum Aufseilen bereit gehalten. Junghanns machte sich als Erster auf den Weg; Schritt um Schritt musste er überlegen — und gar manchmal schüttelte er ungläubig den Kopf. In 10 *m* Höhe erreichte er ein fussbreites Band, das, von einer überhängenden Wand überdacht, nur zur Noth als Stützpunkt für die Rucksäcke und Eispickel dienen konnte. Nachdem dieses Depot

eingerichtet, folgte Dr. Otto, um Junghanns behilflich zu sein, diese Utensilien, die jeden Augenblick wiederum in die Tiefe stürzen wollten, eine Etage höher hinaufzubefördern. Jetzt war die Reihe an dem Verfasser, die erste Zwischenstufe zu erklimmen. Es folgten von da ab wenige Klimmzüge an durchnässten, theilweise verschneiten Felsen, bis zum neuen Lagerplatz der Rucksäcke, die erbarmungswürdig, wassertriefend auf schmalem Bande zusammengekauert, jeden Augenblick ein gar klägliches Ende nehmen konnten. Da ein Klettern zu Zweien hintereinander wegen der Steingefahr, deren Vorhandensein dem Verfasser und Schmolz auf dieser Bergfahrt in ernstester Weise zum Bewusstsein gebracht worden, ausgeschlossen ist, konnte ich erst nach geraumer Zeit — es war inzwischen 11 Uhr 45 Min. geworden — am oberen Rande, 2680 *m*, des verschneiten Eisfeldes zwischen Vallonspitze und Neuner aus der Tiefe auftauchen, um die heitere Gesellschaft zu vervollständigen, in der man jetzt beim wohlverdienten Frühstück interessante Erlebnisse dieser schneidigen Tour gegenseitig austauschte. Ganz besonders erfreute die Tüchtigkeit, Gewandtheit und Energie des Herrn Junghanns. Als dieser aber jetzt einen Blick in die Tiefe warf, hielt auch er dafür, dass er der Forderung, hier den Abstieg zu erzwingen, nicht Stand halten würde.

Vallonspitze und Neuner, Pezza Longhatta und Eisseespitze waren im Laufe des Tages besucht worden. Während aber Junghanns die Rundtour über die Cresta Strenta und Boë sogar bis zum Pordoigipfel fortsetzte, waren die Übrigen von der Eisseescharte aus direct zur Hütte abgestiegen und waren bereits mit den Resten einer zweiten Mahlzeit, einer allezeit verehrten Erbsensuppe, beschäftigt, als Junghanns nach Sonnenuntergang eintraf; eine reichliche Portion dieser allseits anerkannten, vorzüglichsten Hüttenconserve war für den vortrefflichen Führer des Tages in annehmbarer Consistenz verflüssigt worden. Sie brachte ihn in das richtige Gleichgewicht und gar bald sassen die Freunde bei dampfender Bowle beisammen, um sich der Tour, die vom Wetter so herrlich begünstigt war, und des Abschlusses im eigenen Heim von Herzen zu freuen.

8. Der Pizkofel, 2530 *m*. Von der Vallonspitze oder dem Neuner aus den Boëgrat nach Norden weiter zu verfolgen, ist unmöglich. Pizkofel, Boëseekofel und Zehner sind der tiefeingerissenen Scharten wegen nur aus dem unteren Vallon oder dem Mittagsthal zugänglich.

Der erste wohlausgeprägte Gipfel, der über die scharf umgeknickte Ecke »Crap de Boà«, seinen Vorgürtel Antersas und die noch tiefer gelegene Höhenzone Sopra Pitschi Sas gegen Collfosco hinabschaut und den Eingang in das Mittagsthal bewacht, ist der Pizkofel. Sein Aufbau ist der allen Sellagipfeln eigenthümliche: Auf eine grünbewachsene, zur Alm benützte Vorterrasse in der Höhe von 1800 *m* folgt in wellenförmigem Übergang mit Lärchen, Kiefern und Krummholz bestanden, eine zweite Terrasse in einer Höhe von ca. 2200 *m*, in gewaltigen Dimensionen, tafelartig abgeplattet. Einzelne Schneefelder, denen die Sonne nicht beikommen kann, wechseln ab mit spärlich begrasten Hängen, der ganze Unterbau aber gleicht einem gewaltigen Steinbruche, der von wild zerklüfteten Längsrissen durchfurcht ist. Hierauf endlich erheben sich bis zu 2530 *m* fünf kühne, verwitterte, leicht zu besteigende Felsthürme.

Der Erstbesteiger des Pizkofels war C. Schmolz-Bamberg. Er schlug mit Führer P. Pescosta Collfosco von Corvara aus den Weg zum Boësee ein, um unterhalb des ostwärts vorspringenden Hügels Crap da Mont in waldige Hänge nach rechts abzuzweigen und scharf ansteigend die Wände des nordöstlichen Ausläufers des Boëseekofels zu erreichen. Weit bequemer gelangt man dahin, wenn man, wie sich der Verfasser überzeugt hat, der rothen Markierung bis oberhalb Crap da Mont folgt und den Viehsteig benützt, der in horizontal verlaufendem Bogen unter die genannten Wände hineinführt. Von hier ab verfolgte der Verfasser wenige Wochen später mit Marmein-Ulm den Weg des Erstbesteigers, er giebt demnach im Folgenden seine eigenen Aufzeichnungen wieder.

Nach mehrfachen Irrfahrten war das als Orientierungspunkt bezeichnete Felsenloch,

der Eingang zu einer nach Schmolz 26,5 *m* langen, 16 *m* breiten, 6 *m* hohen Höhle, in Sicht.[1]) Sie liegt ca. 30 *m* hoch über der Basis des gewaltigen Unterbaues und wird über Felsbänder und Schrofen in zwei Stunden ab Corvara unschwer erreicht. In ähnlicher Weise, wie bisher, baut sich auch oberhalb der Höhle Stufe auf Stufe. Die durch das Geröll oft erschwerte Arbeit gestaltet sich infolge bedeutender Zerklüftung bald zu höchst interessanten Klettereien über hochkantig stehende Platten, schmale Bänder an höhlenartigen Überdachungen vorüber — stets ohne die mindeste Gefahr. Eine Stunde nach Aufbruch bei der Höhle war der höchste Punkt des am weitesten gegen den Boëseekofel vorspringenden Felskopfes erreicht und damit der Fuss der nördlich hievon aufsitzenden fünf Gipfelthürme, welche in ihrer Gesammtheit den Namen Pizkofel führen und, vom Weg zum Pisciadusee aus gesehen, den Eindruck einer von einer fünftheiligen Mauerkrone gezierten kolossalen Steilwand machen. Mit Ungeduld geht es aufwärts, denn der Blick in das furchtbar zerrissene, in schauerlicher Tiefe zu Füssen sich hinziehende Thal, wie auf die hinter den jenseitigen Felsgebilden auftauchenden Häupter des Langkofels und der Geislergruppe, die das entzückende Bild des herrlichen Grödnerthales umrahmen, liessen für die Gipfel köstliche Ausblicke erwarten. Noch wenige Schritte und in dem Felsgewirr sind die ersten Steindauben der vorjährigen Parthie erkennbar. Man folgt diesen angenehmen Spuren, steigt in einem kleinen Geröllcouloir leicht an und steht plötzlich, umgeben von verwitterten Gestalten in den abenteuerlichsten Formen, vor einem Fenster. Rucksack und Eispickel übernimmt Marmein und deponiert sie sammt den Bergschuhen des Verfassers; dieser aber erklimmt jenseits des Fensters zur Rechten einer schönen Felsennische eine 3 *m* hohe Wandplatte. Der hocherhobenen Rechten bietet sich ein guter Griff — es folgt ein kleiner, leicht gangbarer Felsenriss — und sofort stehe ich, es ist 11 Uhr, vor dem Schmolz'schen Steinmann. Marmein schlug den leichteren Anstieg von der Nordseite her ein und bald konnte man vereint sich des grossartigen Panoramas erfreuen. Vom Ortler bis zur Civetta ragen Eis und Fels umspannende Coulissen im Halbkreise, die grünen Matten der Seiser- und Puezalpe, der Incisa und des Campolongo umsäumen das gewaltige Bild der nächsten, chaotischen Umgebung.

9. Der Boëseekofel (Piz dal Lec di Boë), 2831 *m*. Südlich des Pizkofels erhebt sich, ca. 300 *m* höher, ein gewaltiger Bergrücken mit scheinbar mässiger Abdachung nach Osten, steilem Abfall gegen das Mittagsthal und unzähligen Kaminen und Schluchten gegen seinen Vorgipfel im Norden, als welcher der Pizkofel angesehen werden kann. Die Kamine und Schluchten sind meist gangbar, doch nimmt die Schwierigkeit sichtlich in dem Maasse zu, je weiter gegen Westen hin man den Angriff beginnt. Will man — vom Pizkofel kommend — an Höhe nichts verlieren, so wird man sich für die Schneerinne entscheiden, welche, vom Pizkofel aus betrachtet, den östlichen Einschnitt darstellt. Nicht ganz so einfach löst sich die Frage, wie man vom Pizkofel über die tiefeingerissene, ungangbare Scharte hinweg auf das Massiv des Boëseekofels hinübergelangt. Sucht man unterhalb der am weitesten gegen dasselbe vorgeschobenen Felsennase einen Einblick in die ca. 30 *m* tiefer liegende Scharte zu bekommen, so gewahrt man nach wenigen Schritten ein durch die überhängende Wand verdecktes, schmales Band, auf dem man in gebückter Haltung so weit vordringen kann, bis man sich jenseits eines 2 *m* tieferen, bis zur Mitte der Scharte hineinragenden Geröllbandes befindet. Wagt man jetzt mit Vorsicht — denn sofort erhebt sich drüben fast lothrecht die Wand — einen Sprung, so ist von hier ab die Arbeit eine leichte; vorzügliche Griffe in festem Gestein gestatten ein rasches Aufsteigen und ein leichtes, nach links führendes Band leitet auf ein Schneefeld, über das man stehend abfährt, um in die oben erwähnte Schneerinne einbiegen zu können. Eine reichliche Anzahl Stufen, anfangs in gefrorenem Firn, später

[1]) Vom Wege zum Crap da Mont aus in westlicher Richtung deutlich wahrnehmbar. D. V.

in glashartem Eise, führte rasch in die Höhe. Eine hoch oben über dem Ausgange des Kamins hereinragende Wächte und mächtige Eiszapfen über den Häuptern verscheuchten die kleine Gesellschaft bald aus der Rinne, in der sie ein gewaltiges Getöse verursacht hatte. Doch zur rechten Zeit öffnet sich zur Linken eine Seitenrinne, um, wenn auch in zerfetztem Gewande selbst wenig vertrauenerweckend, den Ansteigenden sicheres Geleite zum Plateau und damit zum Gipfel zu bieten. Eine Stunde war ab Pizkofel verronnen, als die auf dem Nordgipfel stehende Signalstange erreicht war. Die Aussicht war, wie zu erwarten, eine überaus prächtige. Nicht bloss der Sellafreund wird hoch entzückt sein, alle seine lieben Berge um das wildromantische Mittagsthal so schön versammelt zu sehen, auch der verwöhnteste, nur nach grossartiger Fernsicht strebende Bergsteiger wird vollauf befriedigt sein; denn das Gesammtbild der Alpen wird nur durch die Boë unterbrochen, die ihr glänzendes Schneefeld im Süden in den Vordergrund schiebt.

Von dem Nord- und Südende des 250 Schritte langen, parallel dem Mittagsthal verlaufenden Kammes zweigt nach Osten je ein Felskamm ab, so dass der ganze Stock ein auf der obersten Terrasse aufsitzendes, nach Osten offenes Viereck darstellt. In das Innere desselben wurde nach 1½stündiger Rast um 2 Uhr 50 Min. der Abstieg begonnen und auf losem Gerölle rasch bis zur tiefsten, von oben wahrnehmbaren Stelle fortgesetzt, bis ein fast vertikaler Kamin, der näher dem linksseitigen Hauptaste ansetzt, ein gebieterisches Halt zuruft. Doch, wenn auch nicht mehr im bisherigen Tempo, ein Vorwärtskommen ist nach mannigfachen Versuchen vorerst immer noch möglich, und so wurde denn zuversichtlich der Kamin in Angriff genommen.

Die Schwierigkeiten, die da zu überwinden waren, im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen. Es möge genügen, zu bemerken, dass alle erdenkbaren reizenden Feinheiten, die das Herz eines Felskletterers erfreuen können, hier zu finden sind, dass demnach dieser Kamin allen von der Natur körperlich nicht übermässig splendid ausgestatteten Freunden echter Kletterarbeit auf das wärmste empfohlen werden kann.

Nicht abschrecken durfte man sich aber lassen durch die Ungewissheit darüber, ob man nicht nach Überwindung der Schwierigkeiten sich zur Umkehr gezwungen sehen würde, wenn man nämlich schliesslich vor ein unlösbares Räthsel gestellt würde, vor eine senkrechte Wand! Doch von einer solchen Rücksichtslosigkeit der Natur später; diesmal lief nach 1½stündiger Arbeit zu unserer Rechten der Kamin in ein in die nächste Terrasse übergehendes Geröllband aus, das naturgemäss mit einem Juchzer aus voller Kehle begrüsst ward. War doch damit der Abstieg vom Boëseekofel in das untere Vallon zum ersten Male durchgeführt. Zum Danke dafür wurden einige kleine Steinmännlein zur Markierung des Einstieges errichtet. Er findet sich ca. zehn Minuten nach dem Eintritte in das eigentliche Vallon zwischen zwei grossen, durch gerade dort herabziehendes, grobes Geröll unterbrochenen Rasenflecken auf vorspringender Rippe einer mächtigen schwarzen Wand, die breite gelbe Streifen zeigt, und in deren Hintergrunde sich ein scharf gezeichneter, quadratischer Thurm erhebt.

Um 4 Uhr 20 Min. lag die Felswand im Rücken, um 5 Uhr 15 Min. war der Boësee erreicht und um 6 Uhr 15 Min. — nach zwölfstündiger, harter Arbeit — sass der Verfasser mit seinem Genossen frohen Muthes in der »Post« von Corvara. So oft er sein Tagebuch durchblättert, haftet der Blick verklärt auf jenen Zeilen, die ihm von den frohen, wenn auch mühevollen Stunden erzählen, die er führerlos in Begleitung eines lieben Freundes auf den stolzen Zinnen zugebracht. Als eine der schönsten dieser Bergfahrten wird für alle Zeiten in seiner Erinnerung haften: Die Überquerung des Pizkofels und des Boëseekofels von Collfosco aus in das Vallon.

Für die von Gstirner eingangs seines Aufsatzes: »Aus der westlichen Sellagruppe«[1]) gebrachte Bemerkung, dass der Berg über seine beiden sich nach Osten senkenden

[1]) Mitth. 1890, S. 204. (Die Aufschrift sollte heissen: »Aus der östlichen Sellagruppe«.)

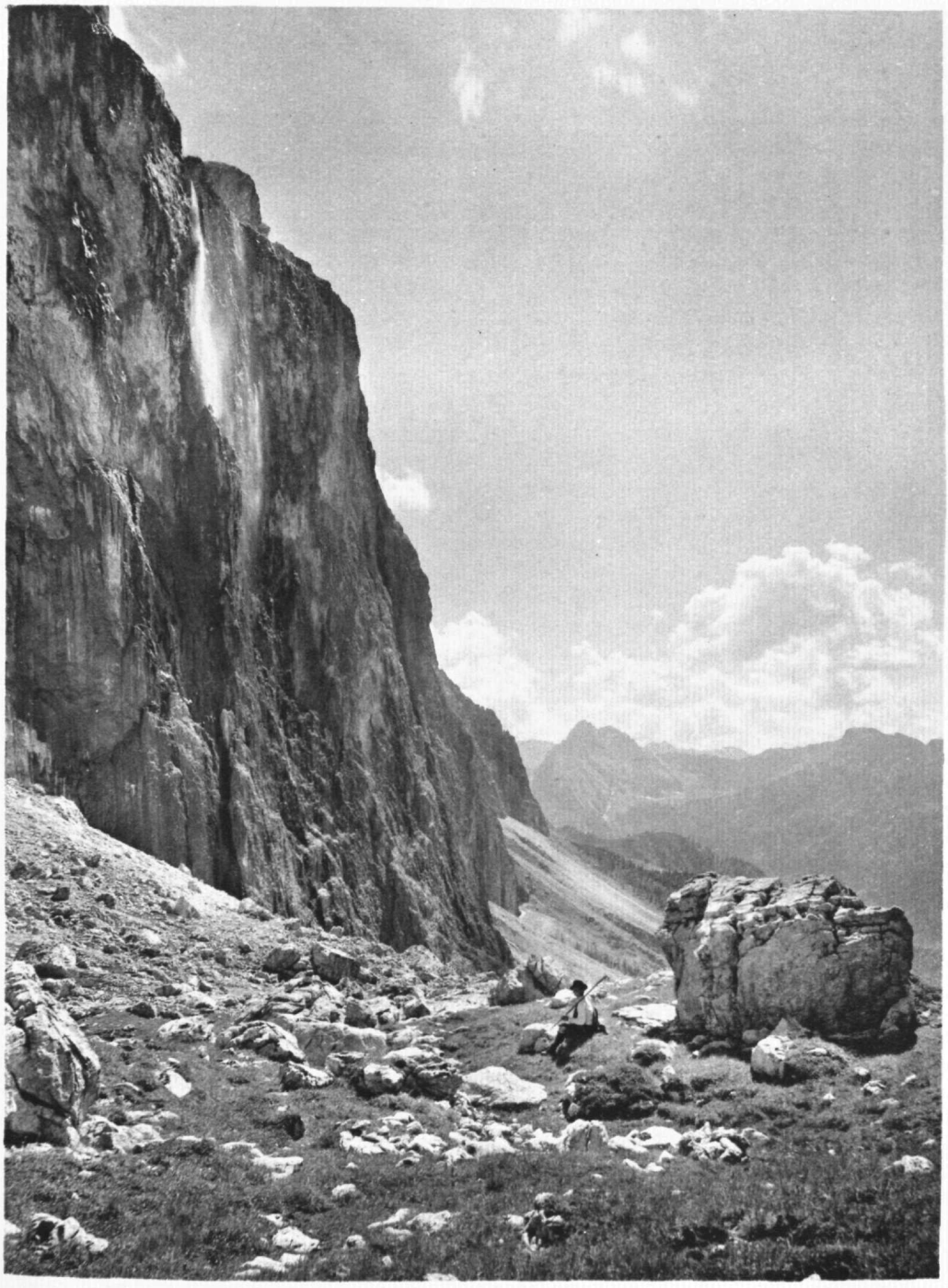
Kamine ohne Schwierigkeit schon öfter besucht worden sei, mangelt jeglicher Nachweis; auch spricht die Wahrscheinlichkeit nicht dafür. Aus dem Vorhandensein einer Signalstange, deren Bedeutung und Herkunft den Bewohnern der Umgegend vollständig unbekannt ist, lässt sich nicht auf eine oftmalige Begehung des Berges schliessen, noch weniger aber auf eine Ersteigung über beide Seitenkämme. Dass einheimische Gemsjäger den Berg hie und da abstreiften, kommt für die Touristik nicht in Betracht. Der vom Verfasser eingeschlagene Weg aus dem offenen Viereck durch einen Kamin hinab in das Vallon wird aber auch kaum von einem Gemsjäger gewählt worden sein.

10. Der Zehner, 2917 *m*. Wie erwähnt, stellt der Zehner ein beiderseits durch tiefe Scharten ausgeschnittenes Stück des Boëkammes dar, das auch nach Ost und West in senkrechten Wänden abfällt und mit der aufgesetzten Pyramide den ganzen Kamm beherrscht. Die Besteigung des Zehners ist nur über eine der beiden Scharten möglich, und die Arbeit des Anstiegs zerfällt in zwei an sich schon sehr schwierige Theile: Es ist zunächst eine vereiste Scharte, sei es aus dem westlichen Mittagsthale, sei es aus dem östlichen Vallon, zu erklettern, dann aber die eigentliche Felsarbeit aufzunehmen. Dass der nördlichen Scharte der Vorzug zu geben sei, war den wenigen Besteigern der benachbarten Gipfel aus directer Anschauung klar geworden. Die drei Parthien, welche bislang dem schwierigen Zehner zu Leibe gerückt sind, haben ihre Expeditionen denn auch mit dem Angriff auf diese nördliche Scharte eingeleitet und zwar: die Erstbesteiger M. v. Smoluchowski, W. Merz und O. Schuster mit dem Zillerthaler Führer H. Moser am 27. Juli 1894 aus dem Mittagsthale, der Verfasser mit dem Führer J. Kostner-Corvara am 1. August 1898 aus dem Vallon, endlich Dr. K. Freiherr von Hayn, Klagenfurt, mit den Führern Joh. Kostner-Corvara und Dapunt-St. Ulrich am 11. August 1900.

Mit Rücksicht darauf, dass vielleicht auch einmal die schwierigeren Sellagipfel in die Reihe der Modeberge einrücken, darf wohl der ersten Ersteigung des Zehners an der Hand der Notizen M. v. Smoluchowski's[1]) hier ausführlich gedacht werden.

M. v. Smoluchowski war mit seinen Genossen früh 6 Uhr 40 Min. am Fusse des mächtigen Geröllkegels angekommen, der aus dem Mittagsthale gegen die Scharte zwischen Boëseekofel und Zehner emporreicht und in einem mit Schnee bedeckten Couloir endigt. Aus diesem wichen sie anfangs links, dann rechts in die Felsen aus, da sich die Kletterei auf bald zum Vorschein gekommenem blanken Eise recht schwierig gestaltete. Eine von der senkrechten Wand abgespaltene Felsplatte musste schliesslich dazu dienen, dass man rittlings das Couloir wieder erreichte, das sich inzwischen bedeutend verengert hatte. Auch Steinfälle fiengen an, den weiteren Aufstieg zu gefährden. Führer Moser schlug anfangs längs der linksseitigen Wand, dann auf der anderen Seite Stufen, bis der Fuss eines 12 *m* hohen, in die orographisch rechtsseitige Wand eingerissenen Kamins erreicht war, der nun, trotzdem er in der Mitte überhängend, mit schlüpfrigem Moose überzogen und von Schmelzwasser durchflossen war, wegen der eminenten Steingefahr begangen werden musste. Er wird denn auch als »sehr schwierig« bezeichnet. Aus dem Kamin stieg man zur Linken über eine Schuttrinne, Geschröf und Geröllbänder, »immer in ziemlicher Höhe über dem Couloir gegen die Scharte zu traversierend« weiter, die nach Durchkletterung eines zweiten, 15 *m* hohen Kamins bald erreicht war. Auf dieser »Moserscharte«, wie sie von da an heissen sollte, wurde unter den erfreulichen Auspicien, dass der Rückweg nach Osten gesichert war, über eine Stunde gerastet. Die Durchkletterung der Nordostwand des Gipfels begann jetzt mit der Ersteigung eines Vorbaues und eines links abstehenden Felszackens. »Von hier auf steil ansteigendem Bande schief nach rechts hinauf, dann nach links über eine Wandstufe zu einem mehrere Meter oberhalb befindlichen Band, welches sich als ca. 20 *m* langes, wenige Zoll breites Gesimse nach links hinüberzieht. Sehr

[1]) Mitth. 1894, S. 288



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München

Sellagruppe: Die Pordoiwand vom Val Lasties.

exponiert. Dann in einem Felscouloir empor und nach links auf Geschröfe hinaus. Nach wenigen Minuten erreichten wir das Plateau und den aus demselben aufragenden Gipfelaufsatz als höchsten Punkt des ganzen Kammes.« Zeitdauer 6 Uhr 40 Min. bis 12 Uhr 30 Min. Mittagsthal—Scharte, 1 Uhr 40 Min. bis 3 Uhr 20 Min. Scharte—Gipfel. So lautet der kurze Bericht, der bei der Tüchtigkeit der Theilnehmer der Parthie nur durch die Zeitnotizen die überwundenen Schwierigkeiten ahnen lässt.

Der schneereiche Winter 1897—98 hatte der genannten, aus dem Mittagsthale aufsteigenden Eisrinne übel mitgespielt. Schliesslich verkleideten weit überhängende, stockwerkartig übereinandergelagerte Wächten das obere Couloir derartig, dass hier jeder Versuch bis zur Moserscharte vorzudringen, sicher fehlgeschlagen hätte. Doch auch davon, »dass es drüben ganz bequem durch eine Geröllschlucht hinuntergeht«, konnte im Sommer 1898 keine Rede sein; denn auch dieses Couloir war bis über die kleine, enge Wandstufe hinab mit Eis und Schnee bedeckt. Da jedoch hier Schwierigkeiten, wie sie jenseits anzutreffen sind, kaum zu erwarten waren, entschlossen sich der Verfasser und Führer Kostner zu diesem Aufstiege.

Es war ein herrlich schöner Sonntag angebrochen – man schrieb den 31. Juli 1898 – als ich allein zur Bambergerhütte aufstieg, um Abschied für dieses Jahr zu nehmen von dem Kleinod, das mir ans Herz gewachsen war. Ich sollte, der Verabredung gemäss, am frühen Morgen des 1. August die Boë traversieren, jenseits zum Vallon absteigen und mich etwa um 7½ Uhr am Fusse des Schuttkegels einfinden, der von da aus gegen die Moserscharte aufsteigt.

Der Aufbruch von der Hütte, die heute keinen weiteren Gast beherbergte, geschah so frühzeitig, dass der Verfasser um 5 Uhr die ersten Sonnenstrahlen, die aus einem wolkenlosen Firmament erglänzten, auf der Boë begrüssen konnte. Es war, als wollten ihm die hier rings in der Runde aufgestapelten, unermesslichen Schätze, überfluthet von dem Glanze der lebenspendenden Morgensonne, den Abschied recht erschweren. Einen Blick zum Himmel, wo eben die letzten Sternlein erlöschen — es war in stummer, erhabener Einsamkeit ein tiefempfundenes Morgengebet — und fort geht es, hinab mit eiligen Schritten; heute ist zum Verweilen an diesem gesegneten Orte keine Zeit, sollte doch, bis die Sonne den Halbkreis vollendet, unser Standpunkt vertauscht worden sein mit jenem auf der Zinne des Zehners, die eben, in blutiges Morgenroth getaucht, herübergrüsst. Bald war der Eissee erreicht und auch der obere Eingang in die bekannte Geröllschlucht an der Hand einiger rother Marken rasch gefunden. War der Eispickel schon bisher vielfach in Thätigkeit getreten, so blieb ihm nicht erspart, seine Festigkeit in vielfachen Stufen auf glashartem Eise zu erproben, das gegen alle sonstige Gewohnheit heute auch diese Schlucht ausgekleidet hatte. Trotz dieser nicht programmgemässen Hindernisse war das Felsenchaos am Eingang in das Vallon zur festgesetzten Stunde erreicht — ein Juchzer aus voller Kehle suchte das Ohr des Begleiters zu treffen. Und wirklich, ein Echo ertönte von hoch oben vom Schuttkegel herab, verkündend, dass auch Professor Jos. Alton sich eingefunden; leider durfte die Freude, einen erprobten Genossen für die heutige Tour gefunden zu haben, keine andauernde sein, denn der Mangel der unentbehrlichen Kletterschuhe gebot diesem in der Nähe der Moserscharte, den eigentlichen Aufstieg über die Nordostwand zu unterlassen. Bis dahin war die kleine Gesellschaft in gemeinsamer Arbeit über einige Stufen in kaminartiger Schlucht und daran anschliessendem, steilen Schneecouloir rasch vorgedrungen. Es war 9 Uhr, als der erste Blick jenseits in die Tiefe des Mittagsthales die Schrecken der westlichen, von Smoluchowski und Genossen begangenen Schlucht vorführte. Tief drunten, fast senkrecht unter den Füssen, zieht sich der Pfad thaleinwärts; erst vor wenigen Stunden verfolgte der Verfasser seine Spur; eine gewaltige Runde, nahezu vollendet, liegt inzwischen, bis die Sonne ihre wärmenden Strahlen abermals hineinsendet in das unwirthliche Thal. Doch den Kreislauf zu vollenden, wäre Tollheit und Frevel gewesen.

Der weitere Aufstieg ist schon kurz angedeutet worden. Man erklettert von der Scharte aus einen ca. 6 *m* hohen Felskopf, steigt abermals, sich links wendend, hart an der Wand des Massivs mehrere Meter ab auf ein verschneites Band und verfolgt dasselbe ca. 10 *m* weit bis zu einem abgespaltenen, ca. 5 *m* hohen Thürmchen. Hier legten wir die Kletterschuhe an, verwahrten Rucksack und Eispickel zum Schutze gegen Steingeschosse und besichtigten während der Frühstückspause die schöne, rothgefärbte Wand, die absolut vertikal, ja zum Theil überhängend, nur von einigen Längsrissen durchzogen, die Beherztheit herausfordert. Der kundige Blick entdeckt sofort eine dem Anstieg günstige, die Monotonie unterbrechende, schieferige Abspaltung, die im Winkel von ca. 60° vom Standorte aus nach rechts aufwärts führt. Diese, einige Dezimeter abstehende, aus der Wand gleichsam herausgedrängte, steile Stiege vermittelt denn auch in der That das weitere Vordringen über die ersten 20 *m*. Die Lage ist vollständig exponiert, die Griffe aber sind vorzüglich. Sobald der Riss sich in der Wand verliert, schwingt man sich auf ein ca. 2 *m* oberhalb vorüberziehendes Gesimse, das von einer gleichfalls abgespaltenen, 50 *cm* abstehenden Wandplatte von ziemlicher Ausdehnung gebildet wird. Der jetzt folgende, 25 *m* lange horizontale Gang gleicht demjenigen auf hohem Seile: die hochkantige Platte geht in ein Band über, dieses wird schmäler und schmäler, um an zwei Stellen infolge Vordrängens der Wand fast vollständig zu verschwinden. Nur reichlich bemessene Extremitäten, namentlich hochgreifende Hände, helfen über diese Schwierigkeiten hinweg, denn auf kaum 10 *cm* breitem Gesimse unter überhängenden Blöcken in hockender Stellung hindurchzukriechen, wie es der kleine, verwegene Kostner ausgeführt, ist nicht Jedermanns Sache. Welchen Nutzen gewährt nun in solchen Lagen ein Seil? Dieses kann bekanntlich in zweifacher Weise dienlich sein: Es kann erstens, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss, wie dasjenige eines Flaschenzuges Verwendung finden, um den vertikalen Abstand zwischen Führer und Tourist ohne merklich schädigenden Einfluss auf die Ware — es sei denn die Emballage — zu verringern. Dies ist der häufigere, den Führern wohlbekannte Fall. Zweitens kann es, vom Führer richtig gehandhabt, thatsächlich dem selbstständig Kletternden im Falle eine Fehltrittes etc. wirksamen Schutz gegen Unfall zu bieten bestimmt sein. Erlaubt die örtliche Lage diese Unterstützung nicht, dann bleibt nur mehr der moralische Halt des Bindemittels zwischen der anerkannten Zuverlässigkeit des Führers und dem Gefühle der Unsicherheit, in dem sich der Tourist die Frage vorlegt, ob er wohl der gestellten Aufgabe gewachsen sei. Eine solche Situation bietet in der Regel ein langes, horizontal verlaufendes, schmales Band. In diesem Falle könnte die Sicherheit des Touristen oft durch Festbinden des Seiles an beiden Enden oder an Zwischenstellen, so dass es ein Geländer darstellt, erhöht werden. Der Verfasser hat durch solche Maassnahmen schon mehrfach helfend eingreifen können.

Doch auch ohne diese Vorsicht ward dieses schwerste Stück Arbeit der ganzen Tour geleistet und man bog scharf um die Ecke in einen fast senkrechten, äusserst schmalen, schwarzen, meist von Schmelzwassern durchnässten Kamin mit vielen Schrofen und Einschnürungen über Eis und Schnee. Eine Stunde war verflossen, als man endlich aus dem feuchtkalten Geschröfe heraustreten durfte, freie Luft zu athmen, zu schwelgen im Glanze der lebenspendenden Sonne! Mit freudesprudelndem Herzen wurde der letzte Kegel erstürmt, kaum eines Blickes ward die schauerlich wilde Umgegend gewürdigt, die Schlünde der sechs Kamine, die nach dem Grabe hinabweisen, dem man eben entstiegen. Doch wie leicht kann sich solche Sorglosigkeit bitter rächen! Denn wehe Demjenigen, der beim Abstieg den richtigen Kamin verfehlen sollte! Unbarmherzig würde er zurückgeschlagen, vielleicht aber zu spät, um einem unfreiwilligen Biwak zu entgehen.

Um 10¾ Uhr waren wir bei der von den Erstersteigern errichteten Pyramide angelangt. Ein einfaches Briefcouvert, an geschützter Stelle zwischen die Steine ge-

klemmt, bewahrte seit vier Jahren auf einer Visitenkarte die Namen der ersten Bezwinger dieses stolzen Gipfels. Die Rückseite der Karte wird den Nachfolgern die Kunde von der zweiten Besteigung bringen.

In einer Luftlinie von ca. 2 *km* erhebt sich aus blendend weissem Schnee das Schutzhaus. Winzige Wesen tummeln sich in der Nähe — sie nehmen erst in Kostner's Fernrohr Menschengestalt an. Auch der biedere Vertrauensmann der Section, Kastlunger, ist erkennbar, er schleppt von Collfosco eine Kiste Wein den steilen Gletscher hinauf; von der Boëscharte aber steigt eine vom jüngeren Bruder Kostner's begleitete Parthie eben zur Hütte nieder. Ein gegenseitiges, neckisches Blenden mit Taschenspiegeln konnte die Idee nur bestärken, dass solche primitive Artikel in Nothfällen gute Dienste leisten könnten. Die Rundsicht im nördlichen Theile gleicht derjenigen der Boë.

Nach einer reichlichen Stunde gemahnte die allerorts wahrnehmbare Schneeschmelze zum Aufbruch. Rasch eilten wir die letzten Schrofen hinab, um nach den aus Dolomit gemeisselten Männlein zu suchen, die als charakteristische Wahrzeichen im Aufstieg so deutlich den Kamin flankierten. Doch wie viele abenteuerliche, zernagte Gestalten stehen jetzt umher, Mosaik, wo vor einer Stunde noch blendender Schnee Fussspuren zeigte, bewässerte Rinnen, wo man in vereiste Stufen die nur mit Kletterschuhen bewehrten Füsse setzte! Wiederholt zurückgeworfen, fiengen wir bereits an, den selbstverschuldeten Mangel einer Markierung bitter zu bereuen. Schon glaubten wir, uns heute stundenlang im Kaminklettern üben zu müssen, als eine köstliche Idee Kostner's Erlösung aus dieser peinlichen Lage versprach. Vom Verfasser am Seile gehalten, betrat Kostner die äusserste Rampe, um den Reisegefährten, der einige hundert Meter tiefer direct zu Füssen bei den Rucksäcken Wache hielt, von der Steingefahr zu benachrichtigen, in die er in der Absicht gebracht werden sollte, von ihm zu erfahren, welchen der Schlünde, die sich einander glichen, wie ein Ei dem anderen, man betreten sollte. Der Plan war von Erfolg begleitet und bald war auch die tiefste Stelle, die den Austritt in die freie Wand bezeichnete, erkennbar. Mit grösster Vorsicht ward auf bereits durchnässtem Boden Stufe um Stufe genommen — nur das eine Ziel vor Augen: das Band, das bestätigen konnte, dass der Abstieg bis hieher kein vergeblicher gewesen. Wenige Klimmzüge brachten den Körper auf die feste Unterlage hinab und ein Blick aus dem Felsenthore überzeugte die Verlassenen, dass der schwierigste Theil der Kletterei bevorstand. Auch war Prof. Alton in der Tiefe direct unter dem jetzigen Standorte sichtbar. Der weitere Abstieg gestaltete sich indessen nicht erheblich schwieriger als der Aufstieg, auch reichte der Zeitaufwand von einer Stunde wiederum vollkommen aus. Um 12 Uhr 45 Min. waren wir glücklich und wohlbehalten bei den Rucksäcken angelangt. Mit Sturmschritten gieng's die Schneerinne und abfahrend den Geröllkegel hinunter. Um 2 Uhr wurde die letzte Rast am Boësee gehalten und um 3 Uhr 30 Min., fast genau 24 Stunden, nachdem der Verfasser Collfosco verlassen, hielt er wiederum Einkehr in der trauten Wirthsstube der »Kapelle«.

11. Die Pordoispitze, 2951 *m*. Das letzte, südlichste Glied im Boëkamme ist durch die Pordoigruppe gebildet, die zu Zeiten dem ganzen Gebirgsstock, namentlich bei den Fassanern, den Namen gegeben hatte. Sie stellt ein mächtiges, durch die Pordoischarte von dem bisherigen Kamm getrenntes Massiv vor, das sich in seiner höchsten Erhebung zu einem gegen Süden langsam ansteigenden Plateau in Form eines Dreiecks von Riesendimensionen gestaltet. Der Hauptgipfel wird nur von der Pordoischarte her erstiegen. Hieher aber führen verschiedene Wege. Aus dem Val Lasties führt der Aufstieg durch den Langen Graben, der sich vom Rochenplatz aus in Halbkreisform gegen die Scharte hinaufzieht und anfänglich über Geröll, später über Eis und Schnee führt. Als Prof. Jos. Alton nach dem Bericht des Ostalpenwerkes durch diesen Graben vor Jahren seinen Weg genommen, fand er oben ein hölzernes Kreuz. Es ist längst verschwunden. Fassaner Gemsjäger sollen die jetzige, gewaltige Steinpyramide mit Signal-

stange an die Stelle gesetzt haben. Sie sind überhaupt fleissige Besucher der Sella, namentlich seit der Bestand an Gemsen, der sich zur Zeit der Erbauung der Unterkunftshütte etwas verringert hatte, sich wieder gehoben. Die Gemsen scheinen die Touristen schon nicht mehr als Störenfriede zu betrachten, denn Rudel von zehn und mehr Thieren kann man namentlich in den äussersten Hacken der hufeisenförmigen Kämme, wozu die Pordoispitze zählt, antreffen.

Der zweite Aufstieg ist derjenige vom Pordoijoche aus. Der infolge äusserst lockeren Gerölls früher recht ermüdende Aufstieg hat sich etwas bequemer gestaltet, seit er durch ein Seilgeländer unterstützt ist. Doch ist als bequemster Zugang zur Pordoispitze derjenige zu betrachten, der von der Hütte oder der Boë aus in weitem Bogen zur Scharte führt. Der Weg ist jetzt roth markiert.

Die Spitze wird von den Touristen leider viel zu wenig gewürdigt, denn sie bietet bei der nicht unbedeutenden Erhebung bis nahezu 3000 *m* und der isolierten Lage einen herrlichen Überblick, namentlich über das Fassathal mit seiner schönen Rosengartengruppe, über die gewaltigen Contrinberge, sowie die Marmolata und die Langkofelgruppe.

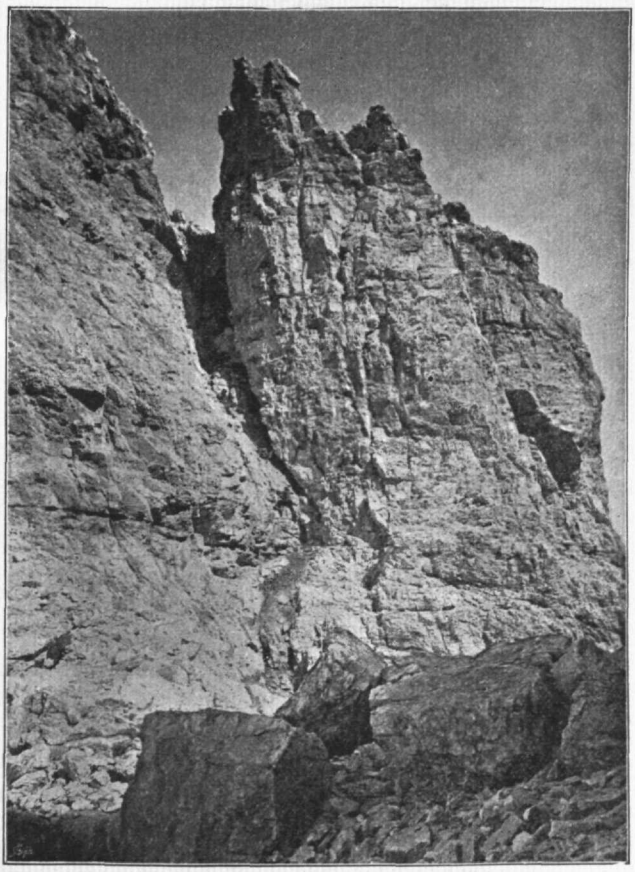
B. Die Mesules- und Murfraitgruppe.

1. Der Pisciaduseekofel (Sas dal Lec), 2950 *m*. Wie der Boëseekofel zur Linken den Eingang in das Mittagsthal beherrscht, so flankiert der Pisciaduseekofel die rechte Seite des nächsten Parallelthales, des Vallon Pisciadu. Dass man an den Fuss dieser gewaltigen Pyramide, die bis 1892 verschiedenen Ersteigungsversuchen getrotzt, von Collfosco aus durch das Mittagsthal oder vom Grödenerjoch aus durch das Val Culea in je zwei Stunden aufsteigen kann, davon war schon die Rede. Der Berg selbst ist ohne Höhenangabe in der Spec.-K. 1:50000 als Sas dal Lec aufgenommen, die übrigen Specialkarten nehmen von ihm keine Notiz. Das Höhenmaass 2950 rührt von den Erstersteigern Smoluchowski und Genossen her; es wurde übrigens vom Verfasser zweimal controliert und als richtig befunden. Der Gipfel ist durch eine gegen Ost und West gleich steil abfallende, tief eingerissene Scharte, 2762 *m*, von dem weiteren schwerfälligen Massiv abgespalten und erhält dadurch den deutlichen Character eines selbstständigen, durch seine bedeutende Höhe sogar imponierenden Berges. Die Abdachung der Scharte gegen den Pisciadusee ist mit grobem Geröll bedeckt, diejenige gegen das Val Culea vereist und bis in den Hochsommer hinein meist mit enormen Schneemassen ausgekleidet. Kommt dazu, dass das an dieser Westseite ungemein stark verwitterte, deshalb leicht abbröckelnde, ockergelbe Gestein fortgesetzt einen Hagel von Geschossen bildet, die das Schneefeld der Rinne wie gespickt erscheinen lassen, so erklärt sich die Schwierigkeit der Ersteigung von dieser Seite. Trotzdem ist diese Schneerinne wiederholt angegangen, der Aufstieg bis zur Scharte auch erzwungen worden. Doch der weiteren Besteigung setzten sich immer wieder unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten entgegen. Da kamen Th. und M. von Smoluchowski, H. Lorenz, W. Merz und V. Wessely auf den kühnen Gedanken, den Berg von der Nordseite aus anzugreifen. Die Idee, getragen von der Meisterschaft dieser Dolomitenkletterer, war von schönstem Erfolge gekrönt. Ihnen gebührt der Ruhm, dem Pisciaduseekofel die Jungfräulichkeit genommen zu haben; das Opfer freilich war kein geringes. Sie bezeichnen in ihrem Berichte[1]) die Besteigung als Klettertour ersten Ranges.

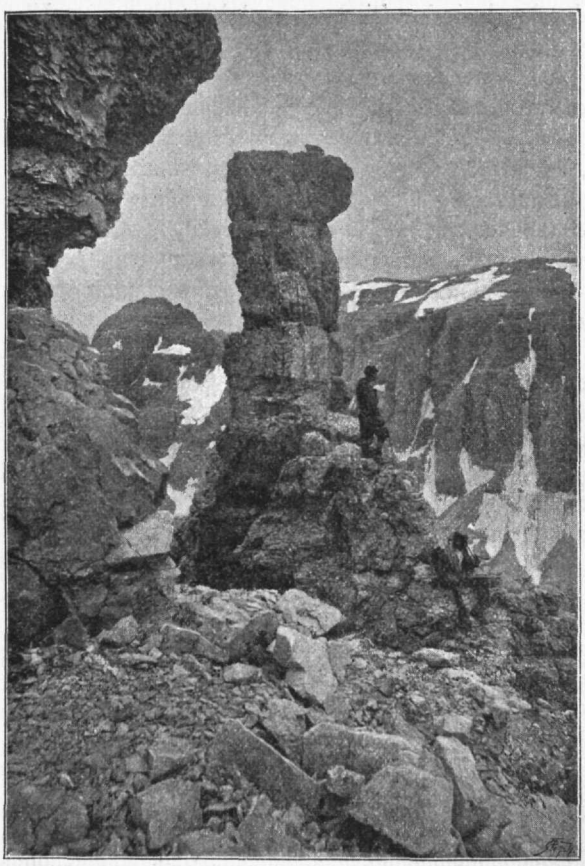
Die Parthie brach am 8. August 1892 früh 6 Uhr 30 Min. in Wolkenstein auf, erreichte um 7 Uhr 50 Min. das Grödenerjoch, um 9 Uhr 30 Min. die oberhalb des Val

[1]) Mitth. 1893, S. 34.

Culea sich ausdehnende, schnee- und schuttbedeckte Terrasse und langte um 10 Uhr am Fusse der Nordwand des Berges an. Das östlich vom Gipfel herabkommende Eiscouloir schien wegen mehrfacher, überhängend abbrechender Stellen unpassierbar und so versuchten die kühnen Ersteiger trotz entgegenstehender Wände östlich dieses Couloirs vorzudringen. Sie fanden in diesen Wänden ein querendes, schwaches Band, das dem weiteren Aufstieg förderlich schien, aber nur sehr schwer erreicht werden konnte. Man stieg zu diesem Ende zunächst der Rechten längs der Wand »ziemlich steinsicher in Stufen empor — wir folgen von da ab der auschaulichen Schilderung der Gebrüder Smoluchowski — bis an einer schmalen Stelle ein rasches Hinüberkommen möglich wurde. Dann gieng es über steile Platten in die Nähe des Bandes, wo unter einem Überhang die Schuhe, Pickel (bis auf einen), Steigeisen etc. zurückgelassen wurden. In Scarpettis zum Band. Dieses ist unterbrochen, die Fortsetzung wird nicht leicht erreicht. Es ist schmal und exponiert, der Überhang zur Rechten drängt stellenweise stark heraus. Nach Uberkletterung eines lockeren Felskopfes (sehr schwierig) hat man das gestufte Terrain erreicht, über welches rasch an Höhe gewonnen wird. So kommt man zu einem breiten Bande unterhalb des östlichen Vorgipfels. Dieser ist durch eine Scharte, von welcher das früher genannte Eiscouloir herabstreicht, vom Hauptgipfel getrennt. Während zwei von uns den Vorgipfel der Recognoscierung wegen erstiegen und so den leichteren Weg fanden, hatten die anderen bereits die steile Eisrinne betreten. Die Arbeit durch diese verursachte viel Zeitaufwand und Anstrengung, da im glasigen Eise grosse Stufen für die unbeschuhten Füsse hergestellt werden mussten. Daher noch unter der Scharte Einstieg in die Wand des Hauptgipfels, wo zuerst ein sehr schwieriger, 6 *m* hoher, überhängender Kamin, dann ein zweiter leichterer zu einer Schulter emporführen, zu welcher auf der entgegengesetzten Seite von der Scharte ein Schuttcouloir heraufleitet, der Weg unserer Freunde. Eine Eisrinne kommt vom Gipfelblock herab. Zuerst wird der Grat rechts von derselben verfolgt, dann diese gequert und an der linken Wand, zum Theil schwierig, ein Fenster im östlichen Grat erreicht. Nun steht man vor dem sehr schwierigen Gipfelblock. Die Rinne endet in einem oben durch einen grossen Stein versperrten, stark überhängenden Kamin. Die senkrechte Wand rechts davon wird erklettert. Griffe klein und spärlich, aber fest. Über leichte Schrofen mit wenigen Schritten auf die



Kamin am Südwestweg auf den Sas dal Lec.



Der »Hammer« am Sas dal Lec.

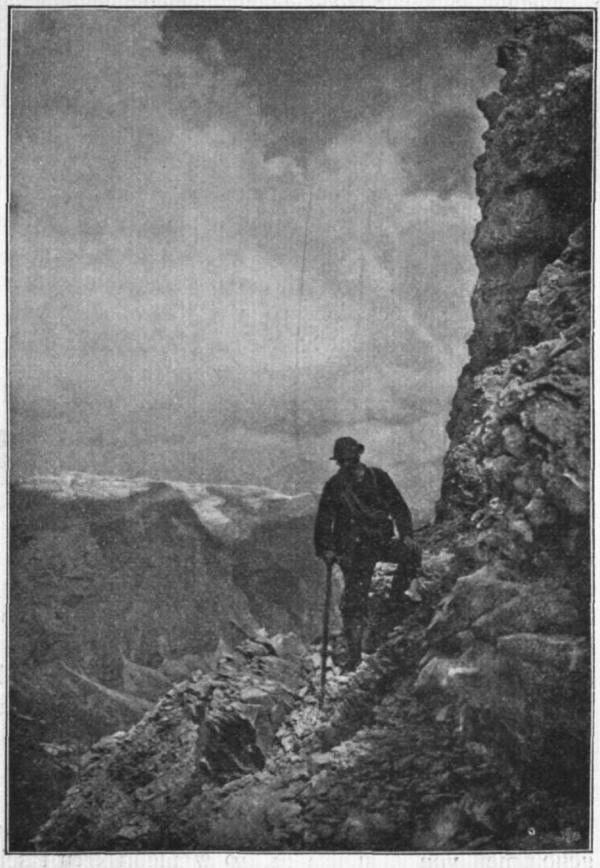
höchste Erhebung, ein ebenes, ca. 20 Schritt langes, halb so breites Plateau, das nach allen Seiten senkrecht oder mit Überhängen abbricht. Ankunft 1 Uhr 30 Min.« Soweit die eigene Erzählung. Sie verbreitet sich so ziemlich über alle Feinheiten touristischer Technik und wirkte sicher ermunternd und einladend — und zwar mit Erfolg. Denn schon im folgenden Jahre sehen wir die Tour wiederholt von W. Merz und Graf Wickenburg, und zwar mit erstmaliger Überquerung des Gipfels in der Richtung gegen die Scharte, und auch im Jahre 1894 soll sie, wie Smoluchowski[1]) berichtet, in dieser Weise mehrfach ausgeführt worden sein. Gipfelkarten, ausgenommen derjenigen der Theilnehmer der erstgenannten beiden Touren, fand der Verfasser nur aus der Zeit nach 1894 stammend: so von F. Benesch, H. Lorenz und E. Terschak, welche den Berg führerlos am 22. August 1895 bestiegen, dann von Dr. Lorenz und Wagner, welche gleichfalls ohne Begleitung am 9. Oktober 1896 von der Scharte aus aufstiegen und sich »streng an den Westgrat hielten«,[2]) endlich von Prof. Gunold-Graz und Dr. Graf-Wien, welche in gleicher Weise am 6. August 1897 mit den Führern Niederwieser und Dapunt als 5. Parthie den Gipfel erreichten.

Die Aufstiegsroute aus der Scharte, die 1893 im Abstieg von W. Merz und Graf Wickenburg gefunden wurde, gestaltet sich zu einem solch' reizenden Cabinetstückchen der Touristik, dass es sich der Verfasser nicht versagen kann, die Schilderung derselben der Ersteigungsgeschichte des Berges mit wenigen Worten einzuverleiben, wenngleich dieselbe sich bereits gedruckt findet.[3]) Folgen wir dem Berichte.

Mit den dürftigen Notizen aus Terschak's Führer[4]) über »die Besteigung des Pisciaduseekofels aus der Scharte« uns begnügend, unternahmen wir — Prof. Marmein-Ulm war der einzige Begleiter — am 2. September 1897 den Aufstieg auf dem mehrfach genannten Wege. Wir hatten in der Bambergerhütte genächtigt und in frühester Morgenstunde die Boëspitze bestiegen, für dieses Jahr wiederum Abschied nehmend von dem mir so lieb gewordenen Wahrzeichen unserer Sectionsthätigkeit. Dichte Nebelballen wälzten sich drunten im Thale des Cordevole über das schmucke Kirchlein des im saftigsten Grün liegenden Dörfchens Araba, das von dunklen Tannenwäldern umsäumt wird, hinweg; neidisch bedeckten die Wolken drüben im Westen den stolzen

[1]) Mitth. 1895, S. 159. — [2]) Mitth. 1897, S. 142. — [3]) Mitth. 1898, S. 186. — [4]) Illustr. Führer durch die Grödener Dolomiten, S. 43.

Gipfel des Pisciaduseekofels, dessen Scheitel wir heute noch betreten wollten. Drüben im Osten aber lag in blendendem Glanze die majestätische Marmolata. Die Sonne schien Siegerin zu bleiben, und damit war der Entschluss besiegelt. In 20 Minuten eilten wir hinab zur Hütte, nahmen Abschied von der gastlichen Stätte, um alsbald den am Abend zuvor zu Ehren unserer lieben, befreundeten Nachbarsection mit dem Namen »Coburgerweg« belegten Felsensteig seiner Bestimmung gemäss zu benützen. Dem blaubezeichneten Wege bis zu seiner Abzweigung, dann der rothen Markierung bis zum Aufstieg zur Mesules folgend, gelangten wir um 9 Uhr 30 Min. an den oberen, vergletscherten Rand des Vallon Pisciadu. Mächtige, mehrere hundert Meter hohe Schuttkegel senken sich ab von den Thürmen und Zacken, welche sich in den eigenartigsten Formen zur Linken in endloser Zahl aneinanderreihen, im ganzen sich aber als unendlich zart gegliedertes, gothisches Beiwerk dreier mächtiger Dome präsentieren, der Mesules (Ostgipfel), der Gamsburg und des Sas dal Lec, die sich in einer Flucht stolz in des Himmels Blau erheben. Wir hielten uns, alle Schuttkegel traversierend, möglichst in gleicher Höhe, um endlich nach einstündigem, sehr ermüdendem Geröllstampfen in das breite, von gelben, plattigen Wänden umstandene Schuttcouloir einzusteigen, das sich genau gegenüber der jenseitigen, blauen Markierung des Felsensteiges öffnet und die Gamsburg zur Linken von dem Pisciaduseekofel zur Rechten scheidet. Um 10 Uhr 30 Min. hatten wir diese Scharte erreicht und standen unmittelbar vor der gegen das Val Culea nordwestwärts abfallenden Eisrinne. Einer kurzen Recognoscierung nach einer passenden Angriffsstelle der Felsen, die sich hier zu beiden Seiten thurmartig der lieblosen Geröllumklammerung entwinden, folgte rasch der Entschluss, scharf rechts wendend, einen ca. 20 Schritte entfernten, auffallend gelbroth gefärbten, sehr steilen, anscheinend sehr brüchigen Kamin zum weiteren Aufstieg zu benützen. Drei Seillängen zu je 20 *m* waren erforderlich, und Freund Marmein musste gar oft Versteckens spielen, um die von mir hoch oben losgelösten Steine von oft beträchtlicher Grösse in rasendem Fluge an sich vorbeizulassen. Nach 3/4 Stunden ungemein vorsichtiger Kletterei traten wir oben aus dem Kamin heraus, immer noch in Ungewissheit darüber, wo wir uns befanden. Zur Linken erheben sich die merkwürdigsten Formen von Thürmen und Zinnen aller Art, dazwischen eine fensterartige Öffnung, die wohl einen orientierenden Blick gestattet. In der Nähe konnte ich mich von der Existenz eines jenseits heraufziehenden



Unter dem Grat des Sas dal Lec.

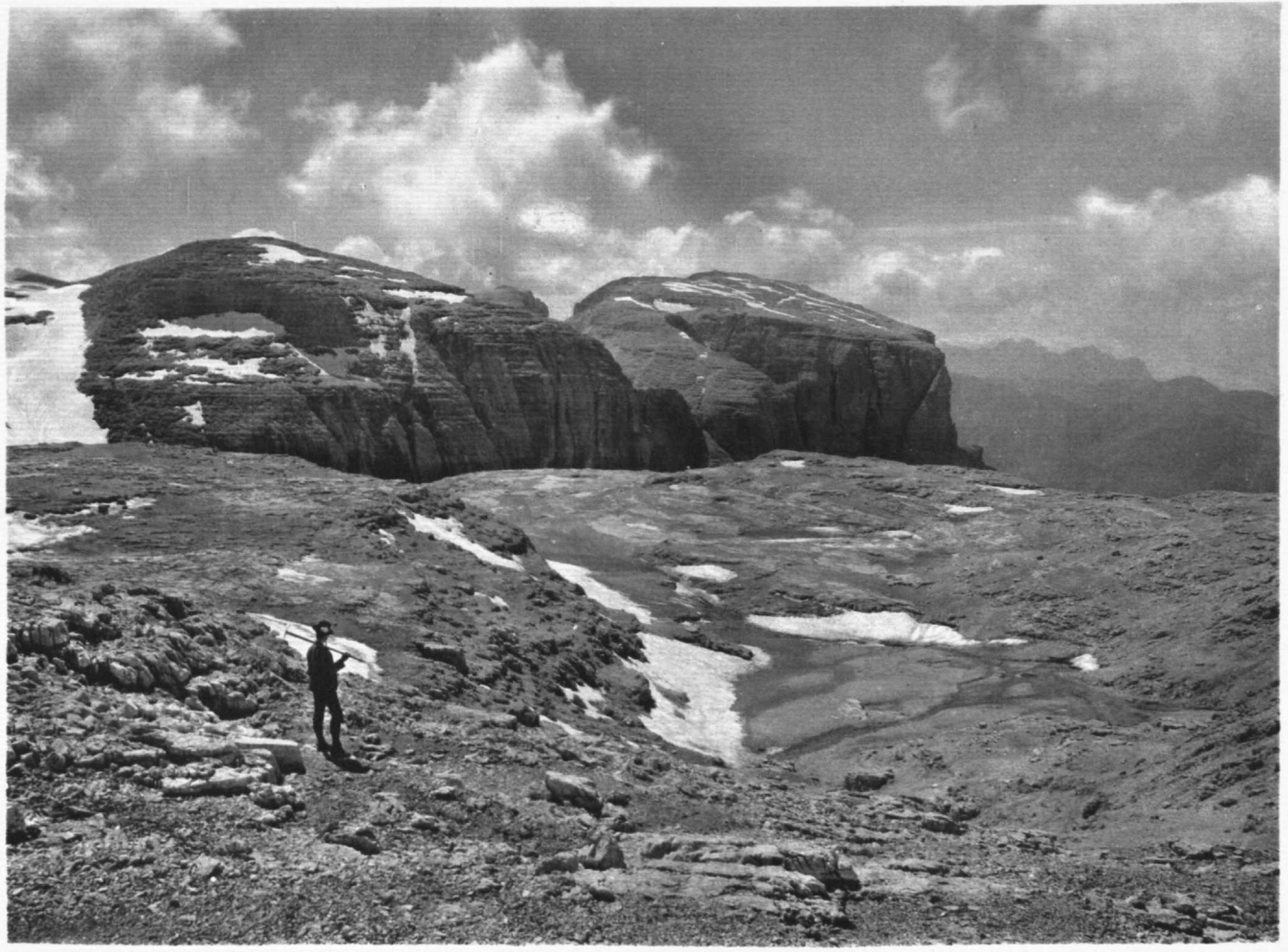
Kamines überzeugen, der in der Mitte durch einen Block gesperrt ist, unten aber in einen zweiten Kamin einmündet, der offenbar in der Nähe des Gipfels unseres Berges sich absenkt. Wir befanden uns demnach auf dem südlichen Vorgipfel. Jene Traversierung, die Lorenz und Wagner längs des Grates ausgeführt, musste tiefer gefunden werden, und dazu diente ein bald entdecktes, 20 *m* langes, fast horizontal verlaufendes, schmales Band, das um die Ecke des am weitesten links vorspringenden Felskopfes, in gleicher Höhe des Fensters, ansetzt. Abgesehen davon, dass absolute Schwindelfreiheit angesichts der grausigen Tiefe nothwendig ist, stellt das Band keine besonderen Anforderungen. Jetzt noch über einige Schrofen in hohen Terrassen ca. 20 *m* aufwärts zu einem zweiten Fenster in der Mauerkrone, und es muss uns das Ziel vor Augen stehen. Erwartungsvoll stürmte ich hinauf, nach Athem rang die Brust. Wie herrlich aber war unsere Ausdauer belohnt! Die beiden Steinmänner, die den Gipfel zieren, standen unmittelbar vor den entzückten Augen, nur wenige Schritte und wir hatten den stolzen Gipfel zu unseren Füssen. Es war 12 Uhr 45 Min., ein wolkenloser Himmel spannte sich über uns aus, weit im Osten erhob sich die Gipfelpyramide der Boë, von der aus wir heute früh 7 Uhr so sehnsüchtig hiehergeblickt! Aus innerster Seele erfreuten wir uns des Erfolges, eine Freude, die nur Derjenige richtig zu würdigen versteht, der nicht bloss durch die Lektüre sich hingerissen fühlt, die Hochtouristik als läuternde Kraft zu preisen, die den begeisterten Freund der Natur aus dem betäubenden Dunst des Städtelebens erhebt, sondern der auch selbst in der Lage war, solche Siege zu feiern. Rasch haben wir den Kranz der Felsengipfel und schneeigen Häupter rings in der Runde gemustert und können uns jedes einzelnen bekannten Bergriesen, wie des unsagbar schönen Gesammtbildes aus ganzem Herzen erfreuen.

Der Rückweg wurde um 1 Uhr 30 Min. angetreten, und zwar nach der Rückkehr an das oben erwähnte Fenster mit dem Einstieg in die vorhin beobachtete, östlich des Gipfels hinabziehende, steile Rinne, in welche bald rechts seitlich der Kamin mit dem sperrenden Block einmündet. Doch der Versuch, hier zum Pisciadusee direct abzusteigen, misslang, da wir uns nach mühevoller, einhalbstündiger Kletterei vor einer ca. 100 *m* hohen Wand befanden; ausser dem Bergstock meines Begleiters, der ihm unvorsichtigerweise entfallen, hat Niemand einen Blick in die Tiefe gethan. Rasch entschlossen kehrten wir um und arbeiteten uns den zweiten Kamin zur Linken empor. Der sperrende Block liess so viel Raum, dass wir hindurchkriechen konnten. Auch fanden wir hier die erste Spur eines Menschen, nämlich einen Klettersocken eines Führers, wir waren also auf richtiger Fährte. In der That standen wir um 2 Uhr 45 Min. beim Abstieg an dem brüchigen Kamin, und nach einer halben Stunde war auch dieser passiert. Von da ab aber stürmten wir, da ein Gewitter drohte, mit Riesenschritten den gewaltigen Schuttkegel hinab zum Pisciadusee und gelangten um 5 Uhr 30 Min. wohlbehalten in Colfosco an. Wieder einen Tag, reich an Erfahrungen, an Sorgen und Arbeit, aber auch reich an erhebenden Eindrücken durfte ich verzeichnen. Die Erinnerung dieser schönen Bergfahrt wirkte so mächtig und nachhaltig, dass ich mich, als es galt, am 23. September 1898 meine Sectionsgenossen Junghanns, Dr. Otto und Schmolz zu begleiten, sofort entschloss, die Tour in gleicher Weise zu wiederholen. Freilich war diesmal die Rinne, deren lockeres Gestein, unter Eis und Schnee begraben, doppelt unzuverlässig war, noch schwieriger passierbar als im vorausgegangenen Jahre.

Der am weitesten nördlich vorgeschobene Gratzacken des Pisciaduseekofels wurde am 13. Juli 1900 von Miss B. Thomasson mit Führer Luigi Rizzi erklettert.

---

2. Die Gamsburg, 2990 *m*. Die Messung ist eine schätzungsweise, vorgenommen von dem um ca. 40 *m* niedrigeren Pisciaduseekofel, von welchem der Berg nur durch die mehrfach erwähnte Scharte getrennt ist.



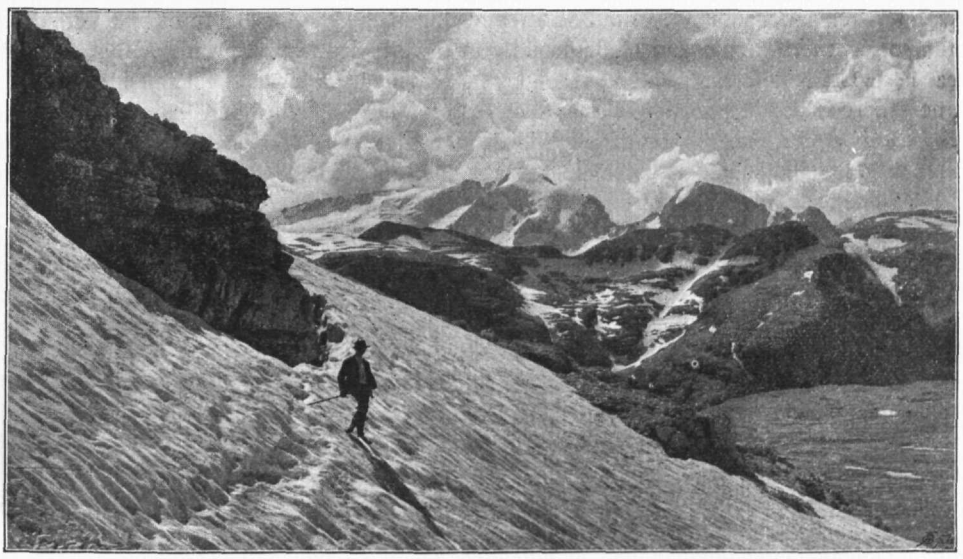
Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Sellagruppe: Auf dem Hochplateau.

Die Erstersteigung datiert[1]) vom 13. August 1892,[2]) und zwar sind abermals die Brüder v. Smoluchowski als Erstbezwinger dieses merkwürdig scharf umrandeten Bergriesen zu nennen. Sie haben die Scharte zwischen Pisciaduseekofel und Gamsburg von Westen aus über Schnee und Eis erreicht und sind oben nach rechts über einen Geröllhang emporgestiegen, der sich zu einem breiten Band zuspitzt und so zu einer Schulter führt. Von hier gieng es in eine in die Nordwand eingeschnittene Eisrinne und in dieser ca. 50 *m* empor in die rechte Hälfte der sie krönenden, von einem Zacken getheilten Scharte. Bald zum Fusse der beiden Gipfelblöcke, deren höherer, südlicher, durch einen Kamin erreicht wurde.[3])

Die zweite Ersteigung hat Dr. Alb. Stradal-Wien am 7. August 1899 ohne jede Begleitung ausgeführt und zwar auf wesentlich anderer Route. Er erreichte[4]) über Schrofen von Westen her die Scharte zwischen dem Mesules-Ostgipfel und der Gamsburg und bestieg den Gipfel über die nur wenige Schritte ostwärts links hinaufziehende,



Blick von der Gamsscharte zur Marmolata.

im unteren Theile vereiste Schuttrinne. Den gleichen Weg schlug Dr. F. Müller-Wien am 26. Juli 1900 (ebenfalls alleingehend) ein.

G. Leuchs und A. Schulze erreichten vom Mesules-Ostgipfel kommend am 8. Juni 1900 die gleiche Scharte, um die Gamsburg auf dem Stradal'schen und dem Smoluchowski'schen Weg zu traversieren. Der Verfasser endlich erreichte mit Hofbauer-Wien und Führer Jos. Kostner aus Corvara, am 19. August 1900 die Scharte und den Gipfel in directem Anstieg von Westen durch die ganze Eisrinne mittelst einer endlosen Reihe von Stufen in vollständig aperem Eise.

---

3. Die Mesules, Nordostgipfel, 2950 *m*. Südwestgipfel, 2998 *m*. Die höchste Erhebung des mächtigen Massivs der Westhälfte der Sella ist der Südwestgipfel der Mesules, ein durch Verwitterung und Abbröckelung zu einer schmalen, nach Westen weitvor-

---

[1]) Mitth. 1893, S. 35. — [2]) Siehe 3. Die Mesules. — [3]) Siehe »Hochtourist«, 2. Auflage, S. 18. — [4]) Mitth. 1900, S. 152.

gestreckten Kanzel geformtes Felsgebilde. Da dasselbe das ganze Plateau beherrscht, kann es das Recht wohl beanspruchen, der westlichen Gruppe den Namen zu geben. Zwischen einer senkrecht abstürzenden, vereisten Rinne zur Rechten und einer mächtigen, ins Val Chadin steil abfallenden Trümmerhalde zur Linken schiebt sich der Berg als so schmale Felsennase vor, dass der Basis des Steinmannes kaum mehr Raum genug bleibt, der Gipfel aber, bei seiner nahezu 3000 *m* betragenden absoluten Höhe zugleich eine Aussichtswarte von ganz hervorragender Bedeutung für die westlichen Dolomiten ist. Der Eindruck des Erhabenen und Ernsten, den der gewaltige Langkofel und seine durch tiefe Scharten getrennten Trabanten auf den Beschauer machen, das Bild der unaufhaltsamen Zerstörung und Umlagerung alles Irdischen in den abenteuerlichen, zerrissenen Gestalten der Geisler- und Rosengartengruppe — alles wird gemildert durch den Anblick der Herrlichkeiten des gottbegnadeten Grödenerthales, mit den üppig grünenden, ausgedehnten Almen, in dem alles Leben athmet, in dem die schmucken Häuschen, wie Spielzeug auf grünem Teppiche ausgebreitet, frohe und friedliche, aber auch fleissige Bewohner beherbergen. Wie die Boë in gewaltigen Zügen ein Gesammtbild der Alpen bietet, so giebt die Mesules ein Miniaturbild von unvergleichlicher Wirkung. Insbesondere Puez und Geislerspitzen, Schlern, Langkofel, Rosengarten und die Contrinberge umrahmen Berge und Hügel von unendlich zarten Linien, an ihnen haftet gerne der Blick, wenn er die einzig grossartigen Thäler von Gröden und Fassa durchstreift. Kein Besucher der Sella sollte deshalb die geringe Mühe scheuen, den Besuch der Mesules im Auf- oder Abstiege einzuflechten. Weganlagen und Markierungen sorgen dafür, dass der Abstecher ein ungemein bequemer und deshalb genussreicher ist. Für denjenigen, der die Absicht hat, zum Grödenerjoch abzusteigen, liegt der Berg, wie man sagt, ohnedies am Wege; wer sich Campitello oder dem Sellajoch zuwenden will, den führt das Val Lerghia in kürzester Zeit zum Rochenplatz; wen endlich sein Weg ins Ennebergerthal führt, der fährt im schneebedeckten Vallon Pisciadu rasch zum See und »blauen Weg« hinab. Von der Bambergerhütte aus gelangt man vollkommen mühelos in 1½ Stunden auf den Gipfel der Mesules, da die Umgehung des Zwischenkofels mittelst der — »Coburger Weg« — benannten Drahtseilanlage eine Wanderung fast auf gleichem Niveau ermöglicht.

Das westliche Sellaplateau mit seinen zahlreichen, tiefeingeschnittenen Schluchten und Felszacken, die auf mergeligem Kalkboden fast überall noch Spuren von Vegetation zeigen, ist für den Aufenthalt der Gemsen wie geschaffen. Gemsjäger haben denn auch von altersher die ganze Hochfläche vielfach begangen. Doch erst vom Jahre 1885 an haben Touristen die Mesules in ihr Arbeitsgebiet mit einbezogen, indem sie vorerst die interessanten, schwer zugänglichen, westlichen Abstürze ins Auge fassten. Merzbacher[1])-München und Santner-Bozen stiegen am 9. September 1885 unter mannigfachen Schwierigkeiten in sechs Stunden durch das Val Gralba[2]) auf die zweite Terrasse und schliesslich durch eine sich direct anschliessende, sehr steile Schneeschlucht auf das Plateau. Im Einzelnen sind für eine wiederholte Begehung dieses Merzbacher-Santner'schen Weges folgende Angaben von Bedeutung: Abmarsch von Plan um 7 Uhr 35 Min. in der Richtung zum Sellajoch. Auf Plan de Gralba scharf links ab gegen die unteren Felsabstürze südlich der Murfraitthürme. Nach einhalbstündiger Irrfahrt südöstlich, einen Wasserfall links lassend, in eine breite, von riesigen Felstrümmern erfüllte Schlucht. Dieser folgend erreichten sie um 9 Uhr 30 Min. nach Ersteigung einer kleinen Wand in 2200 *m* Höhe eine Scharte mit reizendem Einblick in beide Hochthäler, die zum Grödener- und Sellajoch hinaufführen. Von diesem Punkte aus, der schon eine prächtige Fernsicht bot, rechts abbiegend, war eine Felsrippe zu übersteigen, dann aber in schauerlicher Felseneinöde »längs nasser, schwarzer, domartig ausgewölbter Wände« ca. 150 *m*

[1]) Mitth. 1886, S. 85. — [2]) J. Alton nennt es in Ö. A.-Z. 1889, S. 306, »Val Chavazzes«.

Höhe zu überwinden, bis überhängende Felsen zum Überklettern eines linksseitigen, aus grosser Tiefe heraufziehenden Felsriegels zwangen. Jenseits desselben führte ein Wasserlauf, dessen Sohle in leichten Stufen ein rasches Aufsteigen zur oberen Hauptterrasse gestattete. Diese wurde 10 Uhr 45 Min. erreicht. Statt aber von hier aus das direct aufstrebende Schneecouloir anzugehen, bog man, weil von Steinfällen belästigt, rechts ab, um nach einer weiteren einstündigen Irrfahrt, allerdings in grösserer Höhe, endlich doch in dieser Schneerinne den letzten Aufstieg zu bewerkstelligen. Um 1 Uhr 30 Min. war der ebene Felsboden des Hochplateaus und nach weiteren 25 Minuten eine »nordwärts liegende, gegen das Grödenerthal abstürzende Spitze«, wahrscheinlich also der Piz Beguz, erreicht. Merzbacher entwirft anschliessend ein schönes Gesammtbild der hier genossenen Rundschau, die sich mit derjenigen der Mesules deckt. »Die Luft war klar, die Fernsicht eine fast ungehemmte; ein herrlicher Blick eröffnete sich in das gerade wundervoll beleuchtete Grödenerthal. In wahrhaft überraschend schöner Gruppierung erblickten wir die Marmolata mit Vernel und Punta del Uomo etc.; daran reihten sich die Primierogruppe und die schwarzen Berge des Monzonithales. Über das ungeheuere Plateau mit all' seinen Faltungen und Biegungen, über mehrere kleine, blaue Seen hinweg dringt der Blick, bis er von der breiten Pyramide der Boëspitze gehemmt wird. Um dieselbe herum entwickeln sich in herrlichem Kranze die Gipfel von Ampezzo und des Cordevolethales, wie jene von Cadore: Civetta, Pelmo, Antelao, Nuvolau, Becco di Mezzodi, Sorapiss, Marmarole, Cristallo, Croda Rossa, Tofana, während zur Linken die Spitzen der Sextener Dolomiten aufragen. Es folgen die Spitzkofel- und Zwischenkofelgruppen, Kreuz- und Seekofel, die kühnen Geisslerspitzen und im Hintergrunde die Zillerthaler- und Rieserfernergletscher, die Glocknergruppe und weiter die Stubaier- und Ötzthaler Ferner. Den Glanzpunkt bildet der mächtig uns gegenüber aufsteigende Bau des Langkofels, daneben die Dolomite des Rosengartens und, zwischen beiden kahlen Felsgruppen eingebettet, das ungeheuere, grüne Plateau der Seiseralpe. Im hellsten Lichtglanze schliessen die Firnfelder der Presanella und Ortlergruppe das Bild gegen Westen ab. Fast zwei Stunden lang genossen wir das einzig schöne Panorama und nahmen unvergessliche Eindrücke in uns auf.«

Der nächste von hier ab betretene Gipfel war der Beschreibung nach der nördliche Vorsprung des Mesules-Westgipfels, denn nur auf ihn passt die Bemerkung Merzbacher's: »Man blickt von diesem Gipfel senkrecht in die schauerliche Tiefe einer Seitenschlucht des Pizzadoithales, in deren schutterfülltem Grunde zwei kleine blaue Seen eingebettet liegen.« Auch hier errichteten sie einen Steinmann, stiegen durch das Val Chadin und Val Culea zum Grödenerjoch ab und trafen um 8 Uhr 10 Min. abends wohlbehalten in St. Maria ein.

Auch ein Bericht von J. Reichl-Steyr[1]), der mit dem Führer Nagler am 27. Juli 1886 den Berg bestiegen, bestätigt die Annahme, dass Merzbacher und Santner ihren Steinmann auf den Westgipfel gesetzt. Reichl hat schon im Val Culea so harten Firnschnee getroffen, dass die Steigeisen angelegt werden mussten; er wandte sich auf der Terrasse dem Pisciadusee zu — den er eine Pfütze nennt —, stieg von hier das Vallon Pisciadu aufwärts und erreichte unmittelbar die Höhe, 2963 *m*, die mit einem Steinmann versehen war. Auch seine Schilderung verräth Entzücken und Bewunderung. »Wer dieses wunderbare Felsengebilde«, schreibt er, »so wie ich (in St. Maria) im Abendsonnenschein reich vergoldet vor Augen hatte, wird den geradezu feenhaften Anblick dauernd seinem Gedächtnisse einprägen.« Auf dem Gipfel aber ist er entzückt »über die himmelanragenden Wände des Langkofels, die ihn, nur durch das Sellajoch geschieden, in unglaublicher Steilheit begrüssen«.

Am 4. Juli 1889 wiederholte Dr. L. Darmstädter mit den Führern J. Niederwieser-

[1]) »Tourist« 1887, Nr. 9.

Taufers und Luigi Bernard-Campitello den Aufstieg Merzbacher's und Santner's durch das Val Gralba, vorausgesetzt, dass ihm hier nicht im oberen Theile eine Verwechslung mit dem Val Chadin unterlief, wie sich solche vielfach in seiner Notiz[1]) vorfinden und zu Correcturen Veranlassung gaben.[2]) Wenn Darmstädter nämlich von dem zuerst betretenen Sattel aus die Mesules in 23 Minuten, wie er schreibt, erreicht hat, dann konnte nur die Gamsscharte jener Sattel sein — und sein Aufstieg gieng durch das Val Chadin.

Eine weitere Besteigung auf dem gewöhnlichen Wege erwähnt das Ostalpenwerk,[3]) ausgeführt von Jos. Alton und K. Schulz.

Als besonders schwierige Tour verdient endlich diejenige hervorgehoben zu werden, welche die Gebrüder v. Smoluchowski, Lorenz und Wessely am 13. August 1892 ausgeführt haben: die Besteigung der Mesules direct über die Nordostwände. In dem Berichte Smoluchowski's[4]) findet sich zum ersten Male eine richtige Auffassung der Topographie der nordwestlichen Gruppe. Rückhaltlos wird die kartographische Darstellung der Specialkarte 1:75000 verurtheilt. Leider hat man an massgebender Stelle diesen Tadel nicht berücksichtigt, denn die 1897 mit Nachträgen versehene Karte enthält die gleichen Irrthümer: das Terrain südöstlich der Mesules ist als Plateau dargestellt, während doch das Vallon Pisciadu sehr tief gegen Südwesten einschneidet und die Erhebungen der Mesuleskette auch gegen Südosten in schroffen, zerrissenen Wänden abfallen. Infolge dieser unrichtigen Darstellung der Specialkarte — die Lechner'sche Karte 1:50000 hat den Fehler verbessert — konnten Smoluchowski und Genossen die Schwierigkeiten, die ihrer harrten, nicht voraussehen. Sie verliessen das Grödenerjoch früh 7 Uhr 40 Min., standen um 10 Uhr 10 Min. in der Scharte zwischen Pisciaduseekofel und Gamsburg und stiegen jenseits etwas hinab, um von hier aus die abwechselnde Durchkletterung der links- und rechtsseitigen Schuttterrassen und Eisrinnen zu beginnen. Diese führte nach einigen Stunden harter Arbeit auf einen »nach links in schroffen Wänden abstürzenden Gipfelbau« — wahrscheinlich die Gamsburg, da hier laut Bericht ein Steinmann errichtet wurde, ein solches Wahrzeichen sich sonst aber nicht vorfindet. Die Querung zweier weiterer Firncouloirs erforderte nochmals reichlich Mühe und Zeit, so dass die Parthie erst um 3 Uhr 15 Min. den Mesules-Westgipfel erreichte.

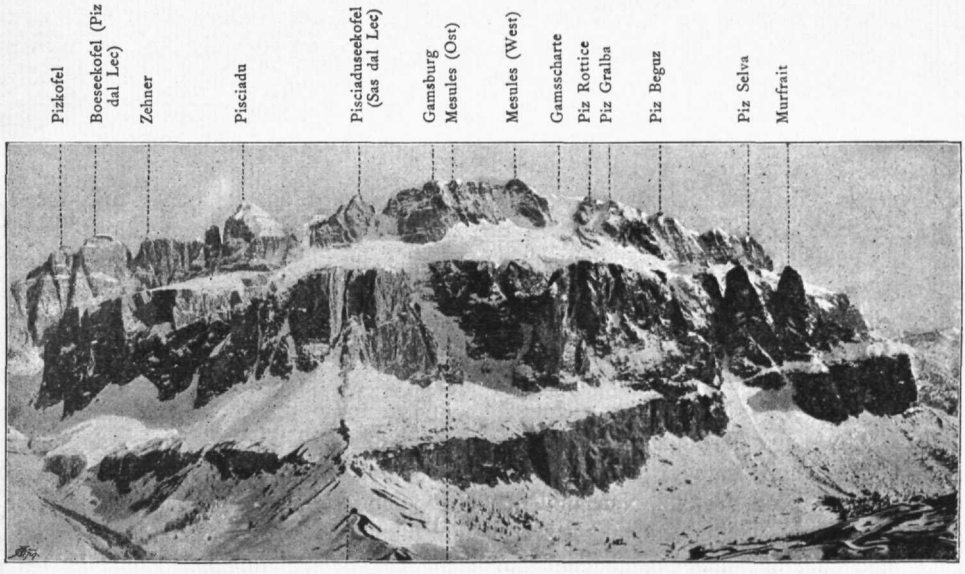
4. Piz Rottice, 2968 *m*. — 5. Piz Beguz, 2968 *m*. — 6. Piz Gralba, 2976 *m*. — 7. Piz Selva, 2946 *m*. — 8. Piz Lasties. Diese von der Gamsscharte an gegen Süden pizartig, d. h. schnabelartig vorspringenden Punkte des Mesulesplateaus erscheinen nach Privatmittheilungen von Prof. Jos. Alton im Munde der Einheimischen und Gemsjäger zwischen dem Piz Beguz und Piz Gralba um den Piz Miàra, zwischen dem Piz Gralba und Piz Selva um Piz Revis vermehrt, während nach K. Schulz[5]) — wohl auch von Alton stammend — nördlich des Piz Beguz der Piz Saliera, ca. 2965 *m*, einzuschalten wäre.

Die touristische Bedeutung aller dieser Punkte ist eine untergeordnete. Sie werden über das Plateau von Osten her sämmtlich in ca. zwei Stunden, ab Gamsscharte, bequem begangen, während ein directer Aufstieg über die Westwände, ab Sellajoch, bislang nicht ausgeführt wurde. Bei ihrer bedeutenden Erhebung bieten sie dem Besucher bei ihrer Überschreitung kaleidoscopartig wechselnde Bilder und Ausblicke. Der Verfasser hat mit H. Hofbauer aus Wien und Führer Jos. Kostner aus Corvara, am 21. August 1900 die obere Terrasse vom Val Chadin ab bis zum Piz Chiavazzes auf dreistündigem Marsch über Geröll und Eisrinnen traversiert, um schliesslich einen directen Abstieg zum Sellajoche zu finden. Es zeigte sich, dass nur durch die vom

[1]) Mitth. 1889, S. 170. — [2]) Jos. Alton Ö. A.-Z. 1889, Nr. 285. — [3]) III, S. 378. — [4]) Mitth. 1893, S. 35. — [5]) Ostalpen III, S. 369.

Piz Chiavazzes ostwärts abfallende Schlucht ein Abstieg möglich ist. Derselbe wurde denn auch am gleichen Tage unter ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten in 6½ stündiger Kaminkletterei durchgeführt. Der Weg ist wohl identisch mit demjenigen, den L. Treptow und Führer Mühlsteiger am 14. August 1894 im Aufstiege begangen haben.

Merzbacher[1]) und Santner erbauten am 9. September 1885 auf dem Piz Beguz einen Steinmann, Reichl[2]) ist die zweite touristische Begehung zuzuschreiben (27. Juli 1886); Darmstädter[3]) besuchte am 4. Juli 1889 die Selvaspitze (irrthümlich Piz Sella genannt); Jos. Alton und K. Schulz[4]) am 17. August 1889 den Piz Rottice, Saliera, Beguz, Gralba und Selva, während laut gleichzeitiger Notiz Jos. Alton ohne Begleitung über die steilen Wände in der Nähe des Piz Beguz den Rand der Hochfläche erklettert hat. Auch Smoluchowski[5]) und Genossen haben im Anschluss an ihre Besteigung der Mesules am



Grödenerjoch Val Culea

13. August 1892 eine Überschreitung sämmtlicher Gipfel bis zum Piz Selva ausgeführt. Bemerkenswerth ist ein von ihnen gefundener neuer Abstieg in das Val Lasties. Smoluchowski berichtet darüber, dass sie vom Piz Selva aus in ostnordöstlicher Richtung zum Plateau abstiegen mit der Absicht, in das Val Lasties zu gelangen. Die ersten Versuche misslangen, da die nächsten Rinnen in Wänden abbrachen. Erst nach 25 Minuten kamen sie an einer Eislacke vorüber zu einem gangbaren Couloir, das sie rasch hinabstürmten, das sie aber bald nöthigte, einen etwa 15 *m* über der Thalsohle abbrechenden, stark überhängenden Kamin zu bezwingen. Dies gelang ihnen auch mit Benützung des Seiles. — Endlich bringen die »Mittheilungen« 1895, S. 159 im Auszug einen Bericht über eine Besteigung dieser Gipfel durch L. Treptow und Führer Mühlsteiger am 14. August 1894. Der Bericht selbst[6]) sagt, dass die Parthie um 6 Uhr 55 Min. früh vom Sellahaus aufgebrochen ist und in das Val Lasties aufstieg mit der Richtung gegen die erste linksseitige Schlucht, aus welcher ein Bach herabkommt. In dieser Schlucht drang man bis zu einem von Süden nach Norden ziehenden steilen Couloir empor und stieg dann über mehrere Felsblöcke hinweg, bis man vor einer

[1]) Mitth. 1886, S. 85. — [2]) »Tourist« 1887, Nr. 9. — [3]) Mitth. 1889, S. 173. — [4]) Ostalpen III, S. 370. — [5]) Mitth. 1893, S. 35. — [6]) Ö. A.-Z. 1895, S. 138.

Gabelung des Couloirs stand. Hier entschied man sich für den linksseitigen Zweig, der denn auch rasch zum Plateau hinaufführte. Die Kammwanderung von der Selvaspitze bis zum Mesules-Westgipfel nahm nur 1 St. 15 Min. in Anspruch. Über die Gamsscharte und durch das Val Setus gelangte die Parthie bald ins Grödnerthal.

Die beiden Thürme,[1]) in deren Nähe Treptow auf-, der Verfasser abgestiegen, sind noch nicht bezwungen. Sie erheben sich in der Nähe der durch einen kolossalen Block gesperrten Rinne.

Nordwestlich dieser Thürme erhebt sich als letzter, abschliessender Eckpfeiler der Kette, durch eine tiefere Einsenkung vom Piz Selva, der eine Signalstange trägt, getrennt, der circa 50 *m* niedrigere Piz Lasties, von dem Verfasser als Erstersteiger so genannt, weil er am weitesten gegen das Val Lasties vorgeschoben ist. Man steigt in die genannte Einsenkung über Platten und Stufen ab, quert die Rinne, um jenseits wiederum bis zur Höhe der Selva anzusteigen. Dort führt der weitere Anstieg durch ein von weitem sichtbares, deutlich ausgeprägtes, allseitig umschlossenes Fenster, dessen Dimensionen 1,5 : 0,8 *m* betragen, dann über eine 5 *m* hohe Wandstufe hinab, auf ein tieferes Band hinüber und über Geröll und eine schmale Scharte leicht hinauf zum Gipfel. Ein Steinmann ziert seit dem 26. August 1897 auch diesen äussersten Vorposten.

9. Piz Chiavazzes, 2814 *m*. — 10. Piz Sella, 2409 *m*. Steht man bei der Signalstange des Piz Selva und wendet den Blick der Rodella zu, so streift er über eine zu Füssen liegende, eigenartige Mauerkrone hinweg, deren Längsrichtung im allgemeinen der genannten Sehlinie entspricht, deren ungemein verwitterte Formen auf den Besucher schon drunten im Grödenerthale den Eindruck eines mit Zinnen reich ausgestatteten Forts machen, aber doch im Vergleich zu den sich darüber aufthürmenden mächtigen Westwänden des Massivs nur wie ein niedliches Spielzeug erscheinen. Es ist der Piz Chiavazzes. Man gelangt von der Einschartung südlich der Selvaspitze über nicht unschwierige Geröllbänder und Stufen hinab auf die den Berg tragende Terrasse, aber auch mit Umgehung des Piz Lasties auf dem von den Erstersteigern Dr. Bertram-Hamburg, Dr. Binn, Lorenz, Nafe und Brüdern v. Smoluchowski[2]) am 18. August 1892 gewählten Weg. Dieser Aufstieg führte von Wolkenstein aus über das Sellajoch in das Val Lasties und auf der wenige Tage zuvor im Abstieg erzwungenen Route hinauf zur genannten Eislacke und dem Plateau. Vor den zur Selvaspitze hinaufführenden Schrofen zwischen dieser und dem Piz Lasties bogen sie links ab, um über Schutt zur zweiten Terrasse abzusteigen, »auf der sie nach längerer Wanderung in ziemlich gleicher Höhe auf den Sattel zwischen dem Piz Chiavazzes südwestlich und dem Piz Selva nordöstlich« gelangten. »Nach leichter Kletterei über Schrofen wurde von der Südostseite her der Piz Chiavazzes erstiegen, kurz nachdem ein Rudel von 33 Gemsen in grösster Hast mitten zwischen uns hindurchgestürmt war. Die Besteigung bietet gar keine Schwierigkeiten, ist aber mühsam, die Aussicht ist sehr schön.« Den Rückweg wählte die Parthie über die Selva, um von hier ab abermals die schöne Rundtour über die Plateaugipfel hinweg anzutreten. »Diese Wanderung nahm diesmal mehr Zeit in Anspruch, da die entzückenden Rundsichten auf diesem Wege infolge des prächtigen Wetters voll genossen werden konnten.« Von Interesse ist Smoluchowski's Schlusswort, das, wenn auch gegenwärtig durch die Ereignisse überholt, aus dem Munde eines berufenen, erfahrenen Touristen für die Gruppe von Bedeutung sein dürfte. Smoluchowski schreibt: »Der bisher sehr schwache Besuch der so interessanten Erhebungen in der Sellagruppe würde sich gewiss ungemein heben, wenn er durch den Bau einer Unterkunftshütte auf dem Plateau, etwa oberhalb des kleinen Gletschers im

[1]) Nicht zu verwechseln mit den beiden Thürmen direct östlich des Sellajoches.
[2]) Mitth. 1893, S. 36.

Mesdithale, erleichtert würde. Von dort könnten ebenso leicht die Gipfel des westlichen, wie des östlichen Theiles der Gruppe bestiegen werden, und der grossartige Weg mitten durch dieselbe (von Colfuschg durch das Val Mesdi in das Val delle Stries und nach Campitello hinüber) würde sehr in Aufschwung kommen«.

Der Verfasser hat mit H. Hofbauer-Wien und Führer Kostner-Corvara am 21. August 1900 den Piz Chiavazzes vom Val Chadin in 3½ Stunden erreicht.

In der Verlängerung der Linie Selva—Chiavazzes fällt das Terrain mit Abstürzen südwestlich gegen das Val Pian, von den Fassanern Sas de Salei genannt, anderseits gegen das Sellajoch zunächst 400 *m* ab. Der äusserste Vorsprung wird Piz Sella genannt. Westlich davon erheben sich, den Schlernzacken im Vergleich zum Massiv nicht unähnlich, zwei mächtige Thürme, die von Ampferer, Berger und Hammer vom Acad. Alpenclub Innsbruck am 8. August 1899 zum ersten Male, von v. Frerichs und v. Haselberg-Berlin am 15. August 1900 zum zweiten Male erstiegen worden sind. Man stieg, laut Privatmittheilung, auf der Südseite über steile, begraste Schrofen zur Scharte zwischen Sellaspitze und Thurm, von da, sich links haltend, exponiert, über den Grat zur Spitze des grösseren, von dem Bande unterhalb der Scharte über Schrofen sich gleichfalls links haltend, zur Spitze des kleineren Thurmes.

11. Grosser Murfraitthurm, 2721 *m*. — 12. Kleiner Murfraitthurm. — 13. Murfraitspitze, 2700 *m*. Die ganze Westseite der mittleren Terrasse vom Piz Chiavazzes bis zum Val Culea war im Munde der Grödener Gemsjäger, welche in den ihnen vor Augen liegenden verschneiten und vereisten Wänden über alle Rinnen und Bänder hinweg dem edlen Wild seit vielen Jahren nachgestellt, nichts anderes als die Murfrait — die kalte Wand. Des südlichen, schwer ersteiglichen Grenzwalles oberhalb des Sellajoches wurde schon gedacht. Gleich schwer zugänglich erweisen sich die höchsten Erhebungen in der Umwallung der mittleren Terrasse, die sich nördlich des Val Gralba um den Fuss der Mesules herumlegt. Unmittelbar oberhalb Plan erheben sich, schon längst deutlich wahrnehmbar, zwei kühne, schwarze, etwas geneigte Thürme, direct aus der Tiefe aufsteigend. Der äussere ist der Gran champani de Murfrait, Grosser Murfraitthurm, während sein östlicher, etwas niedrigerer Nachbar, bisher unbenannt, als Kleiner Murfraitthurm in die Geographie der Sella Aufnahme finden möge. Ein dritter Murfrait, der Piz Murfrait oder die Murfraitspitze, schaut von Westen her in das Val Culea hinab. Drei kleinere Felskuppen liegen dazwischen, heben sich jedoch kaum von der Terrasse ab. Die Literatur berichtet[1]) nur von einer Ersteigung des Grossen Murfraitthurmes durch H. Delago am 28. Juni 1896. Dieser kühne Felskletterer, der durch seine Marschleistungen und die sich anschliessenden erfolgreichen hochtouristischen Unternehmungen die touristische Welt in Staunen gesetzt, hielt auch diesen verwegen dareinschauenden Gipfel eines Versuches werth. »Der Aufstieg im unteren Theile des Berges erfolgte durch einen steilen Kamin, der in der Nordwand bis zur Scharte zwischen dem Hauptgipfel und einem westlich von diesem befindlichen Vorzacken reicht. Nachdem ungefähr die Hälfte der Höhe desselben durchklettert war, wurde nach links (Osten) in die Wand hinausgestiegen und nun über eine Reihe von Wandeln und durch enge Kamine, die alle in einen einzigen, sehr weiten, die Wand schräg von rechts nach links durchziehenden Kamin eingeschnitten sind, ein kleines Schartl östlich vom Gipfel erreicht, von dem aus über den sehr steilen Grat in kurzer Zeit dieser selbst betreten werden konnte. Bei der frühen Jahreszeit und den sonstigen ungünstigen Verhältnissen war der grosse unterste Kamin noch ganz vereist und dazu von Schmelzwässern durchronnen. Weiter oben lag massenhaft der am Vortage gefallene Neuschnee. Der Abstieg wurde auf dem gleichem Wege ausgeführt.«

Soweit die Nachricht Delago's über diese kühne Bergfahrt. Ob die Tour inzwischen

[1]) Mitth. 1896, S. 176.

wiederholt worden, ist dem Verfasser nicht bekannt. Ebenso wenig konnte über etwaige Besteigungen der übrigen Murfraiterhebungen in Erfahrung gebracht werden.

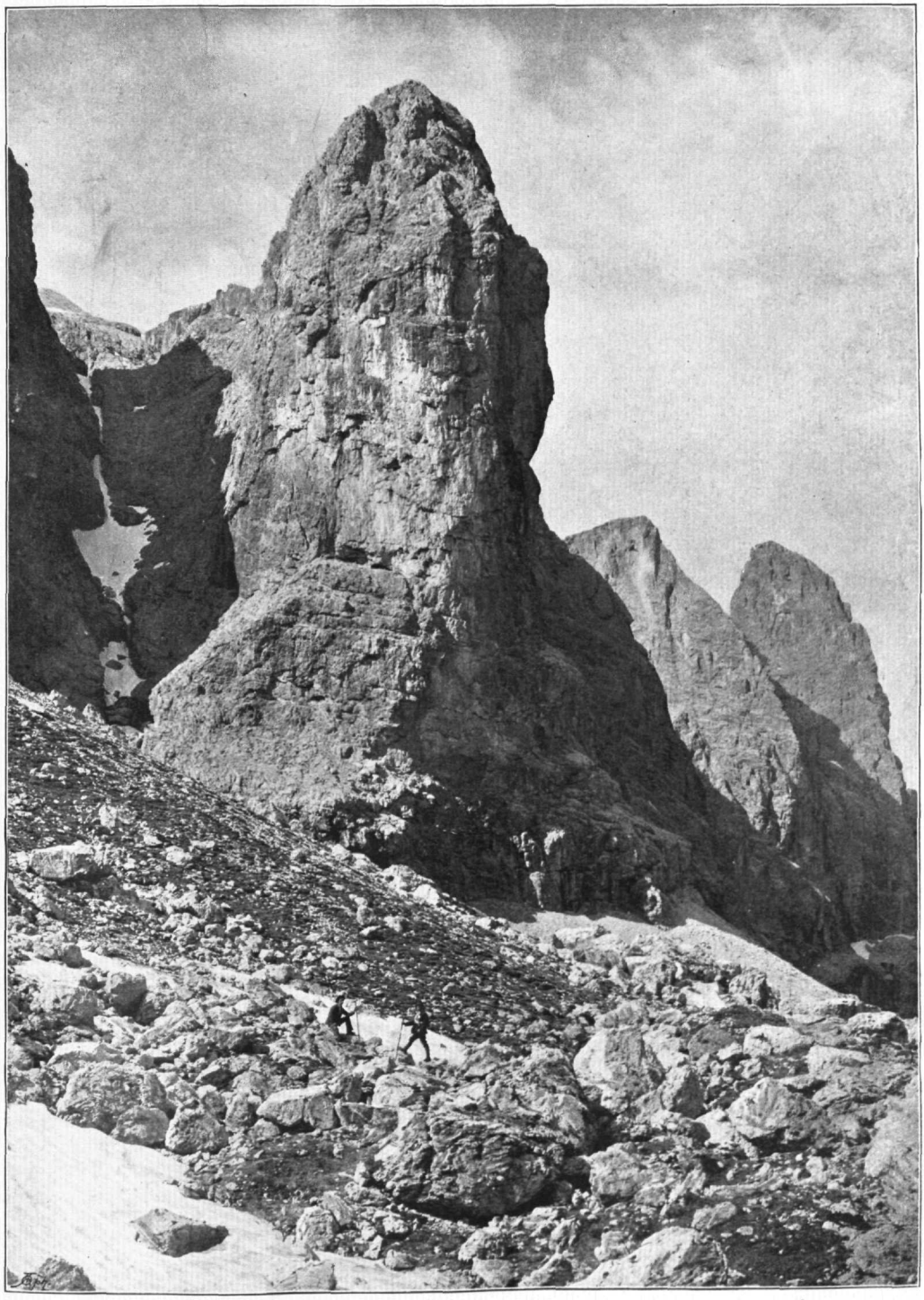
C. Die Pisciadugruppe.

1. Der Pisciadu, 2983 *m*. Wer durch das Ennebergerthal in das Herz unserer formenschönen Dolomitenwelt eindringt, dessen Blick fällt, sobald er dem Dörfchen Stern den Rücken gewendet, auf einen aus tiefstem Waldesgrün vorwitzig aufragenden Felskoloss. Er begrenzt mit seinen mächtigen Trabanten den südlichen Horizont, hebt sich aber vom Blau des Himmels durch seine scharfgezeichneten Formen und bedeutende Höhe ungemein wirkungsvoll ab. Tiefe Einkerbungen, von schwarzen Schatten belegt, senken sich beiderseits der Spitze bis zur Sohle des Ennebergerthales nieder und unterbrechen die in gewaltigen Dimensionen auf grünem Wiesengrunde aufragenden Wände. Von der Abendsonne beschienen, erscheinen sie dem entzückten Wanderer als glühende Dolomitfelsen, die er »in glänzendgrünen Matten zusammengefügt sieht zu einem Geschmeide von kolossalen Rubinen und Smaragden, gegen welches alle Pracht des ‚Königs der Könige' nur als eitler Kindertand erscheint«. Zu solch' begeistertem Urtheil sah sich Kurtz in seinem »Dolomitenführer« hingerissen. Mitten aus diesem bunten Farbenspiel, das durch die silberweisse Cascade des Pisciadubaches noch mehr belebt wird, steigt, scheinbar auf einen gewaltigen Vorbau gestützt, fast 1500 *m* hoch der Pisciadu empor und er musste schon deshalb frühzeitig das Interesse der Einheimischen wecken. Dass unter diesen hauptsächlich die Professoren Joh. und Jos. Alton ein bergsteigerisches Interesse an der Sella zeigten, ist schon wiederholt dargethan worden. Auch das Ostalpenwerk berichtet davon, dass dieselben schon vor 1872 den Pisciadu zu wiederholten Malen bestiegen. Die gewaltige Höhe imponierte P. Grohmann gelegentlich seiner Erstbesteigung der Boë (1864) derartig, dass er den Pisciadu der Boë weit überlegen glaubte,[1]) obgleich sein Standpunkt 169 *m* höher lag.

Den ersten Notierungen über touristische Ersteigungen des Berges begegnen wir in den »Mittheilungen« des Jahrganges 1889.[2]) Dort erzählt uns Dr. Darmstädter, dass er mit den Führern Niederwieser-Taufers und Luigi Bernard-Campitello am 5. Juli 1889 den Pisciadu erstiegen hat. Die Situation der von ihm erstiegenen Sellagipfel hatte sich aber in der Erinnerung Darmstädter's so verschoben, dass er glaubte und lange Zeit behauptete,[3]) auf seiner Wanderung vom Pisciadusee her das Mittagsthal überschritten und von da den Piz dal Lec (Boëseekofel) zuerst erstiegen zu haben. Dr. Jos. Alton, welcher mit O. Nafe,[4]) Dr. Raab und K. Schulz die ihm bekannte Tour am 16. August, also fünf Wochen später, wiederholte, hat die Unhaltbarkeit der Annahme Darmstädter's überzeugend dargethan.[5]) Er erwähnt bei dieser Gelegenheit, dass er auf dem Pisciadu einen Steinmann vorgefunden, der offenbar derjenige Darmstädter's war, da Alton mit Gstirner ein Jahr zuvor einen solchen nicht gesehen hatten. Es ergiebt sich daraus, dass Jos. Alton und Gstirner wohl als Erstersteiger des Pisciadu anzusehen sind.

Der Aufstieg — als selbstständige Tour gedacht — kann sowohl vom Grödenerjoch aus durch das Val Culea oder von Collfosco auf dem mehrfach erwähnten »blau markierten Wege« in vier Stunden bequem bewältigt werden. Will man dagegen den Besuch der Hütte und der Boë mit in die Tour einbeziehen, so schaltet man am besten umgekehrt die Besteigung des Pisciadu ein, indem man den »blauen Weg« als Anstiegroute zur Unterkunftshütte wählt. Leider wurde bisher diese höchst dankbare, überaus leichte

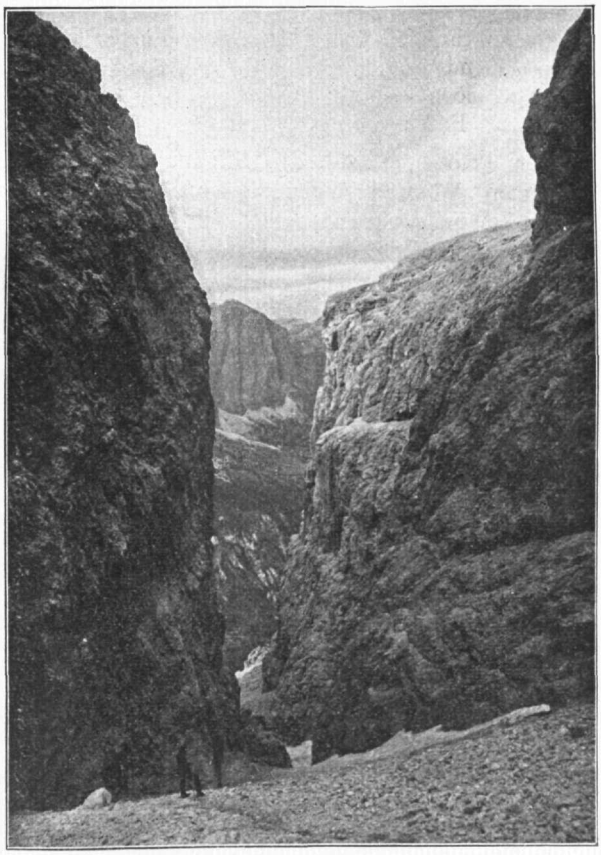
[1]) »Wanderungen in den Dolomiten« von Grohmann, S. 314. — [2]) Darmstädter, Il Piz, S. 173. [3]) Darmstädter, Ö. A.-Z. 1889, Nr. 281. — [4]) Ö. A.-Z. 1889, Nr. 280. — [5]) Ö. A.-Z. 1889, Nr. 285.



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Sellagruppe: Eingang in das Val Culea.

Parthie sehr vernachlässigt. Wie imposant wirkt doch der gewaltige Hexenkessel, Val de Tita oder Bambergersattel genannt, mit seinen düsteren Abstürzen und vereisten Hängen! Beklemmt fühlt sich die Brust des einsamen Wanderers in dieser Todtenstille, er athmet erst wieder auf, bis er sich zwischen den, von den Atmosphärilien bis in das Mark des Berges hinein ausgefressenen, vertikalen Durchfurchungen hinaufgearbeitet und Erlösung verschafft hat aus der unheimlichen Umklammerung. Wie jauchzt das Herz jetzt auf angesichts der stolzen Ampezzanerberge, des blutig gefärbten, langgestreckten Rückens des Kreuzkofels, des nach Osten sein Haupt neigenden Peitlerkofels, der jäh zum Himmel ragenden Geislerspitzen, endlich des schneeigt schimmernden Gürtels der Centralalpen! Ein entzückend schönes Bild, das, wenn erst ein blauer Himmel über dem Ganzen lacht und den Gegensatz zu den grünen Fluren drunten zu unseren Füssen deutlich erkennen lässt, uns unwillkürlich an die goldenen Worte erinnert, die Purtscheller einmal über die Dolomiten geschrieben:[1]) »Die Felsenwelt der Dolomiten ist es, die dem Gefühle des Erhabenen so unbedingt nahe kommt, dass hierüber selbst die reizvollen Bilder der Schnee- und Eisregion in unseren Eindrücken erblassen; denn gerade jene starren Linien des geologischen Baues sind es, die den Begriff des Hohen und Wunderbaren vor allen anderen Bergformen assimilieren und stets überwältigend auf das Gemüth wirken werden.«



Im Val Setus.

Eine Veröffentlichung W. Junghanns'-Bamberg, laut welcher er am 1. August 1900 den Pisciadu von Norden bestiegen, bedarf insofern einer Correctur, als er zwar von Norden her, nämlich zwischen Pisciadu und Vorthurm eingestiegen, im übrigen aber nordwestwärts auf den gewöhnlichen Weg gelangte. Der Pisciadu ist von Norden her absolut unersteigbar. Die Besteigung des sich vom Pisciadu östlich abspaltenden Thurmes wurde im verflossenen Sommer von Frau Nippmann mit Führer Luigi Rizzi, ebenso von Berger vom Acad. Alpenclub Innsbruck, in Angriff genommen. Näheres hierüber konnte Verfasser nicht erfahren.

2. Der Mittagszahn (Dent de Mesdi), 2870 *m*. Kann der Pisciadu als ganz harmloser Berg, der keinerlei Schwierigkeiten bietet, bezeichnet werden, so verhält sich die Sache mit dem Mittagszahn gerade umgekehrt. Auf breitem Sockel erhebt

[1]) Ö. A.-Z. 1882, Nr. 115.

sich zu schwindelnder Höhe vollkommen vertikal ein zuletzt dreigespaltener Thurm. (Siehe das Bild S. 368 der »Zeitschrift« 1899.) Seine scheinbar glatten, gelben Wände sind hie und da mit zierlichem Beiwerk versehen, von einigen engen, schwarzen Kaminen durchzogen und in den höchsten Regionen vielfach überhängend. Seine Besteigung erschien deshalb als ein Räthsel. Das schroffe, abweisende Äussere machte ihn für diejenigen, die das Gruseln noch nicht verlernt hatten, zum Schreckbild der höheren Bergfexerei, für den geübten Touristen zu einem Stück fesselnder Bewunderung, für die Touristik im Allgemeinen zum — Problem der Sella. Kaum konnte der Gipfel Raum zur Erholung bieten, und dennoch ist er mit einem Steinmann gekrönt: Fr. Benesch, W. Merz und F. Schmitt von der Academischen Section Wien gebührt die Ehre, das Problem gelöst zu haben. Und sie haben bereits in vier weiteren Parthien Nachfolger gefunden. Freilich waren die Vorstellungen von den zu erwartenden Schwierigkeiten übertrieben. Freunde strammer Felskletterei mögen deshalb von vorneherein dahin unterrichtet werden, dass sie es hier mit einem nicht übermässig schwierigen, aber umso reizenderen Objekte zu thun haben, an welchem Wind und Wetter die mannigfachsten Feinheiten, die den kühnen Felsgänger entzücken, herausgemeisselt haben. In buntem Wechsel folgen sie aufeinander. Ihre Überwindung nimmt kaum eine Stunde Zeit in Anspruch.

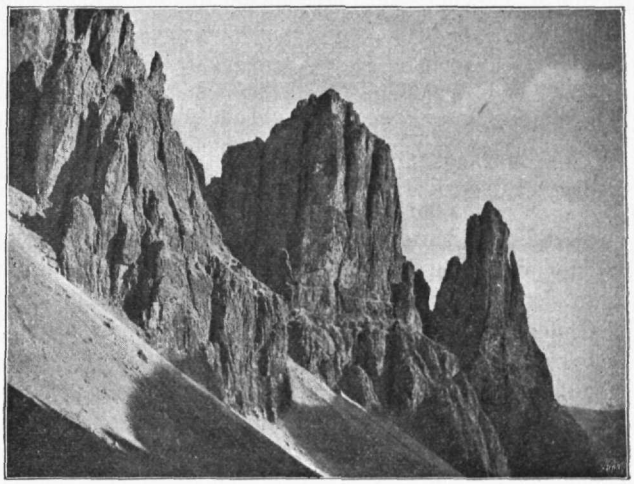
Es war am 14. August 1894, als am späten Abend — die zur Feier der Einweihung der Bambergerhütte in Collfosco versammelten Festgäste hatten sich angesichts des kommenden schweren Tages zum grossen Theile schon zurückgezogen — drei jugendfrische Gestalten, scheinbarer Übermüdung trotzend, die kleine, sesshafte Tafelrunde in höchst angenehmer Weise erweiterten. Dass die Herren sich mit der Absicht trugen, eine aussergewöhnliche Aufgabe zu lösen, lag auf der Hand, wenngleich sie die Anwesenden anfangs über das Ziel selbst, wie es schien, absichtlich im Unklaren liessen. Ob dies aus Ungewissheit geschehen, ob aus angeborener Scheu vor einer, anderen Grossstädtern eigenen, übertriebenen Mittheilsamkeit über hochschwebende Pläne, oder gar aus Furcht, es möchte ihnen der Lorbeer vorweggepflückt werden, es war schwer zu entscheiden. Dem Umstand jedoch, dass sie als kundige Leute recht rasch zur Überzeugung kamen, dass sie in den Festgästen keine Concurrenten zu fürchten brauchten, glaubten diese verdanken zu müssen, dass sie endlich doch von dem kühnen Plane unterrichtet wurden, jenem stolzen Thurme, der dort oben wie ein Zeigefinger gen Himmel weist, den Nimbus der Unersteiglichkeit zu rauben. Und das kühne Wagestück — es gelang den drei beherzten Freunden, wie manches andere. Heitere Tischreden würzten bereits das Mahl drunten in der festlich geschmückten Glashalle des Gasthauses »Kapelle« in Collfosco, als ein rother Wimpel den Fall der luftigen Zinne meldete. Es war am 15. August 1894. Nur Weniges über diese Ersteigung brachten die »Mittheilungen«,[1] umsomehr das herrliche Benesch'sche Werk,[2] auf welches hier ausdrücklich verwiesen werden soll.

Am 23. August 1895 wurde der Aufstieg von Terschak und Lorenz, am 10. Juli 1896 von Delago, am 4. September 1896 von Pfannl und Maischberger wiederholt. Terschak hat in seinem »Führer durch die Grödener Dolomiten«[3] einen eingehenden Bericht über seine zweite Ersteigung des Mittagszahns aufgenommen. Diesen theilweise hier niederzulegen ist nicht zu umgehen, will man den Weg, den die genannten vier Parthien eingeschlagen, von demjenigen unterscheiden, den ich am 21. August 1897 in Begleitung des Führers Jos. Kostner-Corvara gewählt habe.

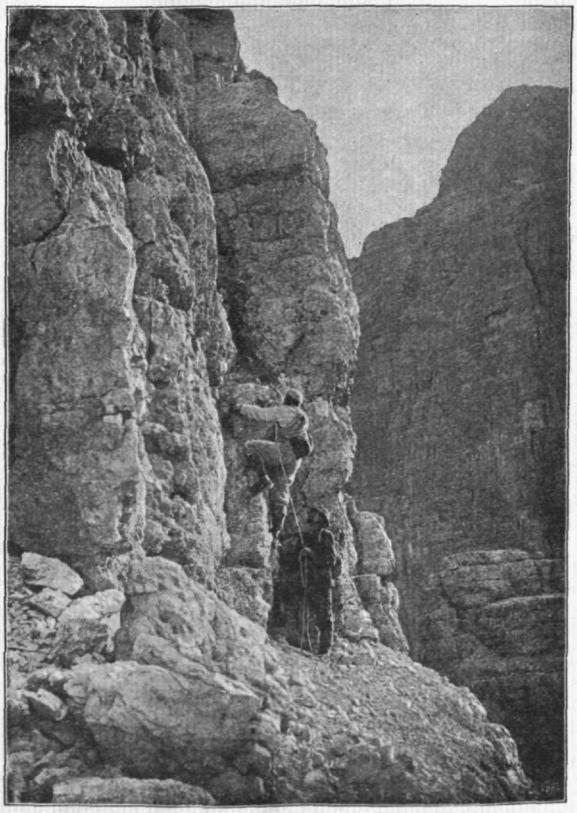
Der Weg führt vom Bambergersattel hinab in die mit Schnee und Geröll gefüllte Mulde, am oberen rechten Rand derselben hinüber zum Massiv des Berges

[1] Mitth. 1895, S. 159. — [2] »Bergfahrten in den Grödener Dolomiten« von F. Benesch. S. 72. — [3] S. 45.

und nach links unschwierig über Schrofen schräg hinauf auf ein kleines Plateau, welches nach rechts zu den gelbrothen Felsen des Mittagszahnes hinleitet. Frühstücksstelle und Depot. »Man verfolgt nun ein nach rechts, südwestlich ziehendes, breites Band so lange, bis man vor einem Riss steht, welcher nach rechts in die Felsen hinaufführt; ein Riss weiter. Bald ist eine ziemlich schwierige Traversierstelle[1]) nach rechts erreicht, und man klettert nun, theilweise ein leidlich gutes Band benützend, nach rechts hinüber bis zu einem unten offenen, senkrechten, ca. 10 *m* hohen Kamin. Durch den Kamin schwierig hinauf; die Griffe auf der Innenseite sind gut, aber klein. Nach dem Passieren dieses Kamins einige Meter nach rechts, dann etwa einen Meter hinauf und schräg aufwärts traversieren, sehr schwierig und exponiert. Der einzige Tritt in der Mitte dieser Stelle ist seiner Brüchigkeit wegen gänzlich unzuverlässig, daher die Griffe hochnehmen und den Körper nach rechts hinüberziehen. Man steht nun vor einer kleinen Schlucht. Diese bleibt links, dann schwierig scharf nach links empor; hier setzt das Band, die schwerste Stelle der ganzen Tour, an. Wenn man nun nach rechts hinüberblickt, so sieht man eine senkrechte Wand und ein schmales Gesimse führt in dieselbe hinaus; zuerst ist dieses Gesimse leidlich gangbar, es verläuft jedoch in der Wand und bestehen Tritte und Griffe nur in einigen Rauhigkeiten der Felsen. Sehr schwer! Nach etwa 4 *m* setzt das Gesimse wieder an und wird rasch zu einem schmalen Bande, auf welchem jedoch zu allem Überfluss ein wackeliger, nicht ganz mannesgrosser Felsblock aufsitzt. Da dieser Block jedoch breiter ist wie das Band, so hängt er etwas über dasselbe über. Auch diese Stelle ist sehr



Bambergerspitze und Mittagszahn.



Einstiegskamin am Dent de Mesdi.

[1]) Kurz zuvor beginnt der Weg des Verfassers.

schwer, die Griffe nur spärlich, auf den Block absolut kein Verlass. Nun steht man wieder vor einer kleinen Schlucht, welche sehr steil, sich in ihrem oberen Theile zu einem Kamin verengend, zwischen Vor- und Hauptgipfel hinaufzieht. Hier nicht leicht empor, dann nach links leicht über Schrofen und auf der Ostseite des Gipfels etwa 25—30 *m* traversieren; endlich über Schutt zum Gipfel. Vom Bambergersattel 2½—3 Stunden. Klettertour ersten Ranges.«

Über die Tour Delago's wird berichtet,[1]) dass sie am 12. Juli 1896 — die vorgefundene Gipfelkarte sagt 10. Juli — ausgeführt, dass der Aufstieg, da in den Schluchten und auf dem Plateau des Sellastockes noch viel Schnee lag und als Ausgangspunkt das an der Brennerbahn liegende Waidbruck diente, sehr anstrengend gewesen, so dass der Gipfel erst um 3 Uhr 30 Min. erreicht werden konnte. Der Aufstieg in die Felsen sei auf demselben Wege erfolgt, den die Erstersteiger genommen. Hiebei habe namentlich der auf den Grat führende, ganz vereiste Kamin grosse Vorsicht erfordert. Die Rückkunft in Waidbruck: 1 Uhr 30 Min. nachts, schliesst wahrlich eine Tagesleistung ab, die das Erstaunen und die Bewunderung aller Kenner der Verhältnisse herausfordert.

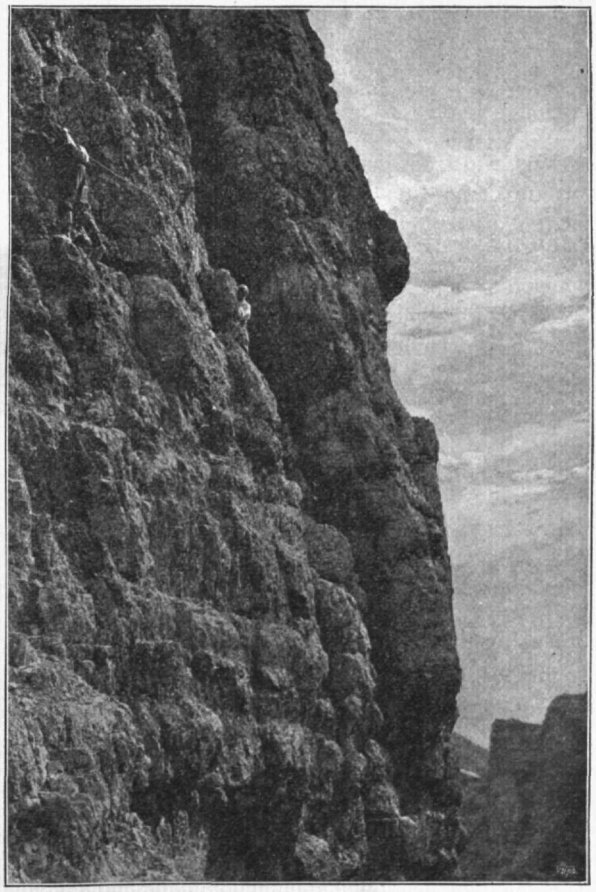
Über die vierte Ersteigung durch Pfannl und Maischberger ist Näheres nicht bekannt geworden. Es erübrigt demnach, der eigenen Tour mit wenigen Worten zu gedenken. Am Morgen des 21. August 1897 war ein herrlich schöner Tag angebrochen. Die grünen Matten glänzten im Morgenthau, die schlanken Fichten umstanden weihevoller denn sonst das geheimnissvoll murmelnde Bächlein, das hier aus dem Mittagsthale eine nicht unbedeutende Zufuhr erhält, daneben erhoben sich die beim Morgengrauen scheinbar in fahle Tinten getauchten, furchtbaren Steilwände des Pizkofels, über dem Ganzen aber breitete sich ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, Frieden verkündend der herrlichen Landschaft, aber auch dem einsamen Wanderer.

An solchen Tagen ist schon der Aufstieg in das Mittagsthal mit seinen himmelragenden Felswänden, die an bizarrer Formenbildung in keiner anderen Gruppe übertroffen werden, an Mächtigkeit, den Langkofel ausgenommen, alle überragen, eine höchst lohnende Parthie. Dehnt man die Wanderung aber aus, der blauen Markierung folgend, über die 1000 *m* hohe Wand zum in wildester Umgebung eingebetteten Pisciadusee und gar von hier aus zur Linken in weiterer Steigung von 100 *m* auf bequemem Steige in den Bambergersattel, wo sich rings im Kreise kleine Eis- und Schneefelder herniedersenken, dann hat man Dolomiten gesehen, dann ist man auf einem Dolomitensteig gewandelt, der hochinteressant ist durch den raschen Wechsel der reizendsten Bilder aus dem lebenspendenden, grünen Ennebergerthale zur unheimlichen Scenerie einer gigantischen, todesstarren Umgebung.

Wir standen drei Stunden nach meinem Abmarsch aus Colfosco am Fusse der Bambergerspitze und damit an der Stelle, von wo aus die Anstiegsroute in den Westwänden des dreigipfeligen Mittagszahns am besten überblickt und der Weg, den die bisherigen Ersteiger gewählt, nach Terschak's Führer im Allgemeinen wohl studiert werden kann. Nachdem wir uns hinlänglich orientiert, fuhren wir rasch das vorliegende, steile Schneefeld ab, um an den Fuss des jenseitigen Felsmassivs zu gelangen, das dem eigentlichen Thurm gleichsam als gewaltiges Fundament dient und einen steilen, schrofenartigen Aufbau zeigt, der nach den verschiedensten Richtungen unschwer erklettert werden kann. Doch ist Vorsicht wegen der Steingefahr umsomehr geboten, als sich überall eine gähnende Tiefe zeigt, die sich auf ca. 500 *m* ins Mittagsthal niedersenkt. Um 9 Uhr 15 Min. hatten wir die charakteristisch gelbgefärbte Nordwestecke des Thurmes und damit den Frühstücksplatz erreicht. Ein kurzer Imbiss schmeckte uns nach einer vierstündigen Wanderung recht wohl. Nun aber rasch die Kletterschuhe angelegt, ein Doppelseil verknüpft, Eispickel und Rucksäcke sichergelegt und an die Arbeit!

[1]) Mitth. 1897, S. 106.

Dem Bande, auf dem wir gerastet, schräg rechts aufwärts folgend, arbeiten wir uns zunächst hinter einem ca. 80 *cm* abstehenden Felsblocke hindurch in einen in gleichem Sinne aufwärts ziehenden Riss zu einem Felsloche, von da aus zur Linken einer wenig vorstehenden Platte mittelst sehr spärlicher, aber fester Griffe senkrecht über eine 8 *m* hohe, überhängende Wand empor — die erste grössere Schwierigkeit. Es folgt eine 6 *m* lange, steile Schuttrinne, die hinter einer parallel mit der Wand des Massivs verlaufenden, 1 *m* abstehenden Platte hinaufzieht, bis sie plötzlich durch einen Querriegel, dessen Kopf durch eine Schnur als Seilfels kenntlich gemacht ist, abgesperrt wird. Übersteigt man diese Querplatte, so überzeugt man sich sofort, dass jenseits, 1 *m* tiefer, ein trittfähiges Band ansetzt, das an der überhängenden Wand anfangs schräg rechts aufwärts zieht, sich aber rasch in der Wand verliert. Nur wenige Griffe stehen zur Verfügung, und diese sucht man, indem man allmählig 1—2 *m* höher strebt; es ist die zweite schwierige Stelle, da man ca. 10 *m* vollständig exponiert klettert, auch das unheimliche Pfeifen der Steine nicht vermisst.



Das schwierige Band am Dent de Mesdi.

Endlich ward ein 2 *m* höher gelegenes, breites Geröllband erreicht, auf welchem jener feuchte, breite, vom Mittelgipfel senkrecht herabziehende, unten offene Kamin endigt, dessen schwarze Färbung ihn schon von weitem kenntlich macht. Gute, wenn auch vereiste Tritte gestatteten uns in weiter Felsennische 12 *m* emporzudringen, um auf ein sehr gutes, standsicheres Band noch innerhalb der Nische zu gelangen. Hier beginnt unser neuer Weg. Denn während die bisherigen Ersteiger von hier aus vertikal in die Höhe strebten, verfolgten wir das Band fünf Schritte, d. h. soweit als möglich nach rechts und standen vor der dritten und letzten Aufgabe: einen ziemlich weit aus der Wand heraustretenden, groben Felsblock, der den rechtsseitigen Theil der Decke unserer überwölbten Nische bildete, dadurch zu umklettern, dass man seinen Körper aus standsicherem Platze in die exponierteste Lage hinauszwängt. Die Griffe sind sehr klein und nur spärlich vorhanden, während die unterhalb des Blockes weit vorgestreckten Füsse selbst bei meinen reichlich lang bemessenen Extremitäten nur in den Rauhheiten der Wand eine Stütze fanden. Jetzt aber geht es auf guten Stufen in frischem Tempo 6 *m* leicht aufwärts in einen nach der Umkletterung des Blockes sofort sichtbaren, nur 60 *cm* breiten, 20 *m* hohen, gut gangbaren Kamin. Die ersten Sonnenstrahlen spielen um das Gemäuer, das den oberen Ausgang unseres engen

Spaltes garniert — ein sicheres Zeichen dafür, dass das Ziel nicht mehr ferne. Und in der That, nur wenige Schritte und wir stehen auf dem südwestlichen Vorgipfel. Noch 20 *m* aufwärts über leichte Platten und Geröll auf den Südgipfel und über eine kleine, brüchige Scharte zum Hauptgipfel. Genau eine Stunde nach dem Aufbruche vom Rastplatze hatten wir den Steinmann erreicht. Das Wetter hatte standgehalten, blauer Himmel bildete den Baldachin unseres luftigen Sitzes. Speise und Trank mundeten vortrefflich, auch durfte die Gipfelcigarre nicht fehlen. Ein wonniges Gefühl tiefster Befriedigung machte sich Luft in lauten Juchzern und Scherzen. Rasch war eine Stunde vergangen — man unterhält sich mit dem schneidigen, klarsehenden, liebenswürdigen, aber nichts weniger als zudringlichen Führer Kostner aufs beste.

Auch der Rückweg, den wir durch Steindauben reichlich markiert hatten, nahm bis zum Rastplatze genau eine Stunde in Anspruch. Es war 1 Uhr, als wir den Unterbau — diesmal hoch im Bogen über die Felsen beim Einstieg zur Bambergerspitze — traversierten, 2 Uhr, als wir den Bambergersattel betraten, und 5 Uhr, als ich wohlbehalten in Collfosco eintraf. Es mag die Bemerkung gestattet sein, dass es mir scheint, als ob dem Mittagzahne mit dem neuen Südwestwege, so gross auch die Schwierigkeiten an den genannten drei Stellen, namentlich kleineren Touristen erscheinen mögen, das Schreckhafte genommen ist. Denn von den Schwierigkeiten, die Terschak nach Passieren der schwarzen Nische und auch Benesch getroffen, fand ich auf meinem Wege keine Spur.

Mit welchem Interesse stehe ich doch seitdem vor dieser kühnen Felsnadel, so oft ich das Mittagsthal durchschreite! 600 *m* ragen ihre Wände senkrecht auf, wenige schwarze Risse durchfurchen den plattigen Dachsteinkalk von oben bis unten. Ob der Mittagszahn wohl direct aus dem Thale wird erstiegen werden?

3. Die Bambergerspitze, 3008 *m*. Der höchste Gipfel der kleinen Pisciadugruppe ist die aus dem oberen Mittagsthale schroff aufsteigende, regelmässig geformte Bambergerspitze. Sie erhebt sich südlich des Mittagszahnes als cylinderförmiger Strunk mit aufgesetztem Kegel, überragt denselben um ca. 100 *m* und stürzt in prallen Wänden von 800 *m* Höhe senkrecht in das Mittagsthal (siehe das Bild S. 368 der »Zeitschrift« 1899), während gegen Westen hin ein ursprünglicher Zusammenhang mit den durch breite Klüfte abgespalteten Felskolossen unverkennbar ist, die dem langen, westwärts sich erstreckenden Kamme der Mittagsspitze nach dieser Seite hin vorgelagert sind. Eine Recognoscierung vom Gipfel des Pisciadu aus liess wohl längst die erste durch die Abspaltung erzeugte Eisrinne als zukünftige Zugangsroute erkennen. Freilich stand für den Eispickel bei der enormen Steilheit eine tüchtige Arbeitsleistung in Aussicht. Touristisch interessant wird der Aufstieg durch eine sägeförmige, steile Felsrippe, welche die Eisrinne mit mehreren Unterbrechungen von oben bis unten in zwei ungleiche Theile spaltet. Sie ist dem Aufstieg ungemein förderlich und unterbricht, gerade nicht zum Leidwesen des Touristen, die einförmige Stufenarbeit. Trotz dieser günstigen Verhältnisse war der Gipfel bis zum 6. August 1894 noch nicht erstiegen.

An diesem Tage, früh 5¾ Uhr, machte ich mich mit Führer Pescosta aus Collfosco auf den Weg, um die Frage der Ersteigbarkeit auch dieses Thurmes, wenn möglich, zu lösen. Wir hatten in der im Bau begriffenen Bambergerhütte genächtigt und zogen nun frohen Muthes, begünstigt von herrlichstem Wetter, hinaus, mit der Natur einen neuen Strauss auszufechten. Rasch war der Kamm der Mittagsspitze über die fast allzu regelmässigen Stufen erklommen, weit rascher aber, als beabsichtigt, war Pescosta jenseits in der Tiefe des Bambergersattels am Fusse des Pisciadu angekommen. Eine trügerische, dünne Schneedecke hatte ihn zum Abfahrten verleitet und mit Blitzesschnelle flog er über das glasharte Eis den steilen Hang hinab, nicht ohne seinen Hut und Hauttheile seiner Hände seiner allzu schneidigen Thalfahrt zum Opfer gebracht zu haben. Zu seinem Lobe sei bemerkt, dass er trotz meiner Abmahnungen die Tour mit

verbundenen Händen ausgeführt. Nachdem ich ihn auf Umwegen eingeholt, galt es, dasjenige Gesimse ausfindig zu machen, von welchem aus der Einstieg in den westlichen Theil der Eisrinne bewerkstelligt werden konnte. Es war 7 Uhr. Die Steigeisen wurden angelegt, dann noch wenige Schritte scharf um die Ecke unter überhängender Wand, und der Fuss konnte in die Rinne gesetzt werden. Die Stelle ist dadurch gekennzeichnet, dass gerade gegenüber der obengenannte Felsgrat, von der Höhe herabziehend, mitten im Eise endigt. Wuchtig fiel Pescosta's Eispickel nieder, das unheimliche Getöse niederprasselnder Gesteine vermehrend. Und eine volle Stunde war diese eintönige Arbeit fortzusetzen, da ich leider heute nur mit vierzackigen Eisen ausgezogen war, die in der enorm steilen, schneefreien Eisfläche nicht genügend eingreifen wollten. Die ersten fünf Stufen hatten uns auf die Felsrippe gebracht, auf der 30 *m* hoch über grobes Geröll vorgedrungen werden konnte. 60° Neigung zeigte das Eis, in dem jetzt weitere acht Stufen den Übergang zur Fortsetzung der Felsrippe herstellen mussten. Auf dieser gieng es wieder 10 *m* bequem aufwärts, dann aber abermals hinab und auf zehn Stufen im Eise aufwärts, bis ein Felsriff, das die bisherige Schlucht oberhalb unseres Standpunktes abschliesst, uns zwingt, zwischen einer Felsrippe links und einer Wand rechts hindurch mittelst fünf bis sechs guter Griffe nach links gegen eine Schneewand vorzudringen. Ein kleiner, freistehender Felsblock bleibt gleichfalls links; die Rinne wird zum letzten Male gequert. Noch einige Stufen und wir sehen uns von der rechtsseitigen überhängenden Wand hinausgedrängt in den breiteren, östlichen Theil unserer Eisrinne. In gebückter Haltung dringen wir langsam aufwärts vor, 20 Stufen senden klirrende Eistrümmer in die unermessliche Tiefe. Endlich konnten wir die Wächte seitwärts rechts übersteigen. Es war 8 Uhr, als wir jenseits in den vertikalen Kamin hinabblicken konnten. Im Rücken dieses Schneewalles hatten wir rasch das Massiv des Berges erreicht; bequeme Wandstufen brachten uns rasch auf flachgeneigtes, trümmerbesätes Terrain und auf den jungfräulichen Gipfel. Es war 8 Uhr 30 Min. Ein herrliches Bild breitete sich vor uns aus und dieses vollauf zu geniessen, hatte ich hinreichend Musse, bis Pescosta seinen mächtigen Steinmann erbaute. Ganz besonders wuchtig präsentieren sich die ungeheueren, formenreichen Gestalten, die jenseits das Mittagsthal umrahmen. Der Fernblick nach Norden aber ist ohne Ende. Das Groteske der nächsten Umgebung vereinigt sich mit dem Lieblichen der vorliegenden Landschaft und schafft ein Bild von entzückender Schönheit. In der furchtbaren Tiefe von 800 *m* zieht zu unseren Füssen der neue Pfad durch das Mittagsthal herauf. Ameisengleich bewegen sich die winzigen Gestalten der Arbeiter, die soeben schwere Lasten zum steilen Gletscher hinanschleppen. Hoch droben hat ihnen des Hüttenerbauers Kastlmeyer nimmer rastender Erfindungsgeist einen Doppelschlitten um ein Rad gelegt, dessen vertikale Achse tief in das ewige Eis vergraben ist. Fröhliche Juchzer wurden gewechselt zur Taufe der »Bambergerspitze«. Denn das soll fortan der Name sein, dieses, zur Zeit der Erbauung der Hütte zuerst erstiegenen, stummen, aber um so gewaltigeren Zeugen der Thätigkeit einer jungen Section, die sich gerade anschickte, ihren Baustein zum grossen Werke des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines beizutragen.

Die zweite Ersteigung führte, laut Privatmittheilung, Oscar Schuster-Dresden mit Führer Mühlsteiger-Pflersch am 21. September 1895 über den die genannte Eisrinne zur Rechten begleitenden, zum Theil hoch überragenden Schrofen aus. Junghanns-Bamberg erstieg den Berg durch die Bindel'sche Eisrinne führerlos am 2. August 1897, Dr. Ostertag-Barmen mit Führer Pescosta-Collfosco am 3. August 1897, während der Schuster'sche Felsenweg bislang gewählt wurde von Leuchs und Schulze-München am 6. Juni 1900, von A. Eckert-Bamberg mit Führer Jos. Kostner am 4. August 1900, von Junghanns-Bamberg am 6. August 1900, vom Verfasser mit G. Hofbauer-Wien und Führer Jos. Kostner am 20. August 1900.

Die Geschichte der Touristik der Sella darf nicht abgeschlossen werden, ohne der Thatsache zu gedenken, dass im heurigen Jahre, in welchem man begonnen, sein Augenmerk den schwierigeren Touren dieses Gebirgsstockes zuzuwenden, auch der bisher jungfräuliche viereckige Thurm zwischen Mittagspitze und Zwischenkofel erobert wurde. Er wurde am 1. August 1900 von Berger und Ampferer vom Acad. Alpenclub Innsbruck, erstiegen.

Literatur.

A. Geologisches.

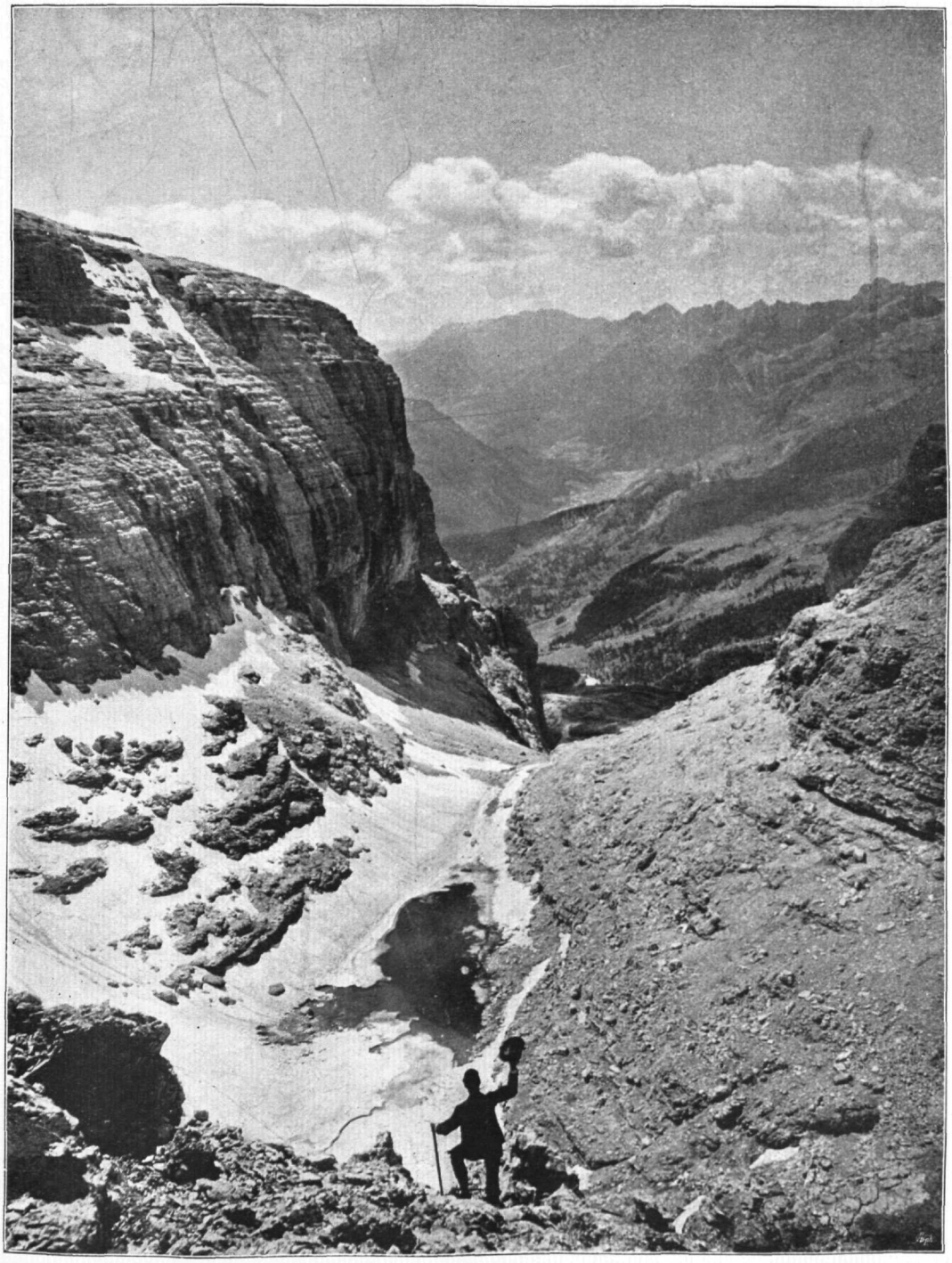
Dantone: »Bergsturz im oberen Fassathal.« Mitth. 1880, S. 17.
Haug, E.: »Sellagruppe.« Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt 1887, Bd. 37, S. 268.
Hörnes: »Aus den Südtiroler Kalkalpen.« Zeitschr. 1875, S. 108.
Mojsisovics: »Die Dolomitriffe von Südtirol.«
Morstadt: »Über die Terraingestaltung im südwestlichen Tirol, verglichen mit jener in der Lombardei.« Zeitschr. 1874, S. 193.
— »Nachtrag hiezu.« Zeitschr. 1874, S. 401.
— »Zur Terraingestaltung von Südtirol.« Zeitschr. 1875, I., S. 129.
— »Zur Geologie von Südtirol.« Zeitschr. 1876, S. 20.
Neumayr: »Erdgeschichte.«
Pfaff: »Naturkräfte in den Alpen.«
Rothpletz: »Querschnitt durch die Ostalpen.«
Simon: »Alpine Gipfelcharaktere.«
Wiedemann: »Aus dem Fassathale.« Zeitschr. 1872, S. 117.

B. Ethnographisches und Etymologisches.

Alton, Joh. Dr.: »Beiträge zur Ethnologie von Ostladinien.«
— »Beitrag zur Ortskunde und Geschichte von Enneberg und Buchenstein.« Zeitschr. 1890, S. 85.
— »Die ladinischen Idiome.«
— »Proverbi, Tradizioni ed Anneddoti delle Valli Ladine Orientali.«
— »Zur Topographie und Nomenclatur des Sellastockes.« Ö. A.-Z. 1889.
Diez: »Wörterbuch der romanischen Sprache.«
Egger: »Geschichte Tirols.«
Ficker: »Der Mensch und seine Werke in den österreichischen Alpen.« Jahrbuch des österr. Alpenvereins 1867, S. 223.
Laube: »Die Ladiner in Tirol.« Mitth. der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien 1869.
Perkmann: »Studien aus Südtirol.« Österr. Revue 1863.
Rohmeder: »Das deutsche Volksthum in Südtirol.«
Schneller: »Die romanischen Volksmundarten in Südtirol.«
— »Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien.« Peterm. geogr. Mittheil. 1877.
— »Skizzen und Kulturbilder aus Tirol.«
— »Die Ladiner in Tirol.« Ausland 1871.
— »Südtirol.« Österr. Revue 1867.
— »Die Ladiner in Tirol.« Mitth. der geogr. Gesellschaft in Wien 1869.
Steub: »Drei Sommer in Tirol.«
— »Zur rhätischen Ethnologie.«
— »Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern.«
Thierl: »Kennt Ihr Südtirol?« »Tourist« 1888, Nr. 15.

C. Touristische Gesammtliteratur der Sella.

Alton, Jos. Dr.: »Zur Topographie und Nomenclatur des Sellastockes.« Ö. A.-Z. 1889, Nr. 285.
A. R. Graz: »Eine Besteigung der Boë.« Mitth. 1888, S. 185.
Benesch: »Bergfahrten in den Grödener Dolomiten.«
Bindel, K. Dr.: »Bambergerspitze.« Mitth. 1894, S. 201.
— »Bambergerhütte.« Mitth. 1894, S. 150, 159, 237; 1895, S. 9; 1896, S. 8; 1898, S. 8; 1899, S. 11 und 284.
— »Die schwierigeren Touren in der Sellagruppe.« Mitth. 1898, Nr. 14, 15, 17.



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Sellagruppe: Val Lasties.

Bindel, K. Dr.: »Vallonspitze und Neunerspitze.« Erste Ersteigung aus dem Vallon. Mitth. 1899, S. 112.
— »Boëspitze zu Weihnachten.« Mitth. 1899, S. 9.
— »Dr. Joh. Alton †.« Mitth. 1900, S. 97.
Darmstädter; »Il Piz.« Ö. A.-Z. 1889.
— »Mesules, Pizzadoi, Sellaspitze, Il Piz.« Mitth. 1889, S. 173.
Delago: »Murfrait.« Mitth. 1896, S. 175.
— »Daint de Mesdi.« Mitth. 1897, S. 106.
Euringer: »Boëspitze.« Mitth. 1884, S. 301.
Gerbers: »Das Gebiet der Südtiroler Dolomiten.« »Gebirgsfreund« 1898, S. 102.
— »Gipfelverzeichniss.«
— »Die Boëspitze, 3152 *m*.« »Gebirgsfreund« 1899, S. 17.
Grohmann: »Wanderungen in den Dolomiten.« S. 314.
— »Wanderungen in den Dolomiten.« Peterm. Mitth. 1865, S. 213.
Gstirner: »Aus der westlichen Sellagruppe.« Mitth. 1890, S. 204.
Hochmeister: »Die Boëspitze, 3152 *m*.« »Gebirgsfreund« 1899, S. 17.
Kurtz: »Führer durch die Dolomiten.«
Ladinia: »Enneberg und Buchenstein.«
— »Dr. Joh. Alton †.« Mitth. 1900, S. 84.
Lorenz und Wagner: »Sas dal Léc, theilweise neuer Weg.« Mitth. 1897, S. 142.
Merzbacher: »Erste Ersteigung der Mesules aus dem Grödener Thale.« Mitth. 1886, S. 85.
Meuser: »Durch Gröden und Enneberg in die Sellagruppe.« »Alpenfreund« 1891. S. 6.
Militärmappierung u. Mitth. des k. k. militärgeogr. Institutes, 1881—1884.
Moroder: »Das Grödener Thal.«
Nafe: »Boë und Pisciadu.« Ö. A.-Z. 1889, Nr. 246.
Platz, E. »Boëspitze.« Mitth. 1891, S. 304.
Purtscheller und Diener: »Boëspitze.« Mitth. 1883, S. 333. Ö. A.-Z. 1883, S. 352.
Rabl: »Drei Tage in der Sellagruppe.« Ö. T.-Z. 1897, Nr. 19 und 20.
Reichl: »Aus dem Grödenerthal. Mesules—Sellagruppe.« »Tourist« 1887, Nr. 9.
Ruthner: »Die grösseren Expeditionen in den Österr. Alpen aus dem Jahre 1864.« Peterm. Mitth. 1865.
Schaubach: »Deutsche Alpen.«
Schulz: »Die Sellagruppe.« Ostalpenwerk III.
Smoluchowski, Dr. Th. v.: »Die neuen Touren 1894.« Mitth. 1895, S. 159.
— Th. und M. v.: »Sas dal Léc, Mesules von Ost, Piz Chiavazzes.« Mitth. 1893, S. 34.
— M. v.: »Zehner.« Mitth. 1894, S. 288.
Stradal, Dr. Albert, Wien: »Gamsburg von Westen.« Neuer Weg. Mitth. 1900, S. 152
Terschak: »Führer durch die Grödener Dolomiten.«
— »Murfrait.« Ö. A.-Z. 1900, No. 548.

Die Carnischen Voralpen.

Von

H. Steinitzer.

I. Allgemeines.

Für die Beantwortung der Frage, ob eine grössere Arbeit über einen Gebirgstheil verdiene, in unsere Zeitschrift aufgenommen zu werden, sind zwei Gesichtspunkte maassgebend: 1. Entspricht die Bedeutung des betreffenden Alpengebietes dem Umfange des Aufsatzes? 2. Ist der Verfasser desselben auch diejenige Persönlichkeit, welche über die nöthige Kenntniss zur Schilderung des Gebietes verfügt?

Die letztere Frage ist leicht zu beantworten, denn leider sind bis jetzt mein Freund Rudolph Reschreiter, dem ich die beigegebenen Bilder verdanke, und ich die einzigen Touristen unseres Vereines, wahrscheinlich überhaupt die einzigen Deutschen, welche die Carnischen Voralpen auf wiederholten Touren kreuz und quer durchwandert haben. Abgesehen von spärlichen, ganz kurzen Notizen findet sich in der alpinen Literatur deutscher Zunge nichts über diesen Theil der südlichen Kalkalpen; er stellt das letzte, grössere Gebiet der Ostalpen dar, welches in unseren Publikationen bisher noch nicht vertreten ist.

Sowohl die Carnische Hauptkette als die Berge von Sauris haben in den ausführlichen Arbeiten von Geyer und Pock eine entsprechende Würdigung erfahren, die Berggruppe von S. Stefano hat ihre Erforscher und deshalb auch wohl bald ihre Schilderer gefunden — so fügt sich eine Beschreibung der Carnischen Voralpen in passender Weise jenen ausgezeichneten Aufsätzen an. Der Schluss, dass die Carnischen Voralpen bisher so überaus spärlich besucht wurden, weil sie eine touristische Bedeutung nicht besitzen, ist zwar naheliegend, aber in diesem Falle nicht zutreffend. Schuld daran ist ihre relative Abgelegenheit, ihre Unwirthlichkeit und der Mangel an passender Unterkunft. Was Kühnheit der Bergformen, Grossartigkeit des Aufbaues, verblüffenden Wechsel der landschaftlichen Scenerie anbelangt, können sich die Carnischen Voralpen getrost mit ihren weit berühmteren Dolomitbrüdern von Cadore, Ampezzo oder Primiero messen. Der absolute Höhenunterschied wird durch die tiefliegenden Thäler wieder ausgeglichen, so erhebt sich z. B. der höchste Gipfel, die Cima dei Préti, ca. 2200 *m* über die Sohle des Piavethales, ebenso viel, wie der Antelao über S. Vito.

Es ist begreiflich, dass derjenige, der ein Gebiet unter Mühsalen und Entbehrungen aller Art durchwandert, es kennen und lieben gelernt hat, nur zu leicht zu einer Überschätzung seiner Bedeutung und seiner Schönheiten verführt wird, wie ja überhaupt die menschliche Natur uns das als reizvoller und begehrenswerther erscheinen lässt, was wir uns durch eigene Kraft, Anstrengung und Gefahr errungen haben; andererseits spielt auch oft das Nationalitätsgefühl herein, das die Berge unserer engeren Heimath mit verschönendem Zauber umstrahlt. Ich habe mich deshalb bemüht, in Folgendem nicht nur die Urtheile von Italienern, sondern, soweit sie mir bekannt wurden, auch

von fremden Reisenden anzuführen und hoffe, damit den Beweis meiner früheren Behauptung zu erbringen.

Marinelli, einer der besten Kenner des Gebietes, nennt die Clautanischen Voralpen »ohne Zweifel eine der beachtenswerthesten und pittoreskesten, aber auch rauhesten, wildesten und unbekanntesten Gruppen der Carnischen Alpen«.

Der Graf Mantica sagt von der Monfalconegruppe: »Die säulenartigen Gipfel, die von unzähligen engen und tiefen Rissen zerschnittenen Kämme, die Kamine und Couloirs, welche alle Wände durchfurchen, die ungeheuren Schutthalden, die von den Bergflanken strömen und die Thäler füllen — all das wirkt zusammen, um der Gruppe ein aussergewöhnliches Interesse zu sichern«.

Im Hochtourist heisst es: . . . »hier entfalten die Alpen noch einmal ihre volle Pracht . . .«; in der »Erschl. der Ostalpen« sagt Diener: . . . »eine Reihe von Gipfelbauten, die an Farbenzauber und Formenschönheit hinter den vielbewunderten Felsburgen der Agordinischen Alpen nur wenig zurückstehen . . .«; Gilbert und Churchill sprechen in ihren berühmten Dolomitenfahrten »von der zauberhaften Form des erhabenen M. Duránno«; Gilbert sagt in seinem wundervollen Cadore or Titians country: »Die Grossartigkeit dieser Friulanerberge machte auf mich einen mächtigen Eindruck«; Tuckett schildert den Beginn der Valle Cimoliána: »Wir kamen durch Schluchten von wirklich majestätischer Erhabenheit«; Ball nennt Cimoláis »einen so merkwürdigen Ort, wie man nicht leicht irgendwo anders etwas ähnliches sieht«; Gilbert erscheint dasselbe Dorf »wie ein Paradies«; Dr. Kugy erklärt, dass die Aussicht von der tacca del Cridola auf die Monfalconegruppe »ihres Gleichen suche«; Pock spricht von den »in erdrückender Wildheit aufragenden Friulaner Hochalpen« und nennt den Blick von der Forcella Scodavácca »ein Bild von so grossartiger Wildheit, wie es ähnlich kaum wieder gefunden werden dürfte«.

Alle diese Urtheile lassen den Vorzügen dieses Gebirges volle Gerechtigkeit wiederfahren, aber erschöpfend sind sie naturgemäss nicht. Nur dem, der längere Zeit in den Carnischen Voralpen geweilt, von Norden aus und von der Ebene sie betreten, die engen, schluchtähnlichen Thäler durchzogen hat, offenbaren sich alle ihre intimen Reize.

Nach Norden und Westen stürzen die Carnischen Voralpen in ungeheuren, von kurzen Gräben durchzogenen Wänden zu Thal, von Süden und Osten führen lange, enge, geröllbedeckte Thäler fast eben in das Herz des Gebirges, um sich dann plötzlich in steilen Hängen zum spitzengekrönten Grate aufzuschwingen.

Von Medúno bis Tramónti z. B. hat die für Radfahrer sehr empfehlenswerthe Strasse auf 15,4 *km* Horizontaldistanz eine Steigung von 88 *m*. Die Cellina fällt von Claut bis zu ihrem Eintritte in die Ebene auf ca. 30 *km* nur 300 *m*. Claut selbst liegt in der Mitte der Gruppe, die nach ihm den Namen erhalten hat, kaum 200 *m* über der Sohle des Pavethales und 300 *m* über der Friulanischen Tiefebene. Und von Claut kann man noch ca. 13 *km* im Settimánathale aufwärts wandern, ohne mehr als 300 *m* steigen zu müssen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Val Cimoliána oder am Oberlaufe der Medúna.

So enge sind meist diese Thäler, dass die Gipfel von den Seitenwänden verdeckt werden und sich nur im Vor- oder Rückblicke offenbaren. Manchmal aber zeigt sich doch durch eine düstere Schlucht, durch einen Riss im Steingefüge ein Felsenhaupt, zu scheinbar unerreichbarer Höhe in die Lüfte ragend. Wenn auch Besteigungen in den Carnischen Voralpen infolge der tiefen Lage der bewohnten Orte grosse Anforderungen an die Ausdauer des Touristen stellen, so scheinen andererseits die Berge mehr als sie sind. Von der zinnenumgürteten Ebene z. B. zwischen Claut und Cimolais bietet sich ein Anblick, wie er in gleicher Grossartigkeit schwer wieder zu finden sein dürfte. Im Norden Préti und Duránno, mehr als 2000 *m* über unseren Standpunkt

emporstrebend, im Süden der Felsenklotz des Col Núdo, dessen Gipfel ca. 1800 *m* auf uns herniederschaut. Und die anderen Berge, die den Kreis schliessen, überhöhen die Thalsohle noch immer um 1000—1600 *m*. Es sind also ungefähr die gleichen Verhältnisse wie bei Cortina, bis auf den Unterschied der absoluten Höhe.

Gletscher sind in den Carnischen Voralpen nicht zu finden, perennierende Schneefelder traf ich nur an der Ostseite der Cima dei Préti. Aber füllt auch kein blaues Gletschereis die rauhen Hochkare, leuchtet kein Schneesaum auf den zerspaltenen Schrofen, so glänzen doch die Thäler in blendendem Weiss herauf zu den Gipfeln. Drückendes Schweigen herrscht in ihnen zur Sommerszeit. Kein Wassersturz, kein fröhliches Plätschern — wie die Strasse des Todes zieht der bleiche Geröllstrom zwischen dunklen Felswänden dahin. Gar Mancher wird das Rauschen des lebenspendenden Wassers vermissen und mit Sehnsucht an unsere grünenden, blumengeschmückten Thäler zurückdenken, wenn er stundenlang auf dem Fusse weichenden Schutte herumwandert; aber gerade diese furchtbare Öde, diese unermessliche Zerstörung steigert den Eindruck des ohnehin wilden Gebirges in erschütternder Weise. Das Rauhe, Weltferne, Unbarmherzige ist die Eigenart der Friulanischen Thäler. Sie bestechen nicht durch kleinliche Mittel, durch lachende Wiesen, schmucke Sennhütten oder zierliche Kaskaden. In starrer Unerbittlichkeit heben sich aus dem ihren Flanken entstammenden Felsgetrümmer die mächtigen Häupter — —

Qui, fra le cose enormi
Il pensier s'impaura
Tremano i deiformi
Sogni e la picciol vita
Dagli occulti destini
Sfuma per l'infinito. — —

Am einheitlichsten wirken diese Berge vom Thale aus oder von Übergängen, die die furchtbaren Wände und Thürme aus nächster Nähe schauen lassen. Wie fast überall in den Dolomiten, schwächt die Gipfelaussicht die Grossartigkeit der Formen — wer aber freie Ausschau liebt, sonnige Thäler und die unendliche Ebene, die mit der blauen Meeresfluth am Horizonte verschmilzt — wer nicht nur Berge und wieder Berge sehen will, sondern auch Heimstätten der Menschen und weite Flächen, wo vor Zeiten ein Stück Weltgeschichte sich abspielte und der Völker Loose sich entschieden, wer Dörfer sehen will, und Städte und Burgen, um die gekämpft und gerungen wurde, wer aus des Tages Enge untertauchen will in die Träume ferner Geschicke — der steige empor zu den Gipfeln der Carnischen Voralpen.

Bald sind sie die einzigen in den Ostalpen, denen die trotzige Ursprünglichkeit noch ganz bewahrt blieb. Keine Drahtseile, keine Eisenstiften suchen Menschenwerk in ihre grimme Bergeinsamkeit zu tragen. Von menschlicher Thätigkeit fand ich nur am Passo di Valbóna ein Zeichen, wo die Mäher, die mit schwerer Graslast zu Thale steigen, winzige Stufen in die steilen Platten eingemeisselt hatten.

Nature is fairest in her features wild
Where nothing polish'd dares pollute her path.

Hier sind noch »chainless mountains«, deren allmähliges Verschwinden aus den Arbeitsgebieten der Alpenvereine von mancher Seite beklagt wird.

Das ist die zweite Eigenthümlichkeit der Carnischen Voralpen. Es ist als ob sich die Einsamkeit der gesammten Alpen vor dem andringenden Touristenstrome in jene steinerfüllten Thäler zurückgezogen hätte. Ein Paradies für Menschenfeinde! Ich wenigstens habe auf meinen vielwöchentlichen Touren dort nur einen einzigen Bergsteiger angetroffen.

Die dritte Eigenart dieses Alpengebietes habe ich schon berührt: die Aussicht von seinen Gipfeln. Ich weiss nicht, ob es andern ebenso geht wie mir, der ich in dieser Hinsicht mit jedem neuen Wanderjahre immer anspruchsvoller geworden bin. Ein Gewirr von Zacken und Zinnen reizt mich ebensowenig mehr, wie die fingerhut-

grossen Spitzen am Horizonte, die nach langen Erörterungen und Kartenvergleichen als Matterhorn oder Grossglockner bestimmt werden. Eine Aussicht soll uns nicht stets dasselbe in immer wechselnder Grösse, Form und Mächtigkeit zeigen, sie soll, wenigstens nach meinem Geschmack, durch Contraste wirken. Auf staubentrückter Höhe will ich anders empfinden, anders denken als mitten im Treiben der Menschen; aber ich will auch nicht ganz abgeschnitten sein von dem Anblicke der bewohnten Erde; ich will mich nicht in einem Gedanken verlieren. Dem erhabenen Standpunkte gemäss soll auch meine Anschauung sich weiten: was ich sonst nur getrennt, jetzt mit einem Blicke umfasse, soll mir einen bisher unergründeten Zusammenhang enträthseln.

Zur Befriedigung solcher Wünsche ist die Lage der Carnischen Voralpen in hervorragender Weise geeignet. In uraltem Culturlande, das auf eine mehrtausendjährige Geschichte zurückblickt, wurzelt ihr Felsenbau.

Im Norden zeigen sich die jedem Bergsteiger wohlbekannten Dolomitenrecken. Aus dem grauen Gemäuer steigen hoch empor der Riesenklotz des Pelmo, der elegant zugespitzte Antelao, die Thürme der 3 Zinnen und des Zwölfers. Die Hauptkette der Carnischen Alpen verbindet in ungeheuerem Halbkreis die Julischen Alpen mit den Dolomiten von Cadóre. Dahinter lugen die Schneespitzen der Hohen Tauern hervor. Westlich schliessen sich die Firnschneide der Marmolata an, die mächtige Civetta und das Schrofengewirr der Palagruppe. Und dazwischen weite Thalbecken: Die Cárnia mit ihren zahlreichen Dörfern, Oltrepiave und die Furche des Piavethales bis zum herrlichen Piéve. Cadore liegt ausgebreitet zu unseren Füssen und mit dem Namen steigt vor unserem Geiste eine andere Zeit empor: Titian's Bild löst sich aus dem Nebel der Vergangenheit. Wie oft mag er zu diesen selben Bergen emporgesehen haben; sind doch einzelne ohne Zweifel von ihm gemalt oder gezeichnet worden. Und wie oft ist er durch diese enge Piaveschlucht hinausgezogen, die nur streckenweise aus ungeheurer Tiefe heraufgrüsst, an dem Lago di S. Croce vorüber, dessen glänzender Spiegel die Berge der Cavallogruppe widergiebt, hinaus in die Ebene, durch das deutlich sichtbare Conegliano und Treviso nach der märchenhaften Lagunenstadt.

Venezia! In duftig blauer Ferne schimmern die Dächer Deiner Prachtpaläste. Einst herrschtest Du über all' das Land, das unser Blick umspannt, vom Beginn der Lagune an, wo Deine Mutter Aquileja langsam zu Schutt zerfällt, weiter gegen Westen, als das menschliche Auge reicht. Da ziehen, gigantischen Strassen vergleichbar, die Geröllströme des Tagliaménto, der Medúna und Cellina durch die grüne Ebene, die so viele Kämpfe, soviel Blut gesehen. Einst gebot hier Jahrhunderte lang deutsches Recht und deutsche Sitte; in den zerfallenen Burgen da drunten sassen deutsche Geschlechter, bis mit dem Untergange der Hohenstaufen auch der seltsame Patriarchenstaat mählig dem Ende zuwankte und die Venetianer Herren Friauls wurden.

Sie alle heben sich gleich Inseln aus der dunstig verschwimmenden Fläche: Die Marksteine friulanischer Geschichte. Dort im Osten, kaum mehr dem Blicke erreichbar, das uralte Cividále, hier Údine, die letzte Patriarchenresidenz. Gemóna in sonniger Bergesbucht, das vielthürmige S. Daniéle, Spilimbérgo, die Heimat der liebreizenden, vielwissenden Irene, das mauerumgürtete Sacile an der Grenze der »patria del Friuli«. Und aus dämmerdunkler Zeitentiefe wendet sich die Phantasie unserem Jahrhundert zu. Gewaltig wie die Bergesriesen da im Norden schreitet der finstere Corse durch die Welt, vor seinem Machtworte fällt die Adriarepublik in Trümmer. Auf dem Stück Erde, das unser Auge umfasst, wurde gekämpft und gestritten; wie Schattengestalten ziehen durch die sonnige Landschaft die Heere Napoleons, um in jener Furche, wo der Tagliaménto das Gebirge verlässt, zu verschwinden. Wie ein Wirbelwind braust das tolle Jahr 1848 vorüber, bis in die Thäler unserer Berge dringt der Waffenlärm — noch einmal im Jahre 1866 Schlachtgetöse und Kriegsgeschrei da drunten —, dann endlich Ruhe und Frieden! Dort draussen auf der blauen Fluth zieht in unmerklicher Fahrt

ein Dampfer, in Sonnenglanz gebadet dehnt sich die Ebene zu unsern Füssen, einer gewaltigen Riesenmauer gleich ragen die zackigen Klippen zum Himmel —

a sea
of glory streams along the alpine height
of blue Friulis mountains

Friede und Freude überall, und Lebenslust und Geniessen — — —

Italia! oh Italia, thou, who hast
The fatal gift of beauty!

Name und Grenzen.

Jener Theil der südlichen Kalkalpen, welcher hauptsächlich von Tagliamento, Piáve und der Ebene begrenzt wird, ist in der deutschen alpinen Literatur unter dem Namen Friulaner- oder Venetianeralpen bekannt. Diener trennt sie in der Erschliessung der Ostalpen in Friulaner Hoch- und Voralpen, Böhm führt sie in seiner Eintheilung der Ostalpen mit dem seit Sonklar gebräuchlichen Namen der Pramaggióregruppe auf als Unterabtheilung der Venetianeralpen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Berechtigung der Gründe zu untersuchen, welche die beiden deutschen Forscher zu ihrer Wahl veranlassten; doch ist meines Erachtens die Übertragung von Ländernamen auf Gebirgstheile nur zu empfehlen, wenn jene alle Gebirge des betreffenden Landes in sich begreifen. Dies ist weder in Venezien, noch Friaul oder der jetzigen provincia di Údine der Fall. Doch ist die Benennung Venetianeralpen jedenfalls besser gewählt als Friulaneralpen, da der ganze Gebirgsstock zwar Venetien, nicht aber ausschliesslich Friaul, sondern auch Cadóre und der Provinz von Treviso angehört. Dagegen scheint mir Marinelli mit der Bezeichnung »Carnische Voralpen« eine glückliche Lösung der Namensfrage gefunden zu haben. Für den ausübenden Touristen ist es ein grosser Vortheil, sich nicht unnöthigerweise mit fremden Namen belasten zu müssen und mit jeder Bezeichnung schon eine ungefähre Vorstellung der näheren Lage verbinden zu können. Dem, der von den Carnischen Voralpen hört, ist es sofort klar, dass es sich um jenes Gebiet handelt, welches der Carnischen Haupkette vorgelagert ist. Wahrscheinlich haben sich auch aus diesen praktischen Gründen die Bearbeiter des Hochtouristen für diesen Namen entschieden.

Schwerer wird es mir, mich mit der weitern Eintheilung der Carnischen Voralpen durch Marinelli zu befreunden. Auch Böhm hatte erkannt, dass dieselben ihrem geologischen Charakter nach in zwei Gruppen zerlegt werden müssten, gab aber der südlichen keinen eigenen Namen. Marinelli nennt sie Gruppe des Monte Cavállo.

Der M. Cavállo ist der dritthöchste Punkt dieses Kammes und fast an seinem südlichen Ende gelegen, wo sich das Hochgebirge in Hügel und vorgelagerte Plateaus auflöst. Der Name ist seit ungefähr 1000 Jahren (964 zuerst erwähnt) im Gebrauche, der Berg wohl auch von allen Spitzen der gesammten Carnischen Alpen am öftesten besucht und beschrieben worden und von fast allen Punkten Friauls sichtbar. Der höchste Gipfel dieser Kette ist zudem fast unbekannt, trägt auch auf der I. Karte einen Namen, der sich bei der Bevölkerung noch nicht eingebürgert hat, so dass es berechtigt erscheint, mit dem Namen des bekanntesten Berges die ganze Gruppe zu bestimmen.

Allein alles dies lässt sich auch für Sonklar's und Böhm's Pramaggióregruppe geltend machen. Hier wie dort ein seit langem bekannter, benannter und erstiegener Berg, hier wie dort ein bis in die neueste Zeit unbekannter höchster Gipfel. Marinelli nennt diese Hauptgruppe Clautanische Voralpen nach der Gemeinde Claut im Thale der Cellina. Man kann nicht behaupten, dass diese Bezeichnung eine besonders glücklich gewählte wäre, denn auf zehn Touristen, denen der Name des Pramaggióre bekannt ist, kommt wohl kaum einer, der etwas von Claut gehört hat;

und lediglich um nicht noch mehr Verwirrung in die Nomenklatur dieses Gebietes zu bringen, habe ich mich der Benennung Marinelli's in vorliegender Arbeit angeschlossen.

Diese Clautanischen Voralpen reichen nach Marinelli östlich bis zum Thale von Tramónti und dem gleichnamigen Passe. Mit den östlich davon gelegenen niedrigen Voralpen des Arzíno, der dritten Gruppe der Claut. Voralpen, haben wir uns nicht weiter zu beschäftigen; vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit, von ihren zwar aussichtsreichen, aber leicht zugänglichen Gipfeln in den Mittheilungen unseres Vereins eine kurze Schilderung zu veröffentlichen. Einen eigenen Namen verdankt diese touristisch wenig bedeutende Gruppe wohl mehr einem ästhetischen Bedürfnisse, als geographischer Nothwendigkeit. Nur mit dem Wunsche, die von Ost nach West ca. 60 *km* lange Kette ungefähr in der Mitte zu theilen, lässt sich die Wahl des Medúnathales als Scheidungslinie erklären; alle andern von Marinelli angeführten Gründe würden für das Thal des Arzíno und den Sattel von Chiampón als Grenze sprechen.

Ziemlich überflüssig war es von Seiten Marinelli's, diese beiden nördlichen Gruppen noch mit einem gemeinsamen Namen, Tramontinische Voralpen, zu belegen. Ich werde diese Bezeichnung, die in mehreren Werken bereits Anlass zu Verwechslungen gegeben hat und vorzüglich geeignet ist, deren noch weitere hervorzurufen, nicht gebrauchen.

Die genauen Grenzen der Carnischen Voralpen sind folgende: T. Cridola, Passo del Maúria, Tagliaménto bis Pinzáno, Ebene (Travésio, Medúno, Maniágo, Aviáno, Polcenígo, Serraválle), Fiume Méschio, Lago Mórto, Passo Fadálto, Fiume Rai, Piave von der Mündung des Rai bis zu der des T. Cridola.

Die Carnischen Voralpen zerfallen in drei Gruppen:

1. die Clautanischen Voralpen. Ihre Grenzen sind: T. Cridola, Passo del Maúria, Tagliamento bis zur Mündung des Rio di Grásia, Forcella di Tramónti, Rio Viéllia, Medúna bis Medúno, Ebene bis zum Eintritte der Cellína in dieselbe westlich von Maniágo, Torrente Cellína, Torrente Cimoliána, Passo di S. Osváldo, Torrente Vajónt, Piave von der Mündung des T. Vajónt bis zu der des T. Cridola.
2. Die Voralpen des Arzíno mit den Grenzen: Tagliaménto von der Mündung des Rio di Grásia bis Pinzáno, Ebene bis Medúno, Medúna, Rio Viéllia, Forcella di Tramónti, Tagliaménto.
3. Die Gruppe des M. Cavállo. Ihre Grenzen sind: Torrente Vajónt, Passo di S. Osváldo, Torrente Cimoliána, Torrente Cellína bis zum Eintritte in die Ebene, Ebene bis Serraválle, fiume Méschio, Lago Mórto, Passo Fadálto, fiume Rai, Piave von der Mündung des fiume Rai bis zu der des Torrente Vajónt.

Die Carnischen Voralpen lassen sich in weitere sechs Gruppen oder Kämme zerlegen. Ich habe diese Eintheilung in Übereinstimmung mit dem besten Kenner des Gebietes, Herrn Arturo Ferrucci der S. A. F. vorgenommen, und möchte nicht versäumen, Herrn Ferrucci für seine überaus werthvolle Hilfe den verbindlichsten Dank auszusprechen. Diese Zerlegung schien mir sowohl in touristischer als landschaftlicher Hinsicht wünschenswerth. Denn, so klein auch das Gebiet der Clautanischen Voralpen verhältnissmässig ist, zerfällt es doch in mehrere Abschnitte, deren jeder seine besondere landschaftliche Charakteristik aufzuweisen hat. Diese sind:

1. Die Gruppe der Cridola zwischen Passo del Maúria, 1299 *m*, und Forcella di Scodovácca, 2043 *m*. Höchster Gipfel: Monte Cridola, 2581 *m*.
2. Die Monfalconegruppe vom Passo di Lavinále, 1977 *m*, zur Forcella Spè, 2040 *m*. Höchster Gipfel: Monfalcóne di Montináia, 2549 *m*.
3. Die Gruppe des M. Duránno, von der Forcella Spè, 2040 *m*, zum Passo di S. Osváldo, 826 *m*. Höchster Gipfel: Cima dei Préti, 2703 *m*.

4. Die Pramaggiórегruppe vom Passo di Lavinále, 1977 *m*, zur Forcella Lareséi, 1752 *m*. Höchster Gipfel: Monte Pramaggióre, 2479 *m*.
5. Die Pregajánegruppe, von der Forcella Lareséi bis zur Forcella Caseráta, 1516 *m*, östlich bis zur Forcella di Tramónti, 1145 *m*. Höchster Gipfel: Monte Pregajáne, 2321 *m*.
6. Die Gruppe des Monte Raut, von der Forcella Caseráta, 1516 *m*, bis zur Ebene. Höchster Gipfel: Monte Riccitúme, 2067 *m*.

Die Gruppen 3 und 6 benannte ich nicht nach den höchsten, sondern den bekanntesten Punkten derselben.

Hydrographisches.

Drei Flüsse tragen die Gewässer der Carnischen Voralpen in das Adriatische Meer: Tagliaménto, Livénza und Piáve.

Der Tagliaménto entspringt auf der Ostseite der Cresta del Mïerón und nimmt aus den Clautanischen Voralpen folgende grössere Zuflüsse auf: Torrente Tóra, T. Fossiána, T. Giáf nach seiner Vereinigung mit dem Rio del Lavinále, T. Súola, T. Pissándola, T. Rovádia, T. Poschiedéa und Rio Najárda.

In die Piave ergiessen sich: T. Crídola, T. Talagóna, T. Ánfela, T. Valmontína, T. Vajónt, T. Gallina, T. Rai (Abfluss des Lago di S. Croce, in den sich der T. Tésa ergiesst).

Die Livénza nimmt auf: F. Méschio, T. Artúgna, T. Medúna nach ihrer Vereinigung mit dem T. Cellína und T. Cólvera.

Die Medúna entspringt auf der Ostseite der Pregajánegruppe, vereinigt sich bei Tramónti di sopra mit dem T. Viéllia, weiter südlich mit dem T. Silísia, sowie dem am Südabhange des M. Raut entspringenden T. Cólvera und mündet nach circa 22 *km* langem Laufe seit ihrem Eintritte in die Ebene in die Cellína.

Die Cellína, der wichtigste Fluss der Clautanischen Voralpen, entspringt circa 6 *km* östlich von Claut und sammelt die Bäche, die von M. Riccitúme, Gialína und Pinzát kommen. Ihr erster stärkerer Zufluss ist der T. Settimána, der, das gleichnamige Thal durchströmend, die Gewässer der südöstlichen Pramaggióre- und südwestlichen Pregajánegruppe aufnimmt. Südlich von Cimolais mündet in die Cellína der T. Cimoliána, der die den zahlreichen Seitenthälern der Val Cimoliána und seiner Fortsetzungen Val Melúzzo und Valmenóne entstammenden Bäche in sich vereinigt. Auf ihrem weiteren Laufe durch das Gebirge ergiessen sich die Abflüsse der Gruppe des M. Raut und jene des M. Cavállo in die Cellína, welche somit aus allen Theilen der Clautanischen Voralpen mit Ausnahme der Crídolagruppe Verstärkungen an sich zieht.

Die Längen vom Ursprunge bis zur Mündung betragen: für den Tagliamento circa 166 *km*, für die Livénza 105 *km*, Medúna 101 *km*, Cellína 66 *km*.

Mit Ausnahme der Piave, welche nur kurz die Carnischen Voralpen begleitet und daher nicht weiter in Betracht kommt, ist von all diesen Gewässern nur die Livénza ein wirklicher Fluss zu nennen, der sogar theilweise schiffbar ist. Wohl füllen Tagliaménto, Cellína und Medúna riesige Flussbetten, aber selten, nur nach heftigen Regengüssen oder zur Zeit der Schneeschmelze, mit Wasser; die meiste Zeit des Jahres verschwindet dieses fast in ungeheuren Geröllströmen, die beim Tagliaménto z. B. eine Breite von über 3 *km* erreichen. Im Gebirge sind die Thäler buchstäblich von Geröll ausgefüllt, das zu beiden Seiten an die senkrechten Felsmauern stösst.

Je nach der Jahreszeit ist darum auch das Passieren der Flüsse mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verknüpft. Friaul ist das Land der zahlreichen Strassen — das Land der Brücken ist es nicht. Und dass dem schon früher so war, zeigt die Verpflichtung gewisser Städte, bei Reisen des Kaisers oder des Patriarchen Brücken über die Flüsse zu bauen.

Monte Teverone Col Nudo Cime di Pino Cima il Gallimon



Nach der Natur gez. von R. Reschreiter. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Claut gegen Westen.



Casera Meluzzo (1165 m, Val Meluzzo) gegen die Val Monfalcóne-Cimoliana.

Seit die Brücke bei Venzóne von den Österreichern zerstört wurde, führt kein fester Steg mehr über den Tagliaménto, den Hauptfluss Friauls, bis zur Ponte della Delizia, circa 15 *km* südlich von Spilimbérgo. In den letzten Jahrzehnten ist durch Bau von Brücken, über Medúna und Cellína z. B., viel geschehen; aber besonders der Radler wird oft zu Umwegen genöthigt sein oder sich dazu bequemen müssen, den Ubergang per Barke oder Fähre oder auch auf dem Rücken eines kräftigen Friulaners auszuführen. Tritt plötzlich starker Regen ein, so kann es wohl auch geschehen, dass man auf Stunden gänzlich abgeschnitten ist, wie ich einmal bei einem Übergange von Claut in die Cárnia, da der Tagliaménto die primitiven Stege alle weggeschwemmt hatte.

So zahm überhaupt unter gewöhnlichen Umständen diese Flüsse aussehen, so furchtbar können sie werden, wenn lange Regengüsse die Fluthen geschwellt haben. In der Unglückschronik Friauls spielen die Überschwemmungen eine traurige Rolle. Ciconi zählt von 1271 bis 1851 nicht weniger als 29 auf; noch früher wird aus dem Jahre 585 über eine entsetzliche Wasserfluth berichtet, und noch in aller Erinnerung stehen die Unglückstage aus dem Jahre 1882, da Ampézzo 14 Tage lang von jedem Verkehre abgeschnitten war.

Burgen und Dörfer rissen oft die empörten Wogen mit sich fort, und manchen Namen, der sich in alten Chroniken findet, sucht man vergeblich auf der Karte. Nur die Schuttbänke des Tagliaménto könnten erzählen, wo jene hingekommen.

Bekanntlich zählt das Gebiet der Claut. Voralpen zu den niederschlagreichsten der gesammten Alpen. Die durchschnittliche jährliche Regenmenge beträgt für

Forni di sopra	1559 *mm*	Vittório	1534 *mm*
Ampézzo	1830 »	Cansíglio	1605 »
Tolmézzo	2366 »		

wobei zu berücksichtigen ist, dass einige der gefundenen Mittel nach nur äusserst kurzer Beobachtung bestimmt wurden. Zum Vergleiche möge dienen, dass für das regenberühmte Salzburg der mittlere Jahresniederschlag 1110 *mm* beträgt.

Die Carnischen Voralpen schliessen zwei Seen ein: den entzückenden Lago Cavázzo im östlichen Theile der Voralpen des Arzíno und den Lago Melúzzo im gleichnamigen Thale im Herzen der Clautanischen Voralpen. Schmidl sagt von ihm: »Interessant ist eine grosse Bucht, welche, wie in den nördlichen Alpen, mit einem Rande hoher,

schroffer Wände einen See umschliesst, den kleinen Lago Melúzzo, eine Erscheinung, welche hier seltener auftritt«.

Einem Aufsatze von O. Marinelli entnehme ich die folgenden Zahlen für den Lago Melúzzo: Höhe 1164 *m*, Umfang 0.75 *km*, grösste Länge 0.31 *km*, Oberfläche 0.04 *qukm*.

Die Tiefe ist, da den See Schuttmassen umgeben und er weder Ein- noch Abfluss hat, sehr wechselnd. Vor einigen Jahren soll sie über 2 *m* betragen haben, ich fand sie im Juni 1898 circa 0.75 *m*, im August 1899 circa 0.15 *m*; Bearzi traf im September 1893 den See ganz ausgetrocknet, ebenso ich im August 1900. Bei meinem vorletzten Besuche durchwatete ich den ganzen See, dessen Boden eine vollständig ebene, schilfbewachsene, von tiefen Löchern durchsetzte und von zahllosen Kaulquappen und Salamandern belebte Schlammfläche bildet.

Wundervoll ist die Lage dieses kleinen Wasserbeckens inmitten einer Wildniss dicht verzweigter Latschen, über welche die schroffe Ostwand des Col Melúzzo hereinblickt, während sich die namenlosen Thürme der Kämme im Wasser spiegeln, die zum Monfalcóne und Tóro ziehen. Ganz im Vordergrunde dräut düster die Stálla, ein besonders mächtiger Felsenklotz, dessen abgebrochene, gelbe Wand von einer ungeheuren schwarzen Kluft durchrissen wird.

Ausserdem wären hier noch die drei Seen zu erwähnen, welche auf dem Wege von Ponte nelle Alpi nach Vittório an der Grenze der Carnischen Voralpen liegen.

	Höhe	Umfang	Tiefe
Lago di S. Cróce	382 *m*	11 *km*	32 *m*
Lago Mórto	275 *m*	4.05 *km*	70—80 *m*
Lago Negrísola	161 *m*	2.05 *km*	?

An Mineralquellen ist das Gebiet nicht sehr reich. Marinelli erwähnt eine schwefelhaltige Quelle im Thale des rio Poschiadéa, nahe seiner Mündung in den Tagliaménto, eine andere befindet sich am Thalschlusse der Val Settimána, circa 926 *m*. bei der Malga Pússa, 3 Stunden nordöstlich von Claut. Vor einigen Jahren erbauten die Clautaner als Unterkunft beim Gebrauche des Wassers dort ein Blockhaus, das leider bald darauf abbrannte. Eine kleine Wasserheilanstalt befindet sich in Poffábro, 7 *km* nördlich von Maniágo.

Land und Leute.

»Die Carnieli oder Karner«, sagt Haquet, »sind ebenso gekleidet, wie die Friauler, aber sie sind in allen Stücken viel bessere Leute. Man kann sagen, sie sind in ihrem Charakter das, was die Savoyarden sind, arbeitsam, ehrlich und getreu.«

So unklar dieses Urtheil in einer Beziehung ist, da doch die Carnier auch Friulaner sind, so richtig ist es in seiner Anerkennung der guten Eigenschaften der Bewohner der Carnischen Alpen. Man könnte jene allerdings noch um einige vermehren; nach meinen Erfahrungen wenigstens ist den im Gebirge wohnenden Friulanern ausserdem noch Friedfertigkeit, Gastfreundlichkeit und Nüchternheit nachzurühmen. Sie haben auch eine harte Schule hinter sich.

Die Lage Friauls im äussersten Nordosten Italiens machte es zur ersten Etappenstation aller jener, die hinaus oder hinein wollten; der Römer, ehe sie ihre Eroberungen nach Norden fortsetzten; der Horden der Völkerwanderung, die der sonnige Süden lockte, der Hunnen, der Ungarn, und später der Türken auf ihren Beutezügen nach dem Westen. Als das verheerte und verwüstete Friaul im Anschlusse an Venedig Schutz suchte, erstanden ihm in den Feinden der Adriarepublik neue Gegner, die seine Städte besetzten, seine Fluren zerstampften. Später brachten die napoleonischen Kriege neues Unheil

über das unglückliche Land, und erst Osterreich und endlich dem Königreiche Italien war es in diesem Jahrhundert vorbehalten, ihm dauernden Frieden zu geben.

Keine Ruhe von aussen, keine im Innern. Von wie vielen Kämpfen, dunklen Thaten, Raub und Mord könnten die Ruinen der Burgen erzählen, die einst die Hügel Friauls und der Carnia krönten. »Es giebt keine Landschaft im deutschen Reiche«, sagt Zahn, »wo Ungesetzlichkeit, Rauflust und Unbotmässigkeit je so arg unter dem Adel gehaust hatten, wie in Friaul seit dem 13. Jahrhundert.«

An den stillen Thälern der Cellina und des Vajónt mag wohl der Kriegslärm kaum gehört vorübergegangen sein. Die Ortschaften auf dem Wege von Longaróne nach Maniágo blicken auf eine vielhundertjährige Vergangenheit zurück, so wird Claut z. B. schon 925 erwähnt, aber »ihre Geschichte«, erzählt Occioni-Bonaffons, »besteht aus alten Zwistigkeiten zwischen Gemeinde und Gemeinde und ist in den Schicksalen der Kirche und der Feudalgeschlechter enthalten, unter deren Herrschaft der grösste Theil der Bewohner stumpf dahinlebte. — Hier, in diesen fast verlorenen Thälern, wäre es schwer, irgend eine Nachricht aus alten Zeiten von einigermaassen grösserem Interesse zu sammeln.«

Desto mehr hatten die im Gebirge wohnenden Friulaner unter dem Wüthen zerstörender Naturkräfte zu leiden. Alte Chroniken erzählen von Überschwemmungen, Erdbeben, Bergstürzen und furchtbaren Lawinen. So begrub am 15. August 1692 ein Bergrutsch vom Mte. Uda (Auda) das Dorf Borta im Thale des Tagliaménto bei Priúso und staute den Fluss selbst zu einem See auf, dessen Ausbruch schreckliche Verheerungen verursachte. Am 10. Juli 1776 zerstörte ein Erdbeben mehr als 40 Häuser in Tramónti di sotto; viele Menschen verloren dabei ihr Leben und die Überlebenden mussten geraume Zeit in Zelten kampieren. Zu trauriger Berühmtheit gelangten auch die Jahre 1836 und 88 durch ungeheuere Schneefälle und Lawinen, welche grossen Schaden in den Wäldern anrichteten und viele Personen verschütteten. Ein anderer Feind der engen, winkligen, ehemals in Holz aufgeführten Ortschaften war das Feuer. Zahllos sind die Berichte von Bränden, die ganze Dörfer in Asche legten. So giengen im Jahre 1858 in Bárcis 108 Häuser in Flammen auf, 1670 wurde Érto von ihnen zerstört und ebenso ergieng es Lorenzágo 1855, Lózzo 1867, Domégge 1871 u. s. w. Infolgedessen hat die einstige Holzarchitektur fast überall hässlichen Steinkästen Platz gemacht, und wo sich die alte Bauweise noch erhalten hat, wie in den beiden Fornis, besteht ein allerdings kaum befolgtes Verbot des Rauchens auf offener Strasse.

War nach vielem Kämpfen und Streiten endlich der Friede erschienen, so schlichen auch in die entferntesten Gebirgsthäler die schrecklichen Nachzügler des Krieges, Pest und epidemische Krankheiten, an deren unheimliche Besuche Pestkapellen wie auch in unseren Bergen erinnern. »Man muss sich erinnern«, sagt Degani, »dass viele Dörfer, besonders im friaulischen Berglande, während des 13. und 14. Jahrhunderts infolge der Verheerungen durch die Pest ausstarben und verschwanden.«

Unglück und Mühsal züchtet eine tüchtige Bevölkerung heran, und tüchtig, sparsam und arbeitsam sind sie, diese Bewohner der Carn. Voralpen, die mit ihrem Ernst, in ihrer Ruhe die Lebhaftigkeit des Italieners vermissen lassen. Der Tourist, sei er Italiener oder Fremder, mag im Gefühle absolutester Sicherheit die einsamen Thäler durchstreifen, in den hochgelegenen Alphütten übernachten, überall wird er gastlich aufgenommen, nicht gerade mit den Zeichen übergrosser Herzlichkeit, aber ruhiger, selbstverständlicher Freundlichkeit. Meist lässt sich auch mit den Leuten recht gut plaudern, sie sind oft weit herumgekommen, denn der Boden ist zu wenig ertragsfähig, alle zu ernähren und so wandern sie hinaus ins Ausland als Wald- und Steinarbeiter, Maurer u. s. w. nach Schwaben, Bayern, Preussen bis Ungarn und selbst Frankreich, England und Amerika, wie sie es schon vor mehr als 300 Jahren thaten (Valvasone). Reiseerinnerungen darf

man freilich bei ihnen nicht erwarten. Sie verlassen die Heimath um zu verdienen, nicht um Neues zu sehen oder zu lernen. Ihre Indolenz in dieser Hinsicht ist geradezu staunenswerth. So traf ich einmal einen Alten, der 11 Jahre in Wien gewesen war, ohne noch ein Wort Deutsch zu wissen, ein Anderer hatte drei Jahre in München gearbeitet und kannte von dieser Stadt nur den Bahnhof.

Natürlich sind die Auswandernden fast durchwegs jüngere, kräftige Männer und so kommt es, dass man im Gebirge hauptsächlich alten Leuten oder Frauen begegnet. Letztere verrichten daher fast allein die gesammte Feldarbeit. So erscheint in diesen weltentlegenen Thälern die Frauenfrage gelöst, allerdings in einer wenig erfreulichen Form. Was Prof. Hugues von den Frauen in Istrien sagt, gilt auch hier: »Ein Muster der Resignation und Opferwilligkeit, erscheint hier das Weib mit ihren rohen, fast männlichen Zügen und den ärmlichen Kleidern, die ein Leben des Elends widerspiegeln, als bewunderungswürdiges Beispiel der Thätigkeit, wo alles Entmuthigung und Trostlosigkeit athmet.«

Man muss sie gesehen haben, jene armen Frauen, wie sie, alte und junge, tief gebückt, fast zusammenbrechend unter ihrer Last, in glühender Sonnenhitze dahin schleichen, um die ganze Härte ihres Looses zu begreifen. Und doch — wie oft habe ich junge Mädchen getroffen, die, während sie von Longaróne den steilen Weg, den oft centnerschweren Korb mit Maismehl auf dem Rücken, heraufkeuchten, mit nimmermüder Hand den dicken Faden durch die Scarpettisohlen zogen und bei jedem Halt lustig sangen oder den mit Butter- und Käselasten thalab eilenden Gefährtinnen fröhliche Scherzworte zuriefen. Ein andermal, Ende August, begegnete ich auf gleichem Wege einer ganzen Schaar dieser jungen Geschöpfe, die unter eintönigem, traurig klingendem Gesange mit hochbepackten Körben hinauszogen. Es waren Mädchen aus Érto, Cimoláis und Claut, welche mit selbstgefertigten Holzwaaren in Venetien und der Lombardei hausieren und erst im Frühlinge wieder in die Heimat zurückkehren.

Das Lachen verlernen sie bald, diese armen Geschöpfe, und auch das Wenige, was ihnen die harte Arbeit noch von äusseren Reizen gelassen. »Die schönen Töchter dieser Berge«, wie Bassi sagt, habe ich nirgends angetroffen, und das einzige auffallend hübsche Mädchen, das ich auf meiner ersten Tour in Claut sah, musste sich auswärts verheirathen, »denn«, wie ein junger Bursche meinte, »von uns hätte sie keiner brauchen können, zur Arbeit war sie zu zart.« Die Romantik ist eben in der bittern Noth des Lebens untergegangen.

Um so anerkennenswerther ist es, dass man im Innern der Carn. Voralpen weder von Bettlern belästigt wird, noch dass die Wirthe bestrebt sind, die Touristen auch nur im Geringsten auszubeuten. Leider ist anzunehmen, dass mit dem wachsenden Fremdenverkehr auch diese Tugenden eines unabhängigen, auf eigne Kraft angewiesenen Volkes verschwinden werden.

Die Bevölkerungszunahme der in den Claut. Voralpen gelegenen Orte ist eine äusserst geringe. Den Angaben Ciconis (1862) und des Nuovo Dizionario dei Comuni etc. del Regno d'Italia (4. Ed., Roma 1900) entnehme ich folgende Einwohnerzahlen:

	Érto e Cásso	Cimoláis	Claut	Bárcis[1])	Andréis	Tramónti di sopra	Tramónti di sotto
1862	1464	830	1761	1533	1152	1628	2472
1900	1827	932	1934	1867	1360	1914	3016

[1]) 1695 609 Einwohner.

Verkehr und Unterkunft.

Zwischen Piéve di Cadóre und Vittório einerseits, Piéve und Stazione per la Cárnia andererseits besteht regelmässige Postverbindung. Ebenso zwischen Pordenóne und Maniágo, Spilimbérgo und Tramónti di sopra. Privatwagen sind in allen grösseren Ortschaften verhältnissmässig billig zu haben.

Was die Unterkunft anbelangt, so ist wirklicher Comfort nur in Vittório und im Hotel Progresso in Piéve anzutreffen. Recht gute Gasthäuser befinden sich in Tolmézzo (mehrere), Ampézzo (Albergo Grimáni), Lorenzágo (Albergo Estivo di A. Mainardi), Perarólo (Koflers Gasthaus), Longaróne (mehrere), Maniágo (mehrere), R. Palazzo (Cansíglio); bescheidene Alpenwirthshäuser sind in Fórni di sopra (mehrere), Aviano, Claut (Barzán, Giordáni), Ponte nelle Alpi; mässigen Ansprüchen genügen jene in Forni di sotto, Cimolais, Bárcis, Adréis, Piéve d'Alpágo, Támbre, Irrighe und Tramónti di sopra.

Brot, Wein, Käse, Polenta und Minestra, meistens auch Hühner, sind in jedem Orte zu haben; Milch während des Sommers nur in grösseren Plätzen, ebenso Eier. Berühmt ob ihrer Güte sind die italienischen Betten, die man hier noch meist in ihrer ursprünglichen, wohlthuenden Grösse antrifft. Auch herrscht fast überall eine überraschende Reinlichkeit.

Leider liegen die Ortschaften so tief, dass Gipfelersteigungen vom Thale aus mit ziemlicher Anstrengung verbunden sind. Wer nicht bei Nacht aufbrechen will, um die — wie meist in den Südalpen — nur am frühen Morgen reine Aussicht zu erhaschen, wird sich gezwungen sehen, in einer der vielen Alphütten Unterkunft zu suchen. Eine solche wird nach meinen Erfahrungen niemals verweigert, im Gegentheile bieten die Leute alles auf, den Aufenthalt halbwegs erträglich zu gestalten. Sie selbst sind von einer phänomenalen Bedürfnisslosigkeit, monatelang wohnen sie in diesen Hütten und es fällt ihnen nicht ein, die handbreit klaffenden Lücken mit Moos zu verstopfen, das Dach zu dichten, dass nicht jeder Regen den Boden in eine Pfütze verwandelt, oder das aus einer sehr dünnen Lage dürren Laubes bestehende Lager weicher zu machen. Mit Recht sagt daher Bassi: »Le cascine in generale sono fabbricati preadamitici, oscuri, umidi e sporchi«.

Das Mobiliar besteht ausser den zur Käsebereitung nöthigen Geräthschaften aus einigen ganz niederen Bänken ohne Lehnen, einbeinigen Melkstühlen und der grossen, Maismehl enthaltenden Truhe. Der Raum ist oft sehr beschränkt, unbeschränkt dagegen stets die Anzahl der Flöhe. Milch, Butter und Polenta, niemals aber Brot oder Wein, stehen dem Fremden in vorzüglichster Qualität zur Verfügung.

Manchen einsamkeitsschwärmenden Touristen dürfte ein Nachtlager in nicht bezogener Sennhütte sympathischer erscheinen. (Da Schlösser nicht vorhanden sind, sind die Hütten jederzeit zugänglich.) Um das lästige Mitschleppen grosser Proviantmassen zu vermeiden, kann man die Touren auch in der Weise kombinieren, dass man in einer schon bezogenen »malga« isst und in einer leeren übernachtet.

Die Sennhütten werden wie bei uns in Hoch- und Niederalmen eingetheilt, eine allgemein gültige Höhengrenze ist aber kaum zu bestimmen. Die höchsten malghe oder casere liegen bei 2000 *m*.

Am 7. Juni beginnt der Auszug aus den Dörfern. Bis ca. 20. Juni sind die Niederalmen bezogen und dann wird, je nach der Witterung und Schneebedeckung, zu den Hochalmen aufgestiegen. Die Thalfahrt erfolgt um den 20. August und am 7. September dann die Heimkehr in die Ortschaften.

Entsprechend den vielen Almen sind die Carn. Voralpen von zahlreichen Gebirgswegen durchzogen, die das Bergsteigen in diesem Gebiet wesentlich erleichtern. Bis zum Fuss der Felsen führen meist Viehwege oder wenigstens Jäger- oder Schafsteige. In den unteren Regionen sind aber diese »sentieri«, obwohl auf den Tavoletten der I. M. K. angegeben, schwer zu finden; manchmal verlieren sie sich auf lange Strecken im Latschendickicht (im Dialekt »barranci«), so dass die Mitnahme eines Führers oder ortskundigen Trägers rathsam erscheint.

In den Claut. Voralpen ist nur ein einziger von der S. A. F. patentierter Führer zu Hause: Giordani Alessandro von Claut; Träger jedoch sind zu einem Taglohn von 5—6 Lire fast in jeder Ortschaft zu bekommen. Ich habe sie durchwegs willig,

liebenswürdig, ausdauernd, anstellig, kurz, in jeder Beziehung äusserst brauchbar gefunden. Jedoch wird man gut thun, in jedem einzelnen Falle sich genau zu informieren, ob der Mann auch den betreffenden Übergang etc. wirklich kennt, was bei den ortsüblichen, in der Karte nicht vorkommenden Namen oft schwer festzustellen ist. Mein ständiger Begleiter auf fast allen Touren war Luigi Giordani von Claut, ein kühner Gemsjäger und vorzüglicher Steiger, der bestens empfohlen werden kann.

Noch aus anderen Gründen ist es wünschenswerth, einen ortskundigen Begleiter zur Seite zu haben. Erstens der Quellen wegen. Wie fast überall in den Dolomiten, ist auch in den Carn. Voralpen Wasser in den höheren Lagen des Gebirges nur spärlich und an ganz bestimmten Plätzen vorhanden. Im allgemeinen ist wohl zutreffend, dass, wo eine Sennhütte auf der Karte verzeichnet ist, auch Wasser in der Nähe angetroffen werden kann, doch ist es mir selbst schon begegnet, dass ich eine Alm eben wegen Wassermangel verlassen fand. Führerlose oder mit fremden Führern Gehende sollten daher nie versäumen, sich im Thale oder auf den Almen nach den Orten, wo es Wasser giebt, zu erkundigen.

Ist auf den Höhen ein Begleiter des Wassermangels halber angenehm, so bedürfen wir seiner im Thale drunten wegen des Überflusses an solchem. Es ist nicht Jedermanns Sache, einen eiskalten Gebirgsbach zu durchwaten, und die Lage der Stege ist wechselnd wie jene der Sandbänke im Flusse. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird der Übergang ja stets mit mehr oder weniger Schwierigkeiten zu erzwingen sein, aber schon ein heftiges Gewitter genügt, auf kurze Zeit die Flussbetten zu füllen und die Verbindung zu unterbrechen. Da kann es dann wohl vorkommen, dass es unmöglich oder nur auf grossen Umwegen durchführbar ist, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Claut z. B. ist, wie mir versichert wurde, jedes Jahr mehrere Tage durch die T. Cimoliána und Settimána von jedem Verkehre abgeschnitten.

Für den Fremden bildet ein nicht zu unterschätzendes Hinderniss, sich die nöthige Information zu verschaffen, die Sprache. Die Männer, die als Arbeiter oft weit in der Welt herumgekommen sind, sprechen und verstehen ausnahmslos italienisch, unter den Frauen hingegen trifft man solche, die kaum je ihre heimischen Berge verlassen haben und mit denen man sich nur im Friulanerdialekte verständigen kann. Wer nicht ausreichende Vorstudien gemacht hat, wird jedoch ein solches Unternehmen bald als gänzlich aussichtslos aufgeben. Da nun, wie bei jedem im Gebirge gesprochenen Patois, gerade die dem Alpinisten werthvollsten Worte, die sich auf Berge, Anstiegsrouten etc. beziehen, eigene, nur dort übliche Bezeichnungen tragen, so lohnt es sich schon aus diesem Grunde, Jemanden bei sich zu haben, der die Bedeutung jener Ausdrücke ins Italienische übersetzt.

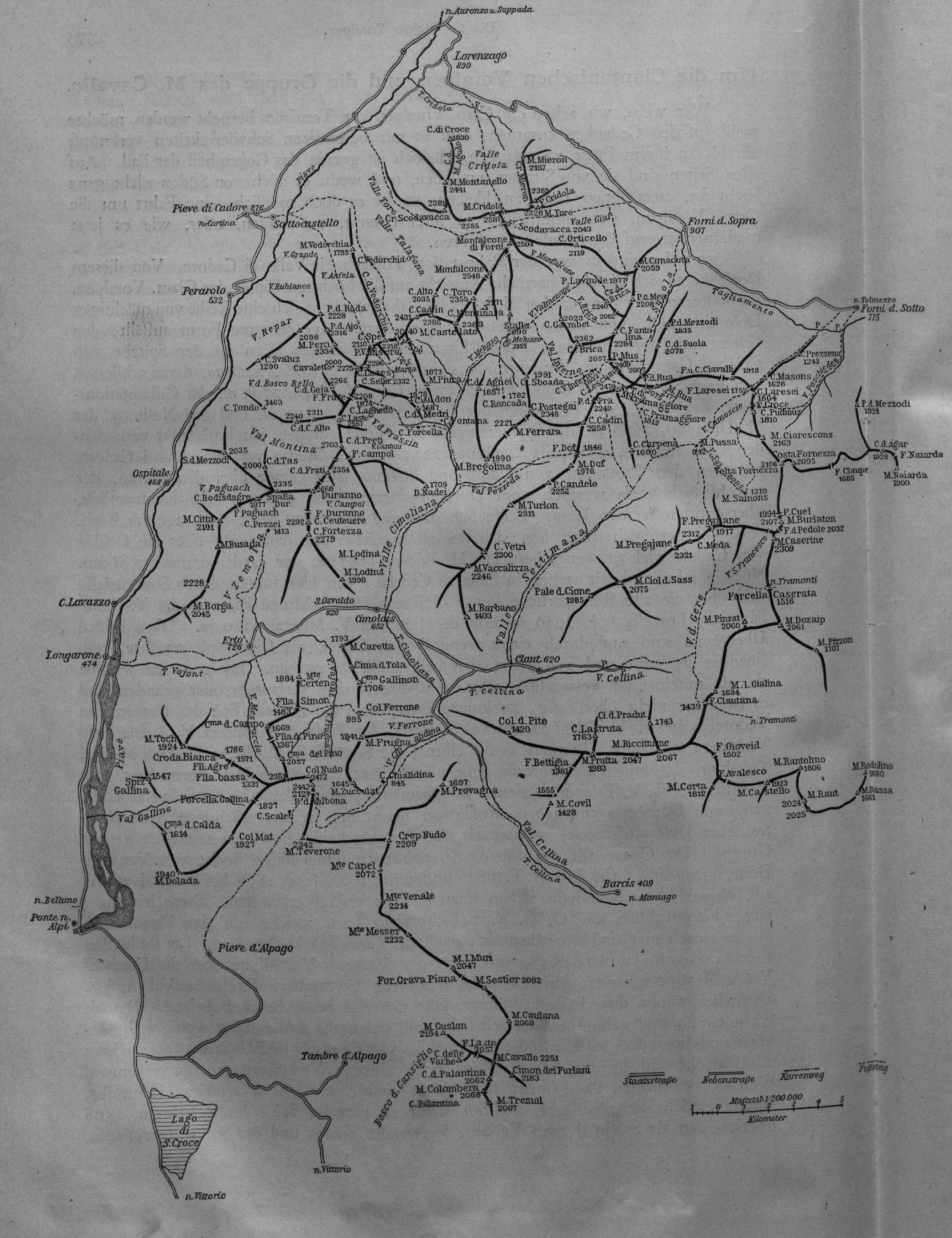
Die beste Zeit für Touren in den Claut. Voralpen ist der August. Im Juni sind infolge der noch vorhandenen Schneebedeckung die oberen Almen nicht bezogen, auch erschwert oder vereitelt der Schnee manche Besteigung. Die Schneemassen, die in manchen Jahren, besonders in den nach Norden gelegenen Thälern, angetroffen werden, sind ungeheuer. So betraten wir am 17. Juni 1898 bei einer Besteigung der Cridola schon bei circa 1200 *m* den Schnee und verliessen ihn nicht mehr bis zur Spitze. Ebenso gestaltete sich am 21. Juni der Abstieg vom Pramaggióre in die Val Inférno zu einer wahren Wintertour. Der Juli ist zu genussreichen Wanderungen zu heiss, von Mitte August ab dagegen fand ich die Temperatur recht angenehm. In Claut sagte mir ein einheimischer Wetterbeobachter: »Im August regnet es nie«. Das trifft zwar nicht zu, immerhin aber zeigen sich die Niederschläge meist als Gewittergüsse und sind nicht von langer Dauer. Mit Ausnahme der Wintermonate scheint der August der niederschlagärmste des Jahres zu sein.

Um die Clautanischen Voralpen und die Gruppe des M. Cavallo.

Wer weiss, wie selten die Carn. Voralpen von Touristen besucht werden, möchte wohl auf den Gedanken kommen, dass es mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft sei, bis zu ihrem Fusse zu gelangen. Jedoch ist gerade das Gegentheil der Fall. Auf allen Seiten sind sie von Strassen umgeben, und wenn es auch von Süden nicht ganz leicht ist, stets ihnen nahe zu bleiben, so ist es doch möglich, eine Fahrt um die Carn. Voralpen, stets unmittelbar an ihrer Grenze, im Wagen, oder, wie es jetzt moderner ist, auf dem Rade auszuführen.

59,2 *km* sind es von der Bahnstation Toblach bis Valle di Cadore. Von diesem Dorfe bietet sich die erste herrliche Aussicht auf die höchsten Gipfel der Claut. Voralpen. Im Südosten, über der dunklen Tiefe des Piavethales, erhebt sich eine Reihe von mächtigen Dolomitbergen, von denen besonders einer durch seine seltsame Form auffällt, den Gilbert mit der »Schnauze eines Rhinozerosses mit dem Horn an der Spitze« vergleicht. Ganz links im Vordergrunde steht der Picco di Róda, 2228 *m*, daran schliessen sich nach Süden zu die Cima Láste, 2557 *m*, Cima dei Préti, 2703 *m*, der Culminationspunkt der C. V., der Felszacken der Cima dei Fráti, 2354 *m*, und das Nashorn, der M. Duránno, 2668 *m*, der in mächtigem Schwunge auf den fast horizontal verlaufenden Grat abstürzt, die Spalla Duránno, 2235 *m*. Die Grenze von Friaul und Cadore, zwischen den Provinzen von Údine und Bellúno, läuft gerade über den Kamm, der sowohl östlich als westlich vom Duránno, wenn auch mühsam und beschwerlich, überschritten werden kann. Beide Scharten sind namenlos, beide circa 2200 *m* hoch.

Bei der Weiterfahrt legt sich der als herrlicher Aussichtspunkt über die Gefilde von Cadore viel zu wenig besuchte M. Zúcco, 1197 *m*, vor das Panorama im Süden. Noch 4,4 *km* und wir stehen in Piéve di Cadore. Von hier führen durch Sottocastello und über die alte Römerbrücke Ponte di Rauza zwei wichtige Pässe in die V. Cimoliána, die Forcella Spè, 2040 *m*, und der Passo di V. Misera, 2110 *m*. Diese beiden Übergänge sind nur durch einen wenig hohen Gipfel, die Cima Spè, 2318 *m*, voneinander getrennt und vereinigen sich bald südlich derselben. Infolgedessen wurden sie oft miteinander verwechselt oder auch ihre Namen vertauscht oder geändert und es ist daher nicht überflüssig, zu konstatieren, dass die Forcella Spè das Plateau von Vedórchia bezw. V. Talagóna mit Val S. Maria, der Passo di V. Misera V. Ánfela und V. Misera verbindet. Brentari nennt einmal die Forcella di V. Misera Passo di M. Spè, 1860? *m*, das anderemal Forcella Ánfela und lässt ein drittes Mal diesen Pass vom V. Misera in die V. Talagóna führen. Im Dizionario alpino italiano ist die F. Spè als Übergang von Domégge angegeben, Robertson nennt Spè »einen mächtigen Kreis phantastischer Dolomitspitzen«, verwechselt also den bescheidenen Gipfel mit einer ganzen Gruppe. Die Quote 1860 *m* für die F. Spè entstammt einem Buche von Venanzio Donà, gieng in die Cr. d. S. A. F. über und tauchte im Jahre 1896 bei Brentari wieder auf, obwohl die neuen italienischen Karten längst erschienen waren. Diese Irrthümer fallen hauptsächlich der O. G.-K. 1:86.400 zur Last, welche nur den Passo di V. Misera einzeichnet und denselben sich nach der Cima Spè theilen lässt. Die Reduction 1:288.000 vom Jahre 1838 dagegen führt den Passo di Val Misera über die Costa di Vedórchia und ignoriert gänzlich seine natürliche Fortsetzung durch die Val Ánfela. Zweifellos waren diese Pässe in früheren Jahrhunderten besser bekannt als jetzt. Damals führte ein Saumweg hinüber, der seit Erbauung der strada d'Allemagna wenig mehr benützt und besonders auf der Südseite allmählig von Gebüsch und Unkraut überwachsen wird, doch sind in der Val S. Maria noch einstige Verbesserungen zu erkennen. Welcher der beiden Pässe mehr frequentiert wurde, entzieht sich meiner Kenntniss, wahrscheinlich die niedrigere, weithin sichtbare Forcella Spè. Ende Februar 1508 überschritten sie zweimal zwei Vecellis, Verwandte Titians und der Sohn Savorgnanos,


n. Auronzo u. Suppada
Lorenzago
890
T. Cridola
C. di Croce
2830
M. Agudo
Valle Cridola
M. Mieron
2157
M. Montanello
2441
M. Cridola
2581
C. Scodavacca
2555
Scodavacca 2043
M. Toro
2328
Valle Giai
Monfalcone di Forni
2504
C. Orticcello
2119
Forni d. Sopra
907
Pieve di Cadore
878
Sottocastello
M. Vedorchia
1795
V. Grande
C. Vedorchia
V. Antela
Monfalcone
2548
M. Cimacuta
2059
P. Lavinale
1977
Perarolo
532
V. Rubianco
C. Alto
2035
C. Toro
2355
C. Cadin
2431
C. Monumaia
2386
P. d. Rada
2228
P. d. Ajo
2316
C. Spe
2210
M. Castellato
2340
Stalla
2490
C. Gambet
2362
C. Fantolima
2264
P. d. Mezzodi
1835
C. d. Suola
2078
P. Mus
2400
2000
C. Brica
2057
P. d. Mea
2208
n. Tolmezzo
Forni d. Sotto
775
Tagliamento
V. Repar
M. Perci
2334
C. Svaluz
1290
Cavaletto
2275
C. Seller
2332
M. Piura
C. d. Agnei
1991
C. Sboada
1782
C. Roncada
C. Postegai
2346
P. d'Era
2240
C. Cadin
2258
C. Prezzeno
1243
C. Masons
1628
C. Laresei
1604
C. Croce
C. Pudinuz
1810
F. Laresei
1752
P. d. Mezzodi
1924
C. Ciarescons
2163
Costa Fornezza
2095
Volta Fornezza
2106
C. d. Agar
1928
F. Navarda
M. Navarda
1900
F. Claupe
1685
Ospitale
468
S. d. Mezzodi
2035
C. d. Tas
2000
C. d. Frati
2354
C. d. Preti
2703
F. Campol
Val Montina
V. Paguach
C. Bodisdagre
1977
Spalla Dur.
2335
F. Paguach
C. Pezzei
1413
Duranno
2668
V. Campol
F. Duranno
C. Ceuteuere
2292
C. Fortezza
2279
M. Citur
2191
M. Busada
2228
M. Borga
2045
C. Lavazzo
Vizemola
M. Lodina
M. Lodina
1998
S. Osvaldo
826
Cimolais
652
Erto
726
Longarone
474
T. Vajont
Piave
M. Caretta
1793
Cima d. Tola
Cima Gallinon
1706
Mte Certen
1884
Flla. Simon
1487
Col Ferrone
995
Cima d. Campo
1669
M. Toch
1924
Croda Bianca
1786
Flla. Agre
1571
Flla. bassa
1331
Spiz Gallina
1547
Flla. d. Pino
1367
Cima del Pino
2057
Col Nudo
2472
Forcella Gallina
1827
Val Gallina
Cima d. Calda
1614
Col Mat
1927
M. Dolada
1940
Val Cimoliana
T. Cimoliana
V. Ferrone
1841
M. Frugna
V. Cimoliana
C. Chialidina
845
M. Zucculat
2127
2442
1645
M. Provagna
1697
Crep Nudo
2209
M. Teverone
2342
Mte Capel
2072
Mte Venale
2214
Mte Messer
2232
Pieve d'Alpago
n. Belluno
Ponte n. Alpi
M. I. Muri
2047
For. Grava Piana
M. Sestier
2082
M. Caulana
2068
M. Guslon
2134
F. La ste
2057
C. delle Vacche
M. Cavallo
2251
C. d. Palantina
2062
Cimon dei Furiani
2183
M. Colombera
2068
C. Palantina
M. Tremol
2007
Tambre d'Alpago
Bosco d. Cansiglio
Lago di S. Croce
n. Vittorio
n. Vittorio
Claut. 620
T. Cellina
V. Cellina
Barcis 409
n. Maniago
Val Cellina
Col d. Pite
1420
C. Lastruta
1763
Ci. d. Pradut
1743
M. Riccitrame
2067
F. Bettigia
1381
M. Pratta
1983
2047
M. Covil
1428
1555
F. Gioveid
1502
F. Avalesco
1923
M. Corta
1812
M. Castello
2024
2025
M. Rantolino
1806
M. Raut
M. Rodolino
1690
M. Dassa
1661
Val Settimana
Pale d. Cione
1985
M. Barbano
1403
M. Vaccalizza
2246
C. Vetri
2300
M. Turlon
2311
M. Ciol d. Sass
2075
M. Pregajane
2321
F. Pregajane
2312
1917
C. Meda
M. Caserine
2309
F. d. Pedole
2032
M. Buriaton
1994
2107
P. Cuel
M. Sainons
1310
V. S. Francesco
n. Tramonti
Forcella Caserata
1516
M. Pinzat
2060
M. Dozaip
2061
M. Pizzon
1707
V. d. Gere
M. I. Gialina
1634
F. Clautana
1439
n. Tramonti
Val Inferna
Val Pezzeda
M. Bregolina
1990
M. Dof
1976
F. Dof
1846
C. Carpenà
1690
M. Pussa
942
C. Candelo
2252
D. Nadei
1709
C. Forcella
V. Campol
V. Fra Sisin
V. Fra Sud
V. Valmenon
V. Rivis
V. Meluzzo
2165
V. Vacchezzo
V. Cavalli
V. Cavalli
V. Canoscie
V. Pozzis dei
Staatsstraße
Nebenstraße
Karrenweg
Fußsteig
Maßstab 1:200 000
0 1 2 3 4 5
Kilometer

um die Verbindung zwischen den beiden venezianischen Hauptquartieren in Longaróne und Lorenzágo herzustellen.

In landschaftlicher Hinsicht sind die beiden Pässe sehr verschieden. Der Weg über das Wiesenplateau von Vedórchia gehört zum Schönsten, was man selbst in den Dolomiten sehen kann. Aufragend aus der waldbedeckten Tiefe des V. Talagóna umgiebt uns von der Cridola bis zur Forcella Spè eine furchtbar zerrissene Felsmauer, aufgelöst in Thürme, Säulen, Nadeln, phantastische Zacken und Schrofen: die Monfalcónekette. Gilbert zählte 30 verschiedene Gipfel, ich selbst 36, Robertson aber, der Gewissenhafteste von uns, über 100 und präcisierte später diese Angabe mit 79 grossen und 150 kleinen Spitzen. In Piéve zählt der Monte Vedórchia zu den beliebtesten Ausflügen; auch die Königin von Italien besuchte ihn einmal während ihres Aufenthaltes in Perarólo. Beim Übergange über den Passo di V. Misera wird dieses schöne Bild der Monfalcóni von der Costa di Vedórchia verdeckt.

Von Tai di Cadore führt die in den Jahren 1823 und 1824 erbaute Kunststrasse um den M. Zúcco herum in grossen Windungen nach Perarólo hinab (532 *m*, 6,8 *km*). Die höheren Gipfel unserer Gruppe sind jetzt von Vorbergen verdeckt, nur gegen Süden zeigen sich der Sasso di Mezzodí, 2035 *m*, und kurze Zeit darauf der Duránno. Bis Longaróne (17,2 *km*) zieht die Strasse am rechten Ufer durch die grossartige Piaveschlucht. So eng ist diese, so furchtbar steil steigen die Wände im Osten empor, dass nur selten durch einen der wilden, mit schütterem Bergwald und Latschen bewachsenen Gräben der Blick zu den Spitzen empordringt. Canstein, dem wir eine ausgezeichnete Beschreibung dieser Strecke verdanken, gesteht, dass »er nie ein ähnliches, furchtbar schönes Engthal gesehen habe, wie dieses«. Zahlreiche rauhe Alpenwege durchschneiden diese düsteren Felsflanken; man kann, ausgehend von Perarólo oder anderen Orten an der Strasse, wo die Piave zu passieren ist, zur Forcella Fráte, 2008 *m*, zwischen Cima Sélla, 2332 *m*, und Cima Làste, 2557 *m*, gelangen oder auch zu einem der oben erwähnten Übergänge zwischen Duránno und Préti oder noch weiter südlich zur Forcella Paguác, 1908 *m*, zwischen M. Cittá, 2191 *m*, und Cima Bodiságre, 1977 *m*. Trotz der vorzüglichen I. M. K. sind diese sich vielfach verzweigenden und im Latschendickicht kaum kenntlichen Wege ohne kundigen Führer schwer zu finden.

Gegenüber von Longaróne (474 *m*) klafft »ein furchtbarer, schmaler, senkrecht gewandeter Riss« (Canstein), dem der T. Vajónt entströmt. Das Thal des Vajónt ist ungangbar und doch ist hier eine der wenigen, bequemen Eingangspforten zum Innern der Claut. Voralpen. Hoch oben an der östlichen Bergwand klebt das Kirchlein von S. Antonio (836 *m*, Trinker). Dort muss vorüber, wer von Longaróne nach Cimolais oder Claut gelangen will, und zwar noch erheblich höher, bis die sperrende Felsnase umgangen ist. Im Jahre 1797 soll Massena auf der Rückkehr von Piéve diesen Weg benützt haben, um nach Maniágo zu gelangen. Merkwürdig ist jedenfalls, dass sich sowohl der Name Massenas als die Erinnerung an einen Durchzug der Franzosen in Cimolais und Claut erhalten haben. Auch Valvasone erwähnt diesen Weg als schwierig und mühsam und giebt dessen Länge von Longaróne bis Maniágo auf 26 Meilen an.

Bei Longaróne verlassen uns die Clautanischen Voralpen, bis Vittório (40 *km*) haben wir nun stets die Gruppe des Monte Cavállo zur Linken. Das Thal ist breiter geworden, die Berge verlieren von ihrer wilden Grossartigkeit. Der kühne Zacken im Süden ist der Spiz Gallína, 1547 *m*, der jedem Touristen durch seine merkwürdig schlanke Form auffällt. Robertson nennt ihn Spitz-Digona und bringt so einen neuen Irrthum in eine Frage, die seit dem Erscheinen der Ö. G. K. im Jahre 1833 schon zu genügend vielen Verwirrungen Anlass gegeben hat. Circa 1½ *km* nördlich von la Fossa, wo die Österreicher am 13. März 1797 geschlagen wurden, öffnet sich in der östlichen Bergwand ein tiefes Thal, die Val Gallína, deren Hintergrund von einem hohen Felsgipfel abgeschlossen wird. Es ist dies der höchste Punkt der Cavallogruppe, der Col Núdo, 2472 *m*.

Im Piavethal heisst er M. Dignóna, auf der Westseite nennen ihn die Einheimischen M. Maggióre, wenigstens nach meinen Informationen an Ort und Stelle. Nach Marinelli bezeichnet Dignóna das ganze Massiv, Col Núdo, M. Magiór o dei Résti dessen höchste Spitze. Letzteren Namen hörte ich nirgends. Als M. Dignóne kennen ihn die früheren Reisenden (Schaubach, Canstein), aber sie meinten, wie aus Canstein's Beschreibung deutlich hervorgeht, den Col Núdo. Denn dort, wo nach der Ö. G. K. der M. Dignóne stehen sollte, existiert überhaupt kein selbstständiger Gipfel, nur unbedeutende Erhebungen des vom C. Núdo zum M. Doláda südwestlich streichenden Grates; höchstens könnte die Bezeichnung für den jetzt namenlosen P. 2351 gelten. Ebenso undeutlich ist der Name M. Magiór der Ö. G. K. Er passt auf den M. Teveróne, 2347 *m*, dessen Name viel zu weit südlich steht. In der Reduktion 1 : 244000 erscheint dann nur noch der M. Maggióre, der für Col Núdo, Teveróne oder Crep Núdo gelten kann.

Touristisch ist gerade dieses Gebiet mit Ausnahme des höchsten Gipfels noch heute fast gänzlich unbekannt; die drei Pässe, welche es durchschneiden, sind meines Wissens auch von Alpinisten nie betreten worden. Es sind dies die Forcella Agre, 1571 *m*, F. la Bássa, 1331 *m*, und F. Gallina, 1827 *m*. Die beiden ersten führen aus dem Thal des Vajónt in das der Piáve, letzterer aus der Val Gallina in die Val Stabalí.

Bis Ponte nelle Alpi begleitet uns der schöne Kegel des M. Doláda, 1940 *m*, dann wird die Piáve überschritten und vor uns liegt das weite, grüne, von Dörfern übersäte Becken von Alpágo. Bis hierher kann man auch am linken Ufer der Piave über Provágna und Sovérzene gelangen, aber es ist ein langer, mühsamer, nicht zu empfehlender Weg, der weniger Aussicht bietet als die bequeme Strasse.

Einige Kilometer weiter theilt sich die Strasse; nach Osten führt die im Jahre 1883 eröffnete Strasse nach Vittório über den Bosco del Cansíglio, seit 1548 Staatswald der Venetianer, der von Österreichern und Italienern gleicherweise gehegt und gepflegt wurde. Sie ist 41,1 *km* lang, der enormen Steigungen wegen bis zu 1123 *m* jedoch nicht zum Fahren, wenigstens per Rad, geeignet. Und zudem würde sie uns eines der schönsten Bilder dieser Tour entziehen, die Aussicht vom Ufer des Lago di S. Croce. Einst soll hier die Piave geflossen sein, ein Bergsturz verschüttete jedoch im 4. Jahrhundert ihren Lauf und wurde die Ursache zur Bildung des Sees, — eine Ansicht, die mancher, z. B. Sacco, nicht zu theilen scheint.

Im Frühjahre, wenn der Schnee noch auf den Bergen liegt, ist es hier natürlich am schönsten, später macht die begrünte, wenig gegliederte Bergkette einen etwas monotonen Eindruck. Ganz links, im hintersten Winkel der Val Stabalí, zeigt sich wieder der Col Núdo, aber sein imposanter Felsenbau ist zum Trümmerkar zusammengesunken. Desto stattlicher wirkt der steile, pyramidenförmige M. Teveróne, 2347 *m*, der seine Nachbarn weit zu überhöhen scheint. Daran schliessen sich gegen Süden Crep Núdo, 2209 *m*, M. Cápel, 2072 *m*, M. Venále, 2214 *m*, M. Mésser, 2232 *m*, M. I. Múri, 2047 *m*, M. Sestiér, 2082 *m*, weiter im Vordergrunde M. Guslón, 2194 *m*; die andern Gipfel sind von den Hängen des Bosco del Cansiglio verdeckt. Schon der Augenschein lehrt, dass dieser Kamm überall überschritten werden kann; öfter benützte Pässe sind der Passo di Valbóna, 2127 *m*, zwischen C. Núdo und Teveróne, die F. Grava piána, 1915 *m*, südlich des M. Múri, eine unbenannte Forcella, 1947 *m*, südlich vom M. Sestiér, Forcella Lastè, Forcella Val Grande zwischen M. Caulána und M. Cavállo.

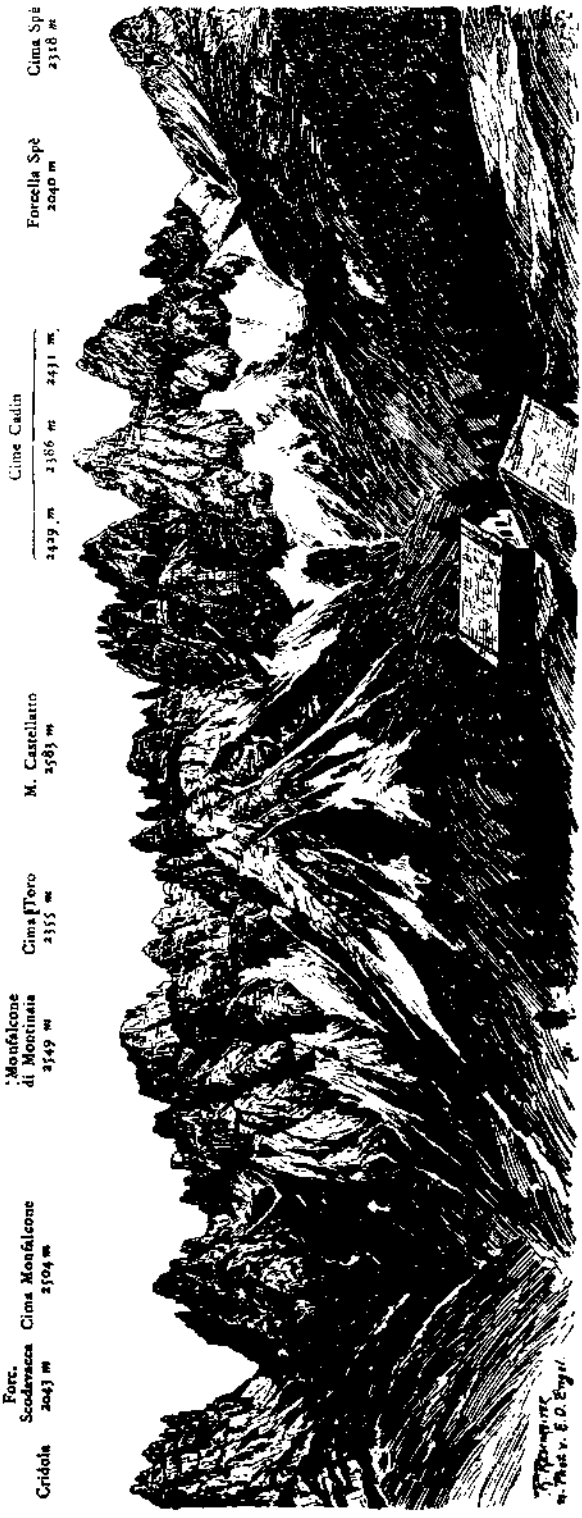
Saumwege, die wohl schon Jahrhunderte bestehen und wahrscheinlich 1809 beim Rückzuge einer österreichischen Abtheilung benutzt wurden, führen südlich um die Ausläufer des Cavállogrates herum und über den Piano del Cavàllo nach Bárcis in die V. Cellína oder Aviáno im Osten der Gruppe. Dass die ganze Hochebene des Cansiglio schon frühzeitig von Wegen durchzogen war, geht daraus hervor, dass zur Zeit der Türkengefahr im 15. Jahrhundert auf Beschluss des grossen Rathes von Bellúno

alle Übergänge ungangbar gemacht wurden; Zahn erwähnt eine Verbindungsstrasse von Polcenigo nach Alpágo, die schon 1339 errichtet wurde und für Karren passierbar war, zu Lebzeiten Valvasones aber nur noch als Saumweg benutzt werden konnte.

Der weitere Weg bis Vittório ist vom alpinen Standpunkte wenig lohnend. Vom Passo di Fadálto, 489 *m*, aus, bekannt durch die Kämpfe des Jahres 1848, bietet sich noch ein schöner Blick auf den Lago di S. Cróce im Norden, den Lago Mórto im Süden; dann drängen sich steile, buschbewachsene Wände immer näher an die Strasse, bis sie sie endlich gänzlich zu erdrücken scheinen. Da beginnt Serravälle, der nördliche Theil Vittório's.

In Vittório haben wir die italienische Ebene erreicht und müssen uns nun ostwärts wenden, um dem Verlaufe der Carn. Voralpen zu folgen. Die landschaftliche Scenerie ist hier eine eigenthümliche. In der Stadt uralte, von der Zeit geschwärzte Paläste im venetianischen Stile, Schlösser, Ruinen, halbzerfallene Mauern, Reste ehemaliger Befestigungen, weissleuchtende Kirchen auf Felsenvorsprüngen und den umliegenden Höhen; dazu die kahlen, steilen Abstürze des Pian del Cansíglio, draussen die weite Ebene, aus der die Thürme Conegliános ragen — — es liegt eine eigene, verträumte Stimmung in der Landschaft, in der wir gerne willenlos untertauchen, ohne einzelnes zu sehen.

Mit Hilfe der Eisenbahn sind wir bald in Conegliáno,



Monfalcone-Gruppe von der Casera Veddrchia, 1707 m.

von wo Schubert »die herrliche Form der Gebirge« bewunderte, und dem angeblich von den Trojanern gegründeten Sacile (Sedes Ilium); von da geht's wieder nach Norden, der Ostseite der Cavallogruppe entlang. Eine dürre, sandige, unbelebte Ebene breitet sich vor uns aus, das Schlachtfeld von Fontana fredda; im Norden ein kahler Wall, dessen stark-geneigte Wände von braunen Gräben zerrissen sind. Über die baumlosen Hänge schauen die Spitzen der M. Cavállo, 2251 *m*, und M. Tremól, 2007 *m*, heraus, bis sie beim Näherkommen langsam einsinken und endlich verschwinden. An dem Castello d'Aviáno vorüber, zieht die Strasse durch das tote, langweilige Aviáno. Immer dasselbe Bild. Unbewachsene Hänge, durchfurcht von rissigen Schluchten zur Linken, rechts die unendliche Ebene.

So geht's durch Giàis, Malnísio, unansehnliche Dörfer mit unverhältnissmässig grossen Kirchthürmen, nach Montereále (29,4 *km* von Sacile). Die bessere Strasse führt südlich über die am 15. Juli 1888 eröffnete Ponte Giulio sul Cellína, der schönere Weg aber hält sich stets dicht am Fusse der Berge.

Von Montereále ab ändert sich wie mit einem Zauberschlage die Gegend. Nach wenigen Minuten ist die schmale, zierliche Eisenbrücke (nur für Fussgänger) erreicht, die sich in kräftigem Bogen über die Cellina spannt. Von der Brücke aus bietet sich ein prächtiges Bild. Aus düsterer, grossartiger Felsenschlucht strömt die Cellína in die Ebene. Und kaum hat sie die steinernen Schranken verlassen, so breitet sie sich aus und verschwindet fast im breiten Geröllstrom zwischen hohen, sandigen Uferwällen. Drüber zieht sich der Weg, eingeschnitten in senkrechten Fels, wieder gegen Norden, um die steile Bergflanke herum, hoch droben noch ein zweiter und dritter, alle fast horizontal das Gehänge querend gegen Andréis im Cellinathale. Vor uns brechen aus der Felswand zwei Quellen und eilen in schönem Sturze dem Flusse zu.

Hier oder weiter östlich bei Maniágo ist die zweite Eintrittspforte in die Clautaner Voralpen. Auch hier sind sie gut vertheidigt, die Schlucht der Cellína lässt Niemanden durch, und wer an ihrem Ufer, dort wo sie zahmer geworden, weiterwandern will, nach Claut und Cimolais, muss erst zur Forcella la Cróce (761 *m*) hinauf und nach Andréis (430 *m*) wieder hinuntersteigen. (Eine Gesellschaft, welche die Wasserkraft der Cellína zur Beleuchtung Venedigs mit elektrischem Lichte ausnützen will, ist zur Zeit mit der Erbauung einer Strasse von Montereále bis zur Ponte Molássa bei Bárcis beschäftigt.)

Der Anfang von Maniágo ist von der Brücke gleich erreicht. Dann dauert es noch fast drei Viertelstunden, bis man zum Ende gelangt; denn es ist so ausgedehnt, dass es sich mit einem Namen nicht begnügen konnte und in Maniágo Libero (livro i. e. Ende), Maniágo di Mezzo und Maniágo Grande eingetheilt wird. Mit den Eisenbahnstationen Pordenóne und Spilimbérgo ist es durch die Post verbunden.

Maniágo ist ein altes Nest, das zur Zeit der Patriarchenherrschaft bei der Aufgabe, durch Kämpfe und Streitigkeiten mit den benachbarten Feudalherren Friaul nicht zur Ruhe kommen zu lassen, redlich mitgeholfen hat. Zwischen Kastanien und prächtigen Buchen halb versteckt, heben sich die Trümmer des uralten Castells von den kahlen Hängen des M. Jóuf (1212 *m*) ab, von dessen Spitze, wie mir ein Einheimischer versicherte, Napoleon im Jahre 1797 auf Val Cellína herabblickte, als er aber nichts wie ärmliche Dörfer und weite Wälder sah, schleunigst umkehrte. Dasselbe wird auch von Attila berichtet, der von Forcella la Cróce aus das nebelbedeckte Bergland für das Meer hielt, im Übrigen ebenso handelte wie sein grosser Nachfolger, nämlich umkehrte.

Jetzt ist Maniágo bekannt durch seine Stahlwaaren, die ihrer Güte und Billigkeit wegen in ganz Italien gesucht sind und mit welchen die Bewohner von Andréis und Bárcis hausieren gehen.

Von Maniágo führen drei Wege in das Thal der Medúna. Die Strasse über

Fánna und Séquals, welche wieder von Süden in die Ebene hinauszieht, um die Brücke bei Cólle zu erreichen, die schöne Felsenstrasse nach Frisánco, die als Saumweg weiter nach Navaróns und dort über den Fluss leitet, und endlich eine nur für Fussgänger zugängliche Abzweigung von Navaróns über die romantische Ponte Ràcli.

Vom riesigen Platze in Maniágo Grande ausgehend, kommen wir zunächst durch Fànna, dann am leider gänzlich verwahrlosten Palazzo Polzenígo in Cavásso Nuovo vorbei und wenden uns hier nach Südosten, bis der unvermittelt aus der Ebene aufragende Col Palís, 374 *m*, erreicht ist. Die Medúna, ein kümmerlicher Fluss, die, fast verschwindend im Geröllgeschiebe, sich zwischen hohen, steilen Ufern der Cellína zuwälzt, wird überschritten; Séquals (13,9 *km* von Maniágo), bekannt als Heimath vorzüglicher Mosaikarbeiter, durchquert und in kurzem Aufstiege der Pass zwischen Séquals und Solimbérgo gewonnen. Von dem höchsten Punkte bietet sich eine überraschende Aussicht. Rings umgiebt uns die Ebene, im Süden von zahlreichen Ortschaften belebt, gegen Norden begrenzt vom bewaldeten Hügelland, aus dem der Felsbau des M. Raut, 2025 *m*, und noch weiter zurück die steil abstürzenden Mti. Pizzón, 1707 *m*, Dozáip, 2061 *m*, und Pinzát, 2060 *m*, hervorragen. Zu Füssen liegt Solimbérgo, etwas oberhalb die Ruinen der gleichnamigen Burg, einst Schönberg geheissen. Erbaut wurde sie von einem Herrn von Neuhaus. Das war damals, als noch die Deutschen im Lande sassen.

Wollten wir die gesammten Carn. Voralpen umkreisen, so müssten wir von hier wieder nach Süden, nach Spilimbérgo, dessen prächtiges Herrenhaus dem gänzlichen Verfalle entgegenwankt, vorbei an Pinzáno, der alten Savorgnanofeste, durch das schinkenberühmte S. Daniéle, vorbei am Wahrzeichen friaulanischer Tapferkeit, dem Felsennest Osóppo, durch das merkwürdige Venzóne, mit seinen gräulichen Mumien, an den Eingang der Cárnia und dann weiter Tagliaménto aufwärts über Tolmézzo nach Socchiéve, wo der Pass von Tramónti aus dem Medúnathale herüberkommt. Allein da die vorliegende Arbeit nur die Clautanischen Voralpen und die Gruppe des M. Cavállo zum Gegenstande hat, so wollen wir, auf den bequemen Weg verzichtend, auch nur die Grenzen dieses westlichen Theiles der Carn. Voralpen umwandern. Einstweilen freilich steht uns bis Tramónti di sopra (23 *km* von Séquals) noch eine ausgezeichnete Strasse zur Verfügung.

Von Solimbérgo geht's nun wieder nach Norden, quer durch die Ebene und durch das langgestreckte Medúno am Hügelrande, in das Thal der Medúna. Tief unten rauscht der Fluss, eingeschlossen von hohen Wänden, die sich bald bis auf wenige Meter zusammenschieben. Ein Seitenweg führt hier über eine kühne, steinerne Bogenbrücke, deren hohe, gemauerte Wände durchbrochen sind, um Einblick in eine enge, von der schäumenden Medúna durchtoste Klamm zu gewähren. Dann weitet sich das Thal und biegt nach Nordosten um. Links öffnet sich die Val Silisia, durchzogen vom gleichnamigen Flusse. Dort, wo im Hintergrunde die schroffen Hänge der Monti Pizzón und Dozáip aufragen, leitet die vielbegangene Forcella Clautána (1439 *m*) hinüber nach Claut im Cellinathale.

Dann senkt sich die Strasse zum Ufer der Medúna herab und steigt wieder, einen trennenden Felsriegel überschreitend. Aus dichtem Walde bricht in tosendem Falle ein Wildbach. Schon wird der Thalschluss sichtbar. Noch muss man hinab durch das wasserlose Geröllbett eines Torrente, dann wenige Minuten steilen Anstieges und Tramónti di sotto (366 *m*) ist erreicht. Wieder abwärts, wieder durch Geröll und Flussgeschiebe! Links entschwindet die Medúna, ihr nördlicher Zufluss, der Torrente Viéllia, wird auf einer Brücke überschritten, dann geht es zum letzten Male hinauf und wir stehen am Endpunkte der Strasse in Tramónti di sopra (411 *m*).

Der Name ist glücklich gewählt: Zwischen den Bergen. Nicht leicht kann man sich etwas Weltverloreneres, Abgeschlosseneres denken, als dieses einsame Dorf. Alles

ist eng, steil, kahl — jeder Ausblick versperrt durch vorspringende Felscoulissen. Gegen Norden der Zackenkamm des Monte Valcálda, 1907 *m*, der dachförmige, begrünte Gipfel des M. Résto, 1782 *m*, die dunklen Schluchten der Viéllia und Medúna — ein eigenartiges Bild aus den Voralpen, zwischen Lieblichkeit und ruhiger Grösse die Mitte haltend.

Tramónti ist der Ausgangspunkt mehrerer Pässe. Nach Claut kann man durch das Medunathal über die Forc. Caseráta, 1516 *m*, gelangen, in die Cárnia an die Heerstrasse über die Forc. Zopparéit, 1404 *m*, die Forc. Tramónti, 1145 *m*, beschwerlicher und wenig lohnend über die Forc. Claúpe, 1685 *m*, und Forc. Najárda, 1746 *m*. Da der Passo di Tramónti unter dem Namen Passo del monte Résto, schon seit Jahrhunderten als Saumweg benutzt, zugleich die Grenze der Clautaner Voralpen bildet, so wählen wir diesen und kommen nach circa 5 Stunden an den Tagliaménto und über die niedere Forca di Priúso, 659 *m*, bei Médiis auf die Strasse, 30 *km* westlich von der Eisenbahnstation Stazione per la Cárnia der Linie Wien-Venedig.

Die Vorberge, die wir im Süden sehen, gehören nicht mehr den Carn. Voralpen an, deren Nordgrenze der Tagliamento ist. Allein von Socchiéve bis gegen Forni di sotto ist das Flussbett ungangbar und die Strasse gezwungen, ihm nach Norden in grossem Bogen auszuweichen. Über Ampézzo, 560 *m*, den Passo di Cima Corso, 863 *m*, und den romantischen Passo della Morte, der seinen schauerlichen Namen von den Kämpfen des Jahres 1848 herleitet, erreichen wir Forni di sotto, 766 *m*, und hier erst, 46 *km* von der Eisenbahn, bietet sich der erste Blick auf die Clautanischen Voralpen. Sie zeigen sich noch nicht von ihrer wilden Seite, waldbedeckte Hänge schliessen die Aussicht gegen Süden, nur im Westen ragen Felsthürme und Zacken auf und im Hintergrunde der Val Poschiedéa erscheint der schöngeformte M. Ciarescóns, 2163 *m*. In das Flussgebiet der Cellína führen von Forni di sotto vier Pässe: die Forc. Ciaválli, circa 1800 *m*, Forc. Laresèi, 1752 *m*, die im Jahre 1848 von den Österreichern, 40 Jahre später von einer Abtheilung italienischer Bergartillerie überschritten wurde; Forc. La Cróce, circa 1750 *m*, und die Forc. der Vetta Fornèzza, 1987 *m*; in jenes der Medúna die oben erwähnten Forcelle Claúpe und Najárda.

Von Forni di sotto nimmt der Weg den Charakter einer echten Dolomitenstrasse an. Allmählig wandeln sich die bewaldeten Bergflanken in schroffe Felsstürze, an Stelle sanftgerundeter Kuppen treten schroffe Spitzen, klippige, zerrissene Grate. Gerade gegenüber Forni di sopra, 907 *m*, 9,4 *km*, öffnet sich das Val Súola, dessen in Schuttströmen wurzelnde, rinnendurchfurchte Wände im Osten vom Picco di Mezzodí, 1835 *m*, und der Cima di Súola, 2078 *m*, im Westen von Cimacúta, 2059 *m*, Pic di Méa, 2208 *m*, und den Gipfelfelsen des Crodón di Brica, 2240 *m*, gekrönt werden, während der mächtige Rücken des Pramaggióre über dem Thalschlusse aufragt.

Den abenteuerlichen Umrissen der Dolomiten hat die Architektur in Forni ihre Formen entlehnt. In engen, kaum meterbreiten Strassen stehen himmelhohe Häuser, eingeschachtelt in ein Rumpelwerk von Holzaltanen und Lattenverschlägen, an denen Maiskraut, Hemden, farbige Schürzen und Unterröcke zum Trocknen aufgehängt sind. Aus einem Loche neben der Thür dringt der Rauch und schwärzt Balken und Stein; durch die Thorbögen sieht man in verräucherten Stuben alte Weiber wie Schatten am offenen Feuer hantieren, das in fröhlicher Runde Ziegen, Hühner und schreiende Kinder umgeben.

Drei Pässe überschreiten von hier das Gebirge gegen Süden: der doppelte Einschnitt des Passo di Rúa, 2007 *m* und 2075 *m*, der Passo del Mus, 2057 *m*; und der Passo di Lavinále, 1977 *m*; ins Piavethal führt die Forc. Scodavácca, 2043 *m*, die am 4. Juni 1848 von zwei Compagnien Österreichern forciert wurde.

In Forni di sopra beginnt die im Jahre 1881 vollendete strada del Maúria, die schon in früheren Jahrhunderten, lange vor der Patriarchenzeit, wahrscheinlich schon den Römern, als Übergang von Friaul nach Cadore gedient hatte.



Cridolagruppe vom Albergo in Lorenzago.

Immer wilder und grossartiger bäumen sich im Süden die Felsklippen empor. Von der Cima Orticéllo, 2119 *m*, zieht der zackenreiche Grat zur Forc. Scodavácca und thürmt sich aufs neue auf zum M. Tóro, 2328 *m*, dem fast unmittelbar ein mächtiger Felszacken, der Eckpfeiler der Cresta del Mierón, 2382 *m*, gegenübersteht. Thurm an Thurm, Spitze an Spitze senkt sich der Grat zum M. Mierón, 2157 *m*, der als trotziger Klotz die Riesenmauer schliesst. Runsen, Gräben, wilde Schluchten schieben sich in die Abhänge, zerreissen die Nebenkämme in Säulen und Zacken und giessen Schutt und Geröll in das Latschendickicht.

Und doch ist dies Bild noch einer Steigerung fähig. Die Passhöhe, 1299 *m*, ist erreicht, an blumenbedeckten Wiesen vorbei, durch lichten Wald windet sich die Strasse, allmählig weicht die Cresta del Mierón zurück, gegenüber erschliessen sich neue Felsgestalten, Montanéllo, 2441 *m*, die Cresta del M. Agúdo, 2295 *m*, und am Schlusse der Val Cridola, eines wüsten, trümmerbedeckten Thales, erscheint in ungeheurer Grösse, die furchtbare Nordwand dem Beschauer weisend, das gigantische Massiv der Cridola, 2581 *m* und 2555 *m*. Das ist nicht nur ein Zacken, ein Thurm, ein Glied einer Bergkette — ein richtiger, gewaltiger Felsenleib strebt da vor uns himmelan. Noch bis »Venezia alta«, dem wunderbar gelegenen Lorenzágo, (16,4 *km*, 882 *m*)

. . . tra i campi declivi che d'alto la valle in mezzo domina . . . (Carducci)

blickt der schimmernde Gipfel über den Col della Croce, 1830 *m*, herüber.

Die Strasse wendet sich von Lorenzágo nordöstlich, übersetzt bei Lózzo die Piáve und vereinigt sich mit der Strasse, die von Innichen über den M. Croce, durch S. Stefano nach Pieve di Cadore führt, der Via Claudia der römischen Kaiserzeit (Innichen-Lozzo

circa 60 *km*). Einige Kilometer weiter nördlich zweigt die herrliche Strasse über Auronzo und Mesurina nach Schluderbach ab (Schluderbach-Lozzo circa 44 *km*). Die Entfernung von Lozzo bis Pieve beträgt noch 9,5 *km*. Von Lorenzágo steht uns noch eine zweite, jetzt etwas verwahrloste Strasse zur Verfügung, die bei Domégge die Piave auf dem Ponte del Cidolo übersetzt und oberhalb Vallesélla, bekannt durch die Niederlage der Deutschen 1509, sich mit der Hauptstrasse vereinigt. Es ist dies die 1876 eröffnete, 9 *km* lange, sogenannte Militärstrasse, die allerdings meist im Gebiete der Claut. Voralpen liegt, andererseits aber zu nahe am Bergeshange läuft, um Aussicht auf jene zu gewähren.

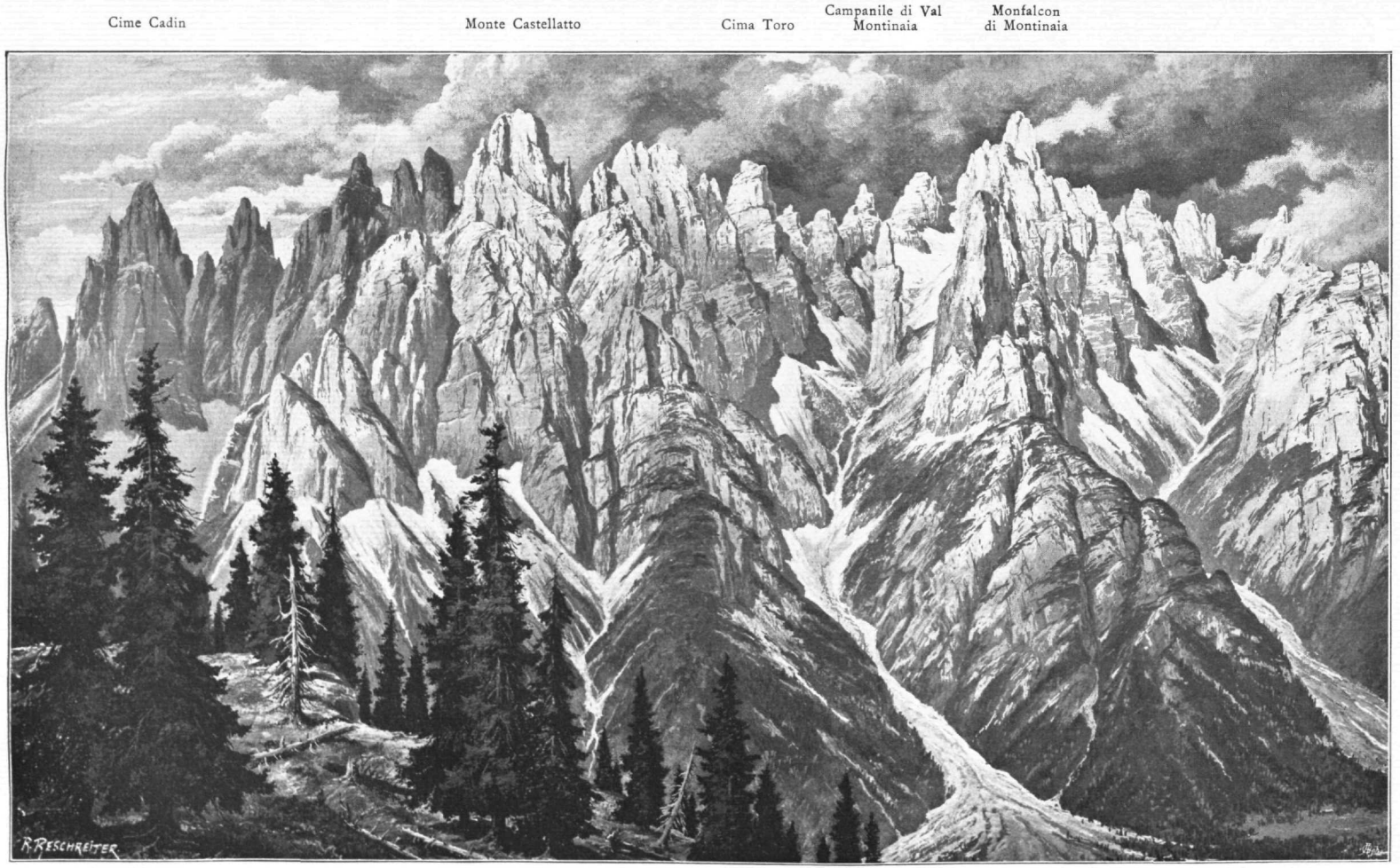
Dagegen haben wir auf der Hauptstrasse stets die Westseite der Cridolagruppe vor Augen, den M. Montanéllo, 2441 *m*, und etwas zurück den Crodon di Scodávacca, 2381 *m*. Bei Domégge, auch von den höchsten Bergspitzen leicht erkennbar an seiner riesigen, weissgetünchten Kirche, bietet sich die einzige Gelegenheit, einige Gipfel der Monfalcongruppe von der Thalstrasse aus zu sehen. Über der Waldestiefe der Val Talagóna stehen sie, wie riesige Sägezähne, abenteuerlich, zerspalten, ruinengleich sich aus dem Schutt erhebend, der von den zermorschten Graten bröckelt. Leider wird uns dieser hochalpine Blick von den Waldhügeln im Vordergrunde bald entzogen. Auf einem derselben, dem M. Fróppa, 1164 *m*, kann man die Trümmer eines alten Flagellantenklosters besuchen. Über den romantischen Ponte della Molina hinweg, an Calálzo, der Heimath des bekannten Landschaftsphotographen Davide Riva, vorbei, führt die Strasse langsam steigend wieder nach Pieve di Cadore.

Bis auf die Römerzeiten reicht die Geschichte dieser Gegend zurück, zahlreich sind die Erinnerungen an jene Tage, als die Ligue von Cambray Venedig dem Untergange nahe brachte. Waffengetöse und Kampfgeschrei erfüllten diese stillen Thäler zur Zeit der napoleonischen Kriege, in den Jahren 1848 und 1866. — Leider verbietet der Charakter einer alpinen Zeitschrift, mehr darauf einzugehen, wer sich aber für die Vergangenheit Cadores interessiert, der lese die fesselnde storia del popolo Cadorino von Giuseppe Ciáni, dessen Büste in Domégge, seinem Geburtsorte, zu sehen ist. —

Von den beiden Eintrittspforten Longaróne und Maniágo führen gute Saumpfade in das Innere der Carn. Voralpen, auf jene von Cimoliána und Cellína eingeschlossene Ebene, an deren Nordrand Cimoláis, 652 *m*, in deren östlicher Ecke Claut, 621 *m*, liegt. Auf dem Wege von Longaróne nach Cimoláis passiert man die Dörfer Cásso, 972 *m*, und Érto, 726 *m*, von Claut nach Maniágo Andréis, 430 *m*, und Bárcis, 409 *m*, die die einzigen grösseren bewohnten Plätze innerhalb der Claut. Voralpen und der Gruppe des M. Cavallo darstellen.

Es dürfte schwer sein, in den Alpen noch einmal eine ähnliche, weltferne Bergeinsamkeit zu finden, wie in Cimoláis und Claut. Selbst in unserer Zeit der Gebirgswanderer und Hochtouristen mag es rauhe, hochgelegene Dörfer geben, die, weit entfernt von Strasse oder Eisenbahn, vom Verkehre nicht berührt werden. Dies trifft jedoch hier nicht zu. Nur einige 100 *m* über der Sohle der umliegenden Thäler, wenige Kilometer von einer der Hauptverkehrsstrassen zwischen Deutschland und Italien gelegen, sind diese beiden Gemeinden unbekannt, von der Welt vergessen. Selten, dass einmal ein Italiener sich hinverirrt, kaum je einer der vielen Dolomiten besteigenden Deutschen. Die Zugänge sind ja nicht bequem. Auf beiden Routen sind niedere Pässe zu übersteigen, da die Regierung das zum Bau einer Kunststrasse nöthige Geld nicht bewilligte. Auf einer kurzen Strecke, von Érto bis Claut und Contron, und von Ponte Mezzo Canale bis Bárcis besteht sogar eine recht gute, allerdings meist brückenlose Strasse, welche die Gemeinden auf eigene Kosten herstellen liessen.

Jedenfalls würden Viele, die in die Berge eilen, um dem Treiben der Welt zu entfliehen, die geringe Mühe, herauf zu steigen, nicht scheuen, wenn sie wüssten, welches Paradies von Frieden, idyllischer Ruhe und einsamer Grossartigkeit hier zu finden



Nach der Natur gez. von R. Reschreiter.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Monfalcone-Gruppe vom Col dell'Agnei.

ist. Zu beschreiben ist sie nicht, die Aussicht von jener weiten, sandigen, mit Gestrüpp bewachsenen Fläche: Wie da bei Cimoláis die Val Cimoliána hineinführt in bläuliche Felswände, die sich immer enger und enger zusammenschieben, wie auf dem Wege nach Claut Préti und Duránno allmählig aus der Karwildniss der Val Campól in überwältigender Grösse herauswachsen und gegen S. Crep Núdo, Teveróne und Col Núdo über der Cellinaschlucht ihre grauen Riesenleiber dehnen, wie die Vaccalizza zur Seite aus weicher, sammetgrüner Grasdecke eckige Steinpfeiler entsendet, bis sie sich endlich bei Claut trotzig aufreckt als Ecksäule des zerscharteten Grates, wie gegenüber die waldbedeckte Plattenfläche des Riccitúme sich breitet, von senkrechten Abbrüchen seltsam unterbrochen! Berge überall, sich vorschiebend vor die Thalausgänge, dass man sich verloren wähnt — abgeschnitten von der Welt in sonniger, farben- und formentrunkener Bergeinsamkeit.

Die touristische Erschliessung der Clautanischen Voralpen und der Cavallogruppe.

Lange Jahre hindurch erschien in der Rede des Präsidenten der S. A. F. auf den Congressen derselben ein Passus, der dem Sinne nach ungefähr so lautete: Von einem Theile unserer Alpen, den Clautanischen Voralpen, kann man mit gutem Gewissen sagen, sie sind eine Terra incognita. Noch im Jahre 1891 meinte der Präsident: Diese Kette von Bergen ist fast unberührt vom Fusse des Alpinisten; im Jahre 1894 dagegen glaubte er verkünden zu können: Alle oder fast alle Spitzen der friulanischen Alpen wurden erstiegen, und im Jahre 1897: Die Provinz von Udine zählt zu den am besten bekannten Italiens.

Bei Reden vor grossen Versammlungen handelt es sich darum, einen allgemeinen Eindruck hervorzurufen, nicht, detaillierte Behauptungen zu verfechten, deshalb dürfen diese Kundgebungen des Präsidenten nicht buchstäblich aufgefasst werden. Weder kann man seit dem Jahre 1833, seit dem Erscheinen der Karte 1 : 86400 des Lomb.-Venet. Königreiches in Bezug auf die Claut. Voralpen von einer terra incognita sprechen, noch von einer vollständigen Erschliessung derselben, nachdem über die Hälfte der benannten Gipfel der Claut. Voralpen und der Cavallogruppe touristisch noch nicht betreten wurden.

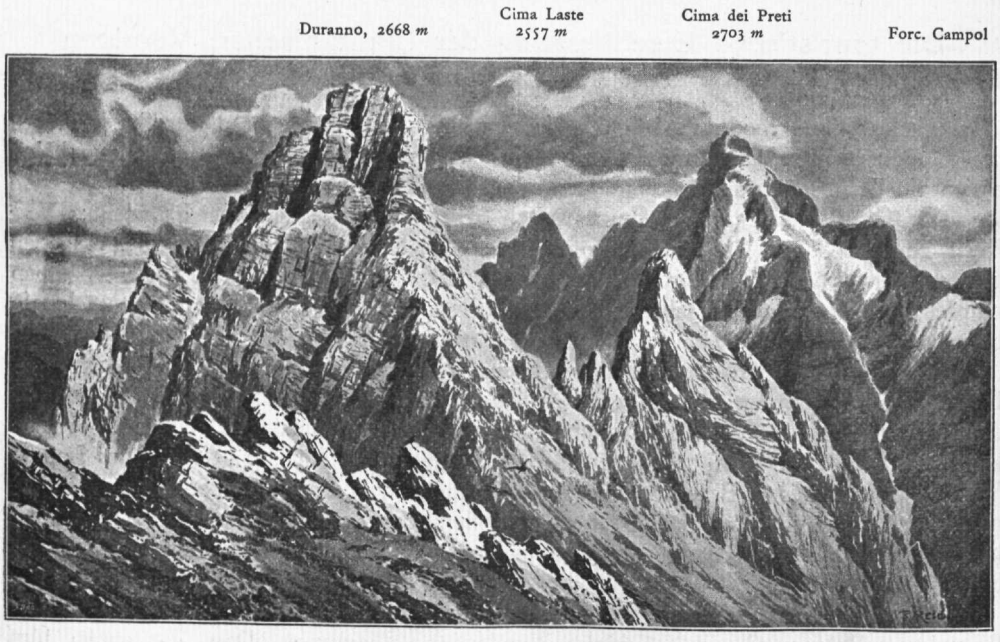
Das Triangulationszeichen tragen auf jener Karte die Monti Pramaggióre, Raut, Riccitúme, Doláda, Cavállo, Crídola, Turlón und Duránno. Dass die ersten fünf dieser Berge anlässlich der Mappierung bestiegen wurden, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, Schwierigkeiten bieten sie in keiner Weise. Anders verhält es sich mit Tourlón, Duránno und Crídola. Den Tourlón führen weder Senoner noch Trinker in ihren Verzeichnissen der gemessenen Höhen jener Gebiete auf, ich fand ihn nur bei Schmidl erwähnt, aber ohne Höhenangabe. Ebenso verhält es sich mit dem Duránno. Da er infolge seiner auffallenden Form zu den bekanntesten Gipfeln dieser Gruppe gehört, ist kaum anzunehmen, dass die Kunde von seiner Besteigung wieder verloren gegangen wäre. Die Höhe der Crídola hingegen wurde mit 2583 *m* bestimmt, eine Messung, die die wirkliche Höhe nur um 2 *m* übertrifft. Der Güte des Herrn Dr. Kugy verdanke ich die Mittheilung, dass er bei der ersten Besteigung im Jahre 1884 Spuren früherer menschlicher Anwesenheit auf dem Gipfel nicht antraf.

Eine touristische Bedeutung hatten die Arbeiten der Mappeure der Gen. Guat. Karte nur insofern, als Jene, welche an jenen Alpen vorüberkamen, nun wussten, wie die Berge hiessen, die von Alpinisten nicht besucht werden. Es ist merkwürdig, dass weder jene Reisenden, welche Theile der Grenzen der Carn. Voralpen geschildert haben, wie Canstein, Schubert, Gilbert und Churchill, später Noë, Edwards, White etc., noch auch die Männer der Wissenschaft, die in jene Gegenden kamen, angefangen

von Haquet, L. v. Buch, Klipstein, Fuchs, Loretz, Frech, Moisisovics etc., jemals das Bedürfniss fühlten, in jenes unbekannte Land einzudringen.

Erst Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre wurden einzelne Touren unternommen, jedoch nicht aus touristischem Interesse, sondern zum Zwecke der Höhenmessung. Trinker bestimmte die Höhe einiger Punkte zwischen Longaróne und Cimoláis, sowie des Cansíglio, Stur und Keil (1855) jene der Forcella Tramónti. Fötterle (1856) die von Tramónti di sotto, Bárcis, Cimoláis und Casera Melúzzo. Ob er den Pramaggióre bestiegen hat, wie Wolf berichtet, erscheint fraglich, da er seine Höhe mehr als 1000′ niedriger angiebt als die Triangulation.

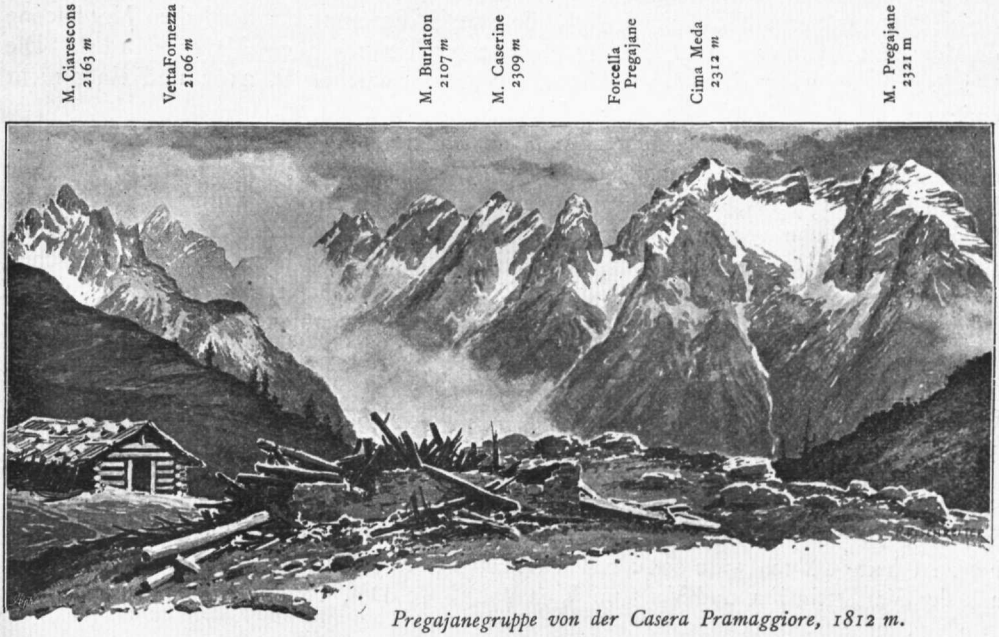
Die erste touristische Excursion in die Claut. Voralpen machte meines Wissens John Ball mit J. Birbeck i. J. 1860. Er gieng von Longaróne aus, erreichte über Cimoláis und Bárcis den Pian del Cansíglio, gab die Besteigung des M. Cavallo wegen



Duranno und Cima dei Preti von der Cima Centenere, 2292 m.

schlechten Wetters auf und stieg nach Polcenígo ab. Einige Jahre später (1862) kamen Gilbert und Churchill in diese Gegend. Sie erzählen zuerst von dem Anblicke »grossartiger« Dolomitberge von Domégge aus, von dem M. Duvaino (Duránno), dem erhabensten Gliede einer wilden Dolomitkette. Um mehr von denselben zu sehen, bestieg Gilbert den M. Vedórchia, dessen Aussicht er aufs wärmste rühmt. Infolge dieser Schilderungen machte sich i. J. 1870 kein Geringerer als Tuckett auf, dessen »Interesse und Neugierde« sie lebhaft erregt hatten. Von Serraválle ausgehend, erreichte er über Fregóna, Piái, Casera Cadolten und R. Palazzo am 13. Juni die Spitze des M. Cavállo, nahm den Abstieg nach Bárcis und Cimoláis und wanderte am 14. über die Forc. Spè nach Pieve di Cadore. Acht Jahre früher schon (1862) hatte Dr. Wellenthal in Begleitung eines Offiziers eine Tour zum Bosco del Cansíglio ausgeführt, wobei auch M. Pizzóc, 1572 *m*, und M. Mírifret, 1579 *m*, erstiegen wurden. Der Name M. Prése bezieht sich auf eine weiter nördlich gelegene, viel niedrigere Spitze. Im J. 1874 wurden dann die beiden höchsten Punkte erstiegen, der M. Duránno von C. Utterson Kelso mit St. Siropaes am 21. Juli, die Cima dei Préti, damals als Cima

Láste bekannt, von M. Holzmann mit demselben Führer am 23. Sept. Ersterer erreichte den Gipfel von Perarólo durch die Val Montína, zuletzt auf dem bis jetzt einzig bekannten Wege durch das Couloir der Südseite, letzterer die Cima dei Préti durch die Val Campól. Er nahm den Abstieg nach Osten in die Val Cimoliána. Zwei Jahre später (1876) bestieg G. Marinelli den Cimon della Palantína (2062 *m*) in der Cavállogruppe am 25. Juli, führte im August 1877 den Übergang von Forni di sotto nach Claut über den Passo di Rúa (2007 und 2075 *m*) aus, besuchte im Jahre 1879 mehrere Pässe zwischen M. Cavállo und Caulána, deren Höhe bestimmt wurde, und erreichte am 27. Juni 1882 zum ersten und wahrscheinlich einzigen Male den M. Mésser, 2232 *m*, sowie den auf der Karte namenlosen Passo Lantandér (2004 *m*), der im Grate zwischen M. Mésser und Venále eingeschnitten ist. Im Jahre 1883 überschritt er in mühsamer Wanderung



Pregajanegruppe von der Casera Pramaggiore, 1812 m.

zum Zwecke barometrischer Höhenmessungen die Forc. della Caláda, 1168 *m*, Forc. Najárda, 1746 *m*, und Forc. di Forát, 1780 *m* circa, von Forni di sotto nach Tramónti. In diesem Jahre erfolgte auch die erste touristische Besteigung des M. Najárda, 1900 *m*, durch Prof. Tommasi.

Einer der schönsten Gipfel der Claut. Voralpen, die Crídola, wurde am 4. Aug. 1884 von Dr. J. Kugy mit Pacifico Orsolino zum ersten Male betreten. Ihr Weg ist im Grossen und Ganzen auch jener der späteren Ersteiger. Ein erster Vesuch von L. Pitacco in den ersten Tagen des August 1880, hatte nur zur Ersteigung eines nicht näher zu bestimmenden Punktes der Cresta del Mierón geführt. Im Laufe des Sommers 1885 führte Dr. Kugy mit demselben Führer die Ersteigung des M. Montanéllo und der Cresta di M. Agúdo aus. Am 28. August 1886 folgte dann die Ersteigung des M. Pramaggióre durch A. Fiammazzo und Capt. Tacchini, jedenfalls nicht die erste, wie Levasseur meint, nachdem ihm am 25. September 1883 schon R. Bassi vorangegangen war, der von dieser Tour eine ausführliche, sehr übertriebene Schilderung veröffentlichte.

Bisher war nur von einzelnen Unternehmungen die Rede; in den Jahren 1890 und 1891 endlich kam es zu einer systematischen Erforschung der Clautanischen Voralpen. Den Anstoss, fast dürfte man sagen die Möglichkeit zu einer solchen, hatten die kurz

vorher erschienenen Tavoletten des I. M. K. gegeben, welche besonders in das verwickelte Gebiet der Monfalcóni und in die Nomenklatur Klarheit brachten.

Es waren die Mitglieder des S. A. F., Arturo Ferrucci und Dr. Fabio Luzzatto, die auf mehreren ausgedehnten Touren die höchsten Gipfel der Claut. Voralpen bezwangen, ihre Thäler durchwanderten, ihre Pässe überschritten. Mit bewundernswerther Ausdauer und Beharrlichkeit liessen sie sich durch Misserfolge nicht abhalten, die vorgesteckten Ziele zu erreichen.

Bei der Rückkehr von einem vergeblichen Versuche zur Besteigung der Cima dei Préti durch die Val Campól gelang ihnen die erste touristische Überschreitung der Forc. Duránno, 2123 *m*, in die Val Zémola, wobei auch die südlich des Passes aufragende Cima Centénere, 2292 *m*, wahrscheinlich betreten wurde. Am 6. August 1891 führten sie dann die Besteigung der Préti auf dem Abstiegswege Holzmann's aus, ebenso einige Tage früher, am 4. August 1891, die erste Erklimmung des herrlichen Monfalcóne di Montináia, 2549 *m*. Auch hier war ein erster Versuch abgeschlagen worden. Die Gesellschaft erzwang sich damals einen Übergang zwischen P. 2503 und einer nicht cotierten Spitze im Nordosten in die Val Tóro (circa 2300 *m*).

Schon am 3. Juli 1891 hatten die Obengenannten die Cima Pregajáne, 2321 *m*, mit ihrem Freunde Seppenhofer aus Görz erstiegen, welch' letzterer dann über die Forc. Lareséi, 1752 *m*, nach Forni di sotto abstieg. Ferrucci wurde dieser höchste Punkt der gleichnamigen Gruppe als Cima Méda bezeichnet, welchen Namen die I. M. K. einem nördlich gelegenen P. 2275 *m* beilegt, ich dagegen hörte von Einheimischen P. 2312 Cima Méda nennen. In solchen Zweifelsfällen scheint mir das richtigste, den stets ungenauen Benennungen der Gebirgsbewohner gegenüber die Nomenclatur der Karte zu acceptieren.

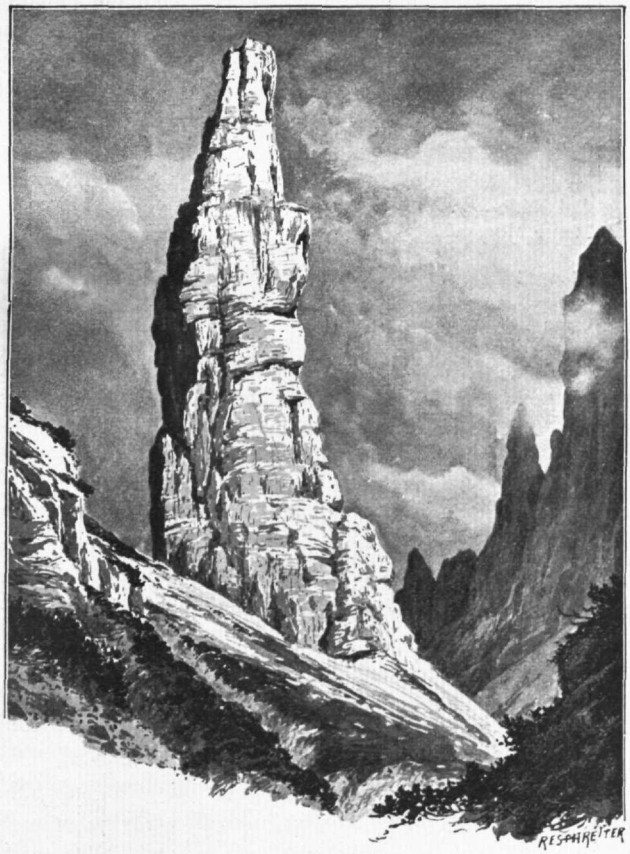
Nach einem vergeblichen Versuche im Jahre 1892 erkletterten Ferrucci und Luzzato am 15. August 1895 die stolzeste Zinne, den M. Duránno, der schon am 3. und 7. August 1891 von drei Einheimischen aus Érto bestiegen worden war. Auch den höchsten Punkt der Cavállogruppe, den Col Núdo, 2472 *m*, hatten Ferrucci und Seppenhofer am 2. Juli 1891 erreicht und dabei touristisch zum ersten Mal den Passo di Valbóna, 2127 *m*, überschritten, den Marinelli schon im Jahre 1882 von Süden aus betreten hatte. Noch wäre die von den Genannten im Juli 1891 ausgeführte Wanderung aus der Val Settimána und Val Cimoliána über Forc. Dóf, 1846 *m*, und Forc. Rónçáda, 2008 *m*, zu erwähnen.

Während dieser Jahre hatten auch andere Alpinisten, durch die Schilderungen Ferruccis angeregt, ihre Schritte den Clautanischen Voralpen zugelenkt. So überschritt Giov. Bearzi Anfang August 1892 die vielbegangene Forc. Clautána und am 17. Sept. 1893 den Passo di Lavinále, den auch Ferrucci und Luzzatto im August 1891 begangen hatten. Gius. Urbanis vollführte am 21. September 1894 die erste touristische Ersteigung der Cima Brica, 2362 *m*, und überschritt am gleichen Tage den Passo del Mus, 2037 *m*.

Im Jahre 1895 endlich erhob sich ein neuer Stern am alpinen Himmel Friauls, Graf Mantica, der die Claut. Voralpen mit Zelt und, so seltsam das für uns klingt, mit Trägerinnen durchstreifte. In kühnem Ansturme bezwang er innerhalb weniger Tage Cridola, Duránno, Préti, von der er den ersten Abstieg in die Val Campól, anscheinend auf neuem Wege, ausführte, erstieg einen namenlosen Gipfel unmittelbar nördlich des Monfalcón di Montináia, überschritt den Pass zwischen Duránno und Spalla Duránno in die Val Montína, eine Forcella zwischen Val Giáf und Val Monfalcóne, die Forcella Giáf, sowie den Grat zwischen Val Monfalcóne und Val Monfalcóne Cimoliána, die Forcella Monfalcóne Cimoliána. In diesem verwickelten Gebiete war die Überschreitung eines unbenannten Passes zwischen P. 2450 und 2453, den ich Forcella Monfalcóne zu benennen vorschlage, sowie der Übergang vom Val Giáf nach dem Val Monfalcone

schon früher von Ferrucci ausgeführt worden. — Von späteren touristischen neuen Ersteigungen wurden mir nur jene der Cima Fráscola, 1963 *m*, in der östlichen Pregajánegruppe durch G. Bearzi am 3. Juli 1896, des Spiz Gallína, 1547 *m*, am 27. März 1898 durch Pratti mit einem Begleiter und zwei Führern, sowie des M. Burlatón, 2107 *m* (Pregajánegruppe), am 14. August 1899 durch L. Agostini und G. Coppadaro mit Luigi Giordano bekannt.

Endlich wären noch die von Deutschen ausgeführten Touren zu erwähnen: die Ersteigung des Duránno von Dr. J. Kugy am 1. September 1895, die anscheinend erste Erkletterung einer nicht genau zu bestimmenden Spitze des Monfalcóngrates (M. Tóro, 2355 *m*?) durch Erich König am 12. Juli 1897, sowie die Überschreitung der Forc. Scodavácca durch J. Pock am 10. August 1893. Im August 1900 endlich vollführte L. Agostini mit Giordani Alessandro die ersten touristischen Ersteigungen des M. I. Múri, 2047 *m*, Turlon, 2311 *m*, Pale Candéle, 2252 *m*, Ciarescóns, 2163 *m*, Cima Cadín, 2316 *m*, sowie jene der einige Tage früher von Reschreiter und dem Verfasser zuerst betretenen Monfalcónspitze, 2453 *m*.[1])



Campanile di Val Montinaia.

Diese Zusammenstellung darf im Ganzen wohl Anspruch auf ziemliche Vollständigkeit machen, wenn mir vielleicht auch einige Berichte in schwer zugänglichen italienischen Zeitschriften entgangen sein mögen. Seit 1895 ruhen touristische Unternehmungen in diesem Theile der Dolomiten fast gänzlich, ausser Crídola und Pramaggióre wurde meines Wissens keiner der höheren Gipfel nach diesem Jahre noch bestiegen, und es ist zu beklagen, dass verhältnissmässig leicht zugängliche, hervorragende Aussichtsberge wie Préti oder Col Núdo von den Touristen vollkommen vernachlässigt werden. Vielleicht genügt es, auf die zahlreichen, noch jungfräulichen Spitzen der Claut. Voralpen hinzuweisen, um, zu einer Zeit, da sich der Mangel an neuen Touren schmerzlich fühlbar macht, kletterlustige Alpinisten für die Detailerforschung dieses Gebietes zu begeistern. Zur Erleichterung solcher Bestrebungen gebe ich in Folgendem ein Verzeichniss sämmtlicher in der I. M. K. benannten Gipfel über 2000 *m* der Claut. Voralpen nach ihrer Höhe geordnet. Ich habe diese

[1]) V. I. A., XI. 58. — Antonio Krammer-Triest machte Anfang Juni 1900 mit Giordani Aless. da Claut drei vergebliche Versuche zur Besteigung des M. Toro, 2328 *m* (A. G, V. 49), und erreichte ohne Führer die Mti. Cimacuta und Pramaggiore (A. G., V. 56).

Liste in fünf Gruppen eingetheilt: 1. Triangulierte, also anlässlich ihrer Vermessung bestiegene Gipfel; 2. von Touristen erstiegene Gipfel; 3. wahrscheinlich von Hirten oder Jägern betretene Gipfel; 4. unerstiegene Gipfel; 5. touristisch unerstiegene Gipfel.

No.	Name	Höhe	Triangulirt	Von Alpinisten erstiegen	Wahrscheinl. v. Jäg. erst	Unerstiegen	Touristisch unerstiegen
1	Cima dei Préti	*2703	—	1	—	—	—
2	Monte Duránno	*2668	1	1	—	—	—
3	Roccia Duránno	2653	1	—	—	—	1
4	Monte Crídola	*2581	1	1	—	—	—
5	Cima Láste	*2557	1	1	—	—	—
6	Monfalcón di Montinaia	*2549	1	1	—	—	—
7	Monte Monfalcóne	2504	—	—	—	1	—
		*2453	—	1	—	—	—
8	Monte Pramaggióre	*2479	1	1	—	—	—
9	Col Núdo	*2472	—	1	—	—	—
10	Monte Montanéllo	*2441	1	1	—	—	—
11	Cime Cadín	*2431	—	1	—	—	—
		2429	—	—	—	1	—
		2386	1	—	—	—	1
12	Cima Lescion	2409	—	—	—	1	—
13	Monte Castellatto	2383	—	—	—	1	—
14	Cresta del Mierón (höchster Punkt)	2382	—	—	1	—	1
15	Crodón di Scodovácca	*2381	—	1	—	—	—
16	Cima Brica	*2362	1	1	—	—	—
17	Cima Tóro	2355	—	?	—	?	—
18	Cime Postegáe	*2355	—	1	—	—	—
		*2348	1	1	—	—	—
19	Cima dei Fráti	2354	—	—	—	1	—
20	Monte Ferrára	2353	—	—	1	—	1
21	Monte Teveróne	2347	1	—	—	—	1
22	Monte Péra	2334	—	—	—	1	—
23	Cima Sélla	*2332	—	1	—	—	—
24	Monte Tóro	2328	—	—	—	1	—
25	Monte Pregajáne	2321	1	1	—	—	—
26	Cima Spé	*2318	—	1	—	—	—
27	Pale dell'Ájo	2316	—	—	1	—	1
28	Cima Cadín	2316	—	1	—	—	—
		2258	—	—	1	—	1
29	Cima di Géja	*2315	—	1	—	—	—
		2266	—	—	1	—	1
30	Cme di Coll'Álto	2311					
		2240	—	—	1	—	1
		2198					
31	Monte Turlón	2311	1	1	—	—	—
32	Monte Caseríne	*2309	1	1	—	—	—
33	Cresta di M. Agúdo (höchster Punkt)	2295	—	1	—	—	—
34	Cima Centénere	*2292	—	1	—	—	—
35	Cima Fantolína	2284	1	—	—	—	1
36	Cima Fortézza	2279	—	—	1	—	1
			15	23 (24)	7	7 (8)	11

No.	Name	Höhe	Triangulirt	Von Alpinisten erstiegen	Wahrscheinl. v. Jäg. erst	Unerstiegen	Touristisch unerstiegen
	Übertrag		15	23 (24)	7	7 (8)	11
37	Cima di Láres	*2275	—	1	—	—	—
38	Pale Candéle	2252	—	1	—	—	—
39	Monte Cavállo	*2251	1	1	—	—	—
40	Monte Vaccalizza	*2246	1	1	—	—	—
41	Crodon di Brica	2240	—	—	—	1	—
42	Spalla Duránno	*2235	1	1	—	—	—
43	Monte Mésser	2232	1	1	—	—	—
44	Monte Borgà	2228	—	—	1	—	1
45	Picco di Róda	2228	1	—	1	—	1
46	Monte Venále	2214	1	—	—	—	1
47	Monte Busáda	2211	—	—	1	—	1
48	Crep Núdo	2209	1	—	—	—	1
49	Pic di Méa	*2208	1	1	—	—	—
50	Monte Guslón	2194	1	—	—	—	1
51	Monte Città	2191	1	—	—	—	1
52	Cimone dei Furláni	2183	1	—	—	—	1
53	Monte Rúa	2177	1	—	—	—	1
54	Monte Castelàt	2174	—	—	1	—	1
55	Monte Ciarescóns	2163	—	1	—	—	—
56	Monte Mierón	2157	1	—	—	—	1
57	Cima Orticéllo	2119	1	—	—	—	1
58	Monte Burlatón	2107	1	1	—	—	—
59	Vetta Fornézza	2106	1	—	—	—	1
60	Costa Fornézza	2095	1	—	—	—	1
61	Monte Sestiér	2082	—	—	1	—	1
62	Cima di Súola	2078	1	—	—	—	1
63	Monte Ciol di Sáss	2075	1	—	—	—	1
64	Monte Cápel	2072	1	—	—	—	1
65	Monte Caulána	2068	1	—	—	—	1
66	Monte Colombéra	2068	—	—	1	—	1
67	Monte Riccitúme	*2067	1	1	—	—	—
68	Cimone di Palantína	2062	—	1	—	—	—
69	Monte Dozdip	*2061	1	1	—	—	—
70	Monte Pinzát	*2060	—	1	—	—	—
71	Cima Cimacúta	*2059	1	1	—	—	—
72	Cime di Pino	2057	—	—	—	1	—
73	Monte J. Múri	2047	1	1	—	—	—
74	Sasso di Mezzodí	2035	1	—	—	—	1
75	Colle Alto	2035	—	—	1	—	1
76	Monte Raut	*2025	1	1	—	1	—
77	Campanile Gambét	2023	—	—	—	—	—
78	Monte Tremól	2007	1	—	—	—	1
79	Colle di Tás	2000	—	—	1	—	1
			43	39 (40)	15	9 (10)	35

* Von Reschreiter oder dem Verfasser erstiegen.

Zu Punkt 3. möchte ich bemerken, dass bei einem Gebirge, welches nirgends die Region ewigen Schnees erreicht, die Möglichkeit vorliegt, dass fast sämmtliche

Spitzen schon von Jägern betreten wurden. Die Erfahrung lehrt, dass man von solchen auf die Frage, ob sie da oder dort »oben« waren, unweigerlich eine bejahende Antwort erhält, weil für den Jäger die eigentliche Spitze kein Interesse hat und er unter »oben« den ganzen oberen Bergkörper, nicht den äussersten Punkt versteht. Nun befinden sich in den Claut. Voralpen viele Spitzen, deren frühere Ersteigung durch Hirten, Jäger, Mappeure u. s. w. als ausgeschlossen angenommen werden muss, in Zweifelsfällen habe ich stets den betreffenden Gipfel unter die Zahl der wahrscheinlich bestiegenen eingereiht. Herr Ferrucci, der die Güte hatte, diese Liste einer Durchsicht zu unterziehen, schreibt mir: »Ich glaube, dass alle Gipfel unter 2200 *m* von Jägern oder Hirten erreicht wurden, jedenfalls sind alle Spitzen westlich vom Duránno und jene der Cavállogruppe unzähligemal von solchen betreten worden; alpines Interesse haben von letzteren nur M. Teveróne, Crep Núdo und M. Venále«. Bezüglich der kühnen Thürme der Cime del Píno konnte ich von früheren Ersteigungen nichts erfahren.

Es wäre Unrecht, am Schlusse der Ersteigungsgeschichte der Carn. Voralpen nicht jenes Mannes zu gedenken, der, auf hochtouristische Lorbeeren verzichtend, dennoch den Anstoss zur Erschliessung der heimischen Bergwelt gegeben hat. Zu einer Zeit, da der Alpinismus noch in den Windeln lag, als man von den Bergen Friauls kaum mehr als die Namen wusste, stieg Giovanni Marinelli in jene unbekannten Regionen empor, nahm dort zahlreiche Höhenmessungen vor und erhellte durch eine Reihe ausführlicher geschichtlicher, naturwissenschaftlicher und touristischer Arbeiten das Dunkel, welches jenes Dolomitengebiet umgab. Unter seiner Agide und auf seine Anregung hin wurden die hervorragendsten Spitzen erklommen, die wichtigsten Pässe überschritten, und seiner unermüdlichen Thätigkeit ist es zu danken, wenn nach Vollendung des »Guida del Friuli« das Gebiet Friauls vielleicht das am besten bekannte, am genauesten durchforschte Gebiet der gesammten Ostalpen sein wird. Am 2. Mai 1900 starb dieser seltene Mann nach längerer Krankheit zu Florenz.

Von den benannten Gipfeln der Claut. Voralpen über 2000 *m* sind also 39(40) von Alpinisten erstiegen, 9(10) überhaupt, 35 touristisch noch unerstiegen. Die Zahl der jungfräulichen Spitzen wächst aber bedeutend, wenn wir die cotierten, jedoch unbenannten Punkte in Betracht ziehen, die selbstständige Gipfel oder wenigstens von tiefen Einschnitten getrennte Thürme darstellen, wie sie sich in den westlichen Dolomiten zu Dutzenden eigener Namen erfreuen. Dahin gehören die fünf cotierten Punkte der Cresta del Mierón, zwischen M. Mierón und Forca del Cridola, 2215, 2290, 2373, 2341, 2382, von welchen einer bestiegen wurde, der zweite Gipfel der Cridola, 2555 *m*, P. 2404, ein herrlicher Felsthurm östlich der Cridola, P. 2442 westlich derselben. In der Monfalcongruppe sind die unbenannten Gipfel oft höher und bedeutender als die benannten, z. B. P. 2260 und 2344 westlich der C. Orticéllo, P. 2456 und 2356 zwischen Monfalcon di Montináia und Cima Tóro, P. 2424 und 2429 nordöstlich und nordwestlich des M. Castellatto und zahlreiche Punkte der Zweigkämme. Ebenso ist eines der kühnsten Felsgebilde der gesammten Dolomiten, der Campanile di Val Montináia, 2171 *m*, noch jungfräulich. Auch in der Pramaggioregruppe harren noch mehrere Spitzen der Besteigung, wie z. B. die Cima Vétri, 2300, zwischen Monti Turlón und Vaccalizza, sowie die Thürme des Postegáe und Bricagrates. In der Pregajanegruppe wurden die Punkte 2312, 2176, 2263 (Cima Bartolúss?), 2223, zwischen Pregajáne und Caserine wahrscheinlich nie betreten.

Von den 79 grossen und 150 kleinen »peaks«, die Robertson zählte, sind jedenfalls noch keine 50, sei es von Alpinisten, Mappeuren, Hirten oder Jägern, bestiegen worden; und wenn ich auch Herrn Ferrucci Recht geben muss, wenn er meint, ein besonderes alpines Interesse böten alle diese Spitzen nicht, so darf doch nicht ver-

gessen werden, dass wir im Zeichen der alpinen Detailforschung stehen und dass es Manchem mehr Freude machen wird, einen jungfräulichen Felsthurm zu erklimmen, als den danebenstehenden, bekannten, betretenen und benannten Gipfel.

Literatur und Karten.

Diese Übersicht soll nur eine Liste der von mir bei der vorliegenden Arbeit benützten, nicht der vorhandenen Bücher und Aufsätze sein, welche Wissenswerthes über die Carn. Voralpen enthalten. Das von Vielen schmerzlich empfundene Fehlen einer alpinen Bibliographie bringt es mit sich, dass ohne unverhältnissmässigen Aufwand an Zeit und Mühe auf ein auch nur einigermassen vollständiges Verzeichniss der einschlägigen Literatur verzichtet werden muss; die Eigenthümlichkeiten des italienischen Buchhandels, sowie die relative Bedeutungslosigkeit vieler Zeitschriften, erklären andererseits, dass es selbst bei Kenntniss der betreffenden Werke in Deutschland schwer oder gar nicht möglich ist, dieselben käuflich zu erwerben, oder in öffentlichen Bibliotheken einzusehen. Für den Alpinisten haben diese Missstände weniger Bedeutung. Er kennt die betreffenden Fachorgane und weiss, wo er eventuell sich dieselben verschaffen kann. Und das für ihn weitaus wichtigste ist ja auch in den Publikationen des C. A. I. und der S. A. F. enthalten. Ich werde eine Zusammenstellung der Literatur für die einzelnen Gipfel und Pässe der Cavallogruppe und der Claut. Voralpen folgen lassen, möchte aber vorerst den wenigen alpinen Führern, welche sich mit den Claut. Voralpen oder einem Theile derselben befassen, einige Worte widmen.

Da ist es denn nöthig, gleich anfangs zu konstatieren, dass ein Führer durch die gesammten Carn. Voralpen oder auch nur für die Claut. V. und die Cavallogruppe noch nicht existiert, und dass das Wenige, was in Führern durch die angrenzenden Gebiete gefunden wird, fast durchwegs unrichtig ist. Bei älteren Werken, wie Donà, Bassi, Marson, Ronzon etc., die noch nicht die neue I. M. K., oder die in den Publikationen der S. A. F. niedergelegten Aufsätze Ferruccis benützen konnten, sind Mängel begreiflich; befremdender wirken solche schon in Büchern neueren Datums, wie z. B. Brentaris »Guida del Cadore« vom Jahre 1896, oder Robertson's »Through the Dolomites from Venice to Toblach« vom gleichen Jahre, beides vorzügliche Arbeiten, die aber in Bezug auf die Carn. Voralpen zahlreiche Unrichtigkeiten enthalten. Ebenso zeigt es von nicht gerade hervorragender Kenntniss derselben, wenn im »Diz. Alp. Ital.« vom Jahre 1892 als Ausgangsstationen für die Besteigungen der Préti, des Pramaggiòre und des Col Núdo, Peraról0, Bárcis und Fórni di sotto(!) angeführt werden.

Abgesehen vom »Hochtourist« von Purtscheller und Hess, für dessen neueste Auflage die Carn. Voralpen in auch nicht fehlerloser Weise bearbeitet wurden, giebt es nur einen einzigen Führer, der zwar nur einen kleinen Theil derselben, diesen aber mit äusserster Gründlichkeit und Sachkenntniss behandelt, die »Guida della Carnia« von G. Marinelli. Sie enthält die genaue Beschreibung des Tagliamentothales von Staz. per la Carnia bis zum Passo del Mauria, alle südlich abzweigenden Pässe, sowie die Ersteigungsrouten der Monti Cridola, Pramaggiòre, Brica und Monfalcon di Montináia.

Schliesslich möchte ich noch bemerken, dass es mir widerstrebt, über Sprache, Flora, Fauna, Geologie etc. der Carn. Voralpen Notizen zu bringen, die ich als Nichtfachmann den betreffenden Specialwerken zu entnehmen gezwungen wäre. Wer sich für die Geologie dieses Gebietes interessiert, wird in den Schriften von Taramelli und Pirona so ziemlich alles finden, was in neuerer Zeit darüber geschrieben wurde. Bezüglich Flora und Fauna muss ich auf die »Guida della Carnia« verweisen, die in den einschlägigen Abtheilungen auch Literaturnachweise bringt. Die nähere Kenntniss des friulanischen Dialektes dürfte die Raetoromanische Grammatik von Gartner vermitteln, der eine kurze Bibliographie beigegeben ist.

Eine Geschichte der Carn. Voralpen, die sich durch drei Provinzen des Königreichs Italien erstrecken, existiert meines Wissens nicht, wohl aber Specialwerke über die Geschichte der Provinzen Udine, Treviso und Belluno; sowie ein Abriss der Vergangenheit der Carnia im Führer durch dieselbe. Wenn erst die Schlussbände des ausgezeichneten Werkes: »Guida del Friuli« erschienen sind, wird hoffentlich die S. A. F. einen handlichen Führer nur für die Carn. Voralpen zusammenstellen, der alles enthält, was bis jetzt in zahlreichen einzelnen Aufsätzen zerstreut war.

Einigermassen ausgeglichen wird der Mangel eines Führers durch die vorzüglichen Karten des Gebietes. Niemand, der dort grössere Touren unternimmt, sollte versäumen, sich die Tavolette der I. M. K. zu verschaffen.

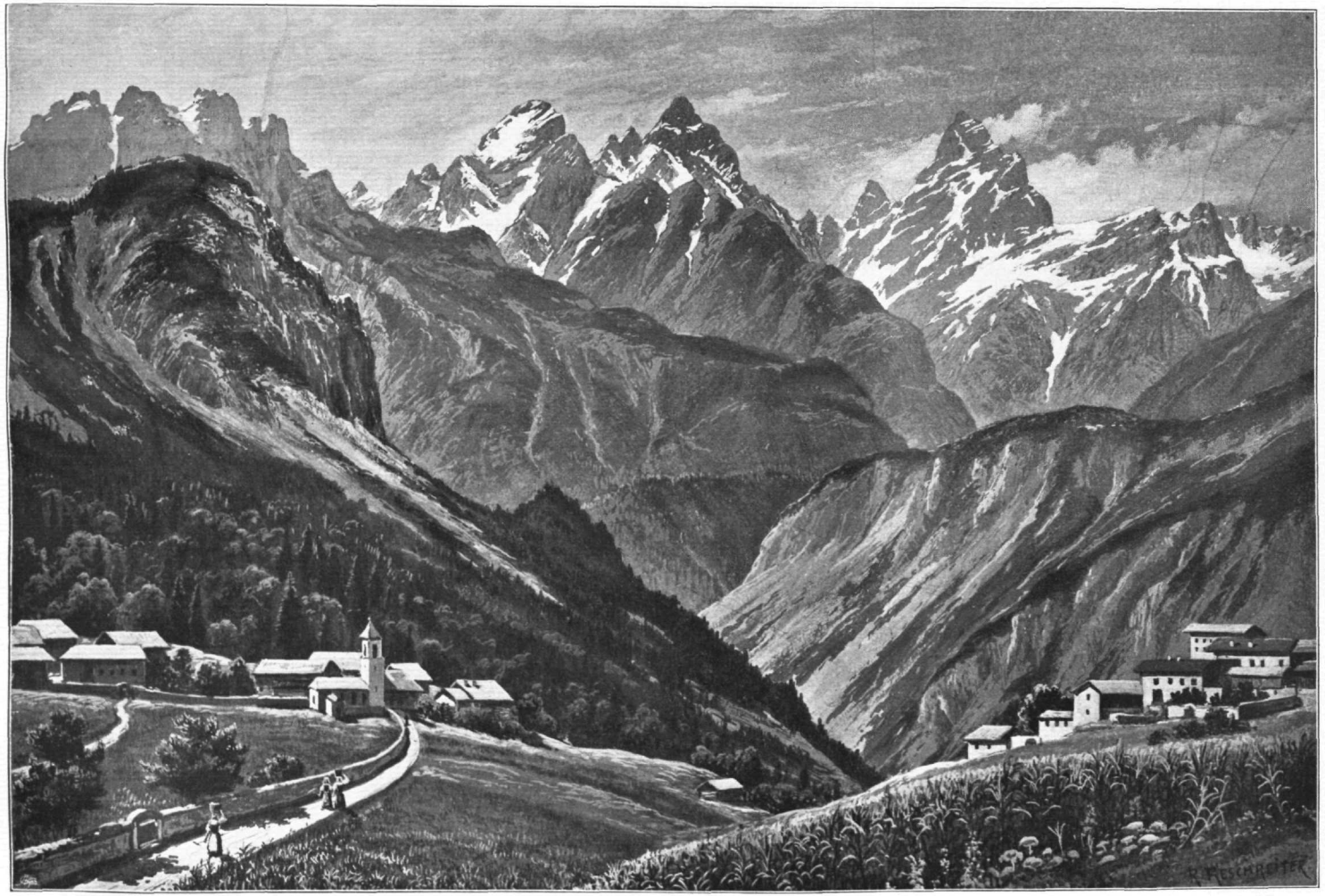
Verzeichniss der für Gipfel und Pässe der Cl. V. und der C. Gr. existierenden Literatur.

Cima dei Preti. 1a. A. J. VII, No. 49. I. A. I, 99; II, 16, 27; III, 2; VII, 35. Ö. A.-Z. 91, 274.

Monte Duranno. 1a. A. J. VII, No. 47. I. A. VII, 2, 33.

Monte Cridola. M. d. D. u. Ö. A.-V. 1a. 84, 376. I. A. VII, 33. A. G. IV, No. 6. G. d. C. 542. Ö. A.-Z. No. 550.

Monte Montanello, Cresta di Monte Agudo s



Nach der Natur gez. von R. Reschreiter.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Gruppe des Monte Duranno vom Valle di Cadore.

Chronik der S. Küstenland des D. u. Ö. A.-V. 1873—1892, S. 221 und 360.
Monfalcon di Montinaia. 1ª. I. A. II, 143; VII, 33. G. d. C. 544.
Monte Pramaggiore. Cr. V. u. VI, 93. Levasseur 371. Bassi 179. I. A. VI, 2. G. d. C. 547.
Col Nudo. I. A. III, 90.
Cresta del Mieron. Cr. I, 97.
Cima Brica. I. A. VI, 2. G. d. C. 549.
Cima Toro. M. d. D. u. Ö. A.-V. 98, 275.
Monte Pregajane. I. A. II, 113.
Monte Cavallo. Tuckett 275. Cr. II, 21 (mit Bibliographie): III, 27; VII u. VIII, 87.
Monte Messer. Cr. III, 19.
Picco di Roda, Dal Pelmo al Paralba VII, 96, 29.
Cimon di Palantina. B. No. 29, 14—76.
Monte Burlaton. I. A. X, 63; XI, 5.
Monte Frascola. I. A. VIII, 82.
Monte Najarda. I. A. II, 112.
Monte Vedorchia. Gilbert 258. Robertson 114. Tuckett 279.
Spiz Gallina. R. M. 99, 237.
Bosco d. Cansiglio. Tuckett 259. Z. d. D. u. Ö. A.-V. I, 507. B. No. 29, 14. Cr. II, 21; III, 27. I. A. 1, 98. Patria del Friuli 1882, 28, 30. Juni, 1, 4. Juli.

For. di Scordavacca. Z. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, 367.
P. d. Lavinale. I. A. V, 2; II, 111. G. d. C. 546.
F. Duranno. I. A. I, 99.
F. westl. des Duranno. I. A. VII, 33.
Forcella Dof. I. A. II, 111.
F. Rençada. I. A. II, 111.
P. di Valbona. Cr. III, 19. I. A. III, 90.
P. di Rua. Cr. V u. VI, 92. Bassi 179. I. A. II, 112. G. d. C. 549.
F. d. Mus. I. A. VI, 3. G. d. C. 546.
F. Clautana. I. A. III, 98.
F. Spè. Tuckett 279.
Pässe der Monfalcongruppe. I. A. VII, 33.
Pässe der Cavallogruppe. Cr. III, 19. I. A. I, 85/6.
Pässe von Forni di sotto nach Claut und Tramonti. I. A. II, 112; XI, 6. B. No. 25, 269. G. d. C. 530/4.
Valle Settimana. I. A. XI, 3.
Valle Cellina, Cimoliana und Vajont. Ball 555. Tuckett 278. Cr. III, 47. Gilbert 63. A. G. IV, No. 4—5. I. A. I, 98; II, 13, 86; III, 98; V, 2.
Lago Meluzzo. I. A. IV, 34.
Allgemeines: Ant. Ferrucci, Le Prealpi Clautane. I. A. II, 110, 141; III, 1 und B. No. 25, 264.
Eintheilung und Grenzen. G. Marinelli. Le Alpi Carnische. Nome, limiti, divisioni, nella storia e nella scienza. B. No. 21, 72—154 mit Karte. Cr. VII und VIII 189/98 mit Karte.
Höhenmessungen. J. d. Ö. A.-V. I und II. Jahrb. der k. k. geol. Reichsanst. 1851, 56, 57. I. A. I, 82.

Benützte Bücher.

Aloisi, Dr. G. Belluno e sua provincia in C. Cantù. Grande Illustr. d. Lombardo-Veneto II. Bd. Milano 58.
Ball, John. A. Guide to the Eastern Alps. London 68.
Bassi, R. La Carnia. Guida per l'Alpinista. Milano 86.
Baumgartner, J. Die neuesten und vorzüglichsten Kunststrassen über die Alpen. Wien 34.
Böhm, Dr. A. Die Eintheilung der Ostalpen. Wien 87.
Bonturini, Gius. Del Tagliamento (In Monographie Friulane). Udine 47.
Brentari, Ottone. Guida del Cadore e della Valle di Zoldo. Bassano 96.
Canstein, Ph. Baron von. Blicke in die östlich. Alpen. Berlin 37
Carducci, Giosue. Cadore. Ode 2. Ed. Bologna 92.
Ciani, G. Storia del popolo Cadorino. 2 Vol. Padova u. Ceneda 56 u 62.
Ciconi, Giandomenico. Udine e sua Provincia. Udine 62.
Crowe & Cavalcaselle. Tizian. Leben und Werke. 2 Bde. Leipzig 77.
Czoernig, C. Freih. v. Das Land Görz und Gradiska mit Einschl. v. Aquileja. Wien 73.
Degani, E. La diocesi di Concordia. S. Vito al Tagl. 80.
Dizionario Alpino Italiano. Milano 92.
Donà Venanzio. Guida del Cadore. Venezia 88.
Edwards, Amelia B. Untrodden Peaks and Unfrequented Valleys. Leipzig 73.
Erschliessung der Ostalpen, III. Bd. Berlin 94.
Gartner, Th. Raetoromanische Grammatik. Heilbronn 83.
— Viaggi Ladini. Linz 82.
Gilbert, Josiah. Cadore or Titians Country, London 69.
— u. G. C. Churchill, Die Dolomitberge, II. Abtheilung. Klagenfurt 68.
Goldschmiedt, Dr. Gino. I fiumi del Veneto. Venezia 1900.
Hacquet. Phys.-polit. Reise a. d. Dinarischen d. die Julischen, Carnischen, Rhät. und die Nor. Alpen. Leipzig 1785.
Heer, das von Innerösterreich. 2. A. Leipzig 48.
Lazzarini, Alfredo. Il Friuli nel 1848. Udine 99.
Levasseur, Emile. Les Alpes et les Grandes Ascensions. Paris 89.
Marinelli, G. Guida della Carnia. Udine 98.
Marson, Dr. L. Guida di Vittorio e suo distretto. Treviso u. Vittorio 89.
Österr. Militär. Zeitschrift VI. u. VII. Jahrg. (Feldz. in It. v. J. 48, bearb. v. A. Edl. v. Hillebrandt), 1837, 4. Heft.
Passo della Morte etc. Ricordi storici. Tolmezzo 98.

Passo della Morte etc. Sulla Resistenza al Venezia 80.
Patria, La del Friuli colla storia etc. m. Karte. Venezia 1753.
Pognici, Dr. L. Guida di Spilimbergo e Dintorni. Pordenone 85.
Ricordi di Maniago e dintorni. Inaugurazione del Ponte Giulio sul Cellina 15|7, 88. Udine 88.
Robertson, Alex. Through the Dolomites from Venice to Toblach. London 96.
Ronzon, Antonio. Dal Pelmo al Peralba. Almanacco Cadorino 1.—7. Jahrg. Venezia u. Lodi 72—96.
— Il Cadore descritto. Venezia 77.
Sacile e suo distretto. Udine 68.
Sacco, Prof. Feder. Gli Anfiteatri Morenici del Veneto. Studio Geologico, mit 2 Karten. Torino 99.
Saggio di Cartografia della Regione Veneta. Venezia 81.
Schaubach, Ad. Die deutschen Alpen. 1. u. 4. Th. Jena 45.
Schmidl, A. A. Das Lombard.-Venez. Königr. Stuttgart 41.
Schubert, Dr. G. H. v. Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten. 3. A. Erlangen 48.
Semenzi, G. B. Aloise. Treviso e la sua provinzia in C. Cantù. Grande Illustr. d. Lombardo-Veneto, Vol. V. 2. Abt. Milano 61.
Taramelli, Torquato. Spiegazione della Carta Geologica del Friuli. Pavia 81.
Tocchio, Antonio. Maniago 99.
Topografia Veneta etc. IV. Band. Venezia 1787.
Tuckett, F. F. Hochalpenstudien. II. Theil. Leipzig 74.
Valvasone, J. di Maniago. Descrizione della Cargna. Udine 1565.
— Descrizione dei passi e delle Fortezze che si hanno a fare nel Friuli etc. (Per Nozze.) Venezia 76.
Veneto. Guida-Itinerario del. publ. d. T. C. C. I. Milano 97.
Zahn, J. v. Die deutschen Burgen in Friaul. Graz 83.
— Friaulische Studien I. Wien 78.
Zwiedineck-Südenhorst, H. v. Die Ostalpen in den Franzosenkriegen. Z. d. D. u. Ö. A.-V. 97, 99.

Benützte Karten.

Topograph. Karte d. Lombard. Venez. Königr. Herausgegeb. 33, berichtigt 56. 1:86400. Mailand.
Dieselbe reduziert 1:288000. Mailand 38.
Marinelli, G. u. Taramelli, T. Carta del Friuli tra i fiumi Livenza ed Isonzo. 1:200000. Udine 78.
Carta topografica della Lombardia, del Veneto e dell'Italia centrale. 1:75000, bearb. nach d. K. 1:86400.
Taramelli, T. Carta geologica del Friuli. 1:200000. 80.
Carta Topografica del Regno d'Italia. 1:100000 und 1:75000. No. 12, 13, 23, 24.
Pieve di Cadore. Ampezzo, Belluno und Maniago. Tavolette 1:50000.
Longarone, Belluno, Claut, Aviano, Maniago, Ampezzo. 1:25000.
Pieve di Cadore, Lorenzago, Perarolo, M. Pramaggiore, Forni di sotto, Vittorio, Cordignano.
Ludwig Ravenstein. Karte der Ostalpen. 1:250000 Blatt V u. VIII.
Generalkarte v. Mitteleuropa, herausg. v. M. G. I. 1:200000. Belluno.

Abkürzungen.

A. G. = Alpi Giulie.
A. J. = Alpine Journal.
B. = Bolletino del C. A. I.
C. = Cima.
C. A. I. = Club Alp. Ital.
C. Gr. = Cavallogruppe.
Cl. V. = Clautanische Voralpen.
C. V. = Carnische Voralpen.
Cr. = Cronaca della S. A. F.
G. d. C. = Guida della Carnia.
F. = Forcella.
I. A. = In Alto (Cronaca della S. A. F.).
J. d. Ö. A.-V. = Jahrbuch d. Öst. Alp.-Ver.
M. = Monte.
M. d. D. u. Ö. A.-V. = Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V.
Ö. A. Z. = Österr. Alp.-Zeitg.
R. M. = Rivista Mensile d. C. A. I.
S. A. F. = Società Alpina Friulana.
V. = Valle.
Z. = Zeitschrift.

Die Julischen Alpen.

Westlicher Theil (Raibler Berge).

Von

Adolf Gstirner.

Im Jahrgange 1883 dieser Zeitschrift, Seite 370—412, hat Herr Dr. Jul. Kugy den östlichen Theil der Julischen Alpen, die Berge der Trenta, geschildert. In den folgenden Blättern soll diese Arbeit auch für den westlichen Theil fortgesetzt werden. Man hat die Berge, um die es sich hier handelt, wohl auch unter dem Namen der Raibler Berge zusammengefasst,[1]) indem man dabei von ganz praktischen, bergsteigerischen Gesichtspunkten ausgieng und die Berge darunter verstand, für die Raibl ein Touristenstandquartier bedeutet, und die von hier aus, oder wenigstens die meisten und wichtigsten derselben, bestiegen werden. In diesem Sinne, glaube ich, darf man diesen Ausdruck ganz gut gebrauchen, ohne in Conflict zu kommen mit der wissenschaftlichen Eintheilung der Ostalpen durch Dr. Aug. v. Böhm, der den Ausdruck Raibler Alpen (Eintheilung der Ostalpen, S. 227) in einem ganz anderen, viel weiteren Sinne gebraucht.

Das Gebiet meiner Raibler Berge (ich sage absichtlich Berge und nicht Alpen) begrenze ich folgendermassen: Von Tarvis über Weissenfels nach Ratschach, durch das Planicathal über den Velikikotsattel (nördlich des Jalouc) in das Koritnicathal, dann längs der Koritnica bis zu ihrem Einflusse in den Isonzo, längs des Isonzo bis nach Zaga, durch das Ucceathal zum Planjehsattel, dann durch das Resiathal nach Resiutta, hernach das Fellathal aufwärts über Chiusa, Pontafel, Malborghet zum Saifnitzersattel und nach Tarvis. Das so umschriebene Gebiet liegt nach der Böhm'schen Eintheilung der Ostalpen ganz in seinen Raibler Alpen, und zwar umfasst es Theile der Raccolana- und Trentagruppe.

Ich theile mein Gebiet in vier Untergruppen, und zwar in die Manhartkette, die Wischberggruppe, die Montaschkette und das Caninplateau. Nur die zwei ersteren sollen hier behandelt werden, die letzteren mögen einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

Manhart und Wischberggruppe.

A. Allgemeiner Theil.

Topographie und Nomenclatur. Es wird nothwendig sein, zuerst die einzelnen Gruppen topographisch zu beschreiben und die Namengebung, die recht im Argen liegt, festzustellen. Als Hilfsmittel bediene ich mich der gewöhnlichen Specialkarte 1:75000, respective der photographischen Copie der Originalaufnahme 1:25000. Speciell alle Höhenangaben sind darnach gegeben, nur wenn mir die eine oder andere gar zu unwahrscheinlich erschien, habe ich von genauer bestimmten Bergen mit dem Horizontalglas nachgemessen und suchte so vergleichsweise genauere Zahlen zu gewinnen. Was

[1]) Wurmb, J. St. 1876, »Aus den Raibler Bergen«; Findenegg, Zeitschr. 1879, »Aus den Raibler Alpen«; Eisler, Öst. A.-Z. 1883, S. 187, »Aus den Raibler Bergen«; Friedrich, Öst. A.-Z. 1888, S. 182, »Raibler Berge, Raibler Dolomiten« u. a. m. (Erklärung der Abkürzungen am Schlusse.)

die Namengebung anbelangt, so bin ich überall auf die ersten Quellen zurückgegangen: Jäger und Hirten und wer sonst etwas von den Bergen wusste. Ich hoffe, dass mir von den wirklich bergkundigen Männern in beiden Gruppen nicht einer entgangen ist. Es sind ihrer wie überall so auch hier nicht zu viele, und wer sich um derlei Dinge schon gekümmert hat, weiss, wie schwer es oft ist, die richtigen Leute auszukundschaften und sie zum Reden zu bringen. Und auch dann ist man durchaus nicht vor Irrthümern sicher, wenn man die Leute nicht immer an Ort und Stelle mitnimmt und sich dort von ihnen belehren lässt.[1])

Die **Manhartgruppe** ist ein gut in sich abgeschlossenes und deutlich umgrenztes Gebiet. Die Thalsenke von Tarvis-Weissenfels-Ratschach, das Planicathal, der Velikikotsattel, das Koritnicathal bis Mittelbreth, die Predilca, der Predilpass, das Seebachthal vom Raiblersee bis Kaltwasser und die Schlitza bis Tarvis umsäumen sie. Innerhalb dieser Grenzen zieht eine Hauptkette von West nach Ost. An die beiden Enden derselben sind unter sich beinahe parallel laufende Seitenketten fast rechtwinkelig (also von Nord nach Süd laufend) angegliedert. Der grosse von ihnen im Norden eingeschlossene Raum wird durch eine Mittelkette getheilt, so dass zwei grosse Thalungen innerhalb der Gruppe selbst entstehen, das Römerthal und das Seethal. Im Süden fehlt eine solche Mittelkette. Ich nenne nach den auffallendsten Bergen die westliche Seitenkette den Fünfspitzenzug, die östliche den Poncenzug und die mittlere Nebenkette den Breitkofelzug. — Betrachten wir zuerst den Fünfspitzenzug. Er beginnt an der Höhe des Predilpasses und endet im Norden mit dem Leillerberg. Der Name Predil[2]) kommt von dem slov. »predél« = Anhöhe, aber auch Grenze, Scheide.[3]) Dieses Wort bedeutet heute noch, wenigstens in einigen Gegenden Steiermarks, einen Bergübergang.[4]) Des Predilpasses wird begreiflicherweise schon in sehr alten Urkunden Erwähnung gethan, die erste, die ihm einen Namen giebt, ist meines Wissens die vom 9. Juli 1319,[5]) welche ihn nennt: das »pergl geheissen der Flitsch«. Den Namen Predil kann ich erst von 1447 an nachweisen.[6]) Auch die älteste Karte der Ostalpen, die des Latz 1561[7]) nennt ihn mons Predel, die Karten des 17. Jahrhunderts gebrauchen meist porta di Bless, die des 18. Predl, Prediel u. s. w. Heutzutage ist Prediel, Predil der allein übliche Name geworden.

Vom Predil zieht sich nach Nord ein sanft ansteigender, flacher Kamm, dessen höchster Punkt, 1626 *m*, der Predilkopf[8]) ist. Er ist mit Zottach (localer Ausdruck für Krummholz) bedeckt. An seiner Westseite sendet er die weissen Riesen zu Thal, durch welche die Lawinen gehen, die alljährlich die Prediler Strasse in Gefahr bringen. Etwa am Ursprunge des Fallbaches wendet sich der Kamm gegen Ost, wird niedriger und bildet eine Scharte, durch welche man vom Herjudathal[9]) in die Kleine Kernica oder in das Kor (dialectisch = Kar) gelangen kann. Das trockene Herjudathal wird gebildet durch den Predilkopf im Westen und einen Sporn, welchen der P. 1835 *m* gegen Süden sendet; die kleine Kernica[10]) ist das Ursprungskar des Fallbaches. Jenseits der Herjudascharte erhebt sich ein unbedeutender Doppelgipfel (der südliche, 1835 *m*, der nördliche etwas niedriger); nach diesem schwingt sich der Kamm zu einer etwas

[1]) Siehe Gsaller, »Über alpine Nomenclatur«, Zeitschr. 1885. — [2]) Bei der Erklärung der slovenischen Namen konnte ich mich vielfach der bewährten Hilfe des Herrn Dr. Sket in Klagenfurt erfreuen, dem ich dafür an dieser Stelle nochmals danke. — [3]) Miklosich, Denkschr. d. Wien. Akad. d. Wissensch., ph.-hist. Classe, XIV, 47; X. 241. — [4]) Zahn, »Ortsnamenbuch d. St.«, S. 61, wo ein mons Predel schon 1210 nachgewiesen ist. — [5]) Oder 1399 nach A. v. Jaksch; U. K. G.-V. — [6]) Eichhorn, »Beiträge« II, S. 260; 1522 Predill, A.-A. XXIX, 29; 1566 Pradiell u. s. w. — [7]) Zahn, »Steiermark im Kartenbilde vom 2.—16. Jahrhundert«, Graz 1895. — [8]) Prediel Khopf, c. 1675, B. A. XXVI. — [9]) Rio Garjuda, K. M. 1812. — [10]) Kernica ist der allgemeine Localausdruck für das oberste Kar eines Thales, es kommt jedenfalls von dem slov. Krnica = Kessel, Kesselthal, und nicht von Krynica = Quelle, wie Miklosich will, denn von Quellen ist hier nicht viel zu bemerken; das »r« ist Halbvocal, es ist also die verdeutschte Schreibung Kerniza oder Karniza gleichwertig.

kühneren Berggestalt auf, dem Hlebce.[1]) Seine Höhe ist weder in der Specialkarte noch in der Originalaufnahme angegeben, sie dürfte etwa 1880 *m* betragen. Jenseits einer etwas tieferen Einsenkung erhebt sich dann der Skutnik.[2]) Die Originalaufnahme misst seine Höhe mit 1896 *m*. An diesen reiht sich dann als letzter Berg vor dem langen Rücken der Thörlerschneide der doppelgipflige Grintouc an.[3]) Die Specialkarte bezeichnet ihn mit Vršic, 1918 *m*, und giebt ihm ein trigonometrisches Zeichen. Es gehört aber beides weiter östlich auf den wirklichen Vršic, der von dem Grintouc durch eine Schlucht getrennt ist. Der letztere ist höher als der Vršic, er dürfte ca. 1930 *m* haben. Die hier angegebenen Namen sind jedoch nur bei den Brethern in Gebrauch, die Raibler nennen den ganzen Zug von der Herjudascharte bis zum Grintouc nur Lahnspitzen,[4]) ohne die einzelnen Spitzen durch Namen auszuzeichnen. Die Karte von Kärnten von Loschan, 1844, nennt hier auch noch einen Sebnik-Berg (Slov. = der alleinstehende Berg) ich habe diesen Namen nie hier gehört, noch sonst etwas über ihn gefunden.

Parallel mit den Lahnspitzen geht ein Zug, welcher mit dem Vršic, 1918 *m*,[5]) beginnt. Er ist eigentlich nichts anderes als der höchste Punkt eines Rückens, der sich von Süd nach Nord zieht und nach Nord und Ost in sehr steilen Wänden abfällt. Dieser Rücken ist in der Specialkarte ganz gut angegeben, und an dessen nördlichsten Punkt, etwa dort, wo die beiden Fusswege zusammenlaufen, gehört der Vršic hin. Seine Höhe ist mit 1918 *m* gemessen, was im Vergleiche mit anderen Bergen stimmt. Zwischen Vršic und den Lahnspitzen zieht sich das Sindovthal hin[6]). Der Sattel, 1823 *m*, welcher zwischen den beiden Bergen hinüberführt in das Kar des Torerbaches, heisst Skerbinca. — Die weitere Fortsetzung des Kammes vom Grintouc an nördlich bildet ein flacher, beinahe ebener Rücken, der einen leichten Übergang von Raibl in das Römerthal gewährt und Thörler-Aiblschneide oder -Scharte genannt wird[7]). Nach Nordost entsendet er einen kleinen Nebenast: den Grossen Schober, 1858 *m*, und den Kleinen Schober, 1679 *m*[8]). Darnach senkt sich die Thörler-Aiblschneide zum Kleinaibl[9]). Der Westabhang des ganzen Zuges von der Herjudascharte bis zum Kleinaibl ist relativ sanft und bietet Raum für das Thörler Aibl[10]) und den bewaldeten Rücken des Schwarzwaldes[11]), von und zwischen welchen der Fallbach[12]), Rauschenbach, Kunzenbach[13]) und der Gamsgraben[14]) sich hinabziehen. Über dem Thörler Aibl, unmittelbar oberhalb von Raibl erhebt sich noch der bewaldete Raibler Kopf, 1260 *m*[15]).

Vom Kleinaibl schwingt sich der Kamm zu dem schönsten Berge unseres Zuges auf, den Felsen des Fünfspitz[16]). Die mittelste der fünf Spitzen (ich bezeichne sie mit III) ist gemessen mit 1902 *m*; die nördlichste (I) ist die höchste, sie erreicht etwa die Höhe des Königsberges (ca. 1920 *m*). Die zweite ist niedriger; von den beiden südlicheren ist IV etwas höher als die mittlere, V jedoch, die südlichste und letzte, ist bedeutend niedriger. Unter den Ostabstürzen der Fünfspitzen ist auf einer Bergterrasse wunderschön gelegen das sogenannte Greuther-Aibl, welches früher den Goggauern gehörte und daher in alten Urkunden auch so[17]) genannt wird.

[1]) Slov. = Brotlaibchen, nach der Gestalt. — [2]) Slov. = Quarkkorb, wie das Volk erklärt, nach der Gestalt; Ckudnik in der Orig.-K. v. Ill. — [3]) Slov. = der zerrissene, zerklüftete Felsenberg. — [4]) Auch schon die Orig.-A. d K. v. Ill. — [5]) Slov. = Bergchen; Ursich und Carnizaspitz in der Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836. — [6]) Syngne Duel 1592, A.-A. XIX, 29 f. 3 = das grüne Thal. — [7]) Aibl = Dialectausdruck für kleine Alm = Alpel. — [8]) So genannt nach der Heuschober ähnlichen Gestalt. 1685 unter diesem Namen, A.-A., XXX, 2 zuerst genannt. — [9]) Klein Albl 1763, A.-A. XXIX, 20. [10]) In den Urkunden, zuerst 1697, A.-A. XXX, 2, entweder Thörler alben oder Abll ob dem Räbl genannt. — [11]) Schwarzwaldt, 1702, A.-A. XXX, 2. — [12]) Wasserfall ob der Landstrassen, 1702, A.-A. XXX, 2. — [13]) Khünzenbach 1702, A.-A. XXX, 2, jedenfalls von dem Eigennamen Kunz abzuleiten; ein Heinr. Khuenz erscheint etwa in der nämlichen Zeit in Raibl als Zeuge. l. c. f. 52. — [14]) So jetzt genannt, früher Koggauer Albsklamb oder Schwarzwaldgraben l. c. — [15]) Räbler Khopff oder Ischerna Vrh. = Schwarzenberg 1702 l. c. — [16]) 5 Spitz 1719, A.-A. XXX, 2 f. 91. — [17]) Kockhauer albl 1695, A.-A. XXX, 2.

Nördlich von den Fünfspitzen senkt sich der Kamm zu einem Sattel, 1634 *m*, und erhebt sich wieder zum felsigen Aiblkopf, 1742 *m*[1]). Er heisst auch die Riesenleiche, da er von Tarvis aus gesehen einem liegenden Menschen etwas ähnlich sieht. Die weiter folgenden Berge sind dicht bewaldet und bieten kein alpines Interesse mehr. Es sind der Eschel- oder Escherthalkopf, 1309 *m* (von Eschenthal, die Specialkarte nennt ihn Eschalthalkopf), und der Leillerberg, 823 *m*[2]).

Damit endet der Fünfspitzenzug. Viel interessanter als dieser ist die Hauptkette. Sie beginnt mit dem breiten Vršicsattel, 1743 *m*, dem bequemsten Übergange von dem Manhartthale in das Römerthal. Die Brether nennen ihn und die von ihm gegen Süd sich herabziehenden Weiden »Stožje«[3]). Dann folgt ein langer breiter Rücken, an der Südseite mit Krummholz bewachsen, am Kamme mit guten Schafweiden. Die Nesselthaler nennen ihn Gamsspitz, was von ihnen aus gesehen auch seine Berechtigung hat; bei den Brethern heisst er Ruševa glava (= Zottenkopf) oder auch Rušie allein. Beide Namen finden sich 1836 in der Orig.-A. d. K. v. Ill. als Gamsenthalspitz und Ruschie. Der letztere Name ist bei Jäger[4]) verdruckt in »Kuschie«, was seine Nachbeter natürlich gläubig nachgeschrieben haben. Seine Höhe giebt weder die Specialkarte noch die Ph. C. an, er ist etwas niedriger als der Vršic und Königsberg, etwas höher als der Fünfspitz III, also wohl ca. 1910 *m*. Ostlich von ihm befindet sich eine tief eingeschnittene Scharte, von welcher sich nach Nord das Gamsenthal in den Thorerbachgraben hinabzieht, während nach Süd die Trockenrunse des Weissenbaches[5]) zum Thalboden des Manhartbaches hinabführt. Ich nenne diese Scharte die Gamsthalscharte. Ostlich von ihr ist ein auffallender Thurm, von dem sich ein kühner Grat nach Norden zieht und das oberste Römerthal in zwei Theile theilt. Der höchste Punkt desselben wird von den Nesselthalern Bucherspitze, 2020 *m*, genannt, nach einem Buchach = Buchengehölz, welches sich an ihrem Fusse befindet. Ebenso bezeichnet sie auch die Orig.-A. d. K. v. Ill. mit Buchachspitze. Es ist jener kühngeformte, matterhornartige Berg, welcher vom Tarviser Bahnhof aus gesehen einen so effectvollen Abschluss des Römerthales bewirkt. An der Ostseite jenes oben erwähnten, auffallenden Thurmes ist wieder eine Scharte, die Bucherscharte, höher gelegen als die Gamsthalscharte, über welche man aus der Runse des Weissenbaches durch den Buchergraben zum Moritsch-Aibl hinübersteigen kann. — Die weitere Fortsetzung des Zuges gegen Ost bildet ein langer Rücken, ein felsiges, von mehreren Schluchten durchzogenes Geschröfe. Trotzdem man es von Nesselthal aus gut sieht — es bildet den Abschluss des östlichen Römerthalastes — hat es dort doch keinen Namen. Die Brether nennen es entweder Skala (= Fels) oder Bucherspitze, und der Graben, der von ihm nach Süd zieht (der Weg zur Manharthütte quert ihn bei der sogenannten Stiege) wird auch Buchergraben genannt. Ich bezeichne es daher als Grosse Bucherspitze und den P. 2020 *m* als Kleine Bucherspitze. Für die Grosse Bucherspitze hat die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836 den Namen Kaarspitz, der jedoch jetzt nicht mehr in Gebrauch zu sein scheint. Graf Christallnigg[6]) nennt beide Weissenbacher Spitzen. Die Grosse Bucherspitze ist etwa so hoch als der Rombon, daher ca. 2200 *m*. An sie schliesst sich im Osten die ziemlich breite Römerthalscharte, 2113 *m*, seit Erbauung des Schutzhauses oft auch Schutzhausscharte genannt, an. Man gelangt durch sie vom Schutzhause zum Moritsch-Aibl und in das Römerthal. Ihre westliche Lehne bildet ein sanfter Hügel, der aber durch eine schwer überschreitbare Schlucht von der Grossen Bucherspitze getrennt ist. Er verdient nicht einen eigenen Namen, den Einheimischen ist es auch gar nicht eingefallen, ihm einen solchen zu geben, nur Touristen war es vorbehalten, hier »Erstlingsbesteigungen« zu machen.

[1]) Hoher Alblsskopfberg 1695, l. c. — [2]) Nach einem Personennamen, einen Leilerbauernhof giebt es jetzt noch in der Nähe, und er ist schon 1691, A.-A. IX, 4, nachzuweisen. — [3]) Slov. = Schoberstangen, Stosia 1592, A.-A. XXIX, 29 f. 51. — [4]) J.-T. S. 76. — [5]) Weissenbach 1661, A.-A. XXIX, 29 f. 64. — [6]) Carinthia 1842, S. 173.

Jenseits der Römerthalscharte erhebt sich die Visoka špica[1]). Eine nach Süden ziehende Schlucht trennt sie in der Mitte und macht sie zu einem Doppelgipfel. Der östliche ist der höhere; da er die Grosse Bucherspitze und den Rombon etwas überragt, so dürfte er etwa 2250 *m* haben. Von der Visoka špica zieht sich ein Kamm mit ein paar kleinen Spitzen, grasig auf der Südseite, aber mit sehr steilen Wänden in das Römerthal abfallend, nach Nordost. Er wird wegen der grünen Gamsangerln, die er auf der Nordwestseite trägt, die »Grün« oder auch »in der Grün« genannt.

Ostlich von ihr dehnt sich bis zum Fusse des Kl. Manhart ein Plateau aus, welches in steilen Wänden gegen Nord, sanft gegen Süd abfällt. Die westlichste Schlucht in demselben, die einen Abstieg nach Nord ermöglicht, unmittelbar unter der »Grün«, ist die Lahn oder Lahnscharte (auch hin und wieder Zungenscharte benannt), der meistbegangene Übergang vom Schutzhause in das Seethal. Auch die zweite, etwas östlichere Schlucht ist gangbar und vereinigt sich weiter unten mit der Lahn. Weiter östlich erhebt sich die begraste Kuppe der Traunikspitze und jenseits einer Scharte der trotzige Felskoloss des Kl. Manhart, der mit 2506 *m* wohl etwas zu hoch angegeben sein dürfte. Die Scharte zwischen beiden heisst Traunikscharte (auch Manhartscharte kommt vor), sie führt auf einen kurzen Felsrücken, der sich nach Nord zu senkt, und dessen begraste, verhältnissmässig sanftere Ostflanke einen Abstieg in das Seethal ermöglicht. Dieser ganze Felsrücken heisst Traunik (slov. = Wiese). Den Namen Traunik kann ich nur bis 1794[2]) nachweisen. Auch der Name Nos für den P. 1909 (slov. = Nase) kommt damals schon vor. Freyer[3]) nennt 1837 in seiner Kartenskizze den Kleinen Manhart: Sebnik, ein Name, den ich sonst nie gehört habe. Die Brether und wohl auch die Ratschacher bezeichnen mit Kl. Manhart den Ostgrat des Grossen Manhart. Den Namen Kl. Manhart für den P. 2506 *m* finde ich zuerst 1842[4]). Dann folgt endlich der Hauptberg unserer Gruppe: der Grosse Manhart oder Manhart schlechtweg, 2678 *m* (auch nach der neuesten Aufnahme 2677,6 *m*). Uber den Namen Manhart ist viel gestritten und geschrieben worden. Die erste Frage ist, was ist richtig: Manhart oder Mangart (Mangert). Darauf lässt sich nur antworten, wie es schon einst Wurmb[5]) gethan hat, Manhart sagt man allgemein in Kärnten, Mangart[6]) sagt man in Krain und Küstenland. Es ist also jedenfalls, und dies bestätigen auch die im Folgenden angeführten urkundlichen Belege, Manhart die bei den Deutschen, Mangrt die bei den Slovenen übliche Form. Wie ist nun der Name zu erklären, ist er deutsch oder anderssprachig? Vielfach nimmt man keltischen Ursprung an, wohl nur aus Verlegenheit. Krones[7]) ist geneigt, ihn aus dem Altdeutschen und zwar als månegart (Mondstachel) zu erklären; Widmann[8]) vergleicht ihn mit dem niederösterreichischen Manhart und erklärt es als altd. = Mondwald; Franjes[9]) sieht den Namen als aus dem slov. Manj = Klippe und dem deutschen Grat zusammengesetzt an, also gleich Felsgrat; Umlauft[10]) bedauert, dass ältere Formen fehlen. Ich gebe nun zuerst solche ältere Formen, soweit ich sie gefunden habe. Die erste Nennung dieses Namens entdeckte ich in einem Weissenfelder Urbar[11]): »Der see so vndter Manhardt liegt«. Also entsprechend dem Orte in der oben als deutsch bezeichneten Form. Die zweite Erwähnung findet sich 1661 in einer Grenzbeschreibung der Manhartalm, wo es mitten unter den andern slovenischen Bezeichnungen in dieser Alm, die zum Theile schon erwähnt wurden, auch heisst: »alsdan na Mangart.«[12]) Diese Urkunde ist allerdings in Arnoldstein geschrieben, aber die Namen sind den Aussagen der Brether Bauern ent-

---

[1]) = slov. Hochspitze. — [2]) Hochenwart, Beiträge I, S. 42. — [3]) Manuscript des Krain. Landesmuseums. — [4]) Carinthia 1842, S. 173 fgd.: »Kl. M. ein, wie es scheint, unersteiglicher Kegel« — [5]) Mitth. 1875, S. 34. — [6]) Oder eigentlich richtiger Mangrt, es ist der slov. Halbvokal r, so dass es ebenso gut zu Mangart als zu Mangert aufgelöst werden kann. — [7]) Die deutsche Besiedelung der Ostalpenländer, S. 37. — [8]) Zeitschrift f. d. Realschulwesen 1885, S. 370. — [9]) Zeitschr. f. Schul-Geogr. III, 4. — [10]) Geogr. Namenbuch, S. 295. — [11]) L.-M. v. Kr. I, 67 l. — [12]) A.-A. XXIX, 29 f. 64.

nommen, daher erscheint hier die slovenische Form. Die alten Karten haben meist Manhart, die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836 hat Mangart, weil die ersten Mappeure eben Führer und Träger von Ratschach verwendeten, und seitdem erscheint in den Militärkarten, also auch in den Sp.-K. die Form Mangart an erster Stelle. Aber ich kenne noch einen urkundlichen Beleg, welcher wahrscheinlich älter ist, als die oben genannten. Im Jahre 1664 trat eine Commission zusammen, um einen Grenzstreit zwischen Arnoldstein und Weissenfels zu entscheiden, der schon über 80 Jahre währte.[1]) Unter den Prozessacten wurde vorgewiesen ein »Kaiserl. Cameralisches Originalurbar«, welches schon »seit vor unerdenklichen Zeiten« existierte. Dann erschienen auf drei Blättern[2]) zusammengeschrieben ausser anderen Behelfen auch »a) Der herrschafft Weissenfels Landgerichts Confinien Beschreibung.« Es ist klar, dass diese Confinienbeschreibung, die ja als Beweis gelten sollte, nicht erst damals gemacht wurde, sondern nur eine Abschrift eines älteren Originales ist. Aber aus welcher Zeit stammte dieses Original? Es ist naheliegend anzunehmen, aus der Zeit, in welcher das Landgericht von Weissenfels, das nach Valvasor (Ehre d. H. Krain III, 641) besonders gross war, genau abgegrenzt wurde. Leider weiss ich nicht, wann dies geschehen, ich weiss nur, dass Kaiser Ferdinand I. am 18. Februar 1535 für Krain eine Landgerichtsordnung erliess[3]), und dass ein benachbartes bambergisches Landgericht, von Villach bis Pontafal sich erstreckend, schon 1411 erwähnt wird.[4]) Die Burg Weissenfels wurde 1431 von Friedr. v. Cilli erbaut und gieng nach dem Aussterben der Cillier an die Habsburger über, 1456. Etwas anderes hilft vielleicht weiter. Der Codex Nr. 61 des Museums in Villach enthält eine Confinienbeschreibung des Landgerichtes Strassfried. In derselben heisst es fol. 15: »vnd als hinüber die Geilitz an Weissenfelser gericht«, dabei steht eine Anmerkung: »ex manuscripto et pergameno antiquo urbario, quod Wilhelmus Theodoricus de Gera anno domini millesimo quadringentesimo sexagesimo quarto manu sua scripsit.« Es muss also schon 1464 ein Weissenfelser Gericht existiert haben, dessen Grenzen genau festgesetzt waren, und wenn um diese Zeit schon ein Nachbargericht eine Grenzbeschreibung hat, so ist der Schluss wohl naheliegend, dass auch Weissenfels schon damals eine Confinienbeschreibung hatte. Ich glaube also, wir können das Original der Confinienbeschreibung von 1664 unbedenklich in die Mitte des 15. Jahrh. setzen. Dadurch gewinnt jene Abschrift umsomehr an Werth, denn eine solche Fülle von Bergnamen aus den Julischen Alpen und den Karawanken hat sich sonst nirgends erhalten. Ich lasse daher den ganzen Act hier vollständig folgen, soweit er Bergnamen enthält, wenn auch unser Gebiet nur wenige betreffen. Zur Begründung erlaube ich mir zu bemerken, dass man in der Nachweisung des Namens Triglav z. B. bis jetzt nur bis 1744 (der Karte des Floriantschitsch) gekommen ist und an sein Fehlen bei Valvasor allerlei Hypothesen geknüpft hat; es darf also ein Beleg, der ca. 300 Jahre älter ist, wohl einigen Raum beanspruchen. Jene Abschrift von 1664 lautet also:

»Erstlichen höbt sich das Landtgericht an außer Weissenfelß am Pach der Weissenpach genant, Nachern selben in das Rembßenthal, Bis zu der doro Pach in den Weissenpach felt, Nach dem doro Pach Vber sich auf die höch der gebürg (welche die Bambergischen Confinien mit der herrschaft Weissenfelß scheidet) Vnd nach den Flitscherischen Landgerichts Confinien Vber die Schärff nach des genannten gebürgs und Träffen, alß Mangart, podgrat, Traunik, Versik, dingia, presodniza, prosek, Gadniza, Wille potok, pischatz, Lukna, Terglou, Kerma (mit denen Confiniert die Herrschaft Weissenfelß mit der Haubtmanschaft Flitscher Clausen) von Kerma abwerts nach der Feistriz auf die Saw, wo der dobripotok oder Dobresnec, so auf Teutsch guettenpach genant, in die Saw felt, dan abwerts nach der Saw raint Weissenfelß mit der herrschafft Veldes alles nach der halben Wasserflüssen zu verstehn vnnd von der Saw vber sich nach den fluß Sauersniza biß an die hoche prugkhen, gehn Radtmannßdorff an die Khärnerische Landgericht Confinien (alles nach den halben wasserfluß Sauersniza, aufwerts an Perg Mosech, Raint das Weissenfelserische Landtgericht mit der herrschafft Radtmanßdorff). Von Mosech auffn Stol, auf den Perg Belschiza, Meduedy Doli, Cozhna, Goliza, Ekele, Clech, Rosniza,

[1]) Nach Ainether »Beschreibung von Arnoldstein, 1714,« begann er gar schon 1554. — [2]) L.-M. v. Kr. Ständische Acten, fasc. 532a. — [3]) Hoff, »Gemälde d. Herz. Krain«, 1808, S. 10. — [4]) U. K. G.-V.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Wischberg und Montasch von den Fünfspitzen.

Velichinares, Chiepa, Jepa, Beliza, Baschiza, plezhe, podlaskouiza, Narniuurch, Masesnau, Vurch, Shlebniza, Shelesniza, Belcona, Rapizhiza, Nassedlo, Meduedni iürch, Camini, Tatini potoch, vber die Landtstraßen auf den Tatinik, petelin oberwerts zum alten vnnd neuen Trog nach der Seltschacher Alben nach den Traiff auf den Stein Napezh genannt, von danen auf den Berg Nabau, alles nach der schärff zu verstehen, vnnd widerumb abwerts auf den Clausenpach u. s. w.«

Man sieht, dass hier ein deutscher Schreiber die Namen schlecht und recht so aufgezeichnet hat, wie er sie aus dem slovenischen Munde gehört, daher erscheint auch hier die slovenische Form Mangart.

Ich wäre von vorneherein geneigt, bei dem Namen Manhart slovenischen Ursprung anzunehmen. Denn den Namen geben meist diejenigen, die den Berg wirthschaftlich benützen; und dies sind hier Slovenen, die Brether, die seit Urzeiten ihr Vieh bis an den Gipfel weiden liessen, und selbst die Weissenfelser im Norden des Berges sind erst seit etwa 1400 deutsch. Dem steht aber entgegen, dass der Name aus dem Slovenischen absolut nicht erklärt werden kann, während bei der Eigenthümlichkeit der hiesigen slovenischen Dialecte ein Übergang von Manhart zu Mangrt sehr leicht möglich ist. Man muss also deutschen Ursprung des Namens annehmen und wird dann wohl an das zunächst Liegende denken, an die Ableitung von dem Personennamen Manhart; »Manhartalmen« giebt's in Kärnten mehrere, und so ist wohl auch der Name unseres Berges entstanden.

Noch ein Name ist für den Manhart im Gebrauch: Babji zob (slov., wörtlich = alter Weiberzahn, da aber Baba überhaupt als Ausdruck für Berg gebraucht wird, so ist es hier wohl besser, den Namen mit »Bergzahn« zu übersetzen). Es ist dies ein Name, der nicht unpassend ist für den Anblick von Norden, insbesondere von Ratschach aus. Trotzdem ist es mir nicht gelungen, diesen Namen als einen im Volke lebenden nachzuweisen. So viel ich auch in Ratschach und Breth herumfragte, Niemand, mit einer Ausnahme, kannte ihn. Und dieser eine, ein Bauer von Mittelbreth, sagte, er habe ihn vom Pfarrer gehört. Also gelehrter Einfluss! Ich fand ihn zuerst verzeichnet auf der slovenischen Karte von Innerösterreich des Kosler 1853[1], und Kenner der slovenischen Literatur versichern mich, dass dieser Name seit den 50er Jahren sich mehrfach finde; meine Kenntniss des Slovenischen ist leider eine allzu geringe, als dass ich diese Spuren weiter verfolgen könnte. Aber so lange es nicht gelingt, diesen Namen als einen wirklich volksmässigen nachzuweisen, halte ich ihn für einen künstlichen, erst in unserem Jahrhundert gebildeten.

An den Manhartkopf schliesst sich südwestlich ein Hochplateau an, die Lämmerwiese[2], gegen Westen fällt diese in einer steilen, rothen Wand ab; dieses ist die sogenannte »Rothe Wand«, in der mehrere grottenartige Vertiefungen Übernachtungsplätze für die Schäfhirten und — vor der Erbauung der Unterkunftshütte — auch für die Touristen boten. Gegen Süden senkt sich die Lämmerwiese zu einem Sattel[3], von welchem sich Wiesen und Weiden hinunterziehen bis in die Koritnica, während jenseits desselben sich der mali Vrh, 2107 *m*,[4] erhebt.

Im Süden des ganzen, bis hierher beschriebenen Zuges dehnt sich die Grosse Manhartalm mit dem Manhartbache aus;[5] eine bewaldete Erhebung, Planja, 1554 *m*,[6] trennt sie von der Predilstrasse. Der Südosttheil der Manhartalm wird auch Urhoialm genannt. Ältere Urkunden nennen im Gebiete der Manhartalm noch dringne duel,[7] zwischen Stožje und Weissenbach, und Massesnova glava[8] zwischen Weissenbach und Manhart. Es sind dies Namen, die jetzt nicht mehr im Gebrauch sind.

Die weitere Fortsetzung des Manhartzuges gegen Osten ist der grosse und ge-

[1] Zemljovid Slovenske Dežele u. s. w. — [2] Slov. = Jarica, die »lemper eben« 1661, A. A. XXIX, 29 fol. 64. — [3] Slov. = Sedlo, A. A. XXIX, 29 f. 64, a. 1661. — [4] Slov. = Kleiner Berg, A. A. XXIX, 29 f. 64, mali Vürch 1661. — [5] Rio Manhardizza, C.-M. 1812. — [6] Plannach, 1592 *m*, A. A. XXIX, 29 f. 51. — [7] 1592, A. A. XXIX, 29 f. 51, auch dregni doll., Slov. = Rasenthal. — [8] L. C. f 64, Slov. = Lärchenkopf.

waltige Manhartgrat, der mit seinen ungeheuren Nordwänden vor allem dazu beiträgt, die Ansicht der Manhartgruppe von Norden aus so imponierend zu machen. Vielleicht bezieht sich auf ihn der Name podgrad (slov. = unter der Felsburg, welcher in der Confinienbeschreibung von Weissenfels sich findet. Die Brether pflegen ihn mit »Kleiner Manhart« (mali Mangrt) zu bezeichnen. Er schliesst ab mit einer tiefen Einsenkung, zu welcher man von Süden (von der Koritnica) bequem gelangen kann, während die ungemein steile Nordwand unersteigbar erscheint. Der Ort am Fusse des Ostendes des Grates, unmittelbar unter der Einsenkung, wird Zagerca genannt.[1]) Darnach nenne ich diese grosse Senkung Zagercasenkung. Eine andere Stelle am Fusse des Traunikanstieges heisst Mirnik.[2]) Im Süden des Manhartzuges vom Mali Vrh, 2107 *m*, angefangen, zieht sich nach Osten die Koritnicaalm hin.[3])

Dies sind die Berge und die Namen der Hauptkette.

Der Poncenzug beginnt mit dem Velikikotsattel am Nordfusse des Jalouc. Diesen nennen die Leute aus der Koritnica »Punca« (slov. = Mittagskogel), wie schon Euringer[4]) bemerkt; in Ratschach jedoch wird er Velikikot (slov. = grosser Winkel) genannt. Der letztere Name ist vorzuziehen, da es in diesem Zuge ja so schon mehrere Poncen giebt. Man kommt über ihn aus dem Planicathal in das Thal der Koritnica. Die tiefste Stelle des Passes ist 2093 *m*, eine aufragende Klippe etwas nördlich davon ist mit 2229 *m* auch in der Sp.-K. angegeben. Von Westen gesehen erscheint sie fast wie ein selbstständiger Berg, während sie nichts anderes ist, als eine Erhöhung der breiten Passniederung. Etwas nördlich von diesem P. 2229 *m* ragt mit mauerartigen Wänden ein Felskoloss in die Höhe, welchen nur die Ph. C. verzeichnet, die ihm eine Höhe von 2421 *m* giebt. Die Brether haben für diesen Gipfel keinen besonderen Namen; entweder ziehen sie ihn noch zum Sattel und nennen ihn — wie diesen — auch Punca, oder er wird miteinbezogen in das oberste Koritnicathal, welches etwa von der Käshütte angefangen, na Konci (slov. = am Ende) genannt wird. Wohl aber haben die Hirten der Planica, also die Ratschacher, für ihn einen besonderen Namen, nämlich Kotova špica (slov. = Winkelspitz) nach dem gleichnamigen Sattel im Süden. Und bei diesem Namen, der ein schöner, vollkommen passender, einheimischer ist, sollte man auch bleiben. Etwas nördlich von der Kotova špica, aber immer noch südlich vom P. 2345 *m* der Sp.-K. steht eine kleinere Doppelspitze. Es sind im Verhältnisse zur Kotova allerdings wenig bedeutende Gratzacken, da aber gerade hier der Angelpunkt ist, an welchem sich der Manhartzug mit dem Poncenzug vereinigt (die Zeichnung der Sp.-K. ist nicht ganz genau), so möchte ich diese zwei Gratspitzen doch lieber als einen selbstständigen Berg auffassen, als den Nordgipfel der Kotova špica,[5]) von der sie durch eine nicht ganz unbedeutende Einsenkung getrennt sind. Sie sind das eigentliche Ende des Koritnicathales, und so nenne ich sie in Ermangelung eines einheimischen Namens noch na Konci, womit die Brether die ganze Gegend bezeichnen, auch Konca špica (= Endspitz). Sie ist niedriger als die Kotova und höher, wenn auch nicht sehr viel, als die Veunca, daher auf circa 2370 *m* zu schätzen.

Durch ein ziemlich grosses Schuttkar von der vorhergehenden getrennt, schiebt sich weiter nordwärts ein eigenthümlich bastionenartig geformtes Berggebilde in das Seethal vor, welches an seiner merkwürdigen Gipfelform leicht kenntlich ist. Es schliessen nämlich zwei Felsgrate zangenförmig ein meist mit Schnee erfülltes Thal ein, welches nach Norden geöffnet ist, so dass das Ganze ungefähr einer hohlen

[1]) Slov. = Ort, wo die Schafe nicht mehr weiter können, nach der Volkserklärung wohl von »Zagorica« = Hinterberg. Schon Freyer in der Kartenskizze zu seiner Manhartbesteigung 1837, L.-M. v. Kr., Manuscript, verzeichnet ihn dort als Shagerzhali. — [2]) Slov. = Einfriedung, Ruheplatz (der Schafe); die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1856, Freyer l. c. 1837, Alf. v. Pavich, Jahrb. d. Ö. A.-V. II, 1866 kennen ihn dort. — [3]) Aben Coritnica 1522, A. A.XXIX, 29 f. 1. [4]) Tourist XX, S. 58. — [5]) Nordgipfel der Zagica in der bisherigen Literatur.

Schaufel gleicht. Darnach wurde es auch Veunca (slov. = Schaufel, mit der Getreide geworfelt wird) genannt; die Sp.-K. giebt ihm 2345 *m* Höhe und nennt es Schagizza. Žagiza heisst im Slovenischen eine kleine Säge, und dieses wäre ein recht passender Name — zwar nicht für die Veunca, wohl aber für die Konca špica, deren zwei Zacken wirklich den Zähnen einer Säge gleichen. Ich habe aber trotz eifrigen Nachforschens diesen Namen nirgends im Volke gehört.[1]) Daher glaube ich, dass er nichts anderes ist, als eine Verstümmelung des Wortes Zagerca, womit, wie wir gehört haben, eine Localität am Fusse des Berges bezeichnet wird, gerade so wie die alte Sp.-K. die Veunca Mirnik benannte, während Mirnik doch eine Weide am Fusse des Traunik ist.[2]) Bei dem P. 2345 *m* macht der Poncenzug eine kleine Wendung nach links und setzt sich aber bald wieder nach Norden fort in der Strugova špica, 2291 m.[3]) Sie ist ein Doppelgipfel. Jenseits einer Einsenkung, die grösser ist, als sie von der Ferne aus zu sein scheint, beginnt nun der Zug der drei Poncen. Zuerst ist die Zadnja Ponca, 2258 *m*.[4]) Es ist ein langer, flacher Rücken; an ihn reiht sich, durch eine kleine, röthliche Scharte, 1955 m, getrennt,[5]) die ebenso gestaltete Srednja Ponca (Mittelponca), an welche sich dann die höchste aller Poncen, ein schöner Felsgipfel, die Visoka Ponca, 2280 *m* (= Hochponca), anschliesst. Die bewaldeten Vorberge desselben — sie sind ohne weiteres alpines Interesse — senken sich dann gegen Ratschach.

In der Mitte zwischen Fünfspitzen und Poncenzug zweigt bei der »Grün« ein weiterer Zug von der Hauptkette ab, der Breitkofelzug. Gleich nach den Grünspitzen senkt sich dieser zu einem langen, schmalen, klippigen Rücken, welcher wieder ansteigt zum Bukovnik, 2302 *m*.[6]) In Nesselsdorf nennt man ihn wohl auch Lahnspitze, da es aber in der Gruppe ohnehin schon Lahnspitzen giebt, so ist es besser, man zieht den ersteren Namen vor. Seine Höhe ist mit 2302 *m* jedenfalls zu gross angegeben, er ist etwas niedriger als der Seekopf, 2106 *m*, etwas höher als der Mittagskogel, 2076 *m*, also dürfte er etwa 2100 *m* haben, vielleicht ist 2102 *m* richtig. Nördlich vom Bukovnik befindet sich eine tiefe Einschartung, über welche man von dem Römerthal in das Seethal gelangen kann. Die Geröllrunse, welche den Ostheil dieses Weges bildet, heisst das Ratschacher Gries, und so nenne ich auch den Sattel. Jenseits desselben steigt der Kamm wieder relativ sanft zum Mittagskogel, 2076 *m*, an.[7]) Im weiteren Verlaufe folgt der Thurm, 1973 *m*, ein kühner Felsgipfel; ein niedrigerer, mit Krummholz schön bewachsener Gupf an seiner Westseite heisst Schönkopf.[8])

Nördlich vom Thurme steht der auffallende und leicht kenntliche Breitkofel,

[1]) Auch Diener, Jahrb. d. G. R. 1884, S. 689, bestätigt, dass dieser Name weder im Savethal noch in der Trenta gebräuchlich ist — [2]) Dr. Kugy giebt die Höhe des Velikikotsattels mit 2229 *m* an (Mitth. 1886, S. 15), denn 2329 ist hier offenbar nur verschrieben. Ebenso nennt er die Kotova špica Mirnig (Zeitschr. 1878, S. 70), oder in seinen neueren Veröffentlichungen immer Žagica. Im Ostalpenwerke III., 590 giebt er dieser noch 2345 *m*, die von mir dort angegebene Höhe von 2421 *m* hält er noch für einen anderen Berg. Später allerdings (Ö. A.-Z. 1897, S. 13) nimmt er auch meine Zahl an. Man ersieht daraus, dass er nur die Sp.-K. 1:75.000, nicht auch die Ph. C. 1:25.000 benützte. Aber auch in der Sp.-K. steht der Name Schagizza bei dem Gipfel 2345 *m*, der Veunca, deren charakteristische Gipfelform, das Circusthal, in der Zeichnung der Karte sehr glücklich wiedergegeben ist, so dass man sie mit einem anderen Gipfel, der noch dazu südlicher liegt, nicht verwechseln darf. Ein Blick übrigens auf die Ph. C. klärt alles auf. Ich würde trotzdem nicht gezögert haben, den Namen, welchen Dr. Kugy dem Punkte 2421 *m* gegeben hat, zu gebrauchen, da er in der diesbezüglichen Literatur, welche Dr. Kugy beinahe allein besorgt, einmal eingeführt ist, wenn es nicht einen so passenden, einheimischen Namen gäbe. — [3]) Slov. = Runsenspitze, nach einer grossen Runse auf der Ostseite, schon von Freyer 1837 so genannt. — [4]) Slov. = Hinterponca, Ponca überhaupt heisst Mittagskogel; von Ratschach aus können diese Berge mit Recht so genannt werden. — [5]) Mir scheint dies zu wenig, denn die Scharte ist nicht so tief eingeschnitten. — [6]) Slov. = Bucherspitze. Feyrer l. c. 1837 nennt ihn Bukounza. — [7]) Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836 Mittagskofel, vielleicht ist hieher zu ziehen der Seekoffl auf der Karte des Floriantschitsch 1744, wenn nicht der Breitkofel damit gemeint ist. — [8]) Die Sp.-K. nennt irrig den P. 1973 *m* Schönkopf, was auch schon die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836 hat.

2008 *m*.[1]) Der weitere Kammverlauf bringt nur noch zwei felsige Klippen hervor, den Zottigen Ranſtkofel und den Gesperrten Kofel. Den Schluss des Kammes macht, bevor derselbe in steilen Wänden nach Nordwesten abfällt, das grüne Schöneck, 1828 *m*, weniger ein Gipfel, als vielmehr das Ende des Kammes. Der ganze Zug vom Thurme bis zum Schöneck wird in Tarvis oft fälschlich als Fünfspitzen bezeichnet. Schon Jäger[2]) hat diesen Fehler angenommen, die »Kärntner Führer« beten es ihm nach, und selbst bei Alpinisten findet man diese Bezeichnung. Im Osten des Zuges, etwa vom Mittagskogel an nach Nord, fügen sich dem Hauptkamme niedrigere, schön bewaldete Vorberge an, welche von den Schluchten des Schwarzen- und Eisenbaches (im 15. Jahrhundert wurde hier nach Eisen gegraben) durchzogen werden.

Dies sind die Berge der Manhartgruppe, es erübrigt uns noch, die Thäler derselben kurz zu besprechen. Die Grenze im Süden bildet die Koritnica. Bis zur Käshütte, 1049 *m*, ist sie ziemlich eben, der Hang der Sonnseite hat nicht unergiebige Wiesen und darüber dürftige Wälder. Bei der Käshütte beginnt eine Steilstufe und das folgende ist eigentlich weiter nichts als ein ungeheueres, trümmererfülltes Kar zwischen Kotova spica und Manhart, dessen Ende die Brether na Konci (am Ende) heissen. Die Ostgrenze der Gruppe bildet die Planica.[3]) Diese ist so recht das Prototyp eines der den Julischen Alpen eigenthümlichen Thäler. Beinahe eben zieht es von Ratschach bis zum Fusse des Jalouc; es hat nur etwa 200 *m* Steigung auf 7 *km* Länge. Der Boden ist mit Gries bedeckt oder mit Krummholz und Buchengestrüpp bewachsen, welches nur hie und da dürftigem Weideboden Platz macht, ein ausgesprochenes Trockenthal, obwohl an den Ostabhängen der Zadnja Ponca die Savequelle entspringt, die sich aber bald im Schutte verliert. Der Schluss ist ein Trümmerkar, über dem sich die bleichen Kalkwände der Berge erheben: das ist der Charakter dieses und so vieler anderer Thäler der Julischen Alpen. Vom Norden her greifen zwei Thäler tief in die Gruppe ein bis zum Kamme der Hauptkette. Das Seethal mit dem wasserreichen Seebache, dem Abflusse der beiden wunderschönen Weissenfelser Seen, weitet sich in seinem Hintergrunde aus zu jenem prachtvollen Felsencircus am Fusse des Manhart, der wohl die schönste Schau in unseren Bergen ist. Auch dieses Thal geht ziemlich eben bis unmittelbar an den Fuss der Berge. Das Römerthal (über den Namen soll später gesprochen werden) wird vom Weissenbache[4]) durchflossen, der aber in dem grossen Griese (kleinbrockiges Geröll), welches sich von der Weissenbachalpe bis zu der in der Sp.-K. verzeichneten Quelle erstreckt, sich meist im Sande verliert, sonst aber immer offen fliesst. Bis zu der eben genannten Alm, 1020 *m*, ist auch dieses Thal beinahe eben; dann theilt es sich: der östliche Theil führt über eine Steilstufe zum Moritscher Aibl (der Name ist ganz jung, nach einem Besitzer), der westliche wird vom Torerbach[5]) durchflossen. Wie man in Nesselsdorf erzählt, soll dieser Bach davon seinen Namen haben, dass einst ein Weib, namens Dorothea, aus ihm Gold wusch. Das Ursprungskar dieses Baches hat den in unseren Bergen so häufigen Namen Kernica.[6])

Das Thal der Schlitza trennt die Manhart- von der Wischberggruppe und soll bei dieser besprochen werden.

Wischberggruppe. Wenden wir uns nun dieser zu. Ich begrenze sie folgendermassen: Von Tarvis durch das Thal der Schlitza und des Seebaches aufwärts bis zum Einflusse des Fischbaches; diesem folgen wir bis zu seinem Ursprunge, begeben uns über die Bärenlahnscharte in die Spranje und hinunter in das Seiserathal nach Wolfsbach, gehen von diesem nach Saifnitz und kehren wieder zurück nach Tarvis.

[1]) Breitekofel Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836. — [2]) T.-F. S. 11. — [3]) Slov. = die Alpe. Plönninza 1621 L.-M. v. Kr. — [4]) Weyssenbach 1548 L.-M. v. Kr. I, 67 l. — [5]) Doro Pach 1664, L.-M. v. Kr. Ständische Acten 532a. — [6]) Caranicen 1702 A.-A. XXX, 2 f. 45.

Während der Manhart so sehr seine Genossen überragt, dass die Benennung seiner Gruppe nie zweifelhaft gewesen sein kann, ist dieses beim Wischberg weniger der Fall; er ist, wenn auch der Höchste, doch versteckter, und daher kommt es auch, dass der Name Wischberggruppe erst später auftauchte. Man gebrauchte dafür die Ausdrücke »Kerniza und Seiserakette« [1]) oder Kaltwassergebirge[2]). Letzterer Ausdruck erhielt sich lange und wird noch heute hin und wieder verwendet.

Die Gestaltung der Wischberggruppe ist eine wesentlich andere, als die der Manhartgruppe. Nicht aus parallelen oder rechtwinkelig sich schneidenden Ketten besteht sie, sondern aus einem festen Kerne, dem Centralstocke, einem Halbrunde von Bergen, das nach Süden und Südosten sich öffnet, und einzelnen Ketten, die von diesem Kerne auslaufen. Sie gleicht einem Polypen, der seine Fangarme weit ausstreckt. Von diesen Ketten dehnen sich drei nach Norden aus: der Nabois-, Luschari- und Königsbergzug, ein kurzer — der Weissenbachzug — geht nach Osten. Das centrale Halbrund wird von der benachbarten Montaschkette durch die Bärenlahnscharte, 2122 *m*, geschieden. In Bezug auf diesen Namen herrschte früher eine heillose Verwirrung, die erst durch Findenegg[3]) gelöst wurde. Die alte Sp.-K. nennt sie nämlich Mosesscharte (welcher Name jedoch der Scharte 2209 *m* zukommt), was sich dann auch nicht nur in der älteren Literatur bei Jäger u. s. w., sondern auch in der neueren findet. Richtig heisst sie bei den Raiblern: Bärenlahnscharte nach der Bärenlahn,[4]) einem Graben in der Nähe, und der Bärenwiese,[5]) die ebenfalls benachbart ist. Die Wolfsbacher nennen sie »Vordere Spranjescharte«. Über sie führt der beste Übergang vom Seethale in die Seisera. Nach Norden folgt die Kastreinspitze, 2494 *m*.[6]) Sie ist bis zum Gipfel mit spärlicher Weide begrünt, nur die zwei Gipfelthürme sind Fels. Die Ostseite fällt in senkrechten Wänden ab, und hier unter der »Traufwand« (vom herabtröpfelnden Wasser so genannt) steht die Wischberghütte der Section Villach. Zwischen Kastreinspitze und Wischberg befindet sich die tiefeingeschnittene Mosesscharte, 2209 *m*, wie die Raibler, oder Hintere Spranjescharte, wie die Wolfsbacher sie nennen. Den ersteren Namen hat schon Findenegg erklärt.[7]) »Die Scharte ist kenntlich an einem in ihrer Mitte aufragenden Dolomit-Obelisken; dieser Obelisk soll Ähnlickeit mit dem alten Bibelvater haben, wozu allerdings ein gutes Stück Einbildungskraft gehört.« Der Name Moserscharte auf der Specialkarte ist jedenfalls nur Verschreibung. Auch über sie kann man in die Seisera absteigen.

Nordwärts von der Mosesscharte erhebt sich der lange Rücken des Wischberges, mit der höchsten Gipfelerhebung am Nordende desselben. Die Italiener nennen ihn Jôf Fuart[8]) und dieser Name erscheint schon sehr früh. Conte Prampero[9]) hat die Belege (lateinisch heisst er mons fortis) aus alten Urkunden gesammelt. Der erste stammt aus dem sagenhaften Testamente des Grafen Cazellin, welches in das Jahr 1072 verlegt wird. Auch die folgenden Belege von 1084, 1091, 1136, 1228 betreffen die nämliche Localität, es sind nur Bestätigungen oder Erweiterungen der ersten Urkunden. In allen diesen Fällen werden ein Paar mansi (Huben, Bauernhöfe) in loco qui Fortis (Furtis) appellatur verschenkt. Bei Bauernhuben muss man aber in dieser Zeit auch an Ackerbau, der damals ausschliesslich in Getreidebau bestand, denken. Nun ist am Fusse des Wischberges, so dass dieser sichtbar ist und also ein Ort nach ihm benannt werden kann, nirgends Getreidebau möglich als in Wolfsbach.

[1]) 1784 Hacquet Oryctographica Carniolica III S. 64, ebenso auch Schlegel »Reise durch einige Theile vom mittäglichen Deutschland, Erfurt 1718. — [2]) Carinthia 1838 S. 84 und öfter. — [3]) Zeitschrift 1879 S. 368, besonders aber Mitth. 1881 S. 307. — [4]) Lahn = Lawine oder Lawinenrunse, Bernlain 1690 B.-A. XVI, 1548 lininal del orso l. c. — [5]) 1548 prado del orso l. c., Perbisen 18. Jahrh. B.-A. XLV. — [6]) Von Kaštrun = Ziegenbock. — [7]) Zeitschr. 1879, S. 376. — [8]) Friaulisch, ital.-Cima forte. — [9]) In seinem Aufsatze: Saggio di un Glossario Geograph. Friulano in Atti del R. Instituto Veneto T. VII, S. V, S. 1193 fgd.

Aber erst 1661 [1]) wurde drei Bauern vom Stifte Bamberg die Erlaubniss ertheilt, bei Wolfsbach an dem Orte, wo noch jetzt die einzigen Wolfsbacher Felder sind, Getreide zu bauen. Es kann also jene obengenannte Gegend mons Fortis sich nicht auf den Wischberg beziehen. So ist also der Name des Jôf Fuart nicht früher nachzuweisen, als 1289 [2]) in der Grenzbeschreibung des Klosters Moggio, wo es heisst: »usque ad montem qui dicitur fortis et ab ipso ad montem Moltasii — — deinde Moltasium eundo per montem qui dicitur Fortis.« Den deutsch-sloven. Namen Wischberg [3]) kann ich erst aus relativ sehr später Zeit nachweisen. Wohl bildet er einen vielumstrittenen Grenzpunkt in den Streitigkeiten mit Venedig um die obere Seisera, aber da wird nicht er, sondern der nach Norden vorstehende und ihn zum Theil deckende Nabois genannt. Meines Wissens findet sich der Name Wischberg zuerst bei Baumgartner »Trigonometrisch bestimmte Höhen 1832.« Es sind hier die Höhen verzeichnet, welche seit 1817 gemessen wurden. In Kärnten, Krain und Istrien waren diese Messungen 1825—1835 (Mitth. d. Geograph. Gesellsch. Wien 1864, S. 15). Darunter ist auch »Wischberg, Berg sechs Stunden westlich vom Orte Raibl, 1405'57°.« Darnach verzeichnen ihn auch die Kärntner Karten von Loschan 1844 und Sigmund 1847. Die alte Catastralmappe von Raibl vom Jahre 1813 nennt ihn Jof grandtaga (nach der Fischbachalpe, ital. Grantagar), die von Wolfsbach, vom nämlichen Jahre, bezeichnet den ganzen Zug vom Wischberg bis zur Kaltwasser-Gamsmutter mit Oberfischkopf. Dieses giebt wohl einen Fingerzeig über die Entstehung des Namens. Er ist der Vis = der Hauptberg, nicht im Gegensatze zum Luschari [4]), der mit ihm ja in gar keinem Zusammenhange steht, sondern zum Nabois, der von Wolfsbach aus gesehen, unmittelbar vor und unter ihm steht. Die Orig.-A. d. K. v. Ill. 1836 nennt ihn (mit Gamsmutter und Thurm, wie es scheint, zusammen), Hochkaarspitz, ein Name, der ja sehr passend, aber heute nicht mehr im Gebrauch ist. Jedenfalls ist der Name Wischberg bedeutend älter, als ich ihn nachweisen kann, denn der Fischberg, der, wie später gezeigt werden wird, nur im Zusammenhange mit ihm erklärt werden kann, wird schon 1619 [5]) erwähnt.

Die folgenden Gipfel bis zum P. 2522 *m* wurden früher, nach der Aussage älterer Raibler, unter dem Namen Gamsmutter zusammengefasst; es ist dieses auch sehr wahrscheinlich, ein Bedürfniss zu näherer Unterscheidung bestand ja nicht. Auch Jäger, der in der Nomenclatur schwankt, hielt sich noch theilweise an diesen Sprachgebrauch. In neuerer Zeit jedoch, als das Bedürfniss nach genauerer Scheidung eintrat, unterschied man auch die einzelnen Gipfel, trotzdem sie nicht durch sehr tiefe Scharten von einander getrennt sind. Freilich muss man da auch als unangenehme Beigabe zwei »Gamsmütter« mit in den Kauf nehmen, die man daher durch Beifügungen von einander unterscheiden muss. Ich nenne daher die Gamsmutter, welche unmittelbar an den Wischberg grenzt, die Hohe Gamsmutter. Ihren Namen erklärt Wurmb [6]) mit Recht: »Wie eine Mutter schützt sie das verfolgte Gamswild vor seinen Feinden.« Durch einen bequemen, sich nur wenig senkenden Grat ist mit ihr der Thurm verbunden. Da die Gamsmutter etwas höher, der Thurm etwas niedriger ist als P. 2522 *m*, so dürfte die erstere ca. 2550 *m*, der letztere 2500 *m* haben. Auf diesen folgt jenseits einer etwas tieferen Einsenkung, eine, wie es scheint, unnahbare Klippe, die niedriger ist, als die umgebenden Gipfel. An ihrer Nordflanke ist auch im Sommer gewöhnlich ein Schneefeld. Von ihr erzählt Jäger [7]) folgendes: Dies (das Schneefeld) und die Formation des Kopfes geben ihm eine Ähn-

[1]) Codex 369, S. 58. — [2]) L. c. — [3]) Vom slovenischen viš = die Höhe und dem deutschen Berg, also etwa der Hauptberg. Der Name ist kein ungewöhnlicher. Zahn, Ortsnamen (S. 504) giebt mehrere Belege aus Steiermark. Da das slov. Viš im Deutschen als Wisch ausgesprochen wird, so ist die Schreibung Wischberg trotz Jäger (T.-F. 69) ganz richtig. — [4]) Zeitschr. 1879, S. 365. — [5]) B.-A. XXVI. — [6]) Jahrb. d. St. G.-V. IV, S. 62. — [7]) T.-F., S. 20, wiederholt von Frischauf, Jahrb. d. St. G.-V. 1895 in den Begleitworten zum Panorama des Luschari von Sigl.

lichkeit mit dem berühmten »Moses von Michelangelo« in der Kirche St. Pietro in vincoli in Rom. Ein Schweizer Priester, Friedrich Baeder, der 1867 Beichtvater am Luschariberge war, fand diese Ähnlichkeit zuerst und rief: »Das ist der Moses von Michelangelo.« Als Herr Lambert Ferčenik, Pfarrer in Saifnitz, im Jahre 1869 die Statue des Moses in Rom selbst sah, fand er den Gedanken des Herrn Baeder bestätigt — und seitdem heisst dieser Fels »die Mosesspitze«. Soviel ich erfahren konnte, ist dieser Name weder in Raibl noch in Wolfsbach unter dem Volke bekannt. Da es in der Gruppe einen »Moses« schon giebt, so ist es wohl besser, man verzichtet auf diese Bereicherung der Nomenclatur, und giebt dieser Klippe, die ja doch kaum als selbstständiger Berg zu rechnen ist, entweder gar keinen Namen, oder nennt sie, wenn man schon von ihr sprechen muss, etwa Kleinspitze. Einen im Volke verbreiteten einheimischen Namen giebt es eben nicht.

Der folgende Gipfel 2522 *m* ist wiederum eine schöne, selbstständige Berggestalt, die allgemein Gamsmutter benannt wird. Ich nenne sie zum Unterschiede von der Hohen Gamsmutter, nach einem Vorschlage des Dr. Kugy die »Kaltwasser-Gamsmutter«, denn zum Theil sieht sie in das Kaltwasserthal hinunter. Darnach senkt sich der Kamm bedeutend, läuft ein Stück beinahe geradlinig fort, und gewährt am Ostfusse der Gamsmutter, etwas westlich von dem am tiefsten eingeschnittenen Punkte, einen Übergang von dem Kaltwasserthale zur Fischbachalm. Vom ersteren zieht sich eine grosse mit Geröll erfüllte Schlucht hinauf bis an die Schneide. Es ist die Kaltwasserscharte, vielleicht gegen 2200 *m* hoch. Östlich von dieser erhebt sich der Kamm wieder zur Korspitze, 2371 *m*. Diese heisst so nach einem Kar (dialectisch Kor gesprochen) an ihrem Fusse, welches den Abschluss des Weissenbachthales bildet. Man kann also schreiben Kor- oder Karspitze (beide Formen gebraucht schon Jäger), nicht aber Chorspitz. Der Name Kastreinspitze in der Specialkarte ist hierher wohl nur durch einen Irrthum gekommen.

Neben der Korspitze ist die tiefe, breite und von beiden Seiten bequem erreichbare Kor- oder Karscharte eingeschnitten, die von dem Centralstocke der Wischberggruppe durch das Weissenbachthal in das Seethal hinunter führt. Jenseits derselben wendet sich die Umrahmung des Centralstockes nach Süden. Es folgt ein von mehreren Gräben durchschnittenes Hochplateau mit mehreren emporragenden Klippen, den Kleinen Weissenbachspitzen; eine derselben ist mit 2261 *m* gemessen. Der Zug, der von ihnen nach Süden zieht, erhebt sich noch einmal im Thurm, 2006 *m*, der jedoch nur vom Seethal aus gesehen als richtiger Berg erscheint, und läuft dann aus in dem bewaldeten Fischköpfl, 1358 *m*.

Damit ist die Umrahmung des Centralstockes beendet. Zwischen diesem Halbrund von Bergen dehnt sich das Gebiet der Fischbachalm (it. Grantagar) aus. Die höher gelegenen Theile derselben heissen, und zwar der südlichere, sich gegen die Bährenlahn hinziehende, Untere Kernica, der nördliche am Fusse des Wischberges gelegene, Obere Kernica. Zwei Gräben ziehen hinunter in das Seethal: der des Krummbaches und der des Fischbaches. Es ist klar, dass die Namen Fischbach und Fischbachalm von Wischberg hergeleitet sind, denn an Fische ist bei einem solchen Giessbache, der einen grossen Theil des Jahres beinahe trocken ist, natürlich nicht zu denken. Es sind Namen, die durch Volksetymologie entstanden sind; die deutschen Tarviser, welche diese Alpe besitzen, haben eben aus dem Bache des Vis einen Fischbach gemacht, eine Umwandlung, die sehr nahe liegt. Die Einheimischen unterscheiden genau in der Aussprache **W**ischberg und **F**ischbach, ich stehe daher auch nicht im Geringsten an, so zu schreiben, trotz Jäger (T. F., S. 69).

Betrachten wir nun die einzelnen Ketten, die von dem Centralstocke ausgehen. Vom Wischberg direct nach Norden geht der Naboiszug. Die Nordwände des Wischberges fallen nämlich zuerst ab zu einer Scharte, 1980 *m*, welche die Saifnitzer

Kernica mit der Spranje verbindet. Ich nenne sie Naboisscharte. Jenseits derselben erhebt sich steil der Grosse Nabois, 2315 *m*. Sein Name erscheint zuerst 1591 als Nebusse und Newusse[1]). Nabois wird er zuerst 1595 genannt[2]). Der Name ist slovenisch und bedeutet so viel als »Himmelberg«. Dem Grossen Nabois ist nördlich vorgelagert der Kleine, 1695 *m*, mit dem dieser Zug endet.

Viel länger ist die Luscharikette. Sie beginnt bei der Kaltwasser Gamsmutter; von dieser senkt sich der Kamm jäh herab zu einem namenlosen Punkte, 2139 *m*, den man auch kaum als selbstständigen Berg betrachten kann, um sich dann noch weiter zum Kernicasattel (ca. 1700 *m*) zu senken, der die Tarviser mit der Saifnitzer Kernica verbindet. Weiter nach Norden folgt der Zug der Schwalbenspitzen[3]). Es sind ihrer vier. Ich bezeichne sie mit römischen Ziffern und zwar von Norden nach Süden: IV, also die südlichste, ist mit 1825 *m* gemessen, III ist die höchste mit 1954 *m*, II ist eine Doppelspitze, die nördlichere Erhebung hat 1934 *m*, die südlichere ist etwas niedriger; I endlich hat 1852 *m*. Von dieser zieht sich ein waldiger Rücken hinab zum breiten Braschniksattel, 1489 *m*, dem bequemsten Übergange von dem Kaltwasser- in das Seiserathal. Jenseits steigt der zuerst spärlich bewaldete, dann mit Rasen und Felsen bedeckte Rücken auf zum P. 2079 *m*, den die Specialkarte Hut oder Steinerner Jäger nennt. Der P. 2079 *m* ist die höchste Erhebung eines Felsenwalles, der eine nach Norden gerichtete Hochmulde umgiebt. Ein weiter nach Nordosten gelegener Punkt dieser Felsumrahmung ist trigonometrisch gemessen mit 1780 *m*, und wird von der Specialkarte mit Praschnik bezeichnet. Die Namen werden nicht immer genau auseinander gehalten, und man bezeichnet mit allen dreien die ganze Erhebung, also auch den P. 2076 *m*. Eigentlich heissen bei den Einheimischen die »Versteinerten Jäger« zwei Felsen an der Westseite, der Sage nach zwei Jäger, die zu Stein wurden, weil sie auf das Marienbild am Luschari geschossen[4]). Mit na Klobuk (= im Hute) wird die Hochmulde bezeichnet, und Praschnik[5]) heisst nicht nur der Punkt 1780 *m*, sondern die ganze Erhebung, insbesondere auch der Rücken hinab gegen den Sattel, 1489 *m*[6]).

Mit dem Steinernen Jäger verbindet eine sanfte Einsattlung den Luschari, 1792 *m*, den berühmten Aussichts- und Wallfahrtsberg. Diesen Namen des Berges kann ich nicht vor 1658 nachweisen[7]). Die Slovenen nennen ihn Višarje[8]). Findenegg[9]) erklärt dies als »der minder Hohe« gegen Vis, der Hohe. Im weiteren Verlaufe senkt sich der Zug in waldigen Vorhügeln, von denen der Florianka, 1660 *m*, und der Prisnig (von slov. breg = Abhang, Leite) die wichtigsten sind, bis zum Saifnitzer Sattel.

Der Zug des Königsberges zweigt ab bei der Karspitze, 2371 *m*, und umschliesst in einem Bogen den Hintergrund des Weissenbachthales. In diesem Theile erhebt sich zuerst ziemlich nahe der Karspitze die Leiterspitze, ca. 2200 *m*. Nach der Sage der Raibler soll es nur mit einer Leiter möglich sein, sie zu besteigen, daher der Name. Dann folgt ein längerer, zerscharteter Grat, eine Einsenkung, eine scharfe, namenlose Klippe, und endlich, gerade bei der Biegung des Weissenbachthales, etwa bei den Buchstaben »ön« in Schönköpf in der Specialkarte, die Weissenbachscharte, ein kühner Übergang vom Weissenbach- in das Kaltwasserthal. Unmittelbar östlich von ihr erhebt sich der breite, oben mit Rasen und Krummholz bewachsene (daher der Name) Schön-

[1]) Codex 369 f. 144, eine Alpe Nebuse übrigens schon 1326, Eichhorn Beiträge, S. 262 fgd. — [2]) B.-A. XVI. — [3]) Schwalbenköpfe, Carinthia 1838, S. 84. — [4]) Rappold, »Sagen aus Kärnten«, No. 12. — [5]) 1609 Präschnigg, Codex 369 f. 176, wohl zu slov. prah = Staub. — [6]) Die Namen Hut und Stein. Jäger kann ich aus älterer Zeit nicht belegen, ich bezweifle, dass sie sehr alt sind. 1592, B.-A. XVI, wird die ganze Erhebung genannt »Khöflach in Karnischa pattach gegen Kaltenwasser«; der Kernicagraben zieht aus der Mulde gegen Wolfsbach hinab. — [7]) A.-A. X, 30, da erscheint er in den Formen Nascharia, Lasaria, Luscharia u. dgl. — [8]) Uscharje 1688, Valvasor Topogr. Carinth. S. 91. — [9]) Zeitschr 1879 S. 365, wahrscheinlich ist der Name italienischen Ursprunges.

kopf[1]), 2054 *m*, und gleich neben ihm, nur durch eine nicht gangbare Einschartung getrennt, die Hochstelle, 2007 *m*[2]). Sie heisst so, weil ihre Wände bis in die Höhe hinauf durchzogen sind von einer Reihe von »Stellen« (dialect. Ausdruck = Felsband). Von der Hochstelle geht ein zwar auch felsiger, aber doch meist mit Krummholz bewachsener Zug nach Süden, in dem zwei Punkte gemessen sind, und der mit dem Rauhenköpfl endet. Es ist der Nebenkamm der Weberlen, der von der Hochstelle durch die Hochstellenscharte getrennt ist.

Der Hauptkamm jedoch wendet sich wieder gegen Norden, nimmt an Höhe ab und steigt wieder etwas an im Aiblkopf, 1793 *m*[3]). Eine tiefgelegene Geröllmulde an seinem Nordfusse, die sich in das Kaltwasserthal hinabzieht, heisst das »Unterloch«, während eine höher gelegene im Nordosten das »Oberloch« ist. Die Specialkarte verwechselt die beiden Namen. An der Südseite des Aiblkopfes dehnt sich das Raibler Aibl[4]) aus, von dem der kleine Aiblbach abfliesst. Im weiteren Verlaufe senkt sich der Hauptkamm zu der breiten Raiblerscharte, 1325 *m*[5]), dem bequemen Übergang von Raibl in das Kaltwasserthal, um sich jenseits wieder zum Königsberge, 1918 *m*, aufzuschwingen. Dieser Name ist kein ungewöhnlicher für einen Berg. In den U. K. G.-V. finden sich schon im 13. Jahrhundert nicht weniger als 18 Belege für Königsberge in Steiermark und Kärnten. Umlauft: »Geogr. Namenbuch S. 113« giebt andere Belege. Diesen Namen unseres Königsberges kann ich allerdings nur bis 1620[6]) nachweisen. Die Karten von Zauchenberg 1718, Lotter 1735, Floriantschitz 1744 und Mayer »Statist. Topogr. d. Hz. Kärnten«, 1794, S. 13, nennen ihn Köntenberg. Da die Karten den wirklichen Verhältnissen immer etwas nachzuhinken pflegen, so könnte darin wohl ein alter Name versteckt liegen. Verstärkt wird dieser Verdacht noch dadurch, dass Hacquet[7]) einen slovenischen Namen angiebt, Kraieska hrib (= Grenz-»Kantenberg«), von dem Köntenberg offenbar nur eine Übersetzung ist. Über die Entstehung des Namens Königsberg habe ich nur Vermuthungen. Einen Vicedom Künigsberg (oder Kindsperg) kennen die Urkunden seit 1551, er hatte viel mit den Bergwerken in Raibl zu thun. Oder vielleicht hiess der Berg so wegen seines Erzgehaltes. Auch ist der Übergang von Kraj (das Ende) zu Kral (der König) ein recht naheliegender.

Es bleibt noch der kurze Weissenbachzug zu besprechen. Dies ist eigentlich kein Zug, sondern nur ein einzelner Berg, aber der schönste und interessanteste aller. Es ist die höchste Weissenbachspitze, 2300 *m*.[8]) Sie steht nördlich von den Kleinen Weissenbachspitzen, von denen sie durch eine schmale Scharte getrennt ist. Die Schlucht, welche sich auf der Ostseite derselben herabzieht, heisst die Schrägen. Diese, dann die Kar- und Leiterspitze schliessen das grosse Kar (oder Kor) ein, welches den Abschluss des Weissenbachthales bildet.

Dies sind die Berge der Wischberggruppe, wenden wir uns nun den Thälern zu.

Das wichtigste ist das Thal der Gailitz. Als Schlitza (slov. Zilica = kleine Geil) durchfliesst sie unser Gebiet von Tarvis bis Kaltwasser. Von da an bis zu ihrem Ursprunge heisst sie Seebach. Sie ist das grösste, immer fliessende Gewässer in beiden Berggruppen. Bis gegen Kaltwasser ist in ihrem Thale noch etwas Ackerbau möglich, bis zum Raiblersee sind ausser Wald noch Wiesen, hinter dem See ist nur Wald und Weide. Der Ursprung des Seebaches, der übrigens bis zum vielbewunderten Raiblersee höchst unbedeutend ist und oft im Gerölle sich verliert, ist der Kalte Brunn, etwas jenseits der italienischen Grenze unter der italienischen Kanzel. Ausser zwei Ansätzen zur Stufenbildung ist das ganze Thal beinahe eben. Das wichtigste Nebenthal ist das

---

[1]) C.-M. 1813. — [2]) Kaltwasserspitz, Orig.-A. d. K. Ill. 1836, auch bei Jäger T.-F. 71 ist der Name besser hieher zu ziehen. — [3]) C.-M. 1813, Halbekopf. — [4]) Der Tarviser Aibl 1642, Cod. 369, f. 113, clain Aibel 1678, B.-A. XXVI. — [5]) Gegen Kaltenwasser in der scharten 1620, B.-A. XLVI. — [6]) Kinigs Berg, B.-A. XLVI. — [7]) Oryctogr. Carniol. III, 49. — [8]) Rivo descentente dal monte Weisenpach 1604 B.-A. XXVI.

Kaltwasserthal.[1]) Dasselbe steigt zuerst ziemlich steil an, trägt dann weithin ebenen Wald und Weideboden, bis es sich endlich mit einer Steilstufe zu seinem grossartigen Endkar erhebt, der Tarviser Kernica.[2]) — Die Westgrenze der Wischberggruppe ist das Seiserathal. Man bezeichnet jetzt damit in der Literatur das ganze Thal. Die Einheimischen und auch die alten Urkunden unterscheiden strenger. Der vordere Theil des Thales heisst darnach im Wolfsbach.[3]) Wölfe waren früher in unserem Gebiete sehr häufig. In der »Waldordnung« des Bischofs Ernst v. Bamberg 1584 wird ausdrücklich bestimmt, dass schädliches Wild als »Pern vnd Wolff« von jedermann getödtet werden dürfen. 1623[4]) ersucht der Hofrichter Angermaier von Arnoldstein den Weissenfelser Pflegsverwalter, die Bauern zu einer gemeinsamen grossen Treibjagd auf Bären und Wölfe auf der Seltschacher Alpe aufzubieten, weil diese das Vieh decimieren, und bei einer andern Gelegenheit werden die Arnoldsteiner aufgefordert, die Gebüsche in der Nähe der Ortschaft zu roden, weil sie als Verstecke der Wölfe dienen.[5]) Der rückwärtige Theil des Thales wird Seisera genannt.[6]) Verstanden wird darunter vorzugsweise der Almboden um die sogenannte Deutsche Alm, 1018 *m*.[7]) Der Name Seisera wird schon von Jäger (T.-F. S. 25) und nach ihm allgemein (z. B. Jaksch »Über Ortsnamen u. s. w.« S. 24) erklärt aus dem slovenischen »za jezero« = hinter dem See, und zwar, sagt man, hinter dem Raibler See. Es müsste also dieses ein Raibler Name sein, der in Wolfsbach, wo er absolut nicht passt — denn für Wolfsbach liegt die Seisera nicht hinter dem Raibler See — gebraucht wurde. Aber selbst für Raibl würde dieser Name nicht passen, denn dort könnte die Gegend »hinter dem See« etwa das Seethal sein, aber nie die Seisera, die durch zwei Gebirgszüge von Raibl getrennt ist. Und wieso sollten die Wolfsbacher, für die Raibl eine ganz andere Welt ist, diesen Namen angenommen haben? Ich halte diese Ableitung für unmöglich und glaube, man hat nur deshalb an den Raiblersee gedacht, weil man einen andern nicht wusste. Der Wahrheit näher bringt uns nach meiner Meinung eine Sage der Wolfsbacher. Darnach sei im Wolfsbachthale einst ein See gewesen, und die Seiseraalm lag eben hinter demselben. Mir scheint das sehr wahrscheinlich. Ich werde später an ein paar Beispielen nachweisen, wie schnell sich »das Antlitz der Erde« in unseren Gegenden ändert; und die grossen Griesfelder vor und nach der Einmündung des Zaprahathales, insbesondere das letztere, das auch nach Norden durch einen Riegel, den der Bach durchgegraben hat, abgeschlossen wird, könnten ganz gut einstige, jetzt aber ausgefüllte Seebecken sein. Auch die Seisera zeigt getreu den Typus der Thäler der Julischen Alpen. Sie ist beinahe eben, hat nur 200 *m* Steigung auf 6 *km* Länge, wovon der grösste Theil auf eine sanfte Bodenschwellung kommt; ein Bach, der auf lange Strecken im Schutte sich verliert, grosse, weisse Griesfelder, kümmerlicher Weideboden und Krummholzgebüsch, so weit die Gewalt des Wassers reicht — das ist ihr Charakter. Nur auf den etwas höher gelegenen Theilen vermag sich ein besserer Boden und eine kräftigere Vegetation zu erhalten. Über eine Steilstufe von über 100 *m* gelangen wir in das Schlusskar der Seisera, in die überaus grossartige Spranje zwischen Montasch und Wischberg, wie sie jetzt allgemein genannt wird, selbst auch von den Einheimischen. Eigentlich hat man unter Spranje[8]) in früherer Zeit ausschliess-

[1]) Im Kaltenwasser 1592, Cod. 369 f. 4. — [2]) Es ist Weideboden der Tarviser, Carniza 1644, Cod. 369 f. 252. — [3]) Im Wolfspach 1421 Malb. Cod. 57 f. 79, ebenso auch Eichhorn Beiträge S. 262 im Jahre 1460, nach einer Urkunde von 1326, die ebenda abgedruckt ist, scheint übrigens der älteste Name des ganzen Thales Alpe »Nebuse« gewesen zu sein. — [4]) A.-A. XXVI, 1. — [5]) Siehe auch In Alto II, 121 fgd. »Le Fiere nel Friuli« von Ostermann. — [6]) Alb Seisera 1604, Malb. Cod. 57 f. 120. — [7]) Im Gegensatze zu den italienischen in Somdogna, sie gehörte übrigens den Malborgbetern, die auch früh deutsch wurden. Schon 1461 wurden ihnen »die Waid vnd Gerechtigkeit im Wolfsbach« übergeben. Eichhorn, Beiträge II, S. 262, und noch 1614 heisst es bei der Malburgheter altem Tamer Cod. 369 f. 70 und 1744 in der teutsch fraten B.-A. LXXXII. — [8]) Slov. Spranja = Spalte, Fuge; Mhd. spranz = Spalt.

lich verstanden die beiden Schartenschluchten, welche aus dem Wischbergmassiv herabführen, und darnach unterscheiden die Wolfsbacher die Vordere (= Bärenlahnscharte) und Hintere (= Mosesscharte) Spranje. Das Kar selbst aber heisst bei den Eingebornen Zaltaria (slov. za oltarji = hinter den Altären, und zwar sind die altarartigen Vorsprünge des Wischberges gemeint). Sein Boden wird als Weide benutzt, daher kommt dieser Name auch in alten Urkunden vor, der der Spranje aber nicht.[1])

Unter den Gräben, welche in das Seiserathal einmünden, ist der Zaprahagraben der bedeutendste.[2]) An seiner östlichen Flanke, gegen den Praschniksattel hin, liegen die besten Wiesen und Weiden der Wolfsbacher, und das Kar zwischen Nabois und den Schwalbenspitzen, mit welchem das Thal schliesst, ist von nicht geringerer Grossartigkeit, als die Spranje selbst und wird als Weidegebiet der Saifnitzer auch Saifnitzer Kernica genannt.

Damit hätten wir auch die Berge und Thäler der Wischberggruppe kennen gelernt und somit die topographische Betrachtung und die Untersuchungen über die Nomenclatur abgeschlossen. Es war nothwendig, dieses Kapitel etwas ausführlicher zu behandeln, um eine sichere Basis zu schaffen; denn das Erste und Wichtigste, bevor in eine Schilderung der »Erschliessung« einer Gebirgsgruppe eingegangen werden kann, ist doch die Beantwortung der Frage, was für Berge haben wir und wie heissen sie?

Geologie. Die Gestaltung der Berge wird bedingt durch ihre geologische Bildungsgeschichte. Es ist hier nicht der Ort, an der Hand der reichhaltigen wissenschaftlichen Literatur auf eine geologische Beschreibung unserer Gegend einzugehen, ich erwähne nur, dass sie, insbesondere ihr Vorort Raibl, zu einer klassischen Stätte für den Geologen geworden sind. Schon 1824 durchwanderte Buch,[3]) durch diesen angeregt Keferstein[4]) 1828 und Boué 1835 unsere Gegenden, ohne indess grössere Bergbesteigungen auszuführen. 1856 haben Foetterle und Hauer den geologischen Typennamen Raibler Schichten geschaffen, durch den Raibl in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt wurde. Später erschienen in schneller Reihenfolge die wichtigsten Abhandlungen über unsere Gegend, so Suess, »Studien über die Gliederung der Trias und Jurabildungen in den östl. Alpen, I. Raibl«[5]), dann Stur, »Beiträge zur Kenntniss der geol. Verhältnisse von Raibl und Kaltwasser[6]), Pesepny: „Die Blei- und Galmeilagerstätten von Raibl«[7]) und endlich Diener, »Mittheil. über den geol. Bau des Centralstockes der Jul. Alpen«.[8]) Die letztere Abhandlung ist für den Laien am wichtigsten, weil aus der Bildungsgeschichte der Berge ihr gegenwärtiges Aussehen erklärt wird. Ich verweise daher auch auf dieselbe, da mir hier der Raum zu weiteren Ausführungen fehlt.

Meteorologie. Die meteorologischen Verhältnisse in unseren Berggruppen sind eigenthümlich genug. Am wichtigsten für den Touristen ist die Menge und Vertheilung der Niederschläge. Drei ombrometrische Stationen giebt es hier: Saifnitz, Weissenfels und Raibl.[9]) Die Jahresmittel derselben sind: Saifnitz 1473 *mm*, Raibl 2097 *mm*, Weissenfels 1573 *mm*. Die Jahressummen sind also ganz beträchtliche Zahlen, Raibl ist der regenreichste Ort in ganz Kärnten. Die Herbstregen herrschen vor, der Oktober ist in allen drei Stationen der regenreichste Monat. Aber wichtiger als die absolute Zahl der Niederschläge ist für den Touristen die Anzahl der Tage mit Niederschlägen. Hier kann ich die Monatsmittel nur für Raibl und Saifnitz geben:

---

[1]) 1604 in montibus seu alpibus . . . . saltariae B.-A. XXVI. [2]) Saxpracha 1392, B.-A. XVI. — [3]) Mineralogisches Taschenbuch 1824. — [4]) Deutschland, Zeitschr. VI. B., 2. H. — Jahrb. d. Geol. Reichsanstalt Wien 1867. — [6]) L. c. 1868. — [7]) L. c. 1873. — [8]) L. c. 1884. [9]) Siehe Seidl »Das Klima von Krain« in den Mitth. d. Museal-Vereins für Krain, Jahrg. VII—XI. Für Weissenfels theilweise eigene Berechnung nach freundlichen Originalmittheilungen.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.	Jahr	
Raibl:	73	77	96	118	131	147	132	116	108	108	117	84	1307	Tage
Saifnitz:	87	69	84	106	118	133	123	109	99	96	103	8	1195	„

Leider sind die Niederschläge sehr variabel und neigen zu Extremen. Ungeheuere Schneemassen im Winter, Regengüsse, die an wahrhaft tropische Verhältnisse erinnern, in der wärmeren Jahreszeit, sind keine Seltenheit, besonders im gefürchteten Monat Oktober. So fielen im Oktober 1889 in Raibl 1009 *mm* Regen, nur sechs Tage waren ohne Niederschlag. Monatsmengen von 600—700 *mm* kommen öfter vor. Noch extremer werden die Verhältnisse, wenn wir die Regenmengen einzelner Tage, innerhalb von 24 Stunden, betrachten. Am 22. August 1891 waren dies in Raibl 277 *mm* und 180—240 *mm* kommen mehrfach vor. An solchen Tagen ergiessen sich ungeheuere Schuttmassen lawinenartig in das Thal, der Raiblersee schwillt in wenigen Stunden um Meter an, Strassen und Brücken werden vernichtet, bedrohte Häuser müssen geräumt werden und bange Furcht herrscht durch das ganze Thal. Aber auch die Berge selbst werden zerstört. Die Mergel und Schiefer, ja auch die Kalke, aus denen die Hänge und Spitzen bestehen, zerbröckeln ohnehin leicht und nie ruht das Werk der Zerstörung der Gipfel. Aber beinahe unglaublich sind die Verwüstungen, die ein Wolkenbruch anrichten kann, er vermag das Aussehen ganzer Berglehnen zu verwandeln. Der Jäger Miller, der hier mit mir wanderte, fand sich nicht mehr in Gegenden zurecht, die er vor den grossen Wetterstürzen des Jahres 1891 betreten hatte: wo er früher auf ziemlich guten Fusspfaden durch Krummholz gegangen war, fanden wir kahle Wände oder Schutt, und manche früher leichte Stelle gab jetzt böse Arbeit. Ich kenne keinen Ort in den Alpen, in dem die Zerstörung der Berge so rasch fortschreitet als hier.

Gletscher, oder auch nur ausgedehnte, beständige Firnfelder giebt es gegenwärtig in unserem Gebiete keine. Dies scheint aber selbst in jüngster Vergangenheit nicht immer so gewesen zu sein. Wenigstens deuten darauf hin Schaubach's Worte:[1] »Im Norden (des Raccolanathales) der Nabois oder Wischberg, ebenfalls mit einem Schneeeisgefilde«. Demgemäss dürfte sich dieses Schneeeisgefilde etwa in der Saifnitzer Kernica befunden haben. Die Mosesscharte ist noch jetzt vereist, aber auch die Bärenlahnscharte war voll Schnee zu den Zeiten Findenegg's (um 1880), während ich von 1893—1898 nie nennenswerth viel Schnee in ihr gefunden habe. Ebenso ist es auch mit dem Schlusse des Kaltwasserthales, der Tarviser Kernica. Schon 1838 spricht Hermann[2] von Schnee und Eis, welche hier im ewigen Schatten liegen. Findenegg[3] sagt ausdrücklich: »Zu erwähnen sind die Firnfelder des Kaltwasserthales, merkwürdig wegen ihrer Lage in so geringer Seehöhe, was nur durch die fast dauernde Beschattung ermöglicht wird«. Die Partie Heffter[4] schlug hier 1888 über 200 Stufen; in den letzten Jahren sind wir ohne einen Pickelstreich darüber gegangen. Es scheint also anfangs der neunziger Jahre der Schnee hier überall erheblich zurückgegangen zu sein, was auch für beide Gruppen von den Einheimischen bestätigt wird.

Flora. Der erste wissenschaftlich gebildete Botaniker, der unsere Gruppen besuchte, dürfte Wulfen gewesen sein. 1762 oder 1763 botanisierte er in der Nähe des Manhart, das Canalthal besuchte er von 1764 öfter bis zu seinem Tode, 1805.[5] Er war in Raibl, auf dem Predil und erstieg 1796 auch den Manhart. Von späteren botanischen Schriften scheinen mir für unser kleines Gebiet, ausser der Zusammenstellung für ganz Kärnten von Pacher-Jabornegg[6] noch Zwanziger, »Ein botanischer Ausflug nach Raibl«,[7] Kugy, »Der Mangert in den Julischen Alpen«,[8] und der

[1] Deutsche Alpen V, 148. — [2] Carinthia 1838, S. 84 fgd. — [3] Zeitschr. 1879, S. 366. — [4] Mitth. 1888, S. 244. — [5] »Flora Norica«, herausgegeben von Frenzl und Graf, Wien 1858. — [6] Jahrb. d. naturhist. Landes-Museums v. Kärnten, Heft 14—23. — [7] Ö. Bot. Zeitschr. 1877. — [8] L. c., Heft 10, S. 85—114.

botanische Abschnitt in dem Werke »Alpenwirthschaft von Kärnten« (II, 2, S. 36 fgd.) die wichtigsten zu sein. Ausser dem mehrfachen Vorkommen von Pflanzen, die entweder nur hier sich finden, oder doch sehr selten sind, sind es besonders zwei Momente, welche die Flora dieser Gegenden interessant machen. Erstens: es wandern viele Pflanzen südlicherer Klimate durch das Fella- und obere Isonzothal hieher ein, die hier entsprechend umgestaltet werden. Zweitens: der Unterschied zwischen Thalflora und alpiner scheint zeitweilig aufgehoben, denn die alpinen Pflanzen steigen in das Thal herunter. So haben die Thäler, insbesondere aber die Umgebung des Raiblersees eine vielfach alpine Flora, während an den sonnseitigen Hängen die Thalpflanzen hoch zu Berge steigen. »Während am Fusse[1]) der Fünfspitzen zwerghaftes Krummholz bis an die Strasse nach Raibl unter die Isohypse von 900 *m* herabsteigt, sind die Gehänge des Thörl-Aibl-Kopfes, 1260 *m*, noch von hochstämmigem Laubwald beschattet. Kaum dürfte es in den Alpen einen Punkt geben, wo man, wie hier, in der Höhe von 1400 *m* unter kräftig gedeihenden Buchen blühende Cyclamen, reife Erdbeeren und Edelweiss zu gleicher Zeit pflücken kann.«

Fauna. Eine so vielgestaltige Pflanzenwelt ernährt auch eine artenreiche Thierwelt, und besonders die Fauna der Schmetterlinge ist es, in welcher nur hier vorkommende oder sehr seltene und auch aus wärmeren Climaten eingewanderte Arten nicht fehlen, wie die Forschungen von Hornig,[2]) Zeller[3]) und Mann[4]) gezeigt haben.

Allgemeiner Charakter. Auch in dieser Beziehung verweise ich auf Diener's ausgezeichnete Schilderung und füge nur folgendes hinzu. Eines fehlt diesem Theile der Julischen Alpen, das ist der Schmuck der Gletscher, woran ja die geringe absolute Seehöhe unserer Gruppen Schuld ist, anderseits aber machen die niedrigliegenden und beinahe ebenen Thäler die geringe absolute Höhe der Berge zu einer bedeutenden relativen, so dass directe Anstiege von 1700—1900 *m* nichts Seltenes sind, ebensowenig wie Wände von hunderten von Metern Höhe! Und noch etwas werden unsere Berge immer haben, was den Reiz der Schau von ihren Gipfeln erhöht: sie sind mitten hineingestellt zwischen das blaue Meer, die italienische Tiefebene und die schneebedeckten Häupter und Firnfelder der Centralkette. Diesem Eindrucke kann sich keiner ihrer Besteiger entziehen, aber auch der Thalwanderer wird gestehen, dass (um Worte Wetter's in Amthor Alpenfr. IX, S. 195, in etwas veränderter Gestalt zu gebrauchen) das Thal der Manhartseen und die Seisera in ihrer eigenartigen Stimmung und Grösse, in ihrer finsteren Majestät und grausigen Abgeschlossenheit, aber trotz alledem auch durch ihre Abgeschlossenheit und durch ihre Lieblichkeit verdienen, neben die gepriesensten Veduten der Alpenwelt gestellt zu werden.

B. Der Mensch in den Bergen.

Betrachten wir nun ein wenig den Menschen in unseren Bergen, soweit er mit alpinen Interessen in Verbindung steht. Es ist dabei nothwendig auch auf die Vergangenheit Rücksicht zu nehmen, denn die Namengebung, an der mindestens drei Sprachen mitgewirkt haben (deutsch, italienisch-friaulisch, slovenisch), lässt sich nur aus den historischen Verhältnissen erklären. Weiters sind unsere Berge nicht allzuhoch und mit Ausnahme des Monte Canin nicht vergletschert, die Mehrzahl derselben bietet auf den gewöhnlichen Wegen auch keine ausserordentlichen Schwierigkeiten; es sind daher auch die meisten wohl seit jeher von einheimischen Hirten und Jägern bestiegen worden. Es fällt also die alpine Geschichte beider Gebirgsgruppen vielfach zusammen

[1]) Diener l. c, S. 681. — [2]) Ein lepidoptorologischer Besuch der Alpen, Mangert und Rombon, in den Verhandl. d. zool.-bot. Gesellsch. Wien, 1854. — [3]) Beitrag zur Kenntnis der Lepidopteren-Fauna v. Raibl, l. c. 1868. — [4]) Derselbe Titel, l. c. 1870.

mit der Geschichte des Eindringens der Menschen in die innersten Thäler und mit der Geschichte der Almen.

Jäger sagt auf S. 4 seines T.-F.: »In grauer Vorzeit war dieses Gebiet wie das ganze Land von Kelten bewohnt; sie wurden später von den Römern unterjocht, auf welche frühere Einwohnerschaften eine Menge Orts- und Bergnamen hinweisen.« Das ist jedenfalls übertrieben. Wenn es auch durch die Auffindung eines merkwürdigen Steinbeiles[1]) aus grünem Porphyr im Jahre 1821 bei Kaltwasser wahrscheinlich gemacht wurde, dass die ältesten Einwohner Kärntens, die Illyrier und Kelten, bis hierher vorgedrungen seien, so stammt doch kein Name aus keltischer oder gar vorkeltischer Zeit. Ähnlich ist es auch mit der Römerzeit. Freilich haben die Römer diese Länder beinahe ein halbes Jahrtausend besessen und gar mancher Legionssoldat hat den Wischberg und Manhart geschaut. Gieng ja doch von Aquileja durch das Canalthal eine Strasse über Saifnitz und Tarvis nach Virunum, die nach den erhaltenen Funden, die auf eine ganze Reihe von Niederlassungen und eine zahlreiche Anwesenheit von Zollbeamten schliessen lassen, unbedenklich unter die wichtigsten Verkehrsadern jener Zeit zu zählen ist.[2]) Im Itinerarium Antonianum (eine römische Strassenkarte aus dem 4. Jahrh. n. Chr.) ist eine Station genannt »Larix«, welche höchstwahrscheinlich bei Saifnitz zu localisieren ist. Trotzdem hat sich kein einziger römischer Name in beiden Gruppen erhalten. Zwar hat man Römerspuren in dem Namen Römerthal erblicken wollen und man hat behauptet, dass das Thal so heisse, weil die Römer durch dasselbe eine Strasse gehabt hätten. Diese hätte also, aus dem Isonzothale kommend, dem Laufe der Predilstrasse bis zur Manhartmühle folgen müssen, von dort nach Norden abzweigend, wäre sie dann über den Vršecsattel und das Römerthal nach Tarvis gegangen. Zuerst finde ich diese Ansicht ausgesprochen von Hermann im Texte zu Wagners »Ansichten von Kärnten, Klagenf. 1844«, S. 147. Saifnitz, eine grosse römische Ansiedlung, erhielt nach ihm seine Verbindung mit dem römischen Reich nicht über Pontafel, sondern durch das Weissenfelsergebiet, über das sogenannte Nesselthal am Fusse des Manhart hinab zum Flussbette des Isonzo. Etwas mehr behauptet schon Wilfan,[3]) nämlich: »Endlich befindet sich hier die an einen Weg, sowie an ein Thal innigst verknüpfte Sage, welche sich durch die Tradition fortpflanzt, dass Julius Caesar bei seinem Einfalle in das Noricum diesen Weg über das Gebirge mit seinem sieghaften Heere eingeschlagen habe — daher dieser Weg noch immer der Römerweg und das Thal das Römerthal benannt wurde.« Ich bemerke gleich dazu, dass heute von diesen Details, die Wilfan angiebt, bei den Einheimischen nichts bekannt ist, auch ist es den Weissenfelser und Nesselthaler Bauern schwerlich zuzutrauen, dass sie so sehr mit Julius Caesar und dem alten Noricum vertraut sind, dass sie beide in ihre Sagen einflechten. Es ist entschieden gelehrte Sagenbildung, resp. Verwechselung mit dem Wege über die Plöcken. Auch erscheint der Name Römerthal meines Wissens hier zuerst. Dagegen lässt es sich nicht leugnen, dass eine Sage von einer Strasse in diesem Thale und über den Vršecsattel jetzt im Volke thatsächlich existiert. Man spricht von Geleisespuren, die noch zu sehen seien, von alterthümlichen Hufeisen, die man hier gefunden habe u. s. w. Auch die Römer werden damit in Verbindung gebracht. Ich habe die Sache genau untersucht und nichts gefunden, auch gestanden mir alle, die etwas von der Sage wussten, zu, nicht sie, sondern nur der Vater, Grossvater u. s. w. habe etwas gesehen. Aber auch über die alten Römer herrschen, wie begreiflich, schwankende Ansichten. Ein Keuschler vom Predil, der vorgab, einiges zu wissen, begleitete mich einst. An Ort und Stelle angekommen, fragte ich ihn, warum denn wohl die Römer über den

[1]) Carinthia 1887, S. 193. — [2]) Die beweisenden Funde sind jetzt am bequemsten geordnet bei Wanka »Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft«, Heft III: Über die Pontebba und Predilstrasse. — [3]) Einige geschichtliche Notizen über das Kronauerthal in den Mitth. d. hist. Vereines f. Krain, 1849, S. 41.

höheren Vršecsattel, statt über den bequemeren und näheren Predil gegangen seien. »Ja Herr«, antwortete er, »was werden sie gemacht haben, Schnaps haben sie halt herübergetragen.« Ich kam darauf, dass er unter den Römern die Thalbewohner von Flitsch und Karfreit etwa aus der Franzosenzeit verstand. Aus dem Namen Römerthal darf man keine Schlüsse ziehen, denn das Thal heisst bei den Eingeborenen nicht so.[1]) Sie sagen Remschenthal, slov. remšen dol. Dies ist auch der alte Name, den die Urkunden bringen.[2]) Diesen ohne Zweifel slovenischen Namen kann ich zwar nicht erklären (vielleicht hängt er mit dem häufigen Remšnik = Meisenthal, von remec = die Meise, zusammen), jedenfalls aber heisst es nicht Römerthal, denn dies würde rimskidol heissen. Auch einen deutschen Namen hat dies Thal früher gehabt, oder doch wenigstens ein Theil desselben, nämlich Schönthal[3]), das benachbarte Schöneck hängt damit zusammen. Wahrscheinlich ist der Name Römerthal durch gelehrtes Missverständniss entstanden und die weitere Sage wurde dann in das Volk hineingetragen, was um so leichter geschehen konnte, als ja hier die Erinnerung an einen Almweg fortlebte, der durch das Thal über den Vršecsattel zur Manhartalm führte und im 16.—18. Jahrhundert viel benutzt wurde, wie aus den Urkunden leicht nachzuweisen ist.

Es giebt also keinen positiven Beweis für diesen Römerweg. Dazu kommt, dass es doch höchst ungereimt wäre, einen Weg über einen 1743 *m* hohen Pass anzulegen, wenn ein bequemerer mit 1162 *m* gleich daneben ist. Und was endlich das Allerwichtigste ist: es ist nachgewiesen, dass aus dem Isonzothale überhaupt keine Römerstrasse nach Tarvis führte.[4]) Erst am Ende des 14. Jahrhunderts wurde hier eine Strasse gebaut, die unter Ferdinand II. mit grossen Kosten von neuem hergerichtet werden musste[5]), trotzdem hatte der Verkehr hier immer mit Hemnissen zu kämpfen. Es ist daher auch die Ortschaft Predil jungen Ursprunges. Zwar soll schon c. 1585[6]) dort ein Wirthshaus errichtet worden sein, aber noch am Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese Gegend zur Manhartalm gerechnet. Erst in unserem Jahrhundert erfolgte stärkere Besiedelung.

Ebenso wie mit diesen Römerspuren verhält es sich auch mit einer Sage aus der Völkerwanderungszeit, einer Sage, die, wenn sie wahr wäre, unserer Gegend allerdings die Ehre einer der frühesten, historisch beglaubigten Bergbesteigungen verschafft hätte. Ich meine die Sage von König Alboin und seiner Besteigung des Königsberges. Der Longobardenkönig Alboin zog 568 mit seinem Volke zur Landnahme von Pannonien nach Italien. Nun erzählt Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber seines Volkes II c 8: »Igitur cum rex Alboin — — — ad extremos Italiae fines pervenisset, montem qui in eisdem locis prominet ascendit, indeque prout conspicere potuit, partem Italiae contemplatus est. Qui mons propter hanc, ut fertur, causam ex eo tempore mons regis appellatus est. Ferunt, in hoc monte bisontes fera se nutriri.« Dann wurde noch eine Jagd auf die Wisente veranstaltet. Man hat — durch den Namen verführt — auch unseren Königsberg für jenen mons regius gehalten, obwohl einsichtsvolle Historiker immer dagegen eingewendet haben, dass man erstens von diesem Königsberge die italienische Ebene gar nicht sieht, dass zweitens Alboin gar nicht über den Predil gegangen sei (es war noch dazu im April), sondern über den Birnbaumerwald, der gewöhnlichen grossen Römerstrasse von Pannonien nach Italien. Auch dürfte die Wischberggruppe kaum ein richtiger Platz für Wisente gewesen sein.[7]) Ich kann dem noch hinzufügen, dass der Name Königsberg wahrscheinlich (siehe S. 409, Fussnote 7) nicht alt ist, da der Berg früher Kraiška hrib hiess.

Die ganze Sage ist meiner Meinung nach erst vor etwa 50—60 Jahren entstanden.

[1]) Es ist daher falsch, was Carpin »Alpi Giulie«, Triest 1895, S. 47, behauptet. — [2]) Zuerst 1620 Rembsenthal, Codex 369 f. 88. — [3]) 1695, A.-A. XXX [illegible]. — [4]) Besonders Wanka in d. o. a Schrift. — [5]) Czörnig, »Das Land Görz und Gradiska«, 1873, S. 819. — [6]) Malb. Cod. 57 f. 104. — [7]) Wanka l. c., Deschmann, Deutsche Alpenzeit. I, S. 2.

Zunächst ist es einmal schon sehr auffallend, dass die älteren kärntnerischen Historiker, auch wenn sie von Alboin erzählen (z. B. Megiser, Hansiz), nichts von seiner Besteigung des Königsberges wissen, auch bei Hacquet findet sich nichts und ebensowenig in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. 1838 schreibt Hermann in der Carinthia 1838, S. 83 ff., einen Aufsatz über den Königsberg, ohne dabei auch nur mit einem einzigen Worte der Sage Erwähnung zu thun, ja er meint sogar, der Königsberg habe seinen Namen wegen seiner ausgezeichneten Stellung oder wegen seines Erzreichthums erhalten. 1844 schreibt der nämliche Hermann einen Text zu J. Wagner's »Ansichten aus Kärnten«, hier wird S. 53 auch der Königsberg genannt und die Alboinsage erzählt. Es ist dies, so viel ich weiss, der erste Beleg für ihre Existenz. 1847 hat dann Wagner in seiner Schrift »Das Herzogthum Kärnten«, S. 129 die Sage wieder erzählt, wie leicht erklärlich. 1848 äussert sich Richter[1]) noch sehr zweifelnd, und noch zweifelnder spricht Ankershofen[2]) davon. In den sechziger Jahren gieng die Sage über in die Reisewerke[3]) und dann kam das Heer der kritiklosen Aus- und Abschreiber, bei denen der arme Alboin noch immer am Königsberge herumklettern muss. Nun, es ist wenigstens ein hübsches Beispiel gelehrter Sagenbildung, durch Hermann circa 1840 veranlasst.

Um 600 etwa wanderten die Slovenen auch hieher ein; sicher besetzten sie das Hauptthal, das Canalthal; ob sie Überbleibsel einer früheren Bevölkerung dort vorfanden, ob sie auch in die Nebenthäler eindrangen und auf die Berge stiegen, wer kann es wissen? Doch ist jedenfalls zu beachten, dass die Hauptberge slovenische Namen tragen, und dass auch in Gegenden, die später deutsch wurden, wie z. B. das Raiblerthal, slovenische Berg- und Flurnamen sich finden und zwar um so mehr, in je ältere Zeiten man die Geschichte zurückverfolgen kann. Helleres Licht wird über unsere Gegenden erst verbreitet, als sie in den Besitz des Bisthums Bamberg kamen, 1007, wie man gewöhnlich annimmt. Die bambergische Verwaltung fand jedenfalls nur eine dünne Bevölkerung vor und auf der Strecke von der Planica bis zur Seisera gab es nur ein oder zwei Orte: Saifnitz und Uggowitz.[4]) Saifnitz bestand als Ort vielleicht noch aus der Römerzeit her, denn das Canalthal war auch von 500—1000 n. Ch. eine begangene Handelsstrasse; es scheint wie Chiusa eine gewöhnliche Übernachtungsstation der Reisenden gewesen zu sein; es liegt an der Passhöhe. Dann ist Saifnitz auch die älteste Pfarrei im österreichischen Canalthale. Sein Sprengel erstreckte sich bis 1399 bis über Tarvis und bis 1487 bis über Malborghet hinaus.[5]) Es ist daher auch der erste urkundlich genannte Ort. Um die Wende des 12. Jahrhunderts übernachtete hier zweimal der Bischof von Passau, Wolfger von Ellenbrechkirchen[6]) und er scheint hier sogar ein ganz gutes Gasthaus vorgefunden zu haben. 1260 erscheint der Ort als Seventz, 1483 als Saffnitz, die Italiener nannten ihn auch Campo rosso. Auch Uggowitz wird schon 1260 genannt. Dass die Bewohner beider Orte schon die Vorberge zu ihren Weidezwecken benützten, beweist eine Urkunde von 1326,[7]) worin ein Streit zwischen den »okhowizern und Saifnizern« über die »Alben« »Nebuse« entschieden wird und die heutigen Besitzverhältnisse hergestellt werden. Einen weiteren Beweis dafür, dass man damals schon wenigstens die niedereren Berge bestieg, um sie als Weidegrund zu benützen, liefert die Sage von der Gründung der Marienkirche am Luschari.[8]) Ein Hirte, durch seine Schafe aufmerksam gemacht,

[1]) Jahrb. d. Litterat CIII B., Anzeigebl. CXXIII, S. 40. — [2]) Handb. d. Gesch. Kärntens, II. Bd. 1. H., S. 24, wo auch Richter citiert wird. — [3]) z. B. Gilbert und Churchill »Die Dolomitberge«, I, 208 Pernhart »Bilder aus Kärnten« u. s. w. — [4]) Beide noch heute slovenisch, ich bemerke, dass ich die entfernteren Orte, die mit den Bergen nicht unmittelbar zu thun haben, wie z. B. Goggau, Thörl, nicht berücksichtige. — [5]) Malb. Cod. 57, S. 3. — [6]) Reiserechnungen d. W. v. E., herausgeg. von Zingerle, S. 25 u. 35. — [7]) Eichhorn »Beiträge« II, 262. — [8]) Rappold, »Sagen aus Kärnten«, 117, Prettner, »Der heilige (Luschari) Berg in Kärnten« in J. d. Ö. A.-V. I, 202—212; Cenni storici sulla origine del Monte Santo (Lusciaria), Klagenf. 1867.

findet ein wunderthätiges Marienbild am Luschari, er bringt es nach Saifnitz, aber das Bild kehrt von selbst immer wieder auf die Spitze zurück. Endlich versteht man seinen Willen und erbaut eine Kirche (nach einem Chronographium in der Kirche 1360, die Gründungsurkunden sind verloren gegangen). Diese wird mit der Zeit zum berühmten Wallfahrtsorte. Anfangs war sie freilich klein und wenig besucht, 1465 wird das ganze Einkommen auf sechs Mark Silber geschätzt.[1]) 1688 erzählt Valvasor[2]) von grossen Wallfahrten, besonders aus Krain, und 1744 betrug der Ertrag der Opfer schon 1415 fl. 41 kr.[3]) Interessant ist, dass 1751 ein deutscher Priester, Wolfgang Eder, Beneficiat in Tarvis, sich dem bambergischen Vicedom anträgt, auch deutsche Predigten am Luschari zu halten: »Es kommen«, so schreibt er, »auch viele deutsche Wallfahrer dorthin, und diese bringen auch den grössten Theil der Opfer, die andern Priester aber haben mit Beichthören und »windischer predigt« so viel zu thun, es sollte aber wenigstens bei grösseren Concursen auch Deutsch gepredigt werden.« Es wird ihm geantwortet, dass der Pfarrer von Saifnitz, dem der Luschari untersteht, sich schon mit einem deutschen Priester versehen habe. In unserem Jahrhunderte wird die Besucheranzahl 1853 mit mehr als 30.000 angegeben,[4]) Prettner[5]) schätzt sie nur auf 20.000, gegenwärtig beträgt sie 50—60 000.[6])

Dies sind die Orte, die man in unserem Gebiete mit Sicherheit bis 1360 nachweisen kann. Alles weist auf eine dünne und, wie ich glaube, noch durchwegs slovenische Bevölkerung hin. Dem Bisthume aber genügte diese geringe, wenig steuerkräftige Bauern- und Hirtenbevölkerung nicht, es wollte von seinem Gebiete grösseren Nutzen ziehen. Dies erreichte es durch die Begünstigung der Eisenindustrie, des Bergbaues und Heranziehung zahlreicher Colonisten sowohl zum Betriebe der beiden genannten Erwerbszweige, als auch zur Rodung noch vorhandener, anbaufähiger Landstrecken. Für die Eisenindustrie waren damals alle Vorbedingungen gegeben, Brennmaterial in den Wäldern ringsum, reiche Wasserkräfte, und selbst auch Eisenerze fand man in der Nähe.[7]) Daher entstanden denn auch in der Folgezeit an allen günstigen Wasserläufen Eisenschmieden und Hämmer.[8]) Es scheinen zuerst Italiener berufen worden zu sein, um diesen Industriezweig einzuführen. Der erste Unternehmer, den wir kennen, 1335, hat einen italienischen Namen, und Tarvis und Malborghet, die Hauptorte dieser Industrie, sind anfangs italienische Orte.

In unserm Theile des Canalthales konnte sich eine Eisenindustrie naturgemäss nur um Tarvis und in Wolfsbach ansiedeln. Es ist daher wohl kaum ein Zufall, dass man erst um ca. 1400 beide als Ortschaften nachweisen kann. Der erste, sichere urkundliche Beleg über Tarvis ist von 1399.[9]) Der Bischof Albert von Bamberg approbiert die von den Bewohnern von Tarvis neu errichtete Kirche St. Petri (die jetzige Pfarrkirche), einmal wegen der weiten Entfernung von der bisherigen Pfarrkirche, von deren Besuch die Tarviser oft durch Wildbäche und Schneefälle abgehalten worden, sodann weil in der Pfarrkirche die windische Sprache in Gebrauch ist, während die Tarviser, Gross und Klein, nur »gallicum (= friaulisch-ital.) ydeoma loquebantur«. Daher sollten sie auch einen »gallisch« redenden Priester anstellen dürfen. Daraus folgt: Tarvis gehörte zuerst zu einer anderen Pfarrkirche, und es war noch ein kleiner slovenischer Ort, jetzt 1399 ist es gross geworden durch »gallische« Einwanderung. Auch die slovenischen Riednamen rings um Tarvis weisen auf eine slovenische Urbevölkerung hin. Es erscheint übrigens bald als deutsch, jedenfalls durch Zuwanderung neuer Industriebevölkerung. 1421 ist es schon ein bedeutender, hochbesteuerter Industrieort.

[1]) Archiv f. vaterl. Geschichte, Klagenf. 1894, S. 75. — [2]) Topograph. Archid. Carinth. S. 90. — [3]) B. A. LXXXII. — [4]) Carinthia 1853, S. 47. — [5]) Jahrb. d. Ö. A.-V. I. — [6]) 1892—1894: 50—54—57.000 nach den officiellen Ausweisen in der Statistischen Monatsschrift, und nicht 40 000, wie Frischauf, J. St. G.-V. angiebt. — [7]) Auf der Uggowitzer Alm, dann am Luschari, 1391, Cod. 369 f. 141, 1704, B. A. XLVI. — [8]) Die ersten nachweisbaren 1335 u. 1356, U. K. G.-V. — [9]) U. K. G.-V.

1421 wird auch zuerst von Schmieden im Wolfsbach gesprochen, also auch hier die Besiedelung durch die Industrie hervorgerufen; es gehörte dieser Ort übrigens bis 1740 zu Malborghet [1]). Es wird daher auch den Uggowitzern, die dort ihre Weide hatten, diese ganz oder zum Theile 1467 [2]) weggenommen und den Malborghetern gegeben. Ein Unterthanenverzeichniss von 1588 [3]) lässt noch auf eine reine Industriebevölkerung schliessen. 1601 [4]) bekommen drei Leute (zwei slovenische, ein deutscher Name) die Erlaubniss zur »traidtserpauung« an dem Orte, wo noch jetzt die einzigen Wolfsbacher Felder stehen, und der 1455 noch Weide war [5]). Aus diesen historischen Verhältnissen erklärt sich ungezwungen sowohl der deutsche als auch der slovenische Name von Wolfsbach (slov. Ovčjaves = Schafdorf, denn so und nicht Vučja ves lautet der einheimische slovenische Name), und man braucht da nicht zu anderweitigen Hypothesen zu greifen.

So wie die Industrie begünstigten die Bamberger auch den Bergbau, der mit Hilfe deutscher Einwanderung betrieben wurde. Der Hauptsitz desselben in unserem Gebiete ist Raibl. Nach Gmelin »Geschichte d. Chemie I, S. 117«, erhielt schon im 15. Jahrh. eine Gewerkschaft in Raibl die Erlaubniss, Zinkvitriol zu sieden, und auf die nämliche Zeit führen uns zwei andere Spuren. 1447 [6]) wird als Grenze der Alpe hinter dem See angegeben: »enhalb stossend bei des Räblers Zinsguet«. 1456 [7]) wird den Tarvisern verliehen ein Bergwerk »bey Ine zwischen Oswalden Rabels vnd dem See in dem Flitsch gelegen« [8]). Ein Zusammenhang zwischen diesem Personennamen und dem Ortsnamen besteht jedenfalls. Ich glaube, dass der Ort Raibl (älter Rabel) seinen Namen von seinem ersten Besiedler, wahrscheinlich dem obengenannten Osw. Rabel bekommen hat. Dass auch noch auf andere Erze, ja selbst Gold und Silber hier gegraben wurde, ersieht man gleichfalls aus dieser Urkunde von 1436, auch Valvasor [9]) sagt ähnliches, ja Heller [10]) giebt sogar genauer an, die Bleibergwerke von Raibl hätten von 1535—1600 auch Gold und Silber geliefert. Ein »Sylbergraben« wird 1592 [11]) auf der Westseite des Luschari genannt. Es war also jedenfalls der Bergbau früher viel umfassender als jetzt.

Aber auch deutsche Bauernbevölkerung zog das Bisthum herbei. So entstand das Dorf Greuth, 1483 zuerst genannt [12]), welches sich auch dadurch als spätere Siedlung kennzeichnet, dass 1493 sie die entfernteren, aber älteren Goggauer von der ihnen naturgemäss zukommenden Weide im Römerthale ausschliessen wollen [13]). 1538 [14]) werden sie ausdrücklich die »teutschen Gereither« genannt.

Wenn wir alles zusammenfassen, so begreifen wir es, dass seit dem 15. Jahrhundert die Bevölkerung immer mehr anwuchs; die Menschen drangen vor in die innersten Thäler, rodeten die Wälder, um Wiese und Weide zu gewinnen, stiegen hinauf auf die Berge, um auch das letzte Grasplätzchen zu benützen. 1460 [15]) fürchtet das Bisthum, dass ihm durch »schwenden und Reuthen« die Wälder gänzlich vernichtet würden, andererseits aber konnten die Einwohner nicht ohne die Viehweide leben. 1483 klagen die sechs Dörfer im Canal, dass alle ihre Huben schon geviertelt seien [16]), und 1537 findet es das Bisthum nothwendig, durch eine strenge Waldordnung den Wald vor Vernichtung zu schützen.

Unter solchen Umständen bekamen die Almen eine erhöhte Bedeutung. Die Tarviser bekamen 1447 die Alm »Hinter dem See«, das ist das Seethal bis zur Nevea, da aber anderseits auch die Venetianer diese Alm bis zum Raiblersee beanspruchten, so

[1]) Malb. Cod. 13. — [2]) Eichhorn, Beitr. — [3]) Malb. Cod. 57, S. 104. — [4]) Cod. 369, S. 58. — [5]) Malb. Cod. 57, S. 57. — [6]) Eichhorn, Beiträge II, 260. — [7]) Malb. Cod. 57, S. 59. — [8]) Der Personenname Racbel, Rabel, Rebel findet sich in Friesach schon 1372—1387 U. K. G.-V. — [9]) Topogr. Archid. Carinth. S. 90. — [10]) Verzeichniss Bamberg. topogr.-histor. Abbildungen, Bamberg 1844. — [11]) B. A. XVI. — [12]) U. K. G.-V. — [13]) A.-A. XXX, 2/1. Act 12/5 1695). — [14]) B. A. XLV. — [15]) Eichhorn, l. c. — [16]) U. K. G.-V.

entstanden dadurch grosse Streitigkeiten, bis man sich endlich auf die heutige Grenze einigte. In dieser Verleihung ist auch die Fischbachalpe inbegriffen, wie aus anderen Urkunden [1]) hervorgeht. Die Thörler hatten das Thörler-Aibl oberhalb von Raibl schon vor 1500 im Besitz [2]), anfangs des 18. Jahrhunderts bekommen sie auch die Römerthaler Kernica, wogegen sie die Lehnen vom Fallbach südlich, welche die Raibler gerodet, an diese abtreten müssen. Im Römerthal endlich stritten sich schon 1493 die Greuther und Goggauer.

Viel länger als der kärntnerische blieb der krainerische Antheil unserer Gruppe menschenleere Wildniss. Seine Besiedelung fällt zusammen mit der Entstehung von Weissenfels, die bisher unbekannt war [3]). Einiges kann ich beibringen. 1362 [4]) schreibt der Patriarch von Aquileja an den Pfarrer von Radmannsdorf, dass jüngst erst in Forsten und Wäldern, die bis jetzt unbebaut und unbewohnt waren, Siedlungen entstanden und Äcker gerodet worden sind, auch seien zwei neue Kirchen, nämlich Lengenfeld und Kronau, erbaut worden, für diese solle er passende Vikäre suchen. 1681 wurde die Kirche St. Leonhardi in Weissenfels eine eigene Pfarre [5]). Dem waren lange Verhandlungen vorausgegangen, und die Weissenfelser erzählen in einem Promemoria, welches sie Kaiser Ferdinand II. überreichten, ihre ganze Geschichte. 1404 seien in Weissenfels Hämmer erbaut worden, 1462 eine Capelle, 1516 die Kirche, die dem Pfarrer von Kronau unterstand, jetzt aber sei ein eigener Pfarrer für sie nothwendig. Schon deshalb wollten sie einen solchen haben, weil sie selbst deutsch sind, der Kronauer Pfarrer aber nur krainerisch predigt. Der Kronauer dagegen erwidert, dass viele auch windisch sprechen, zur Betreibung des Bergwerkes sollen allerdings deutsche Arbeiter herbeigerufen worden sein, diese seien aber jetzt längst durch den venetianischen Krieg zerstreut. Es zeigt sich also hier ganz das nämliche wie bei Saifnitz-Tarvis. Zuerst eine ungemein grosse Pfarre Radmannsdorf, mit der fortschreitenden Besiedelung eine immer weiter gehende Theilung. Selbstverständlich ist die Besiedelung 1362, welche als eine slovenische aufzufassen ist, nicht bei Kronau stehen geblieben, sie hat sich nach Ratschach und Weissenfels weiter ausgedehnt, aber sobald es sich darum handelt, durch Bergbau oder Industrie die Gegend höher auszunützen, wird deutsche Colonisation nothwendig. Die zunehmende Bedeutung des Ortes veranlasste auch den Grafen Friedrich v. Cilli 1431 das Schloss Weissenfels zu bauen; nach der Ermordung des letzten Cilliers wurde es 1456 von den Habsburgern eingezogen, Kaiser Ferdinand II. verkaufte es 1636 an die Eggenberger [6]), später hatte es wechselnde Besitzer. Von den drei Orten, aus denen diese deutsche Colonie bestand (hinterm Schloss, Aichlthal und Nesselthal), scheint Nesselthal der jüngste zu sein, 1548 sind hier nur Gereute [7]). 1609 [8]) sind diese Gereute allerdings schon grösser als anderswo die Huben, 4 Bauern bewohnen sie, alle tragen deutsche Namen. Durch einen Act vom 26. Januar 1609 [9]) wird auch ein Almrecht bestimmt; es »diennen die Weissenfelser vnnd Ratschacher zugleich von beeden der See vnd Planizer Alben Jarlich funff Aglaier. Dann die Weissenfelser absonderlich zwey guette Castraun.« Daraus entstanden die heutigen Verhältnisse, welche die Nomenclatur der Berge bestimmt haben.

Im küstenländischen Antheile an unsern Gruppen liegen nur zwei Orte: Predil und Ober- und Mittelbreth. Der erstere ist eine junge Siedelung, wie wir oben gesehen haben, Breth ist jedenfalls viel älter, wann es gegründet wurde, weiss man nicht. Flitsch bestand schon 1174. Einige Zeit wird es jedenfalls gebraucht haben, bis auch in dieses Thal Colonisten kamen, wenigstens deutet der Name Breth (von dem ital.

[1]) B. A. XXVI 1619, B. A. XLV, B. A. XLVI, Cod. 369 f. 176. — [2]) A.-A. XXIX 20/1. — [3]) Krones, »Die Besiedelung d. östl. Alpenlandes«, S. 173. — [4]) Schumi, »Archiv f. Heimathkunde«, I., 12. — [5]) L.-M. v. Kr. I, 40 II. — [6]) A.-A. XXIX 16/2. — [7]) Urbar L.-M. v. Kr. I. 67 I. — [8]) L. c. I, 702 XVI. — [9]) L. c.

bretto = unfruchtbar, der slov. Name ist Stermec und srednji Log Ober- (Berg) und Mitterwald) auf eine unbebaute Gegend. — Aber für uns jedenfalls viel wichtiger als die Geschichte dieser Orte ist die Geschichte der Manhartalm.

Näher darauf einzugehen verbietet mir leider der verfügbare Raum, obwohl das Actenmaterial darüber beinahe so reichlich ist, wie über die Montaschalmen[1]). Am Ende des 11. Jahrhunderts wurde der ganze Bezirk Flitsch cum »omnibus adjacentibus montibus alpibus et pertinentiis, quorum montium fines« nach Nord bis an das Bambergische Gebiet reichten, dem Kloster Rosazzo bei Cividale geschenkt, es sind also darunter auch die Manhart- und Koritnicaalm, von denen das Kloster bis ins 18. Jahrhundert einen Zins bezog. Am Anfange des 16. Jahrhunderts erscheint die Manhartalm, damals Agorida (von slovenisch = Ograda Umzäunung) genannt, im Besitze eines Georg Conte aus Cividale, der sie 1542 an vier Brether Bauern verkaufte. Beinahe das ganze 17. Jahrhundert hindurch war sie im Pfandbesitze der Kirche zu St. Andrä am Thörl und seit dieser Zeit (1608) erscheint der Name Manhartalm. 1714 gelangte sie wieder in den Besitz von Brether Bauern.

Überblicken wir noch einmal die Resultate dieses historischen Excurses. Seit dem 16. Jahrhundert spätestens lässt sich urkundlich nachweisen, dass die Menschen die Almweiden damals so benützten wie heutzutage, besonders auch durch die hochgehenden Schafe und Ziegen. Natürlich kann es auch schon Jahrhunderte früher so gewesen sein. Da auch damals[2]), gerade so wie heute, geklagt wurde, dass die Krainer und Welschen alle Gemsen wegschiessen, so ist wohl auch der Schluss berechtigt, dass damals schon die Kenntnisse der Eingebornen von ihren Bergen die nämlichen wie heute waren. *(Fortsetzung folgt im Bande 1901.)*

Verzeichniss der häufigeren Abkürzungen.

A. A. = Arnoldsteiner Archiv im Kärntn. Geschichtsvereine in Klagenfurt (Rudolfinum).
B. A. = Bamberger Archiv im kärntn. Geschichtsvereine in Klagenfurt (Rudolfinum).
C.-M. = Catastralmappe (die Jahreszahl der Aufnahme steht daneben).
Codex 369 = Codex des Wiener Hof- und Staats-Archives suppl. 369. Titel »Perckhwerch vnd Waldtssachen in Cannal.«
Hochenwart, Beitr. = Graf von Hochenwart »Beiträge zur Naturgeschichte, Landwirthschaft und Topographie von Krain« I. u. II. Heft, Laibach 1838.
J. d. Ö. A.-V. = Jahrbuch des Österreichischen Alpen-Vereins 1864—73.
J. d. St. G.-V. = Jahrbuch des Steierischen Gebirgsvereins 1873 ff.
L.-M. v. Kr. = Archiv des Landesmuseums von Krain in Laibach.
Malb. Cod. 57 usw. = Archiv in Malborghet, verschiedene Codices, insbesondere Codex 57 enthaltend Abschriften aus Urkunden und Acten des Grazer Landesarchives und des k. Kreis-Archives in Bamberg, angefertigt durch Frl. M. v. Platzer.
Mitth. = Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V.
Orig.-A. d. K. Ill. = Originalaufnahme der Karte von Illirien 1836.
Ostalp. = Erschliessung der Ostalpen III. B.
Ö. A.-Z. = Österreichische Alpen-Zeitung 1879 ff.
Ö. T.-Z. = Österreichische Touristen-Zeitung 1881 ff.
Ph. C. = Photographische Copie der Originalaufnahme der österreichischen Specialkarte; 1 : 25000.
Sp.-K. Die österreichische Specialkarte 1 : 75000; die alte 1 : 144000.
T.-F. = Jäger »Touristenführer im Kanalthale« Wien 1873.
U. K. G.-V. = Urkunden des Kärntn. Geschichtsvereines im Rudolfinum in Klagenfurt.
Zahn-Ortsn. = Zahn »Ortsnamenbuch d. Steiermark 1893«.
Zeitschr. = Zeitschrift des D. A. und des D. u. Ö. A.-V. 1869 ff.

BIBLIOTECA

[1]) Ronchi, »Una gita al Montasio« Cronaca, S.-A.-Fr. III, 121—172. — [2]) 1597, B. A. XVI.

Herausgegeben vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein.

SCHUTZHÜTTEN « UEBERSICHTS-KARTE DER OSTALPEN, WESTLICHES BLATT



dstrasse 31, gesendet wird, folgt sofort ein in Taschenformat aufgezogenes Exemplar mit feinem Titelblatt.


CHTS-KARTE DER OSTALPEN, WESTLICHES BLATT NEUE AUSGABE
Verlag Ludwig Ravenstein, Frankfurt

udwig Ravenstein, Frank furt a. M., Wielandstrasse 31, gesendet wird, folgt sofort ein in Taschenformat aufgezogenes Exemplar mit fa






Wenn diese Karte in noch gutem Zustande unter Beilage von 80 Pfg. (auch Marken) an Ludwig
Fortsetzung siehe den Carton
Beilage zur Zeitschrift des D.u.Ö.A.V. 1886



Beilage zur Zeitschrift des D. u. Ö. A.V. 1900